
3 1761 08145089 2











Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Dritter Band

Wilde Kirschen



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Erklärung.

Jeder Mensch ist ein Original aus Gottes Hand. Je mehr er kultiviert und gebildet wird, um so stärker verblaßt die Originalität. Je blasierter und unnatürlicher diese Bildung, um so rascher geht's mit den Originalmenschen zu Ende. Darum muß man die Originale dort suchen, wo die moderne Bildung noch nicht daheim ist, in jenem großen Meere der Menschheit, das wir Volk nennen; da schwimmen sie noch herum.

Gar treffend sagt Freiherr L. von Stolberg: „Man muß den Menschen im Volke suchen, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Straßen Athens auf der Suche herumgetappt wäre." Wer sie noch fangen will, diese Originale, hat aber Eile, denn bereits dringt das „Süßwasser" der heutigen Kultur in alle Schichten des Volkslebens, die Originalmenschen sind im Aussterben. Wie die Kultur jedes Volk, das in die Geschichte tritt, aussaugt, ruiniert und dann wegwirft, so macht sie es auch mit dem einzelnen Originalmenschen.

Ich bin in meiner Jugendzeit noch unter einer Menge von Originalen als kleiner Weißfisch herumgeschwommen und will, alt geworden, eine Anzahl von ihnen im folgenden Buch ans Land ziehen, nicht, weil ich mir einbilde, damit der Welt einen Dienst zu leisten, sondern weil ich eine Freude habe an den ehemaligen Naturmenschen, und

weil es mir ein wahrer Genuß ist, sie aus meinen Erinnerungen herauszufischen.

Ich habe es dabei vorzugsweise auf eine besondere Art von Originalen abgesehen, auf die Kleinbürger und die Handwerksleute in den Landstädtchen. Sie unterscheiden sich vom Bauernoriginal lediglich dadurch, daß sie mit ihrer den Bauer nicht überragenden Volksschulbildung in der Welt draußen waren. Die Wanderschaft hat ihre geistige „Bildung" nicht alteriert, nur ihr Handwerk ausgebildet und an ihre Originalität einige Schnörkel und Arabesken gezeichnet, durch welche dieselbe nur mehr illustriert wird.

„Wilde Kirschen" nenne ich meine Leute, weil die Originalkirsche, wie der liebe Gott sie bei uns wachsen läßt, die wilde ist. Sie hat keine Kultur, ist nicht „gezweigt" und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe als ihre kultivierte Schwester. Gerade so die Naturmenschen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet habe. Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht. Ich lasse meine Kinzigtäler aufmarschieren, wie sie „leibten und lebten". Das allein hat nach meiner Ansicht für die Kenntnis der Menschennatur, wie sie im Volke auftritt, einigen Wert.

Es sind keine edlen und großen Charaktere. Die sind überhaupt selten im Leben. Es sind Menschen mit allen Fehlern, die dem Mensch-Sein anhängen, aber es sind keine übertünchten Gräber, keine blasierten Kulturmenschen.

Ich lasse sie in verschiedenen Lebenslagen auftreten, um zu zeigen, daß überall im Volksleben Natur und Poesie zu finden ist.

So möge denn dies Buch ein weiterer Beitrag sein zur Kenntnis des Volks- und Menschenlebens auf deutscher Erde! Und wenn ein oder der andere Leser in demselben Tadelnswertes findet, so möge er bedenken, daß der Verfasser in mancher Hinsicht eben auch zu den „wilden Kirschen“ gehört.

Freiburg i. B. im Juni 1888.

Hansjakob.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit besonderer Freude muß ich diese zweite Auflage in die Lesewelt schicken. Daß meine „wilden Kirschen" in einer Zeit, wo so vieles gedruckt wird und darunter manches, das weit besser und nützlicher ist als meine Schreiberei, so zahlreiche Leser gefunden haben, gewährt mir deshalb eine besondere Freude, weil ich daraus ersehe, daß die Schilderung unkultivierter Naturmenschen auch in unseren Tagen der Überkultur noch Freunde und Leser findet.

Möge der Geschmack an den „wilden Kirschen" auch fürder nicht abnehmen.

Freiburg im Juli 1892.

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

Ich habe das Buch, welches so unerwarteten Anklang gefunden, aufs neue überarbeitet und an manchen Stellen ergänzt und erweitert und wünsche, daß es in dieser Gestalt wieder neue Leser erfreuen möge.

Freiburg im Frühjahr 1896.

Der Verfasser.

Vorrede zur zehnten Auflage.

Ich habe für diese Auflage, die als Volksausgabe erscheint, das Buch neu überarbeitet und vermehrt und hoffe, daß es den Lesern so noch lieber sein wird, als in den bisherigen Auflagen.

Freiburg im März 1910.

Hansjakob.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Valentin, der Nagler 11
Valentins Zunftgenossen 55
Der kritisch' Hans 112
Die Sandhasen 134
Der närrische Maler 162
Der Christian 217
Der Postsekretär 278
Volksärzte und Heilkünstler 295
Der Hosig 335







Valentin, der Nagler.

1.

Unsere Neuzeit hat mit ihren technischen Erfindungen ein großes Stück Poesie aus der Welt geschafft. Die Dampfmaschine mit ihren Eisenbahnen hat Tausende von Studenten und Handwerksburschen von den Landstraßen weggefegt und die poetischen „Landkutschen" samt den Postillonen und Posthörnern von den höchsten Bergen und aus den entlegensten Tälern vertrieben.

Die Maschine hat aber namentlich auch die stille Poesie der Nagelschmieden begraben. War das ein poetisches Stillleben, so eine Nagelschmiede in der engen Gasse eines Landstädtchens vor sechzig und mehr Jahren: die dunkle Werkstätte, die Esse, vom Spitzhund im Rad feurig erhalten, und der rotglühende Eisenstab in der Hand des „lustigen Nagelschmieds", der von der Schwiele für den Schuhmacher bis zum Sargnagel alle Sorten Nägel zusammenhämmerte!

Der Nagelschmied hatte ein weit leichteres Geschäft als der Grobschmied. Der muß bei seiner Arbeit aufpassen, messen, probieren. Der Nagler machte seine Ware nach der

Schablone auf seinem „Stock“ und konnte nebenbei an allerlei denken: nicht bloß an Lenz und Liebe, sondern auch an Politik und ans Wirtshaus.

Die Nagler und ihre Gesellen waren deshalb zu allen Zeiten leichtsinniger und durstiger, aber auch geistreicher und lustiger als ihre Kollegen vom schweren Amboß. —

In meinen Knabenjahren nagelten in meiner engern Heimat sechs Nagler die Nägel für Stadt und Land. Jeder der sechs Meister war in seiner Art ein Original.

Der mir zunächst, dem Hause meiner Großmutter gegenüber wohnende war der Naglermeister Valentin Buß, ein leibhaftiger Bruder des berühmten Hofrats und Freiburger Universitätsprofessors Dr Buß. Mit ihm stand ich von allen Nachbarn am meisten auf dem Kriegsfuße, weil er mir, so oft er konnte, meine Tauben wegfing. Wenn er in seiner Werkstätte arbeitete, wobei er seinen Blasebalg selber durch Treten in Bewegung setzte, steckte er von Zeit zu Zeit seinen hagern Kopf mit den tiefliegenden Augen und der spitzen Bogennase zum Fenster hinaus und schaute nach seinen Tauben und ihren Gästen. Bemerkte er von den letzteren, so ließ er Eisen und Feuer im Stich, schlich zu seinem Taubenschlag und fing an zu pfeifen und zu locken, bis die fremden Tauben in seinem Gehege waren. Meine waren die nächsten und darum die gefährdetsten.

Hatte er mir ein Paar weggefangen, so begann unsere Feindschaft. Ich ließ ihn nie an unserm Hause vorübergehen, ohne ihm zuzurufen: „Buß, mache Ihr Eure Nägel und losse 's Duwefange bliwe!“ Er lächelte jeweils nur, wobei seine langen, weißen Zähne blinkten, und ging schweigend von dannen. Ich schimpfte einige Zeit, ging ihm aber immer wieder auf den Leim, d. h. ich schloß Frieden mit ihm, so oft er mir zurief und das Neueste aus der Geschichte der heimischen Taubenschläge berichtete: daß der „Bosche-sepp“ ganz „vürnehme Duwe“ gekauft oder der „Nägilespiz“ vom Schneider Maier „verschlage wore“ sei, weil er ihm ein

Paar „Rotdacher" weggefangen, oder daß man die Balken im Schlag mit Anisöl bestreichen und die Tauben, die frisch eingekauft werden, „in den drei höchsten Namen" in den Schlag werfen müsse, wenn sie bleiben sollten.

Das war Musik für meine Ohren. Ich lauschte schärfer als ein Schlachtenlenker auf die Berichte der Adjutanten und verzieh, zu allen Zeiten ein „Vertrauensduseler", dem Meister Valentin, welcher zur selben Stunde schon wieder die feste Absicht hatte, mir meine Tauben wegzufangen, alle seine Sünden gegen mein Eigentum.

Es ging mir, wie einstens in seiner Knabenzeit ihm selber. Des Hofrats und des Naglers Vater war Schneidermeister in dem benachbarten ehemaligen Frei-Reichsstädtchen Zell am Harmersbach, hatte es aber durch seine großen Fähigkeiten zum „Oberbürgermeister" daselbst gebracht. Wenn nun der Oberbürgermeister mit seiner Ehehälfte bei einer Hochzeit oder einem Balle war, brachte er, wie es allerorts im Kinzigtal üblich ist, am Abend seinen Buben „Guts" heim.

Ich kann dieses Wort Guts weder hören noch schreiben, ohne in der Seele bewegt zu werden.

Wie sehnte ich mich in meinen Kinderjahren auf die Heimkunft der Mutter, die der Kundschaft halber in der Regel die Bauernhochzeiten besuchte! — Sie brachte im Schurz jedesmal Guts: Lebkuchen, Tortenstücke und — einige gebackene Kalbsfüße, und diese letzteren galten mir als der höchste sinnliche Genuß. Ich hätte an jenen Abenden kein Königreich eingetauscht für meine Portion Kalbsfuß, und wenn ich je einmal süße Worte für meine Schwestern hatte, so war's in jenen Kalbsfußstunden, wo ich ihnen wenigstens einen Teil von ihrem Teil abbettelte.

Ähnlich erging's im schneiderlichen Oberbürgermeistershaus zu Zell vierzig Jahre früher. Da warteten der Valentin und der Joseph, der spätere Hofrat und Professor, im Bett mit Schmerzen auf die Heimkehr der Eltern.

Endlich kommen sie, und die Portionen werden verteilt.

Jetzt hub aber der zukünftige deutsche Rechtslehrer an: „Valentin, wir welle des Guts ufhebe un unter die Pfulge[1] lege, nô hemm'r morge no ebbis[2]." Bruder Valentin, der als zukünftiger Nagler als Knabe geistig etwas vernagelt war, glaubt's, legt, wie der Joseph, sein Guts unter den „Pfulge" und schläft ein, während der andere wach bleibt. Kaum ist der Valentin im Gebiet der Träume, so fängt der Joseph an zu essen und, mit dem seinigen zu Ende, greift er des Valentins Anteil unter dem Pfulge hervor und verspeist ihn ebenfalls.

Am Morgen allgemeine Verwunderung; Jakob und Esau liegen sich in den Haaren, weil jeder den andern beschuldigt, ihn um sein Guts gebracht zu haben. Der spätere Rechtsmann findet endlich Gründe genug, dem guten Valentin dritte: Katzen, Mäuse, Dienstmagd, als Schuldige aufzubinden, bis er sich zufrieden gibt, um das nächstemal wieder auf gleiche Art um seinen Kuchen zu kommen. Wie es der Joseph dem Valentin mit dem Guts, so machte es der Valentin später mir, dem leichtgläubigen und gutmütigen „Becke-Philipple", mit den Tauben.

Der Joseph aber, der als Greis mir all diese Dinge oft selbst erzählte, hatte diese Schlauheit geerbt von seinem Großvater, dem alten „Schneidersepp" von Zell. Wie schlau aber dieser Schneider-Ahne gewesen, davon nur ein Beispiel:

's ist ein kalter Wintermorgen des 18. Jahrhunderts. Der Duft hängt wie Zucker an den Tannenbäumen des Harmersbacher Tales, durch welches der Schneidersepp hinaufwandelt. Sein „Schnider-G'schirr" hat am gestrigen Sonntag der Knecht des „Hermesburen", zu dem er ins „Kundenhus" geht, mitgenommen. Der Meister trägt bloß sein Ellenmaß als Feldzeichen seines Handwerks unter dem blauen Radmantel. Aber „Luft und Duft" sind eisig kalt, es friert ihn tief in seine Schneiderseele hinein. Ein Trost nur bleibt ihm auf dem kalten Gang das Tal hinauf: der Hermesbur

[1] Kissen. Pfulge ist das altverdeutschte lateinische Wort **pulvinar**. [2] etwas.

hat gutes „Chriesewasser“[1] und die „Hermesbüri“ macht von allen Kunden des Schneidermeisters im Städtchen und im Tal den besten „Dummis“[2], die unbedingte Leibspeise unseres Schneiders.

„Guate Morge, Schnider,“ hebt der Hermesbur an, als der Meister in die große Stube tritt, „i han Euch scho gsehne 's Tal r' uff un a Chriesewasser g'holt, bis d' Büri d' Supp g'richt het.“ Die erste Hoffnung hatte sich erfüllt. Bald kam auch die stattliche Schüssel voll dampfender Milchsuppe, extra gekocht für den Schneider. Daß der Dummis zu Mittag nicht fehlen würde, wußte Meister Zwirn aus alter Erfahrung; aber ein Gedanke beschäftigte ihn den ganzen Morgen, nachdem er seine Arbeit aufgenommen hatte: wie er diesmal, wo ein ganz besonderes Gelüste sich in ihm regte, zu einer möglichst großen Portion Dummis gelangen könnte.

Der Schneider wußte, daß er als Teilhaber an dem fröhlichen Mahle den Hermesbur bekommen sollte, der ebenfalls gerne Dummis aß. Denn so war's noch zu meiner Kinderzeit Sitte, daß, wenn ein Schuhmacher oder Schneider auf dem Land ins Kundenhaus kam, ihm besonders serviert wurde. Nachdem „die Völker“, wie der Bauer im Kinzigtal heute noch seine Dienstboten nennt, gegessen hatten, wurde frisch gedeckt für den „Bur“ und für den „Meister“. Je nach der Art der Bäuerin und der Qualität des Bauernhofes gab's da ein mehr oder weniger großes „Herrenessen“. Die Hermesbüri war bester Art und der Hermeshof, auf einer Anhöhe an der Talwand gelegen, der schönsten einer im ganzen „Hambe“[3].

Mehr denn eine „Prise“ aus der keinem Schneider der alten Zeit fehlenden Schnupftabaksdose wanderte in die

---

[1] Kirschenwasser.

[2] Ein Gebäck aus Mehl und Eiern, das in der Pfanne in kleine Stücke zerhackt wird. Das Wort Dummis, offenbar von ‚Dominus‘ (Herr), soll diese Speise als die erste, die beste bezeichnen.

[3] Abkürzung für Harmersbach.

Nase des Schnidersepps, als er an jenem Wintermorgen nachdenklich in der Stube nähte, während der Bauer mit seinen Knechten in der Scheune seine Sommerfrucht ausdrosch, daß es hellauf ins Tal hinuntertönte. Die Bäuerin spann mit ihren Mägden, auf der Ofenbank sitzend, und wunderte sich, daß der Meister heute so still war. Sonst hatte er immer das neueste aus dem „Städtle" erzählt und die „Wiwervölker"[1] aufs beste unterhalten.

Die gute Frau ahnte nicht, daß der Schneider den ganzen Morgen einem Attentat auf den Hermesbur nachbrütete. Doch als die Bäuerin nach zehn Uhr den Spinnrocken verließ und mit den Worten in die Küche ging: „So, Meister, jetzt will i go d'r Dummis richte," da war der Plan des Schneiders fertig.

Um elf Uhr rückten die Völker zum Essen an, Knechte und Mägde, und als diese nach einer halben Stunde abzogen, ward für den Meister und den Bur gedeckt. Suppe, Speck und Sauerkraut bildeten das „Entree", dem mein Schneider aber sehr wenig Beachtung schenkte. Hierauf brachte die Bäuerin eine Platte voll Dummis, garniert mit „Hutzeln"[2], und jetzt ließ der Großvater eines Hofrats und meines Nagler-Nachbars seinen Plan los. „Hermesbur," so brach er sein Schweigen, „i han Euer Vatter no guat kennt, han em menge[3] Schobe (Wams) gmacht un Sunntigshose us Kalbläder. 's isch a brave Mann gsi[4], schad', daß 'r johrlang krank g'läge isch. Ihr sinn[5] dozuomol no jung gsi, Hermesbur, aber d'r Muatter rächt an d' Hand gange. I waiß no wohl, wia Ihr als durchs Zeller Städtle g'fahre sinn zuo dem un sällem Dokter. Was isch's au für a Kranket gsi, dia der Vatter kah[6] het, un wo sinn Ihr überall na[7] zua dene Dökter?"

---

[1] „Wiwervölker" nennt der Kinzigtäler alle weiblichen Geschöpfe im Haus zusammen, vom Kind bis zur Großmutter.

[2] ganze, gedörrte Birnen. [3] manchen. [4] gewesen. [5] seid. [6] gehabt. [7] hin.

Der Hermesbur, der, wie die meisten Menschen, gerne von seinem „Vater selig" erzählte, legte die Gabel beiseite und fing an zu erzählen. Darauf hatte der schlaue Schneider gerechnet. Er wußte, daß ein Bauersmann, wenn er etwas erzählen will, was ihm am Herzen liegt, nicht zugleich essen kann. Der Bauer erzählte, und der Schneider aß. Je mehr der erstere die Erzählung ins Lange und Breite zog, von den verschiedenen Ärzten, Kuren und Salben und deren Erfolg berichtete, um so tiefer senkte sich des Schneiders Gabel in den Dummis, und um so leerer ward die Platte. An der merkte schließlich der Hermesbur den Witz des Schneiders; er schloß seine Erzählung und wollte nun seinerseits den Dummisesser in seinem eigenen Garne fangen. „Aber jez, Schnider," so endete der Bauer seinen Bericht, „jez verzelle mir au, an wellere Krankheit Euer Vatter g'storbe isch!"

Aber der Schneider, ohne eine Sekunde mit Essen aufzuhören, sprach kurzweg: „Hermesbur, do kann i gar nix verzelle, mi Vatter isch Knall un Fall ame Schlag gstorbe un isch in zeh Minute gsund un tod gsi." Sprach's und aß ruhig den Rest des Dummis mit dem Bur weiter. Den ärgerte es aber doch, daß der Schneider ihn überlistet, und als die Bäuerin abtrug, meinte er: „Wib, morn machsch zwai Platte voll Dummis, mir aine un dem Schnider aine, no kann jeder ässe und verzelle, was er will!"

So brachte der Schneidersepp von Zell den Hermesbur um seinen Dummis, und ähnlich sein Enkelsohn Joseph den Bruder Valentin um sein Guts, und der Bruder Valentin, vulgo Nagler Buß, den Becke-Philipple um seine Tauben. —

Übrigens starb der alte Hermesbur, dessen Krankheitsgeschichte seinen Sohn ein „Dummisessen" kostete, wie ein Held. Auf einer kleinen Anhöhe liegt, wie schon gesagt, der Hermeshof und schaut ins stille Tal hinab bis gen Zell zur Wallfahrtskirche. In diese war manchen Samstag in gesunden Tagen der alte Bur gewandelt der „Mutter Gottes

zulieb", und als er krank und kränker ward, hatte er seine Kinder hinabgesandt in die Kapelle, damit sie für ihn beteten um eine glückliche Sterbstund'. Der Kaplan von Zell aber brachte ihm öfters die heilige Wegzehrung. Drum fürchtete der Hermesbur das Sterben nicht.

Es war ein heißer Sommertag, als der Sensenmann auf dem Hermeshof anklopfte, um den Bur zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruhte, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden das Sterbelager des Vaters. Drunten im Tal arbeiteten Knechte und Mägde, um die Weizenernte heimzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Tale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

„Der Himmel selbst flammt auf, wenn Fürsten sterben",

sagt Shakespeare, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst. Er war es wenigstens noch zu Zeiten des alten Hermesburen. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Hügels. „Ich kann allein sterben," hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „helft ihr drunten den Völkern Garben binden und sorgt für euer Brot zur Winterszit. Ich bruch keins meh, ich wart' uf den Winter drunte im Gottsacker."

Hinter dem uralten Kasten in der Sterbekammer stand eine alte, lange Flinte, im Hause von jeher nur „der Brummler" genannt. Schon der Urahn des Sterbenden hatte mit dem Brummler das Neujahr und die Kirchweih' ins Tal hinuntergeschossen. Mit ihm wollte auch der sterbende Hermesbur seinen Tod ansagen. „Legt mir den Brummler," so sprach er weiter, „geladen unters Kammerfensterle und bindet ans Schloß eine Schnur. Die gebt ihr mir in die Hand." So geschah es. Alsdann redete der Alte weiter: „So, jetzt geht ihr hinab und helft Garben machen, und der Vater wartet auf den Tod. Wenn der kommt, zieh' ich die Schnur am Brummler. Wenn ihr dann den Schuß im Tal

drunten hört, dann kniet nieder und betet ein Vaterunser und „Herr, gib ihm die ewig' Ruh'" — denn euer Vater ist tot. Und jetzt behüet euch Gott! Bleibt brav, wie euer Vater und Mutter es auch gewesen sind!"

Nun gab er jedem seiner Kinder die Hand zum Abschied und mahnte sie zur Eile mit den Worten: „Aber jetzt geht schnell, 's donnert schon wieder."

Der Alte hatte allzeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille aber war heut wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab, und unter Tränen banden sie ihre Garben. Tränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Hermeshof, ob sie nicht vor dem Donnern des Himmels den Brummler überhört hätten.

Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhren Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gibt das Todessignal des Vaters. Neben den Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm". Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch.

So sterben große Menschen, und große Menschen finden sich nicht bloß auf Fürstenthronen, auf Schlachtfeldern, auf Kathedern, sie finden sich, oft weit größer, auch in stillen Tälern, auf einsamen Gehöften. Im Volke, diesem Meere der Menschheit, da leben Adamskinder von jeder Sorte. —

2.

Der Enkel des Dummis-Schneiders von Zell, der Nagler Valentin, hatte aber außer dem obengenannten noch ein ander Mittel, mich zu versöhnen, wenn er mir meine Tauben

weggefangen hatte. Er züchtete Kanarienvögel, und ein Kanarienvogel war mir die höchste Blume der gefiederten Welt, aber in jenen Tagen unerreichbar; denn es kostete einer einen Kronentaler. Ein Kronentaler war mir aber damals ein Geldbegriff, den mir heute eine Milliarde nicht höher beibringt.

Selbst mein Vater brachte es nie zu einem Kanarienvogel; er erlaubte sich höchstens einen Zeisig, den ein alljährlich durchreisender schwäbischer Vogelhändler ihm für sechs Kreuzer lieferte.

Ich erinnere mich noch gar wohl jenes sonnigen Septembertages, da unter uns Knaben die Kunde drang, in der Mühlenstraße sei ein entflogener Kanarienvogel. Den ganzen Morgen trieben wir, als ob Leben und Tod davon abhingen, das Vöglein von Baum zu Baum, von Dach zu Dach, bis es mir gelang, oben bei der Ziegelhütte an der Mühlenkapelle seiner habhaft zu werden. Der erste Sieger bei den olympischen Spielen der alten Griechen konnte unmöglich glücklicher gewesen sein als ich.

Am Nachmittag aber kam des Hinterskirchs Joseph, der bereits auf dem Amt als Aktuar fungierte und deshalb, obwohl ein Haslacher, bei uns Knaben einen Mordsrespekt genoß, und requirierte den Vogel als sein Eigentum. Ich hätte lieber einen Wolf gesehen als diesen Joseph, der mir übrigens meinen Schmerz dadurch versüßte, daß er mir für den jungen Hahn eine alte Henne gab. Mir aber war doch geholfen, denn der gelbe Vogel war mir alles, am Gesang lag mir nichts. Ich hörte ja täglich in Feld und Wald alle Vögel singen.

Wenn mir nun der Nagler Buß rief, er habe junge Kanarienvögel oder Eier, er wolle sie mir zeigen, so sprang ich freudig in seine niedere Stube und vergaß über meinem Schauen und dem Explizieren Valentins allen Taubenschaden. —

Einen dritten Balsam hatte der Taubenfänger noch, um

mich von meinem jugendlichen Grimm zu heilen. Es starb ihm bisweilen ein kleines Kind, und da nahm er mich regelmäßig zum Kreuzträger; eine Würde, die sechs Kreuzer eintrug und darum von uns Knaben sehr begehrt war. Aber sie machte uns auch sonst stolz, weil man einen weißen „Flor" über den Oberleib trug und so parademäßig ausstaffiert wurde. Der Nagler bezahlte mich bei Heller und Pfennig, und ich war so naiv, daß ich nicht daran dachte, er hole sich sein Geld wieder doppelt und dreifach beim ersten Paar Tauben, das er mir wegpfiff.

Einmal fing er mir ein Paar Rotschwalben, damals seltene Tauben. Unser Lehrjunge, der Sepp, hatte sie mir aus seiner Heimat Schapbach an einem Sonntagabend mitgebracht. Weit das Tal hinauf war ich dem Sepp entgegengegangen, weil ich wußte, was er bringen sollte. Oben am Waldrand, wo die Kinzig am Urwald hinschweift, traf ich den Sepp. „Hesch Duwe?" war mein Ruf von weitem. „Jo, Heiner, un no Küachle[1] dezua von miner Muatter." Mit diesen Worten nahm er von seinem Stock, den er über der Achsel trug, zwei kleine, zwilchene Handsäcke herunter. In dem einen waren die Tauben, im andern die Küchle. Selig wanderte ich, den Taubensack tragend, mit Sepp dem Städtchen zu, und ich wäre jene ganze Nacht im Taubenschlag geblieben, wenn der Vater es geduldet hätte. Als die Tauben das erstemal auf unserm Dache paradierten, sah sie der Nagler Valentin, und zwei Tage später, während ich in der Schule war, fing er sie.

Ein Nachbar, der Wagner Fürst[2], ihm gegenüber wohnend, hatte ihn beim Fangen beobachtet und meldete mir sofort den Hergang. Fürst, ein Bruder des „Fürsten vom Teufelstein" in meinen „Waldleuten", damals noch ledig, war mein Freund. Er liebte unsere Magd, die runde Luit-

---

[1] Küchle, bekanntes Gebäck.

[2] Näheres über ihn steht in den Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit".

gard, und ich bestellte ihm Grüße, erzählte ihm, was sie arbeite und wo sie sei. Dafür war er mein Freund; von dem tief seelischen Grund der Freundschaft aber hatte ich keine blasse Ahnung. Ich glaubte damals nur an eine Liebe, an die zu den Tauben, zu Feld und Wald.

Der liebende Freund wußte mir auch einen Rat. „Wenn der verfluchte Nagler," so sprach er im reinsten Hochdeutsch, „ins Feld geht, so holen wir die Tauben wieder. Ich werde dir helfen."

Hinten im Stricker, weitab in einem Waldtale, hatte der Valentin sein Feld, auf dem er zur Sommerszeit den größten Teil des Tages verbrachte. Weib und Kinder, soweit die letzteren marsch- und arbeitsfähig waren, begleiteten ihn. Aber in der obern Stube saß eine alte, alte Frau beständig am Fenster; die fürchtete ich, wie alle alten Weiber, die mir fremd waren. Es war des Hofrats und des Naglers Mutter. Bis zur achtundvierziger Revolution war sie beim Sohn Hofrat in Freiburg gewesen. Als der samt seiner Familie flüchten mußte vor den Revolutionsmännern, nahm unser Valentin die Mutter zu sich und behielt sie bis zu ihrem Tod.

Und vor dem Hause meines Taubenmarders saß noch ein zweites weibliches Wesen als Wächter: die Schwägerin des Naglers, „das Bührer-Nanne". und hütete die kleinern Kinder. —

Es gibt unter dem weiblichen Geschlechte nicht so viele Originalmenschen wie beim männlichen. Das Weib ist von Natur aus mehr veranlagt, sich nicht so zu geben, wie es ist. Es spielt bei ihm zu viel Ziererei und Heuchelei mit. Aber das Bührer-Nanne war ein Original, wenn auch stark verblaßt durch ihr Vorleben. Einst eine Originalschönheit, war sie über das unfern von Hasle gelegene Straßburg nach Paris gekommen. In dem Babel an der Seine hatte sie alles verloren, selbst einen Teil ihres Verstandes. Die Weltstadt spie sie dann wieder aus, und arm und geistesgestört war sie zurückgekommen an die Kinzig. Das Spital für Arme und

Kranke nahm sie auf, und dem Schwager Valentin hütete sie tagsüber seine Kinder.

Sie war eine große, stattliche Person und hielt ihren Zwilchrock stets mit der Rechten ganz elegant etwas in die Höhe, als trüge sie ein Schleppkleid. Ihr Leibspruch war: „Rosa ist meine Lieblingfarbe und lila mein Ballkleid." Diese Parole riefen ihr deshalb spöttisch die jungen Mädchen auf der Straße zu.

Es war dieser Spott aber Musik für der Nanne Ohr. Sie blieb jeweils stehen und erzählte den Mädchen von den schönen Bällen und Kleidern in Paris. Ihr steter Schluß aber war: „Kinder, seid brav, brav und geht nie nach Paris, nach Paris!" Sie sprach ebenso hastig als fein deutsch. Bisweilen hatte sie ihre bösen Stunden, und dann gab sie auf „Rosa und Lila" kein Echo. Wenn man ihr aber dann „Fräulein Nannette" zurief, da lächelte sie heiter, nickte und ging vergnügt weiter.

Sie war eine Schul- und Jugendfreundin meiner Mutter gewesen. Gar oft besuchte sie dieselbe und bat um eine Stärkung. „Cecile, gib mir auch wieder ein Gläschen!" war ihre regelmäßige Anrede. Und dann fuhr sie fort zu klagen über die rohen und boshaften Menschen im Spital.

In steter Fehde lebte sie da mit dem „Gottlütsepp". Dieser wollte die erste Rolle spielen unter den „Spitälern", weil er sehr viel gelesen hatte und namentlich die Hussitenkriege auswendig kannte. Er war aber nie über das Weichbild des Städtchens hinausgekommen. Fräulein Nannette hatte ihre Bildung in der großen Welt geholt und besaß wenig positives Wissen, aber feine Manieren. Und da die letzteren bei den meisten Menschen, nicht bloß bei Spitalarmen, mehr gelten als Gelehrsamkeit, so hatte das Bührer-Nanne mehr Anhang als der Hussite Gottlütsepp. Dieser suchte nun seine Gegnerin herabzusetzen durch allerlei mehr oder weniger derbe Pariser Anspielungen. Dann ging der Spektakel los im ganzen Spital. Hie Nanne, hie Gottlütsepp! wurde das Feldgeschrei.

Ich erinnere mich noch wohl, wenn ich in der Großmutter Garten, in der Nähe des Spitals, mich befand, an das Lärmen und Toben, welches die Großmutter mir jeweils mit den Worten erklärte: „D'r Gottlütsepp un 's Bührer-Nanne wäre wieder hinteranander si."

Die Nanne schimpfte den Gottlütsepp meist den „ewigen Spitäler", weil er schon im alten Gottleuthaus[1] drunten beim Kirchhof gewesen und mit ins neue Spital übernommen worden war. Daher auch sein Name. Der Sepp behauptete aber, ein geborenes Recht darauf zu haben, weil seine Ahnen von altersher im „Gottlüthus" das Hausmeisteramt gehabt hätten.

Als die Hussiten unter dem schwarzen Prokop auf das Konzil nach Basel ritten, nahmen sie, so versicherte der Gottlütsepp baumfest, den Weg durchs Kinzigtal und über die Elzacher Eck. Am letzten Haus in Hasle hätten sie Halt gemacht; es war das Gottleuthaus. Des Hausmeisters „Kätherle" habe, da sonst niemand dagewesen, den Reitern den Wegweiser gemacht bis auf die Heidburg. Am Abend sei einer der Reiter zurückgekommen und beim Kätherle geblieben all sein Lebtag. Von dem stamme er, der Gottlütsepp, ab. Daher seine Liebe zu den Hussiten und sein Forschen in ihrer Geschichte.

Der Gottlütsepp und das Bührer-Nanne waren beide der Spott von jung und alt. Ich konnte nie, so leb- und boshaft ich auch als Knabe war, sie verspotten helfen. Es kamen mir beide als merkwürdige Personen vor, denen ich gerne zuhörte, besonders dem Gottlütsepp. Vor dem Spital stand ein großer Wurzelstock von einem Apfelbaum, auf dem saß der Gottlütsepp und wir Knaben um ihn. Ich lauschte mit ganzer Seele, wenn er dann vom Hussitengeneral Ziska und seinen Taboriten erzählte und von den böhmischen und mährischen Brüdern und ihren Siegen.

[1] Haus, wo die Leute um Gottes willen, als Gottesleute, verpflegt werden, also Spital.

Und stets nahm ich mich seiner an und versicherte ihn meines Glaubens, wenn am Schluß seiner Erzählung die anderen Knaben, um ihn zu ärgern, riefen: „Gottlütsepp, 's isch alles verloge", was ihn jeweils tief schmerzte.

Ich bedaure heute, daß ich in den Seelen eines Gottlütsepp und einer Bühreꝛ-Nanne nicht habe näher lesen können. Der Sepp starb, da ich noch ein dummer Studentenknabe war und mich um alles in der Welt eher kümmerte als um psychologische Studien an Spitalmenschen. Die Nanne sah ich zum letztenmal beim Tode meiner Mutter. An jenem trüben Dezembertage des Jahres 1867, einem der traurigsten meines Lebens, stand ich weinend in der Hausflur des Elternhauses, als sie die Mutter im Sarge die Stiege heruntertrugen. Zur Seite hörte ich auf einmal eine fremde Person schluchzen: „Oh, sie war so gut mit mir!" Es war das Bühreꝛ-Nanne. Ihre Worte aber konnte ich tausendfach mehr auf mich selber anwenden, und ich weinte jetzt laut auf. —

Die arme Spitälerin, welche meiner Mutter im Tode längst nachgefolgt ist, hätte ich wohl ganz vergessen, wenn nicht ihr Schwager Valentin, der Nagler, und seine Taubenfängerei ihr Bild in mir wachgerufen hätten. —

Um das Attentat auf des Naglers Taubenschlag auszuführen, war es nötig, die Nanne vom Hause wegzubringen. Der Fürst, der wußte, wie man mit Weibern verkehrt, fand Rat. „Fräulein Nannette," sprach er in süßer Rede, „hätten Sie nicht die Güte, mir droben beim Gotterbarm zwei Zigarren zu holen?" Wer freundlich mit der Nanne redete, hatte sofort ihr Herz. Gerne willfahrte sie und trollte mit den Kindern die „hintere Gasse" hinauf.

Jetzt stürzen der Wagner und ich ins Haus. Der Fürst stellt sich im zweiten Stock vor die Türe der alten Oberbürgermeisterin von Zell, und ich eile eine Treppe höher, dem Taubenschlag zu. Richtig fand ich da meine Rotschwalben in einem besonderen Käfig. Wie ein junger Marder fuhr

ich auf mein Eigentum los und damit die Stiege hinunter, wo der Fürst treulich die von mir gefürchtete Alte gehütet hatte. Sie war ahnungslos in ihrer Stube sitzen geblieben.

Ein König, der sein verlorenes Reich wiedergewonnen, kann nicht glücklicher sein als ich damals. Weniger Reiz hatte die Sache für meinen wackern Helfershelfer, den Verehrer unserer Luitgarde. Es gibt in jedem Dorf und in jedem kleinen Städtchen Leute, die nichts lieber tun, als andere „hintereinanderzurichten". Goethe sagt so richtig:

> Lebst im Volke, sei gewohnt,
> Keiner je des andern schont.

Zu diesen Leuten gehörte auch der obere Nachbar des Valentin, der „wütig' Schlosser", Xaver Neumaier. Der schwärmte zwar für die „Christus-Religion", aber wenn er zwei hintereinanderhetzen oder einen Bauer „herumlegen" konnte, war er dabei. So erzählte er am Abend, als stiller Beobachter des nachmittägigen Vorganges, dem Nagler unsern Hausfriedensbruch. Das schlechte Gewissen des Valentin ließ mich zwar in Ruhe, aber den Fürst griff er noch am gleichen Abend mit heftigen Reden an. —

Als ich anno 1852 nach Rastatt zog ans Lyzeum, hörte meine Taubengeschichte auf und damit auch der Streit mit dem Nagler Valentin.

In den Ferien suchte ich ihn bisweilen noch friedlich auf, und er erzählte mir aus dem Leben seiner Tauben und seiner Kanarienvögel.

Und als ich viele, viele Jahre später auf „wilde Kirschen" fahndete, hat er mir auch aus seinem Leben erzählt, wie er Nagler geworden und nach Hasle gekommen sei.

Sein Schneider-Vater war zwar Oberbürgermeister, aber dabei kein reicher Mann geworden. Trotzdem beschloß er, seine zwei talentvollen Söhne, den ältern Joseph und den jüngern Nepomuk, studieren zu lassen. Valentin, der mittlere, rangierte zwar in der Schule auch stets unter den ersten,

hatte im Schreiben und Lesen alle andern „hinunterbugsiert" und oft für den Lehrer Schule gehalten, war aber an Geist hinter seinen Brüdern etwas zurückgeblieben. Er ward deshalb zum Handwerk bestimmt.

Der Joseph befand sich schon auf der Universität Göttingen, als an Valentin die Entscheidung herantrat, was er werden wolle. Die Wahl stand ihm frei. Neben dem Elternhaus in Zell nun hämmerte ein Nagler seine Nägel, und die Buben waren gar oft bei ihm in der Werkstätte gewesen und hatten zugeschaut. So faßte Valentin eine Vorliebe fürs Naglerwerden. Die Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Noch lieber ein Schneider als ein Nagler," sprach sie, „das ist ja das armseligste Handwerk!" Aber der Valentin wollte eben lieber hämmern als schneidern, und da der Meister Nagler dem zukünftigen Lehrbuben wöchentlich noch sechs Kreuzer Lohn zusagte und der Vater all sein übrig Geld nach Göttingen schicken mußte, wurde Valentins Wunsch erfüllt. „So," erzählte er mir, „bin ich ein Nagler und ein Märtyrer geworden, der Bruder Joseph aber ein Hofrat und ein Apostel!"

Der Jüngere, Nepomuk, studierte Medizin, brachte es aber ob seines Leichtsinnes nicht zum Examen und ließ sich zu Louis Philipps Zeiten in Straßburg als Unterarzt nach Algier anwerben. Er machte dort alle Kämpfe und Belagerungen mit, auch Reisen nach Palästina, und stand, was dem Valentin am meisten imponierte, auf dem Berge Sinai. Er starb als französischer Regimentsarzt noch ziemlich jung. —

Als der Valentin ausgelernt hatte, mit siebzehn Jahren, ging er auf die Wanderschaft. Er kam bis Baden-Baden, wo er Arbeit fand. Hier ersparte er sich hundert Gulden; für einen Naglergesellen mit einem Gulden Wochenlohn eine Riesenleistung. Er war aber auch der „schönste Naglergeselle" in Baden geworden, ging bei allen Meistern, bei denen er „zünftig" war, aus und ein und war „überall bekannt, wo schöne Meisterstöchter wohnten".

Als des Oberbürgermeisters Nagler zum „Spielen" heimkam, „spickten" die Zeller, denn der Valentin war nicht bloß ein schöner, sondern auch ein stolzer Geselle. Er trug Steghosen, einen Zylinder und einen Meerrohrstock mit silbernem Knopf; der letztere war damals die höchste Zierde eines Gesellen, wenn er aus der Fremde heimkam.

Die Zeit vom „Spielen" bis zum „Assentieren" wollte unser Valentin nicht fern der Heimat zubringen, und so trat er in dem benachbarten Hasle als Geselle beim alten „Naglerfranz" ein.

Wenn in Hasle ein fremder Geselle eintritt, so muß er schon erster Güte sein, nicht im Handwerk, sondern in der „Fidelität", wenn die Bürgersöhne der gleichen Zunft mit ihm Kameradschaft machen. Die Nagler gehörten damals an der Kinzig zur sogenannten alliierten Zunft, welche die Hutmacher, Nagler, Hafner, Kupferschmiede und Blechner umfaßte.

Der junge Zeller muß in jeder Beziehung unter die allzeit lustigen Haslacher gepaßt haben, denn die zwei Söhne des Hafners „hinter der Kirche", der Sepp und der Fidele, nahmen ihn alsbald in ihre Freundschaft auf. Den Sepp kennen wir aus meinen Jugenderinnerungen als Posaunenbläser auf dem Kirchenchor und als Sauvegarde des Pfarrers während der Revolution von 1848. Der Fidele aber war, als der Valentin in die Zunft einrückte, eben erst aus der Fremde heimgekehrt, und zwar mit einer Kuh.

Er hatte in Gernsbach einige Jahre gearbeitet bei einem armen Hafnerteufel, der dem Gesellen selten den Lohn ausbezahlen konnte. Der Meister kam zum Bankrott, und der Fidele, um zu seinem Guthaben zu kommen, mit ihm überein, daß er noch schnell an der Kuh im Stall sich bezahlt mache und von dannen ziehe. Er schnallte sein Felleisen auf den Rücken, nahm seinen Wanderstab in die eine und das Kuhseil in die andere Hand, zog landaufwärts und an einem schönen Abend im Städtchen ein.

Mit einer Kuh kam wohl selten ein Handwerksbursche aus der Fremde, drum großer Jubel unter den Haslachern, die denn richtig in der Fastnacht den Fidele „spielten".

Zu der Zeit, da mir der Fidele zum Bewußtsein kam, war er schon ein älterer Mann, der mir durch seine kleine Gestalt und seine geröteten Augen auffiel und durch den Umstand, daß er auf der Straße stets beide Hände in den Hosentaschen trug. Er wandelte damals allgemein unter dem Namen „der Morgenstern" im Haslacher Gebiet umher.

Diesen poetischen Spitznamen verdankte er seiner großen Vorliebe für Spaziergänge in Feld und Flur vor Sonnenaufgang. Er erklärte, es gebe nichts Gesünderes als den Morgentau, den nehme er, bevor „die Sonne aufstehe", von den Blättern und wasche damit seine entzündeten Augen. Böse Leute meinten, der Morgenstern habe es aber nicht bloß auf den Tau des Himmels abgesehen bei seinen Wanderungen, sondern auch auf die Feldfrüchte, und er bringe von seinem Tauwaschen manchen Sack voll Äpfel und Birnen mit nach Hause. —

Also der Hafner-Sepp, der Fidele, der Valentin und der Hutmacher-Hans, Johannes Kilgus, — welch letzterer nie Kummer hatte außer am Montagabend, wenn das Geld alle war; da seufzte er: „Das Leben ist schön, aber kostspielig" — bildeten eine ebenso lustige als feste Kameradschaft, die dem Valentin über alles ging. An Sonntagen ward gekegelt und Bier getrunken beim „süßen" Lang, der eben aus Lyon gekommen war und sein Geschäft eröffnet hatte. Er wohnte unten am Klosterbach und hatte einen Sommerkeller am Strickerwald, mitten in den Fichten, errichtet. Da hallte es durch Berg und Wald und Tal, wenn die Haslacher Gesellen sangen oder Kegel spielten. Und wenn die Sonne über den Wald hinuntergegangen war, zogen sie hinauf in die Mühlenstraße zum „suren" Lang, um weiter zu trinken und zu johlen.

Die beiden Bierbrauer hatten ihre Übernamen nicht vom Bier, sondern von ihren Physiognomien. Der Matthäus Lang

in der Mühlenstraße machte stets ein grimmiges, tief ernstes Gesicht, darum hieß er der „sure" Lang. Der Joseph, sein Vetter am Klosterbach, war das Gegenteil, er lächelte stets freundlich und heiter, weshalb die Haslacher ihn den „süßen" Lang getauft hatten.

Merkwürdigerweise stand der von ihnen produzierte Gerstensaft im umgekehrten Verhältnis zu den Spitznamen der zwei Brauer. Der süße Lang hatte meist saures Bier und der saure Lang süßes. Der Matthä machte nämlich seinen Stoff in der Regel erst einige Tage vor dem Sonntag, und wenn er es vorher vergaß, oft erst am Samstag Nachmittag. Es war also ungegorenes, gekochtes Malz, darum süß.

Der saure Meister verhehlte das seinen Gästen auch gar nicht, ja er war stolz darauf und äußerte wohlgefällig, wenn er die Gläser kredenzte: „Gestern noch Malz g'west, heut schon Bier." Er sprach mit Vorliebe den bayerischen Dialekt, um daran zu erinnern, daß er im ersten Bierlande studiert habe.

Es gehört zu meinen frühesten Knabenerinnerungen, daß der Vater mich in der Sommerszeit morgens mit ins Feld nahm auf die „Spießäcker" oder in die „Leimengrube", wo die Taglöhner gerade arbeiteten, und dann auf dem Heimweg mit mir beim suren Lang einkehrte. Die Frau des Matthä war eine Base des Vaters und beeilte sich jeweils, mir irgend etwas Passendes zwischen die Zähne zu geben. Dazu einige Schluck von dem süßen Gebräu, das galt mir damals weit mehr als heute das glänzendste Diner.

Mein Vater hatte viel Anlage zu sarkastischen Bemerkungen, und wenn der finstere Bierwirt mit seinen kleinen Augen und den starken schwarzen Augenbrauen darüber seinen dicken, trüben Stoff hinstellte mit den Worten: „Philipp, gestern noch Malz g'west, heut schon Bier" — konnte mein Vater sagen: „Matthä, Du bist ein Hauptkerl, Dein Bier speist und tränkt!"

Doch die Menschen waren damals ebenso lustig und vergnügt bei diesem Auchbier, als heute bei den chemischen Malzpräparaten. Und den stärksten Beweis für die Unverwüstlichkeit des Haslacher Humors finde ich darin, daß die Haslacher alleweil lustig sind, mag das Bier gut oder schlecht sein. —

Die Tage beim süßen und beim sauern Lang und die Freundschaft mit dem Morgenstern und Konsorten machten unserem Valentin den Aufenthalt in Hasle über alle Maßen angenehm. Zwar hatte der alte Naglerfranz eine rotbackige Enkelin bei sich, die ihm das Hauswesen führte, aber der Valentin hatte seine Augen weit weniger auf sie geworfen, als die „Lis" und der Naglerfranz auf den schönen und fleißigen Gesellen. Sie sahen ihn ungern scheiden, als die Zeit kam zum Rekrutieren, und auch er schied mit schwerem Herzen, aber nur vom Morgenstern und seinen Mittrabanten.

Wenige Wochen später, und der Valentin trug das Kleid des Artilleristen in Gottesau bei Karlsruhe. Ende der zwanziger Jahre Soldat zu sein, war kein großes Wagnis. Aber Meister Valentin war später doch allezeit stolz darauf. Ich erinnere mich gar wohl, daß in seiner Wohnstube sein Abschied als treu gedienter Artillerist hing, und daß ich oft andächtig an der Tafel hinaufschaute, auf der ein Soldat neben einer Kanone abgemalt war. Am meisten ärgerte es ihn, wenn man zweifelte, ob der schöne Soldat sein einstiges Ebenbild gewesen sei.

Als er eines Tages, er war schon Waldmeister der Stadt, in seinem grünen Rock, mager und hager, schreibend unter seinem „Abschied" saß, und ich vorlauter Bube fragte, ob er der Soldat gewesen, und auf seine Bejahung es nicht glauben wollte, rief er: „Frog di Vatter, du Luser, er isch mit mir in Uniform 's Tal 'r uff; er als Grenadier, ich als Artillerist. Sither sinn keine zwei so schene Soldate mehr in Urlaub komme. Und des isch mi Porträ!"

Nach tadellosem und tatenlosem Soldatendienst wan-

derte der Valentin wieder in die Fremde und zwar gen Freiburg, wo sein Bruder Joseph bereits gefeierter Universitätsprofessor war. Der Apostel, wie der Valentin zu sagen pflegte, sorgte dem Bruder Märtyrer für eine Stelle in einer Nagelschmiede, und während der Joseph dozierte, hämmerte der Valentin. An Sonntagen durfte er den Professor besuchen und bekam einen Kaffee, damals eine Delikatesse.

Zuerst arbeitete der Valentin auf dem „Rempart" beim Nagler Hauser. An Sonntagen trug er, wie damals üblich, seine Soldatenuniform, aber nicht die „Kommismontur", sondern eine „feine, eigene".

Als bildschöner, schlanker Artillerist eroberte er so das Herz einer jungen, schönen Schwarzwälderin aus Hammereisenbach, die bei ihren Verwandten vor dem „Martinstor", beim Kranzwirt Trescher, Schoppen kredenzte.

Sie bewog ihn, dem Meister am Rempart durchzubrennen und in ihrer nächsten Nähe beim Nagler Weckerle einzutreten. Auch der Kranzwirt und seine Frau fanden Gefallen an dem Naglergesellen, er durfte an Sonntagen die Sophie mitnehmen ins Theater, und an Werktagen gaben sich beide noch manch ein Rendezvous ohne Erlaubnis.

„Die Sophie," meinte der Valentin noch sechzig Jahre später, „liebte mich auch, wenn ich an Werktagen in meinem schwarzen Naglerhäs zu ihr kam und in den ‚Schlappen'." —

„Vom Heiraten redeten wir nie," erzählte er weiter, „denn die Sophie war eine reiche Wirtstochter und ich ein armer Nagler. Aber gerne hatten wir uns doch. Und solange man nicht ans Heiraten denkt, ist die Liebe am größten und am schönsten."

Die Sophie, einst die Geliebte eines Naglergesellen, bekam richtig später einen Förster und lebte als Beamtenwitwe in Offenburg, als der Valentin bereits ein blutarmer Naglermeister im unfernen Hasle war. —

Die damals bestehende jährliche militärische Übung rief den schönen Artilleristen wieder von Freiburg weg nach Gottesau.

Und als sie um war, schrieb ihm der Schneider-Vater und Oberbürgermeister, er möge heimkommen, sein ehemaliger Lehrmeister in Zell wolle, weil alt und kinderlos, dem Valentin Haus und Nagelschmiede nebst Feld und zwei Kühen billig abtreten. Freudig eilt der Glückliche dem Harmersbacher Tal zu, und um einen Spottpreis wird ihm das Anwesen des Altmeisters offeriert.

Während der Vater für den Sohn die Unterhandlung führt und die Punkte festsetzt, wandert der letztere an einem Sonntagnachmittag zum Besuch dem lustigen Hasle zu. Es ist halt wieder so lustig bei den Hafnern und Hutmachern, und der Morgenstern und die übrigen Kumpane sprechen unserem Valentin zu, doch in Hasle sich niederzulassen. Der Naglerfranz und die Lis, vom Valentin besucht und von seiner Gründung in Zell avisiert, bestürmen ihn ebenfalls, doch bei ihnen zuzugreifen. Die Lis und die Nagelschmiede, das Allmendfeld am Strickerwald und auf dem Ried nebst einer Geiß werden ihm zu Füßen gelegt. Er schaut die rotbackige Lis und das alte Haus nur deshalb heute näher an, weil sie ihm die Gelegenheit in Aussicht stellen, für immer bei den lustigen Haslachern zu bleiben.

Die Lis und der Naglerfranz lassen ihn nicht mehr los, sie begleiten ihn nach Zell, und nun steht Herkules-Valentin am Scheideweg. Auf der einen Seite winkt das Nachbarhaus des Lehrmeisters mit zwei Kühen im Stall, auf der andern die Lis, eine Geiß und eine alte Nagelschmiede, aber die letztere im unvergeßlichen Hasle und das erstere im langweiligen Zell. Der Vater ist fürs letztere, der Bruder und Professor Joseph, zu Rate gezogen, ebenfalls; aber der Märtyrer will wenigstens ein lustiges Nagelschmiedleben und entscheidet sich für die Firma Naglerfranz in Hasle.

Schweren Herzens entschließt sich der Oberbürgermeister, mit dem Valentin auf die „Beschau" zu gehen. Aber die fällt schlecht aus. Die liebe Sonne scheint durchs ganze Haus des Naglerfranz senkrecht herab bis in den Keller; überall

die Spuren eines armen Naglers. Das Oberhaupt der Reichsstadt nimmt seinen Valentin am Arm und zieht den Widerstrebenden fort aus der zerfallenen Hütte. Der Naglerfranz und die Lis sind in Verzweiflung und machen alle möglichen Vorstellungen vor dem Hause. Sie bitten und beschwören endlich den Bürgermeister, doch noch mit ihnen zum Nachbar Kaltenbach zu gehen; der könne ihnen am besten Aufschluß geben.

Xaver Kaltenbach, im Volke genannt der „Wälder-Xaveri", mein Großvater mütterlicherseits, galt dazumal als der gescheiteste Mann im Städtle und war dem Vater Valentins wohlbekannt. War es doch noch nicht so gar lange her, daß der jetzt wohlhabende Kaufmann als Krämer und Hausierer mit seiner schweren Kiste auf dem Rücken nach Zell gekommen war und beim Bürgermeisteramt einen Erlaubnisschein geholt hatte, in den Bergen und Tälern des Reichsgebiets hausieren zu dürfen. Den Mann hielt der alte Buß für eine Autorität, und nach wenigen Minuten umringen ihn in seinem Laden die zwei um den Valentin streitenden Parteien. Vor ihm steht der Oberbürgermeister mit seinem zukünftigen Märtyrer, und rechts und links neben ihm der Naglerfranz und die Lis.

Während der Klagen des Schulzen von Zell über die Armut des Naglerfranzen zupft die Lis den Kaltenbach an seinem langen blauen Rock und schaut bittend an dem Richter ihrer Zukunft hinauf, der bedächtig eine Prise um die andere aus seiner großen Dose nimmt.

Als die Anklage geendet, macht er den Sprecher für seine Nachbarsleute. „Der Naglerfranz," begann er, „ist der fleißigste Nachbar, den ich kenne; er schafft und schindet in seinen alten Tagen, was er kann. Er hat früh Frau und Kinder verloren und viel Unglück in der Familie gehabt. So kam sein Hausstand ohne seine Schuld herunter. Die Lis ist ein kreuzbraves Maidle, mit der wird keiner unglück-

lich sein. Gebt also Euern Sohn nur ins Nachbarhaus, und wenn's an etwas fehlt, bin ich da mit Rat und Tat." Diese letzten Worte gaben den Ausschlag für den Oberbürgermeister von Zell. Er gab sein Jawort, und nach wenig Wochen war der Valentin Hausvater und Naglermeister im lustigen Hasle; er hatte die Lis, das durchlöcherte Haus, die Geiß, das Feld im Stricker und den Wald auf dem Ried, aber auch die im Verhältnis zum Besitztum nicht geringe Schuldenlast des alten Naglerfranz.

3.

Es ging dem Meister Valentin wie fast allen, die sich einen Hausstand gründen. Man baut sich mit all seinen Wünschen und Hoffnungen eine lustige, heitere Zukunft, und allermeist tritt gar bald das Gegenteil ein. Kaum war die Hochzeit vorüber, so starb mein Großvater, der sich als Nothelfer angeboten hatte, und Valentin stand allein mit seinen Schulden. Er wurde in kurzem ein Märtyrer im wahren Sinn. Während seine Kollegen, der Morgenstern und der Hutmacher-Hans, der erstere zeitlebens, der letztere noch für längere Zeit, Junggesellen und lustig blieben, wurde der arme Nagler immer ernster und stiller. Er arbeitete Tag und Nacht. Zur Sommerszeit grub er untertags sein Feld um im Stricker, und nachts fing er an zu nageln ohne ein anderes Licht, als das ihm seine Esse gab.

Ich erinnere mich noch gut, daß sein Hämmern jeweils zu uns Bäckerjungen herüberdrang, zum Peter und zu mir, wenn wir nachts an der Arbeit waren. Und wenn wir um Mitternacht den Laden schlossen in der „Bachkuche", da sahen wir im Feuerschein der Nagelschmiede den magisch beleuchteten Kopf des hämmernden Valentin.

Mir gefiel dies wunderbare Helldunkel um Mitternacht; meine Seele mochte damals schon ahnen, daß das Poesie sei, und ich schaute, ehe ich den Laden zumachte, noch gerne

eine Weile dem Märtyrer zu, um dessen Haupt das Feuer seiner Esse einen Glorienschein verbreitete. Der Peter, in dessen Brust kein poetisch' Ahnen sich regte, rief mir oft ungeduldig zu: „Hainr, kumm, mir[1] welle ins Bett. Mir henn's do no besser als der Nagler Buß!"

Was der arme Valentin in den Nächten einer Woche zusammengenagelt, brachte er am Montag eigenhändig auf den Markt. Da kamen dann die Bauernschuhmacher, die Dorfschreiner und die Zimmerleute aus Berg und Tal ins Städtle, um ihren Bedarf zu decken bei den Naglern, die am Rathaus ihre Konkurrenzware feilboten, das Hundert großer Nägel zu 6 Kreuzer, kleinere zu einem Batzen. Mit dem geringen Erlös sollte die jedes Jahr zahlreicher werdende Familie Valentins ernährt und seine Schulden verzinst werden. Das war unmöglich und der unermüdliche Nagler wurde von Jahr zu Jahr ein größerer Märtyrer. Wenn nicht der Apostel in Freiburg bisweilen einiges Kleingeld geschickt hätte, wäre der Valentin nicht einmal mehr am Sonntag zu einem Schoppen gekommen im lustigen Hasle. Seine einzige Erholung während der Woche waren seine Kanarienvögel und seine Tauben.

Aber er verlor in dieser schwierigen Lage den Humor nie. Und das hatte er in Hasle gelernt, wo noch nie ein Mensch verzweifelt ist. Zwischen den Mühen des Tages hinein schlich er mittags und abends in seinen Taubenschlag, pfiff den fremden Tauben und fing sie. Solch ein Fang ließ ihn für einen Tag sein ganzes Martyrium vergessen. Oder er saß, wenn 's Geld zum Wirtshaus fehlte, an Sonntagnachmittagen vor dem Käfig seiner Kanarienvögel und machte seine ornithologischen Beobachtungen.

In seiner ganzen Größe aber zeigte sich Meister Valentin, wenn er an Sonntagen in den Kleidern paradierte, die ihm der Hofrat von Freiburg, wenn sie nicht mehr salon- und kollegfähig waren, jeweils zusandte. Stolz wies dann der

[1] Im Kinzigtal sagt das Volk statt wir stets mir.

arme Nagler auf sein hofrätliches Gewand, als eine Abschlagszahlung für das väterliche Vermögen, das der Hofrat zum Studieren verbraucht und dessen Verlust den Valentin zum Märtyrer gemacht habe.

Wenn dieser Märtyrer auch nicht so talentvoll war wie seine Brüder, so war er doch viel gescheiter und namentlich federgewandter als mancher Haslacher. Der wissenschaftlichen Ausbildung seines Freundes Morgenstern gegenüber war er eine ganze Sonne. So kam es, daß der Haslacher Senat ihm das Amt eines Waldmeisters übertrug, bei den vielen und schönen Waldungen der Gemeinde eine halbe Bezirksforstei.

Das Amt war ein schwieriges; einer seiner Vorgänger, Joseph Kirnberger, hätte beinahe das Leben in demselben eingebüßt. Das kam so: Nicht bloß Rom, sondern auch meine Vaterstadt an der Kinzig hatte ihre Kämpfe zwischen Plebejern und Patriziern. Die Ideen der französischen Revolution waren auch unter die „Hintersassen" und Pfahlbürger des Städtchens gedrungen, und bereits 1805 hatten sie es durchgesetzt, daß die Allmendäcker und -wiesen in gleichen Teilen unter sie und die Vollbürger verteilt wurden. Zwanzig Jahre später ging's an den Wald. Bisher hatten nur die Altbürger Anspruch auf Holz aus den städtischen Waldungen; jetzt verlangten auch die Vorstädtler und Hintersassen das gleiche Recht auf jährliche 2 Klafter Holz und 150 Wellen.

Da gab's Aufruhr. Die Patrizier sahen ihr letztes Privilegium bedroht. Der Anführer der Opposition war der Weber Kaiser, den ich noch wohl kannte, ein aufrechter, stattlicher Mann, mit großen blauen Augen und einer Habichtsnase. Er rauchte auf der Straße beständig aus einem kurzen Kölnerpfeifchen. Beredt und gescheit wie keiner seiner plebejischen Mitbürger, sammelte er diese um sich zu einem geschlossenen Bund, dem er den schönen Namen gab: „Das allgemeine Wohl".

Ein Patrizier, bei dem er Herberge und seinen Webstuhl hatte, kündigte ihm die Wohnung, als der Kampf begann. Was tut der Volkstribun und Sprecher „des allgemeinen Wohles"? Er zieht mit Weib und Kind unter die luftigen, steinernen Hallen des Rathauses, schlägt hier seine Zelte auf und hält Volksversammlungen, bis ihm der Magistrat eine Wohnung anbietet im „Gottlüthaus".

Aber auch hier erregt er einen Aufstand gegen die Patrizier; er macht die armen Leute alle sozialdemokratisch. Ein Patrizier zweiten Ranges, der „Beckefidele", stellt sich unter des „Kaisers" Fahne und hilft räsonieren über das städtische Regiment: „Auf dem Rathaus seien lauter Spitzbuben, denen einmal ein rechter Mann ins Kollegium gesetzt werden müsse, der ihnen dick und dünn die Meinung sage. Dazu wäre er, der Beckefidele, die geeignetste Persönlichkeit." Die Plebejer wählen ihn; kaum ist aber der Beckefidele im Rat, so verstummt seine Opposition. Und als sie ihn interpellieren, weil er sein Versprechen nicht halte, spricht er: „Ihr Bürger, i hätt' miner Lebtag nie glaubt, daß es uf dem Rothus so ehrlich herging."

Die Zahl der „Beckefidele" ist heute noch in ähnlichen Verhältnissen Legion. —

„Das allgemeine Wohl" läßt seine Sache keinen Tag ruhen. Der Weber Kaiser verlegt die Agitation nun auch noch unter die Weiber, welche für diesen Fall leicht zu gewinnen waren. Sie wollen auch Holz brennen in der Küche und im Ofen, das nichts kostet, wie die Frauen der Vollbürger. Der Stadtrat verspricht, im Frühjahr 1826 die Plebejer am Holzhieb teilnehmen zu lassen und ernennt einstweilen den Beckefidele zum Waldmeister. Die Plebejer wittern hinter dieser Ernennung eine Art Staatsstreich und sind doppelt auf der Hut. Das Frühjahr kommt ins Land; während des Winters war viel Holz geschlagen worden, die Axthiebe hatten manchen Wintertag

herabgetönt vom Urwald ins Städtle. Der Tag der Loszіehung wurde ausgeschellt für alle „Holzberechtigten“[1].

Die Plebejer sandten an jenem ersten Ziehungstage des Jahres 1826 meist ihre Weiber; die Männer hatten den Sieg erkämpft, die Weiber sollten die Siegesbeute holen. Ehe der eben ernannte Waldmeister Kirnberger die Losziehung eröffnete, teilte der Beckefidele den Beschluß des Stadtrats mit, daß fürs erste Jahr die Hintersassen kein Holzlos, sondern nur 150 Wellen Reisig bekämen.

Jetzt war's um den armen Waldmeister und um den treulosen Stadtrat geschehen. Wie Hyänen fielen die Weiber über die beiden her, schlugen sie wund und zu Boden. Ohne die Dazwischenkunft von andern Männern wäre keiner mehr lebend aus den Händen der Holzfurien gekommen.

Der Stadtrat versammelt sich auf die Nachricht von der Gewalttat und geht schneidig vor. Die Rädelsführerinnen, die „Sägerin“ und die Frau des „wüsten Neumaier“, eines Fuhrmanns in der Vorstadt, sollten vom Polizeidiener verhaftet und ins „Narrehüsle“[2] geführt werden. Das war für den damaligen Chef der exekutiven Gewalt, den alten Schneider-Miehle, keine Kleinigkeit. Die Sägerin, ein Hünenweib, die ich als Knabe noch oft bei meiner Großmutter sah, warf den armen Polizei-Schneider zur Türe hinaus. Bei der „wüsten Neumaierin“ gelang ihm die Verhaftung, er brachte sie hinter Schloß und Riegel. Ihr Gemahl war abwesend, und als er mit seinem Fuhrwerk am Nachmittag von Offenburg

[1] Es wird in Hasle bis auf den heutigen Tag das Holz, dem Quantum nach für jeden Bürger gleich, aber in der Qualität verschieden, durchs Los alljährlich auf dem Rathaus verteilt. Meist gehen Weiber und Knaben zur Ziehung. Es war für mich kein kleines Ehrenamt, wenn der Vater mich als Knaben dazu beorderte, den Loszettel zu ziehen und dann gleich im Wald das Holz aufzusuchen.

[2] So hieß ein kleines Haus am „untern Tor“, das als Bürgerarrest diente und in das man auch die Geisteskranken zeitweilig einschloß.

her heimkehrte, hieß es, sein Weib sei vom „Schnider-Miehle" wegen der Schlacht auf dem Rathaus eingesperrt worden.

Wenn man einem Ritter des Mittelalters bei der Heimkehr gemeldet hätte, seine Burgfrau sei ihm von einem andern entführt worden, könnte er nicht eiliger sich aufgemacht haben, um die Schmach zu rächen, als der wüste Neumaier. Damals hatte Haslach eine Schwadron Bürgerkavallerie. Bei der stand der wüste Neumaier. Seinen Schleppsäbel umschnallen, einen Gaul satteln und mit gezogenem Säbel ins Städtle galoppieren, war das Werk weniger Minuten.

Am Narrenhüsle angekommen, sprengt er mit seinem Schwert die elende Holztüre auf, hebt sein Liebstes aufs Pferd, wie ein Rittersmann in der besten Minnezeit, und trabt, immer noch den blanken Säbel in der Rechten, stolz durch die Hauptstraße seiner Burgruine in der Vorstadt zu, wo er das Weib absetzt.

Aber noch hat der Ritter sich nicht gerächt am Attentäter auf seine Hausehre, am Schneider-Miehle. Im Galopp saust er abermals ins Städtle und fahndet auf den Diener der heiligen Hermandad. Bei dessen Wohnung, am Rathaus, an allen Wirtshäusern sprengt der rasende Roland vor. Er findet ihn nicht.

Schon will er heimreiten — da, an der Grenze zwischen Stadt und Vorstadt, unweit vom „Engel", sieht er von ferne den bereits gewarnten und geängstigten Schneider seiner Behausung zueilen. Dieser hört den Hufschlag, sieht den wüsten Neumaier, den Säbel schwingend, auf sich zureiten und springt hinter das Engelwirtshaus, um ein Unterkommen zu suchen. Noch eine Sekunde, und der Dragoner hat ihn. Da gilt kurz Besinnen. Nur eine einzige Öffnung bietet sich dem zum Tode Erschrockenen — der Gänsestall des Engelwirts. In den schlüpft er mit Uniform und Säbel. Kaum hat er seine Füße nachgezogen, so fährt schon ein Hieb über den Gänsepalast.

Doch die Angst des armen Schneiders und die Energie, mit der er sich in den Gänsestall eingezwängt, entwaffnen den Grimm des Reiters. Aber so lange seine Frau im Narrenhüsle, ebenso lang soll der Polizeidiener im Gänsestall bleiben. Hoch zu Roß hält der wüste Neumaier treue Wacht, und um den Schneider von seiner Gegenwart zu überzeugen, haut er bisweilen einen Span aus dem hölzernen Schlupfwinkel desselben. Jung und alt sammelt sich schließlich um dies eigenartige Bild.

Als die Abendglocke ausgeklungen, reitet der Plebejer von dannen; barmherzige Leute ziehen den halbtoten Sicherheitsmann aus seiner Truhe und geleiten ihn mitleidig nach Hause. Sein Sohn aber, den wir in diesem Buche als Sympathiedoktor finden, heiratete später eine Tochter des wilden Reiters und so ward dessen That in schöner Art gesühnt. —

Die Schlacht der Weiber auf dem Rathaus und die Rache des wüsten Neumaiers bildeten den Schluß des langen Kampfes zwischen Patriziern und Plebejern in meiner Vaterstadt Hasle. Die letzteren siegten in all ihren Forderungen. Fortan war Friede im Städtle bis anno 1848.

Dem Volkstribun aber, dem genialen Weber Kaiser, dem großen Sprecher des feld- und waldhungrigen Volkes, konnten die Errungenschaften nicht aus seinem Weberelend helfen. Was nützt billiges Holz, wenn man nichts zum Kochen hat? Pope sagt einmal:

> Dem Wahnsinn ist der große Geist verwandt,
> Und beide trennt nur eine dünne Wand.

Das traf auch bei dem Anführer der Plebejer an der Kinzig zu. Geistesnacht umlagerte ihn. Eines Morgens suchte er den Tod im Mühlkanal, an der gleichen Stelle, wo einige Jahre zuvor die alte Breithauptin, seine Schwester, die mir einst den Till Eulenspiegel zuerst zum Lesen gegeben, ins Todeswasser gegangen war.

An demselben Platze, oberhalb der Stadtmühle, warf das Wasser auch beider Leichen ans Land. Ich sah jedes von ihnen tot im grünen Grase am Ufer liegen.

Dunkle Punkte in der Geschichte der menschlichen Seele.—

Zur Zeit, als unser Valentin Waldmeister war, ging's friedlicher her als in den Tagen des Beckefidele. Zwar kämpften die Waldhüter noch in mancher Nacht auf der Höhe des Urwalds mit den Bauern des oberen Bärenbachs, die nächtlicherweile gerne in die Stadtwaldungen schlichen, um einen Rehbock zu holen oder einen Holzklotz. Aber Valentin, als gedienter Friedenssoldat, hielt sich von diesen Kämpfen fern. Er wandelte nur zur Tageszeit in den schönen Bergwaldungen umher, und ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er in seinem vergilbten grünen Rock und mit einem Stab das Haus verließ zu seiner Waldinspektion.

Doch Hunger und Durst empfand der Valentin auch, wenn er den Urwald durchwandert hatte und in den Bärenbach kam. Er sorgte aber für Sättigung auf eine noble Art, ohne seinem Amte etwas zu vergeben.

Der oberste Bur im Bärenbach, der Walter, der eigenes Holz genug hatte und nicht zu freveln brauchte bei den Haslachern, hörte gerne Neuigkeiten aus Stadt und Land. Die brachte ihm jeweils der hungrige und durstige Wald- und Naglermeister und bekam dafür Speck und Chriesewasser. Noch als Achtzigjähriger gedachte er dankbar der Stunden, welche er so beim Walter-Bur im Bärenbach verlebt hatte.

Sonst wurde sein „Martyrium" durch das neue Amt, welches nur hundert Gulden, d. i. 170 Mark Gehalt abwarf, nicht viel gemildert. Derartige kleine „Herrendienste" ruinieren in der Regel ihren Mann, statt ihm aufzuhelfen.

Mein Vater pflegte zu sagen: Wenn ein Bürger am Werktag einen Rock anziehen müsse, so sei's schon gefehlt. Valentin erhielt sich zwar auf seinem bisherigen Stand, und wenn er den Tag über den Oberförster gespielt hatte, hämmerte er bis Mitternacht seine Nägel. Und selbst unter-

tags fand er noch Zeit genug, um mir meine Tauben zu fangen.

Eine andere Würde, die er in jenen Tagen bekleidete, trug ebensowenig dazu bei, seinen Wohlstand anzubahnen. Er war „Ladenmeister" der alliierten Zunft.

Die „Lade" der alten Zünfte konnte wohl eine Art Bundeslade derselben genannt werden. In ihr befanden sich die Wanderbücher der Gesellen, die Papiere der Zunft und die Kasse. Wurde ein Lehrling aufgenommen oder freigesprochen oder ein Meister gemacht, so mußte jeweils ein Betrag von mehreren Gulden in die Lade und für die Meister geopfert werden. Für einen Lehrbuben bezahlte sein Vater vier Gulden Aufnahmstaxe; drei davon vertranken die ehrsamen Meister sofort, und der vierte kam in die Lade. Bei der Freisprechung aber bekamen die dabei beteiligten Faktoren, der Zunftmeister, der Ladenmeister, der Jungmeister und ihre Beiräte ein flottes Mahl.

Das fröhliche Gemurmel der damaligen Altmeister tönt mir noch in den Ohren, wenn ich an die Zeit zurückdenke, in der wir Buben am Rabenwirtshaus, wo die Zünfte fast alle ihre Herberge hatten, zu den Fenstern hineinschauten und die Glücklichen beneideten.

Ein guter Trunk und ein gehöriger Imbiß versüßten so dem Ladenmeister Valentin bisweilen sein schweres Dasein, das er bald still duldete, bald mit lautem Galgenhumor beschrie.

Die Jahre 48 und 49 fanden in unserm Märtyrer-Nagler ebenfalls einen stillen Mann. Er hielt sich absolut neutral und brachte seine freie Zeit im Taubenschlag oder im Stricker bei seinen Kirschbäumen oder auf dem Ried zu bei seinem jungen Tannenwald, während seine Mitbürger in Volksversammlungen nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schrien.

Erst als die Preußen gekommen waren und es eines Abends hieß, morgen müßten alle Waffen abgeliefert werden,

erinnerte sich der Valentin, daß er noch einen alten Säbel besitze.

Was tut der schlaue Nagler? In derselben Nacht nimmt er die Waffe in seine Esse und verarbeitet sie zu Schuhnägeln. —

Noch stiller als der Märtyrer war seine brave Frau, die Lis, zweifellos die ruhigste und geduldigste Frau unserer damaligen Nachbarschaft. Der Valentin klagte in herben Stunden oft, daß sein Geschick ihn nach Hasle verschlagen; in Zell wäre er ein „Apostel" geworden, wenn er seines Lehrmeisters Geschäft übernommen. Das tat der braven Lis weh, die noch viel weniger gute Stunden hatte als ihr Mann und jedenfalls, wenn er der Märtyrer war, die Erzmärtyrerin genannt werden konnte.

Der Waldmeister hatte doch noch seine Waldgänge mit Speck und Kirschenwasser im Bärenbach und der Ladenmeister seine Mahlzeiten, während die Lis beständig eine Schar hungriger Kinder um sich sah. Sie ist lange vor ihrem Manne heimgegangen zur ewigen Ruh' aus der Unruhe dieses irdischen Jammertales.

Der Valentin überlebte sie um viele Jahre; in jener Stube, am gleichen Fenster, wo sonst in meiner Kinderzeit seine steinalte Mutter saß, da saß auch er in seinen alten Tagen. Seine Esse, die so manche Nacht sein Angesicht verklärt hat, ist längst erloschen. Sein Sohn, der Wilhelm, ein jüngerer Schulkamerad von mir, hat aus der schwarzen Nagelschmiede eine weiße Backstube gemacht und ist, eine wahre Riesenleistung für einen Kleinbäcker in Haslach, ein vermöglicher Mann geworden. Der Segen, den der Märtyrer und seine Frau verdient, ist auf den Sohn übergegangen. Valentins übrige Kinder sind teils bei der Mutter in der Ewigkeit, teils in Amerika. Übers Meer sandten sie dem Vater anfänglich manchen Dollarschein. Später sind sie amerikanisch kalt geworden, und die Dollars blieben aus. Das trübte aber des alten Märtyrers Humor nie.

An einem heißen Sommertag zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts traf ich ihn vor meinem Elternhaus, einen Rechen als Stütze in der einen Hand, in der andern eine Gießkanne, um in des Sohnes Garten das Kraut zu gießen. Ich rief ihn zu einem Glas Wein; er trank den Rebensaft, und ich erzählte Erinnerungen, die er in mir wachrief, aus der schönen Kinderzeit. „Heinrich," sprach er zum Abschied, erwärmt von der ‚Milch der Greise', „ich bin miner Lebtag ein Martyrer gsi, aber dabi alt wore. 's gfallt mir hüt noch uf der Welt, un 's kann mir ifalle[1], i sterb gar nit!" Lächelnd zog er dann langsam davon, hinaus zu den Gärten am Klosterbach.

Jahre vergingen. Der Frühling 1888 brachte mich wieder in die Heimat. An einem Sonntagnachmittag, Ende April, ging ich allein und einsam am Strickerwald hin. Berg und Tal lachten und grünten dem Lenz entgegen. Aus dem Walde kamen Kinder mit Schlüsselblumen in den Händen. „Mattengele" nennen sie die Haslacher heute noch, diese ersten, lichtgelben Waldkinder des Frühlings. Ich gedachte der Zeit, da auch ich solche Blumen aus dem Walde getragen mit dem gleichen fröhlichen, heitern, unschuldigen, lebensfrohen Kindergesicht, das mir heute wieder entgegentrat in meinen Nachfolgern im Haslacher Kinderhimmel, und es heimelte mich wehmütig und freudig zugleich an.

Traf ich hier am Waldrande junge Repräsentanten meiner längst vergangenen Kinderzeit, so sollte mir noch eine lebhaftere Erinnerung werden. Als ich weiter hinaufschritt und ins tiefe, stille Seitental, in den „hintern Stricker", gekommen war, stand an seinem Lieblingsfeld, das er seit nahezu sechzig Jahren bebaute, Valentin, der Nagler, im Sonntagsstaat, dessen Hauptschmuck ein Rock bildete, den der 1878 verstorbene Bruder Hofrat im Leben noch getragen. Er hatte eine Freude, mich so unerwartet da zu treffen. Er ahnte aber nicht, daß eine noch weit größere mich be-

[1] einfallen.

seelte, ihn, den ich in meiner Knabenzeit als Mann so oft hier gesehen, auf diesem klassischen Boden mehr denn vierzig Jahre später wieder zu finden in einem Augenblick, da ich eben die Feder über „Valentin, den Nagler", niedergelegt hatte. Ich sage: Auf klassischem Boden, denn wenige Schritte von seinem Lieblingsacker lag meines Vaters Feld und Wiese, auf denen ich so manchen Tag in süßer Arbeit und in noch süßerem Träumen am Waldrande oder als Hirtenknabe verbracht habe.

Weil „unser Stricker" so weit ablag vom Städtchen, wurde daselbst jeweils Mittag gemacht. Dort mit Knecht und Magd und Taglöhnern entweder oben am Wald oder unten an dem kleinen, stillen Teich zu speisen, das war mir ein Hochgenuß, den mir heute kein Diner der Welt mehr bieten könnte. Wie oft hat damals auch der Valentin mit seiner Familie am Brünnelein, das in den Teich eilt vom Walde her, neben uns geruht und gegessen!

Drum freute es mich in altem Gedenken. Aber neben der Freude zog jene stille Mahnerin, Wehmut genannt, wieder in mich ein. Die ganze Natur ringsum war die gleiche wie ehedem. Die Kirschbäume standen noch auf Valentins Feld und die Birken noch am Berge meines längst, längst toten Freundes „Läuferjock". Noch rief der Kuckuck wie vor vierzig Jahren in den Frühlingsabend hinein, und noch saßen zur Stunde Knaben unten am Teich und klopften Weiden und machten Schalmeien daraus — der Valentin und ich allein hatten uns geändert, er war zweiundachtzig geworden und an mir ein halbes Jahrhundert vorübergegangen

Seine Kirschbäume hatten ihn am heutigen Sonntag hergeführt; er wollte sehen, ob sie gut austrieben und ihm eine Ernte versprächen. Ich sagte ihm, er „käme in ein Buch" von mir und ich hätte sein Martyrium in die Welt eingeführt. Jetzt lachte er freudigen Herzens und meinte, das sei ihm lieber als ein Grabstein. —

Ich ging einige Schritte weiter, da schnitt es mir tief

in die Seele. Oben am Acker des Vaters stand am Rande des Waldes ehedem eine große Tanne, unter der ich stundenlang als Knabe gesessen. In ihre Rinde hatte ich eines Tages meinen Namen geschnitten. So oft ich später hieher gekommen, hatte ich nach dem H. H. 1850 geschaut und die Tanne gegrüßt als alte, liebe Freundin. Heute lag sie gefällt zu meinen Füßen. Vor wenig Tagen mußten die Holzmacher hier ihr Zerstörungswerk geübt haben; es lagen Tannenleichen ringsum, und vor ihnen, eine tote Königin, meine Jugendtanne. Eine Träne trat mir ins Auge; ich kehrte um und sprach laut: „Muß denn alles vergehen, und müssen auch die Tannen sterben!"

Dort drüben wankte der Valentin an den knospenden Bäumen hin, der Winter des Lebens im Frühling! —

Es gingen über unserer Begegnung „im hintern Stricker" abermals vier Jahre dahin. Abermals ist es Frühjahr, und abermals blühen die Kirschbäume. Der Valentin und ich sitzen beisammen in meiner Ferienstube „in den Schneeballen" zu Hofstetten, im stillen, sonnigen Tälchen, südlich von Hasle, an einem kühlen Maientag des Jahres 1892.

Der Alte ist heraufgekommen, um mich zu besuchen. Es ist ihm eingefallen, daß er mir die obenerwähnte Geschichte von der schönen Sophie vor dem Martinstor zu Freiburg zu erzählen vergaß, und die „muß auch noch ins Buch", meint er, damit man auch weiß, daß der Valentin beliebt war bei den „bessern Maidle" seiner Jugendzeit und heute noch stolz ist auf „jene Bekanntschaft".

Gestern erst war er in seinem Wald auf dem Ried. Seit 1833 kommt er in diesen Wald, seit den letzten zwanzig Jahren im Frühjahr und Sommer täglich, eine Gebirgstour von vier Wegstunden. Jetzt will er seinen Tannenbäumen noch einige Jahre zuschauen, dann wird ein Floß daraus gemacht, damit auf der Kinzig hinabgefahren und der „Wald" in Straßburg verkauft. Und mit dem Geld will der Märtyrer dann noch „ein paar Jahre" als Apostel leben.

Ich ließ ihm zwei Viertele Wein auftragen und gab ihm noch einiges Geld zu weiteren Kraftschoppen. Weinselig ging er von dannen. Wenn ihm noch was aus seinem Leben einfällt, kommt er wieder.

Von meinem Fenster herab schaue ich ihm zu, wie er das Haus verläßt. Er spricht im Fortgehen laut vor sich hin: „'s isch halt doch nett uf dere Welt."

Ich, der Pessimist, schloß schnell mein Fenster und schämte mich bei diesem Optimismus eines Sechsundachtzigjährigen.

Als ich gleich darauf, am Dorfkirchhof hin spazieren gehend, in das Tälchen „Ullerst" einbog, noch mit der heitern Lebensphilosophie Valentins beschäftigt, ging eine alte Frau hinter mir drein. Sie grüßte mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarr'." An ihrer Tracht erkannte ich sofort, daß sie aus einem andern Tale gen Westen sei und fragte, ob sie Geschäfte dahüben habe. „Jo," antwortete sie, „i bin uf'm Gottsacker gsi un hab' den arme Xaveri heimg'sucht."

Und nun erzählte sie mir von dem toten Xaveri folgendes:

Der Xaveri war ein braver, fleißiger Bursche, der nachgeborene Sohn eines Bauern droben auf der Breitebene. Er diente als Knecht beim Nachbar seines Vaters, beim Schmalzenbur, neben ihm als Magd die Rosine, der Erzählerin Nichte, ein „schön's, schaffig's, stark's Maidle". Drüben, über dem Berg, unweit der Breitebene, ist sie daheim.

Die Rosine und der Xaveri haben „einander gern". Aber „zum Heiraten können sie nit kommen"; nirgends, weder diesseits noch jenseits des Hessenbergs, ist ein Hof oder eine „Gelegenheit"[1] feil. In hoffnungsloser Liebe schauen der

[1] Gelegenheit nennt das Volk im Kinzigtal in reizender Feinfühligkeit ein Gütchen, das groß genug ist, um eine Familie zu ernähren, also Gelegenheit gibt zum Heiraten.

Xaveri und die Rosine vom Schmalzenhof herab auf Berg und Tal.

Da stirbt drüben am Hessenberg der Bruder der Rosine und in ihm der zukünftige Erbherr ihres väterlichen Hofes. Jetzt wird die Rosine Bürin auf der Heimat, und sie und der Xaveri Mann und Frau.

Nach Jahr und Tag beschenkt die Rosine den Xaveri mit Drillingen, verliert aber über dieser Geburt „all ihr Herzblut" und „geht aus wie ein Lichtlein ohne Öl". Man hat in letzter Stunde noch nach dem Pfarrer von Schweighusen geschickt, aber der ist noch nicht den halben Weg am Gaisberg heraufgestiegen, als die Rosine stirbt.

Sie, die Erzählerin, eilt dem Pfarrer entgegen, damit er umkehre und nicht den weiten Weg umsonst mache.

Der Xaveri ist „schwer heimgesucht", aber er muß seiner drei Kinder wegen wieder ans Heiraten denken. Nach einem halben Jahr geht er über den Berg in seine Heimat. Drunten im Tal, am forellenreichen Salmersbach, wohnt am Helgenwasen ein armer Weber, der hat eine Tochter Karoline, ein „rechtschaffenes, altes Maidle", das sich schon „einige hundert Mark" verdient hat.

Sie wird Xaveris Weib und zieht mit ihm hinüber an den Hessenberg. Doch nach wenig Wochen, so erzählt die Alte weiter, „als wir die Erdäpfel hackten am Berg", wird der Bur „hintersinnig", fängt an zu seufzen und zu stöhnen, seufzt und stöhnt Tag und Nacht bis in den Winter hinein.

Zwei Tage vor „dem Frauentag vor Weihnachten"[1] verlangt der Xaveri den Pfarrer von Schweighusen. Er will eine kindliche Beicht ablegen und auch die letzte Ölung empfangen.

Der Pfarrer kommt, und der Bur „macht alles, wie's recht ist beim Sterben". Aber am Frauentagabend, da die „andern" in der Stube beim Nachtessen sitzen, der Xaveri

[1] Fest Mariä Empfängnis, am 8. Dezember.

aber in der Sterbekammer im Bett liegt, erhebt er sich leise und springt über den Trippel[1] hinter dem Haus und davon.

Die in der Stube hören das Geräusch beim Sprung und merken gleich, daß der Bur fort ist.

Es ist mondhell; eine „klare, kalte Adventsnacht". Die „Wibervölker" eilen erschreckt zu den Nachbarn und melden, „der Xaveri sei fort; er wolle sich gewiß etwas antun". Die „Mannsvölker" aller Höfe ringsum werden alarmiert und die Hunde losgelassen, und wie das wilde Heer stürmt die Schar am Hessenberg hin, über die „Hallen", zur „Gummi" und zum „Kohlwald". Es ruft und schreit und bellt und der Mond „zündet", aber nirgends eine Spur vom Xaveri.

Um Mitternacht kommen die Buren und ihre Knechte heim vom vergeblichen Streifzug.

Am Morgen in aller Früh macht der alte Kury, der Vater der Rosine, sich auf den Weg hinaus ins Kinzigtal und über dieses hinüber in den Harmersbach — zum Hättichsbur auf dem Billersberg. Der ist Sympathiedoktor ersten Ranges, und den will er befragen, wo man den Xaveri finden könnte.

Der Hättichsbur schreitet, befragt, in seine Kammer, schaut, wie einst Josef, der Sohn Jakobs, in Ägypten, wenn er weissagen wollte, in seinen Kelch, in seinen „Bergspiegel" und bringt dem Hessenberger den Orakelspruch klipp und klar: „Der Xaveri ist über den Berg, seiner Heimat zu, aber nicht mehr am Leben."

Da sage mir einer, die Sympathiedoktoren im Kinzigtal wüßten nichts! So war es, wie der Hättichsbur geweissagt.

Zur gleichen Zeit, da der alte Kury den Hessenberg verließ, wollte jenseits desselben der Heizebur auf der Breitebene seinen „Mühleweiher" laufen lassen, damit er ihm das Rad treibe zum Mahlen. Da findet er den toten Xaveri, seines Nachbars Sohn, im Weiher.

[1] Hölzerne Galerie (Balkon), wie sie jedes größere Bauernhaus im Kinzigtal hat.

„Des Wasser aber," sagte meine Erzählerin, „het der Xaveri wohl kennt, er het als Bua an dem Weiher oft g'spielet, und dem Weiher zulieb isch er in jener Nacht g'loffe[1] und het den Tod g'sucht."

Welch düstere, schwermütige Poesie in diesem Aufsuchen des Weihers, um da zu sterben, wo der heitere Knabe einst gespielt! —

Den Toten trug man nicht mehr über den Berg hinüber in seine Hütte, sondern brachte ihn ins Vaterhaus und begrub ihn auf dem Kirchhof seiner Heimat Hofstetten. Aus dem Kirchhof, wo es dem „Xaveri eins gebetet", hatte ich das alte Weiblein diesen Morgen herauskommen sehen.

Der Hof des toten Xaveri wird versteigert, die Kinder nehmen Verwandte unweit des Kirchhofs, und die Karoline, das zweite Weib, wird wieder Magd wie zuvor.

Das alles geschah im letzten Winter. Und da es Frühjahr geworden, ist heute die Alte über den Berg gekommen, denn sie hat schon lange ein „Verlangen" gehabt, den Xaveri zu besuchen auf dem Gottesacker und nach seinen Kindern zu sehen. Sie bittet mich, „ihn und die Rosi auch in mein Gebet einzuschließen".

„Der Xaveri isch," so fügte sie bei, „welleweg[2] amme[3] guate Ort. Er isch brav gsi, het gern bätet im Buach und mit dem Mul[4]. Und daß ihm der Kopf so gewichen isch, dafür kann er nichts. I glaub', er isch wieder bi der Rosi, und es goht[5] beide besser als vorher."

Sie weinte bei diesen Worten, wischte mit ihrem roten Taschentuch die alten Augen aus und sprach: „Herr Pfarr', i wär' froh, i wär' au bei ihnen; denn 's isch zum Verbarme, was man uf dere Welt mitmachen muß[6]."

Ich hätte der Alten ihre braune, schwielige Hand küssen

[1] gelaufen.
[2] jedenfalls. [3] an einem. [4] Mund. [5] geht.
[6] Sie ging wenige Jahre später der Rosi und dem Xaveri nach in die Ewigkeit.

mögen, so hatte sie mich erfreut und erbaut durch ihre naive, rührende Erzählung.

Wir waren längst nicht mehr gegangen, sondern standen auf dem Weg. Und als ich, seitdem gänzlich von der Erzählerin gefesselt, aufschaute, waren wir vor dem steinernen Kreuz, das der „Wittebur" im Ullerst unweit seines Hofes errichtet hat.

Ich tröstete das Weiblein mit einem Hinweis auf den Gekreuzigten, und aus ihren nassen Augen zuckte es wie Sonnenschein über Tautropfen.

Ehe ich schied, wollt' ich auch wissen, wie sie heiße. Und jetzt zeigte sich das „ewig Weibliche" in dem alten Geschöpf. „I sag' mi Name nit gern, 's isch kei schene. Es heißt kei Wibsbild so am ganze Hesseberg. I heiß' Ursch (Ursula), und man sagt mir nur 's Kury-Franze Ursch."

Ich hatte also eine ledige Dame vor mir und begriff ihre kleine Eitelkeit doppelt. Als ich ihr aber sagte, der Name Ursula sei ein sehr schöner, da strahlte ihr braunes, altes Gesicht wie funkelnder Malvasier.

Die Maisonne hatte uns bisher geleuchtet, aber kühl. Da entlud sich plötzlich ein Schneesturm über unsern Häuptern. Die Ursch öffnete ihr riesiges blaues Regendach, und mich trieb's heimwärts.

Wir reichten uns voll Sympathie die Hände. Sie schritt talaufwärts zu ihres Xaveris Kindern, und ich ging talab, voll von Gedanken.

Das alte Wesen hatte mich entzückt. Ich fragte mich: Wer hat recht, der Valentin, der eben von dir schied, selig, wie ein Kind, und den Spruch tat: „'s isch halt doch nett uf der Welt" — oder die Ursch vom Hessenberg, die tränenden Auges seufzte: „'s isch zum Verbarme, was man mitmachen muß uf dere Welt"?

Ich meine, der Himmel gab eben die Entscheidung der Frage. Er streute nach kühlem Sonnenschein kalte Schneeflocken auf die Blüten und die Fluren der Natur.

So macht er's auch im Menschenleben. —

Ein und ein halbes Jahr später war ein Fest in Freiburg. Die alten Artilleristen Badens gaben sich ein Stelldichein.

Ich wußte, daß der Valentin zweifellos der Älteste sein werde, und hatte ihm lange vor dem Fest das Versprechen abgenommen, es mitzumachen und mit allen andern Artilleristen von Hasle mein Gast zu sein.

Der 8. Oktober 1893 war sein höchster Ehrentag. Als der älteste badische Artillerist wurde er, bekränzt in bekränztem Wagen, begleitet von Reitern, dem langen Zuge voraus durch die ganze Stadt geführt. Überall begrüßten die Leute ihn freudig. Denn die Zeitungen hatten es vorher gebracht, „Valentin, der Nagler", käme als der Älteste zum Feste.

Am Abend sagte er mir strahlend vor Freude und Ehre: „Was würden auch die alten Freiburger sagen und meine Sophie, wenn sie hätte sehen können, wie der Naglergeselle von damals in Freiburg geehrt und im Triumph durch die Stadt geführt wurde? Wer hätte das gedacht!"

„Des isch no keim Nagler passiert," schloß er, „und wird au keim meh passieren." —

Und als er vom Freiburger Tag heimkam, empfingen ihn die von Hasle mit Musik und Böllerschüssen, so sehr freuten sie sich über die Ehrung Valentins in Freiburg.

Da er von mir Abschied nahm, meinte er: „Des isch z'viel Ehr gsi für a arme Nagler, des überleb' ich nit lang."

Der Winter kam und ging. Es wurde Frühjahr im folgenden Jahre 1894. Mit den ersten warmen Tagen begann der Alte seine täglichen Wanderungen aufs Ried, die er im vergangenen Winter öfters ausgesetzt hatte.

Durstig kehrte er an einem heißen Apriltage aus dem Walde zum Städtle zurück. Im „Ochsen" trinkt er zwei Viertele Wein. Die löschen aber den Durst nicht völlig, drum nimmt er in der „Kanone" noch das gleiche Quantum Bier mit. Das bekommt ihm schlecht. Er muß ins Bett liegen und sterben, so schwer es ihn auch ankommt.

Als die Nachricht von seinem Tode zu mir kam, war ich selbst ein lebensmüder, kranker Mann, sonst hätte ich ihn begraben helfen, den Märtyrer von Hasle.

Am Tage aber, da sie ihn begruben, ging ein Wehen durch seine Tannen auf dem Ried, gleich einem Klagelied um Valentin, den Nagler, der seinen Wald geliebt hatte, wie ein Vater seine Kinder und der nebenbei ein kreuzbraver, allzeit unverdrossener Märtyrer dieses irdischen Daseins gewesen ist. —





Valentins Zunftgenossen.

1.

Die engeren Zunftgenossen des Meisters Valentin, die Nagler, welche in meiner Kindes- und Knabenzeit neben ihm ihr Wesen trieben, verdienen es alle, unter die „wilden Kirschen" gerechnet zu werden. Es waren der Nagler-Wendel, der Nagler-Bührer, der Hie-Verreck, Norbert der Bur und der Nagile-Karle, welch letztern wir aber weiter unten bei den Sympathiedoktoren abhandeln.

Altmeister war Wendel Armbruster, der schmälste, spitzigste und kleinste der Zunft, aber auch der schärfste und giftigste. Da er in mein Bewußtsein trat, war er schon ein älterer Mann, der oft an unserm Haus vorbeiging, eine Kappe mit großem Lederschild auf dem spitzigen Haupte, bartloses Gesicht, beide Hände in den Hosentaschen und weder rechts noch links nach jemanden umschauend. Man ließ ihn gern „unbeschrien", wenn er so in seine Reben ging am Herrenberg, weil er sonst gerne beißende Redensarten zum besten gab und vom Komplimentenmachen kein Freund war. Selbst mein Vater, ein jüngerer Kriegskamerad von ihm aus Friedenszeiten, redete ihn selten an.

Mein Vater erzählte mir einmal, wie er anno 1824 mit dem Wendel, der als Veteran an einer militärischen Übung teilgenommen hatte, während des Becke-Peters Philipp in „großen Urlaub" heimzog, von Rastatt aus Hasle zumarschiert sei. In jenen eisenbahnlosen Zeiten wurden die Soldaten auf ihren Hin- und Hermärschen zu und von der Garnison an bestimmten Stationen einquartiert. So sei er auch mit dem Wendel in Önsbach bei Achern bei einem Bauer ins Nachtquartier gekommen. Die Bäuerin habe ihnen „Strüwle" gebacken, das feinste Mehl- und Schmalzpräparat einer Bauernküche in Alemannien. Der Wendel aber, der die spöttischsten Stichreden allezeit geführt, reizte die Bäuerin so, daß sie die Strüwle den Soldaten wieder vom Tisch wegnahm und damit in die Küche eilte. Hier konnte der Grenadier Philipp noch einige verspeisen, der Füsilier Wendel aber bekam nur Suppe, womit er sich bequemte, da ihm seine Sticheleien mehr galten als Essen und Trinken.

Seine Parole war und blieb bis an sein Ende: möglichst wenig essen und nichts trinken als Milch und Wasser. Als ich ihm, dem Vierundachtzigjährigen, nachdem er mir aus seinem Leben erzählt, Geld zu Wein offerierte, schlug's der arme Mann rundweg ab, weil er nie etwas Geistiges trinke. An witzigen und boshaften Rednern hat's den Haslachern nie gefehlt, aber einer, der weder Wein noch Bier trinkt, ist eine Seltenheit bei ihnen, die nicht jedes Jahrhundert zweimal vorkommt. Der Nagler-Wendel war im 19. Jahrhundert jedenfalls der einzige.

Geboren im Jahre 1794, sah er noch den Landsturm sich erheben gegen die französische Republik, als Jourdan im Frühjahr 1798 über den Schwarzwald den Österreichern entgegenmarschierte. Er erinnerte sich noch, daß damals drei Haslacher tot heimgeführt wurden das Tal herauf, und daß in seinem Geburtsjahr ein Giftmischer aus dem Dorfe Bollenbach als der letzte auf dem Galgenbühl unterhalb des Städt-

chens hingerichtet worden sei, hatte er sich ebenfalls wohl gemerkt.

Als im Jahre 1809 Napoleon mit großer Heeresmacht gegen Österreich zog, erlebte es der Wendel, daß eines Tages von früh morgens bis 1 Uhr mittags nichts als französische Pulverwägen durchs Städtle zogen. Bei diesem kolossalen Heeresdurchzug, wo zwei Tage und zwei Nächte lang „Tripp-Trapp" lauter Franzosen durchmarschierten, leistete, wie er mir selbst noch erzählte, der fünfzehnjährige Wendel meinem Großvater, dem Becke-Peter, einen wichtigen Dienst.

Die Bäcker des Städtchens hielten unterm Rathaus ihr Brot feil, wie heute noch alltäglich; aber Mädchen, wie es üblich war, konnte man aus „militärischen Gründen" bei diesem „Franzosen-Rumpel" nicht als Verkäuferinnen hinsetzen. Der „kleine Beckle", ein Kollege meines Großvaters, beorderte nun den Wendel als Brotverkäufer und der Becke-Peter seinen Schwager, den „Jokele". Der war, wie man im Kinzigtal sagt, ein „Knadehle", körperlich und geistig ziemlich verkrüppelt, und stotterte. Da machte der Wendel dem Jokele während des Franzosen-Rumpels unter dem Rathaus den Dolmetsch und Kassierer, weil dieser das Geld nicht kannte, das deutsche so wenig als das französische.

Zum Dank gab der Becke-Peter dem Wendel einen Fünflivrestaler.

Bald darauf, im gleichen Kriegsjahr, mußte Wendel mit dem Pferde seines älteren Bruders, der Metzger war, militärischen Vorspann leisten das Tal hinab. Noch lag die Nacht über dem Städtchen Gengenbach, als er mit seinem Fuhrwerk früh am Morgen dort anlangte. Aus einer Nagelschmiede fiel der Schein der Esse so magisch auf die Landstraße und in das Herz des jungen Haslachers, daß er, eben an dem Scheideweg seines Berufs, beschloß, ein Nagler werden zu wollen. Es hatte ihn somit buchstäblich die Poesie des Handwerks angezogen, und beim gleichen Meister, dessen

glühende Kohlen ihn so mächtig ergriffen hatten, machte der Wendel seine Lehre.

Am Samstagabend ging er während seiner Lehrzeit jeweils zu Fuß die vier Stunden Wegs das Tal hinauf, um den Sonntag in der Heimat verbringen zu können. Es war keine Stunde der Nacht, in der er nicht hinaufgezogen wäre, bald allein, bald mit den Fuhrleuten von Hasle, die vom Offenburger Wochenmarkt heimfuhren. An zwei Punkten dieses Weges war es aber damals nicht „geheuer": am Marterberg bei Steinach und an der Täfele-Eich bei Hasle. Pudelhunde, Männer ohne Köpfe, alte Weiber waren dort bisweilen von nächtlichen Wanderern gesehen worden. Die Fuhrleute verstummten deshalb in ihren „Blachenwägen", so oft sie an diesen Gespensterstationen vorbeifuhren, und machten das Kreuzzeichen; der Wendel aber, der frühzeitig ein freches Maul hatte, spottete.

Einstmals, in der Fastenzeit, gen Mitternacht, schritt unser Wendel allein von Gengenbach her der Täfele-Eich zu. Es war dies eine uralte Eiche, an der ein Täfelchen von einem Unglücksfall berichtete; daher ihr Name. Sie stand nicht mehr zu meiner Kindeszeit, aber ihren Namen hörte ich gar oft noch nennen als den einer Stätte, wo es bis zur Stunde nicht geheuer sei.

Als der Wendel diesmal der Eiche sich nähert, steht im hellen Mondschein ein steinaltes Weiblein bei derselben und schaut in die „alte Kinzig", ein sumpfiges Altwasser, sinnend hinab. „Was stohsch du no do um dia Zitt, Alte?" spottet kühn der junge Nagler. Da wendet sich das angerufene Wesen um und deutet stumm mit glühenden Augen hinüber gegen den Berg, wo über dem Galgenbühl die Tannen flüstern im Nachtwind.

Jetzt überfällt den Wendel ein „Gruseln", und er springt, von Angst gepeitscht, dem Städtchen zu. Als er am Kirchhof vorbeijagt, schlägt's eben Mitternacht auf der Stadtuhr. Am andern Morgen noch liegt der Spötter vom Fieber geschüttelt

auf seinem Lager, und nie mehr ging der Wendel fortan mitternächtlich an der Täfele-Eich vorüber.

Fast siebzig Jahre später, als er mir mit seinem Leben auch von der Begegnung bei der Täfele-Eich erzählte, kam er noch in Aufregung und zog, was er sonst nie tat, wenn er ging oder sprach, die Hände aus den Hosentaschen. Als ich aber die Existenz des Geistes an der Eiche bezweifeln wollte, wurde er hitzig, nahm seine Kappe und wollte von dannen mit den Worten: „Wenn Sie glauben, ich lüge Sie an, so brauchen Sie mich nicht. B'hüt Gott!"

Nur die Versicherung meines Glaubens an die Alte bei der Täfele-Eich bestimmte ihn, länger zu bleiben. —

Auf die Wanderschaft zog Wendel zu gleicher Zeit, da Napoleon seine Heerscharen nach Rußland führte, im Sommer des Jahres 1812. Und während die Russen dem großen Kaiser die ersten Nägel in den Sarg seiner Herrlichkeit schlugen, nagelte der Wendel in Alt-Breisach. Und als die Zeiten kriegerischer wurden am Rhein herauf, da wanderte unser Haslacher der Schweiz zu, nach dem bekannten Sprichwort: „Weit vom Schuß gibt alte Soldaten." Das Soldatwerden aber stand jetzt dem bald Zwanzigjährigen nahe; denn die Konskription streckte damals eben ihre ersten Gewaltarme nach der Jugend des Vaterlandes aus.

In der Schweiz hielt sich der Fürchteblei mäuschenstill, gab drei Jahre lang keine Nachricht und hämmerte unverdrossen in der Republik. So kam es, daß seine Schulkameraden, der Seifekarle, der Lichterläufer und Wunibald, der Schmied, vor Straßburg lagen und sein intimer Freund, „des Häberlebure Dicker", bei dieser Festung den Heldentod starb, während der Wendel die Schwyzer mit Nägeln versorgte. Erst als die Zeiten friedlicher geworden, lenkte er seine Schritte dem Elsaß und Straßburg zu, denn er wollte wenigstens sehen, wo seine Kameraden gestritten und geblutet hätten.

Daß er als „Refrakteur" galt in der Heimat und später bei seiner Rückkehr mit dreifacher Dienstzeit gestraft wurde,

genierte ihn nicht sehr; denn, so kalkulierte er ziemlich richtig, sicherer sechs Jahre Soldat im Frieden als zwei Jahre im Krieg.

Von Straßburg weg bekam er Arbeit in Mutzig, und hier ging sein Leiden an. Der Meister glühte sein Eisen mit Steinkohlen, und unserm Wendel waren Geruch und Hitze dieses Materials so unerträglich, daß er nach wenigen Tagen davonlief, Lothringen zu. Hier kam er vom Regen in die Traufe, überall Steinkohlen und überall Mangel an Naglergesellen. Die Meister liefen dem flüchtigen Gesellen oft nach, der mit wahrer Panik aus den Nagelschmieden stürzte, sobald er Steinkohlen bemerkte. Die Steinkohlen brachten ihn zur Verzweiflung; er eilte schließlich dem Kinzigtal und der Heimat zu und dachte, lieber in den Krieg als in eine Steinkohlenschmiede.

All sein Lebtag aber blieb er ein geschworener Feind der Steinkohlen. Ihnen schrieb er alles Unglück für den Kleinhandwerker zu. Ohne sie, meinte er, gäbe es keine Fabriken. Ihr Geruch töte Menschen und Vieh, er sei ein langsames Gift. Der Steinkohlendampf habe auch die Kartoffeln vergiftet. Die Eisenbahn nannte er nur „das Malefiz-Steinkohlenfuhrwerk" und fuhr nie auf einer solchen, nur der Kohlen wegen.

Ich hab' ihn in den letzten Jahren vor seinem Tod mehr als einmal getroffen an der Barriere am Kinzigweg zu Hasle, wenn er grimmig den Bahnzug daherbrausen sah und Flüche über die Steinkohlen in sich hineinmurmelte.

Im Jahre 1818 erst wurde Wendel Soldat und mußte vorübergehend bis 1826 dienen beim zweiten Infanterieregiment Markgraf Leopold und unter einem Hauptmann Sachs. Von dieser Zeit erzählte er mir nichts, außer daß er die obige Episode mit meinem Vater bestätigte. Nur das eine meinte er noch, beim Militär habe er den „Humor" verloren. Natürlich; überall läßt sich für ein „böses Haslachermaul" besser wohnen als bei den Soldaten.

Vom Waffendienst frei, hielt der Nagler Hochzeit in der Sonne. Und von da ab besuchte er kein Wirtshaus mehr: die größte Heldentat eines Haslachers, seitdem die Kinzig am Städtchen vorüberzieht. Es begannen aber auch seine Eigentümlichkeiten sich breitzumachen. Schon vor seiner Verheiratung hatte er sich gegen die „Zunft" empört und das Machen eines Meisterstücks verweigert unter Berufung auf seine Militärzeit, seine lange Wanderschaft in der Republik und im Steinkohlenrevier. So zerfiel er als Jungmeister schon mit seinen Kollegen, die er stets verachtete.

Bald kam er auch mit dem Stadtrat in helle Fehde. Dieser pflegte aus den neuangehenden Bürgern und Halbbürgern die Kirchenvögte, d. i. die Aufseher beim Gottesdienst über „Maidle und Bube", „Gesellen und Lehrjungen", zu wählen. Als die Wahl auch den Nagler-Wendel traf, verweigerte er den Gehorsam gegen das Ortsstatut. Er gehe in die Kirche, um zu beten, nicht um Buben und Maidle zu hüten.

Er wird beim Amtmann verklagt und vorgeladen. Wendel erscheint, tritt, seine große Schildkappe auf dem Haupt, in die Amtsstube und nimmt hier erst langsam seine Kopfbedeckung ab. „Das nächstemal die Kappe vor der Tür herunter!" sprach der Amtmann. „Herr Amtmann," entgegnete der Wendel feierlich, „ich ziehe meine Kappe vor Ihnen ab und nicht vor der Tür."

Auf Vorhalt seiner Renitenz gegen die Stadtbehörde benutzte der Wendel ganz schlau seine militärische Erfahrung in Friedenszeiten. „Herr Amtmann," so begann er seine Verteidigung, „ich bin ein alter Soldat und weiß vom Soldatenstand zu erzählen. Wenn wir Soldaten in die Bernharduskirche zu Rastatt kommandiert wurden, so standen hinter uns die Offiziere, und da war Ruhe im Glied, solange der Gottesdienst dauerte. In Haslach da stehen die Ratsherren und die Beamten vorn in der Kirche und die bösen Buben hintendran. Die Herren sollen's nur machen wie die Offiziere,

dann braucht man keinen armen Nagler, nach dem die Buben doch nichts fragen, zum Kirchenvogt."

Ohne Urteil wurde Wendel entlassen, und nun begann seine Agitation gegen die Kirchenvogtei. Wie Sokrates einst durch die Straßen von Athen ging und den nächsten besten anredete und belehrte, so wandelte Wendel, der kein Wirtshaus besuchte, die Hände in den Hosentaschen, mit seiner großen Kappe, deren Schild einem ganzen heutigen Studentenkorps die Mützenschilde liefern würde, durch die Gassen des Städtchens und predigte gegen den Mißbrauch der Jungbürger zu Kirchenvögten.

Während der „große Weber Kaiser" seine Staatsreden gegen die Patrizier über Feld und Wald in den Wirtshäusern und unter den Hallen des Rathauses vor versammeltem Volke hielt, bearbeitete Wendel den einzelnen Mann wegen des Kirchendienstes auf der Straße, bis schließlich der Stadtrat besoldete Kirchenvögte, meist arme Bürger, anstellte.

Eine Hauptforce legte er bei seiner Agitation in witzige, bissige Stichreden und Spitznamen. So nannte er das Ratskollegium „den Senat von Madrid" und die Senatoren, welche damals noch in langen schwarzen Mänteln im „Ratsstüble" saßen, „Hohlkrähen". Dem Amtmann Michael Wölfle, dem Sohn eines Sägemüllers im benachbarten Welschensteinachertal, gab er den Namen „Säger-Michele", und dessen Frau, die oft im Garten im Kraut und Spinat tätig war, hieß er die „Spinatwachtel".

Die Zeit, welche er seiner parlamentarischen Tätigkeit opferte, brachte der Wendel reichlich ein. Er schlief nie mehr wie drei Stunden. Und um Mitternacht, wenn unweit von ihm in der „vordern Gasse" der Nagler Valentin sein Hämmern einstellte, begann der Wendel dasselbe und nagelte unverdrossen bis in den lichten, hellen Tag hinein. An Unterhaltung fehlte es ihm auch nachts nicht. Sein Nachbar, der „Bureschnider", war Nachtwächter, und wenn der eine Stunde angesungen hatte, besuchte er in der Zwischenzeit den Wendel,

und da wurden dann neben dem Nageln her die Großtaten der Hintersassen von Kinzig-Athen besprochen und die Aristokraten mit Hohn und Spott übergossen.

Gar oft aber lauschten der Bureschnider und der Wendel nach Mitternacht dem Gesang eines zweiten Nachbars. Das war der „kleine Beckle", ein altes, winziges Bäckermeisterlein, das ich noch gar wohl gekannt habe. Er ging allabendlich, wie man sagt, „mit den Hühnern" zu Bette und hatte um Mitternacht ausgeschlafen. Da fing er dann regelmäßig mit seinem Weib die lateinische Vesper zu singen an, welche beide vom jahrelangen Singen in der Kirche auswendig konnten wie 's Vaterunser. Noch als ich Volksschüler war, sang der kleine Mann mit seinem Ehegespons die nächtliche Vesper hellauf. War die Vesper aus, so ließen sie noch irgend ein altes deutsches Dreikönigslied ertönen oder auch ein Lied aus der Jugendzeit.

Ist das nicht Volkspoesie? In einer vom Kohlenfeuer magisch erhellten Schmiede der Nagler und der Nachtwächter, draußen dunkle Mitternacht, nebenan zwei greise Menschenkinder, die singen, singen, bis der neue Tag hereinschaut und zwei alte Menschen bescheint mit jungen Herzen.

Ich war noch ein Knabe von kaum zwölf Jahren, da mußte ich eines Abends im Frühjahr einen Sohn des kleinen Beckle auf meines Vaters Acker ins „Sandhasenhalde" unter dem Urwald begleiten. Er hieß Augustin und galt als der beste Baumsetzer, drum sollte er meinem Vater vier Bäume auf jenen Acker pflanzen. Augustin trug die Bäume und ich die Hacke. Auf dem Rückweg, es war schon dunkle Nacht, erzählte mir der Augustin, ein stiller Mensch, vom Singen seiner alten Eltern in der Nacht, und wie er ihnen manchmal zuhöre und dann weinen müsse, so greife es ihn an. Er selbst könne nicht singen, und es sei ihm auch nicht darum, sondern immer „schwer im Herzen". Bald darauf haben sie den Augustin begraben. Er verunglückte tötlich beim Abbruch eines alten Hauses. Die Bäume aber, die wir gepflanzt,

stehen heute noch und erinnern mich, so oft ich sie sehe, an den stillen Augustin.

Sonst vererbt sich so etwas, wie Singen und Pfeifen, gerne. Mein Vater hat mir oft erzählt, daß seine Mutter den ganzen Tag über in der Küche und am Spinnrad gesungen und der Vater Becke-Peter gepfiffen habe. Mein Vater erbte bloß das Pfeifen, und ich beides. Heute noch wird „zwischenhinein“ tagtäglich von mir altem Burschen bei der Arbeit im Studierzimmer bald gesungen, bald gepfiffen. —

Wenn der Bureschnider und der Wendel im besten Reden waren, da streckte manchmal der andere Nachtwächter, der „Hafte-Alise“, den Kopf zur Schmiede herein. Es war am andern Ende des Städtchens irgend etwas vorgefallen, und der Alise wollte den Kollegen holen. Und er wußte, wo er ihn fand: entweder beim Wendel in der Nagelschmiede im „Diskurs“ oder beim alten Schwarzbeck in der Backstube bei einem Schnäpschen.

Ich schwärme, wie ich schon in dem Buch „Aus meiner Jugendzeit“ gesagt habe, für die Zeit der Nachtwächter. Sie war eine Zeit ebenso reich an Poesie, wie wohltätig in ihrer Praxis, vorab in den kleinen Landstädtchen und auf den Dörfern. In Hasle war das Hauptquartier der Nachtwache im „Narrenhüsle“, der Wachkommandant der jeweilige Polizeidiener, und die Mannschaft bestand jeden Abend aus vier Nachtwächtern, in der Regel arme, ältere Bürger, von denen zwei abwechselnd im Wachlokal blieben und zwei den äußern Dienst versahen. Zu der Zeit, in welcher der Wendel blühte, in den dreißiger Jahren, war der Chef der Schnider-Miehle, und der Hafte-Alise nebst dem Bureschnider bildeten die Auslese unter den „Scharwächtern“.

Wurde nun in der Nacht jemand krank, so sprang man dem Narrenhüsle zu und holte den Schnider-Miehle, denn der verstand sich auf Sympathie. Sollte irgendwo eine Kuh „kälbern“ und es ging schwer her, so wurde vom Hausvater und Kuhbesitzer ein Nachtwächter als Assistent geholt. Saß

irgendwo im „Kreuz“ oder in der „Sonne“ eine kleine Gesellschaft und wollte ungestört vom bezirksamtlichen Gardisten weiterkneipen, so stellte sie als Sauvegarde für einen Schoppen einen Nachtwächter vors Haus. Wurde in einer der hinteren Gassen das Weib vom betrunkenen Manne geprügelt, so schrie sie zum Fenster hinaus. Die Wächter kamen und führten den tollen Ehemann ins Narrenhüsle bis zum kommenden Morgen. Es kam vor, daß Mann und Frau, weil keines Meister wurde, in der Nacht miteinander zum Narrenhüsle stürzten und Hilfe begehrten. Da sperrten die zarten Nachtkavaliere in der Regel den Mann ein und begleiteten mit ihren Spießen die Dame nach Haus.

Zu meiner Knabenzeit war der Kommandeur der Scharwächter der „Stumperle“, ein kleines, stets in feiner Uniform und mit mächtigem Polizeidienerschnurrbart einherschreitendes Männchen. Es hatte ihm, als Knaben, einst ein Bauer im benachbarten Dörfchen Schnellingen, dem er an seine Kirschen gegangen war, erbarmungslos drei Finger von der Hand geschnitten. Er bekam davon den bleibenden Namen „Stumperle“ und der grausame Bauer den des „Fingerstutzerle“.

Ich habe den grausamen alten Schnellinger noch wohl gekannt, und um den armen Stumperle zu rächen, der ja nur getan hatte, was wir alle taten, verfolgten wir den Fingerstutzerle, so oft er sich im Städtchen sehen ließ, wie die Schwalben einen Raubvogel, und riefen ihm in einem Atem zu: „Fingerstutzerle, Fingerstutzerle!“ bis er über der Kinzigbrücke verschwunden war. —

Um zehn Uhr des Abends die Lumpenglocke zu läuten, war das Amt des Polizeidieners. Da der Stumperle aber nicht läuten konnte mit beiden Händen, so besorgten zu seiner Ädilenzeit die Nachtwächter dieses Geschäft.

Wenn nun die älteren jungen Männer, zu meiner Knabenzeit vorab des „Dirholden Xaver“, des „Kraften Schwarzer“ und des „Storzen Baptist“, welche die jeunesse

dorée von Haslach bildeten, gerne irgendwo sitzen blieben, auch nach der Polizeistunde, so stiegen sie abends auf den Kirchturm, zogen die sämtlichen Seile der Glocken hinauf und banden sie los. Kam nun nach zehn Uhr der Stumperle, der zudem noch fast ganz taub war, um Feierabend zu bieten, so schrien sie ihm zu, die Lumpenglocke habe ja noch gar nicht geläutet, er solle seine Nachtwächter besser in Ordnung halten! Jetzt rannte der gute Stumperle auf die Wachtstube, wo die Wächter ausgeflogen waren, dann unter den Glockenturm, wo sie ratlos standen, weil sie läuten wollten, aber nicht konnten. Die zwei Gendarmen des Orts waren nachts meist draußen in Berg und Tal, und so war im Städtchen „Freinacht".

Die genannten drei Haslacher Gutedel, und ihnen nach die erwachsene Jugend bis in die neuere Zeit, trieben manchen Schabernack mit den Scharwächtern, besonders mit denen, die gerne schliefen. Der alte Herre-Jochem, der Schneider Österle, der Hafte-Alise, der Schille-Lorenz, letzterer aber nur an Markttagen, wenn er den ganzen Tag Fruchtsäcke getragen und Schoppen getrunken hatte, galten als Schläfer. Wenn die Jugend am Wachthäuschen vorbeiging und die Wächter schliefen, schlich sich einer hinein und löschte das Licht. Dann band man von außen die Türe fest, so daß sie nicht mehr von innen geöffnet werden konnte, und jetzt rief die ganze Bande draußen: „Fürio! Fürio!"

Die Schlaftrunkenen stürzten der Türe zu, und eingeschlossen waren sie. Draußen aber erscholl ein Spottgelächter durch die Nacht hin von den abziehenden tollen Jungen. Es kam, besonders zur Zeit der Weinernte am Herrenberg, vor, daß die Wächter an Sonn- oder Montagabenden auf ihrer Pritsche, auf welcher sie einen breiten Strohsack hatten, derart schliefen, daß die mutwilligen Nachtvögel die Türe aus den Angeln hoben und sie auf die Schläfer legten. Darauf nahmen sie die Krautköpfe, welche die Breisgauer Bauern im Spätjahr am Sonntagabend auf dem benach-

barten Marktplatz aufgesetzt und den Wächtern zum Bewachen übergeben hatten, und warfen sie zum Fenster hinein, bis die Schläfer zu sich kamen.

Übrigens stellten unsere alten Nachtwächter in Zeiten der Gefahr doch auch ihren Mann. Wenn nachts die Waldhüter dahersprengten mit der Meldung, die Mühlenbacher Bauern hätten im Stadtwald eine Spanbuche[1] geholt, da rückten die Scharwächter mit den Forstleuten alsbald aus. Sie verlegten den Bauern in des Waldes düstern Gründen den Weg, den diese mit der Buche ihren einsamen Gehöften zu zogen, und schlugen oft eine förmliche Schlacht, in der die „Haslemer" in der Regel die Schläge bekamen; aber alles pro patria. —

Zu meiner Knabenzeit war der Schille-Lorenz sonder Zweifel der genialste seiner Kollegen. Eine breitstämmige, gedrungene Gestalt mit einem glatten Faunsgesicht, spielte er bei seinem Amte als Nachtwächter zugleich eine Art Pasquino und nahm in seine Wächterrufe auf, was man sonst auf nächtlich angeschlagene Pasquille setzt.

Bald klangen seine Couplets, die er bei den obligaten Wächterrufen einlegte, mahnend, bald warnend, bald spottend. So z. B. wußte er aus eigener Beobachtung, daß das Weib des in meinen Jugenderinnerungen erwähnten „Kappenmurers" zur Sommerszeit sehr gerne Kukumern (Gurken) holte in den Gärten ihrer vorstädtischen Nachbarschaft. Drum sang der Lorenz in einer schönen Sommernacht durchs Städtle hin:

> Höret, was ich euch will sage,
> Die Glock' hat elfe g'schlage!
> Bewahret Feuer un Liecht
> Un daß de Kukumre nix g'schiecht!
> 's isch der Kappemurere nit z'früeh un nit z'spot,
> Wenn sie uff ihre Nachthände goht.

---

[1] Die ganz glatten Buchen nannte man Spanbuchen. Aus ihnen schnitten die Bauern die Späne, mit denen sie bis vor wenig Jahrzehnten allgemein im Winter ihre Stuben beleuchteten.

Als er dies Couplet auch vor dem Hause der nächtlichen Gärtnerin sang, wachte sie auf und sprach zu ihrem Kappenmurer: „Xaveri, stand uff,'s treibt einer Schindluderlebe mit uns!" Der Xaveri erhob sich, öffnete das Fenster und rief in Hochdeutsch — denn er war einmal einen halben Tag in der Fremde gewesen —: „Kerl, mach', daß du fortkommst, sonst schieß' ich dich zu lauter Mörtel!" Laut auf lachte der Faun aus der Dunkelheit und schlich davon.

Ein andermal hatte der Lorenz bei seinem nächtlichen Wächtergang beobachtet, wie sein Nachbar, der Wagner Uhl, mit seinem Gesellen eine Rusche aus dem Wald heimschleppte. Eine Stunde später rief's in der Vorstadt:

Höret, was ich euch will sage,
Die Glock' het zwei geschlage,
Wohl über die zwei,
Ebe sinn sie vorbei!
Sie henn an Ruschbaum trage,
I will's aber nieme sage.

Der Schille-Lorenz war der witzigste Nachtwächter und der Bureschnider, der Freund Wendels, der beste Sänger unter ihnen. Wenn er sang, so horchte alles auf, was nicht im tiefen Schlafe lag, und lange noch nach seinem Tod sprach man von seiner schönen nächtlichen Stimme. —

Hatte der Bureschnider zur Sommerszeit um drei Uhr den Tag angerufen, so hörten der kleine Beckle und sein Weib zu singen auf, der Wendel aber hämmerte unverdrossen weiter, bis gegen sechs Uhr die Lehrbuben und sein Sohn Xaver von der Morgensupp die Stiege herunterkamen und den Meister und Vater ablösten.

Zu der Zeit, da der Xaveri seinem Vater half, wurde ich in Wendels Haus bekannt. Der Xaveri, ein schwarzer, kleinäugiger, verschmitzter Bursche, war der Haupt-Tauben-Faktor im Städtle und übertraf im Fang und Handel den Nagler Valentin um einige Pferdelängen. Er verstand auch

das Färben der Tauben und hat mir mehr als einmal am Abend das gleiche Paar in anderer Farbe wieder verkauft, das er am Morgen von mir billig eingehandelt hatte.

War's Regenwetter, so erschien Vater Wendel nach der Suppe wieder und hämmerte mit seinem Sohne weiter. In diesen Stunden geschah es, daß wir Buben auf dem Weg zur Schule bisweilen unter dem Fenster erschienen und dem Xaveri spottend zuriefen:

Nägilespitz, Nägilespitz
Macht sieben Nägile in einer Hitz.

Obwohl das ein Kompliment war, sieben Nägel vom glühenden Eisen herunterzuhämmern, ehe dasselbe wieder in der Esse erhitzt werden mußte, so wurde der Xaveri doch teufelswild und auch der Alte. Während der Sohn aber unklug genug war, uns mit dem glühenden Eisen und dem Hammer vergeblich nachzuspringen, begnügte sich der Vater, jeweils wortlos rasch rechts und links auszuspucken und fortzuhämmern. Das Spucken war Symptom seines inneren Zornes, aber dabei schwieg der sonst so redefertige Wendel absolut. Sein Wahlspruch war: „Mit großen Herren und kleinen Buben muß man nichts anfangen, man kommt immer zu kurz."

In politisch aufgeregten Zeiten oder wenn im Frühjahr und im Sommer die Sonne das Tal beleuchtete, da begann der Wendel am Morgen nach der Ablösung seine Wanderung ins Freie oder er politisierte auf der Straße. In den Kämpfen zwischen Plebejern und Patriziern war von den letzteren keiner sicher vor der giftigen Zunge des proletarischen Naglers, wenn er diesem in den Weg lief. Und in der Revolutionszeit anno 48 und 49, da benutzte er die junge Freiheit lediglich, um mißliebigen Leuten „die Wahrheit zu sagen". Er kämpfte nicht mit Waffen und nicht mit Reden in Volksversammlungen; auf der Straße nahm er den Einzelnen aufs Korn

und stach ihn im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit seiner spitzigen Zunge.

Und er war gefürchtet, der Wendel, wie Samson von den Philistern. Niemand hatte gern mit ihm zu tun, und jedermann wich ihm aus, weil keiner seine Stichelreden liebte. Wendel war eine Art „öffentlichen Gewissens", und da die Menschen dem Gewissen überhaupt gerne aus dem Weg gehen, so mieden sie auch den rücksichtslosen Nagler.

Von einem Falle seiner Zungenjustiz während der Revolutionsjahre 48 und 49 war ich als Knabe Zeuge. Am rechten Kinzigufer liegt auf lieblicher Höhe das kleine Pfarrdorf Weiler, einst Sitz der Ritter von Ramstein. Pfarrherr war zu meiner Knabenzeit ein älterer, kleiner, würdig aussehender, aber blatternnarbiger Herr, Michael Armbruster, gebürtig aus Wolfach. Jede Woche wanderte er ein oder das andere Mal von der Kinzig her ins Städtchen, um bei unserm Dekan Gesellschaft zu suchen.

In Hasle war er allgemein bekannt unter dem Namen „der Michele von Willer" oder der Zwetschgen-Michele, weil er sehr eifrig das Anpflanzen von Zwetschgenbäumen betrieb und es vernünftigerweise allgemein empfahl. In seiner Gemeinde aber, wo er schon mehr als ein Vierteljahrhundert wirkte, war er sehr beliebt und verehrt.

Ein Landpfarrer, ich kenne das aus eigener Erfahrung, nimmt's in vielen Dingen nicht so genau und standesgemäß. Er arbeitet in seinem Garten, wandelt im Schlafrock vor seinem Häuschen hin und her, sticht im Keller die Fässer an und repariert auf seiner Bühne am Taubenschlag oder im Hof am Hühnerhaus, ohne daß die Bauern darin etwas finden. Im Gegenteil, es freut sie, und sie nennen ihren Pfarrer einen „gemeinen Mann", welche Redensart ein aufrichtiges Kompliment ist.

Ähnlich verfuhr auch der Michele von Willer. Während aber unsereiner in dieser Hinsicht seine Hauptaufmerksamkeit den Tauben und Hühnern schenkte, pflegte der Michele ganz

besonders seinen Keller, wo die alten und neuen Talweine, die Bermersbacher und Herrenberger, lagen. Er hatte ein winziges Einkommen, war ein sparsamer und nüchterner Mann, aber, und das lob' ich an ihm, einen guten Tropfen hielt er sich in seinem Keller. Und in diesen Keller ließ er niemanden, jahraus jahrein, als sich selber. Er nahm im Herbst die Bütte auf den Rücken, trug den Wein in seine Fässer, ließ sie im Frühjahr selber ab und hantierte als vollendeter Küfermeister. Niemand nahm daran Ärgernis, bis eines Tages der Nagler-Wendel von Hasle das „Eschbacher" Tälchen hineinwanderte und vor dem Pfarrhaus den Michele sah mit der Weinbütte auf dem Rücken, hemdärmelig und in kurzen Kniehosen.

Das schrieb ihm der Sokrates-Nagler aufs Kerbholz. Einige Wochen später, wir Buben spielten eben Ball am städtischen Waschhaus, da zieht der Pfarrer von Weiler an uns vorüber auf dem Weg ins Städtchen, und der Wendel wandelt auch daher auf seinem Gang in seine Reben drüben über der Kinzig.

Langsam stellt er sich vor den geistlichen Herrn hin, beide Hände in den Taschen und seine Riesenkappe auf dem Haupt, und spricht: „Herr Pfarrer, unser Herrgott hat Euch schon einmal gestraft und der Teufel Euch seinen Erbsensack ins Gesicht geschlagen [1]. Wenn Ihr nicht aufhört, mit der Weinbütte vor dem Pfarrhause zu hantieren, so kann noch was kommen!" Sprach's und ging langsam weiter. Der Pfarrer schwieg und ließ fortan zur Herbstzeit den Wein vom Sakristan in den Keller tragen. Im Keller selbst aber blieb er der alte. —

Als die Revolution vorüber war und man überall auf die Rädelsführer fahndete, wurde auch der Wendel in Untersuchung genommen und wegen seiner bösen Reden, mit denen er auch die alte Regierung wohl bedacht hatte, zu einigen Monaten

[1] Boshafte Anspielung auf die Blattern, die der Pfarrer gehabt hatte und deren Spuren in seinem Gesichte zu lesen waren.

„Kasematten" in Rastatt verurteilt. Hier mußte er schweigen und Karren schieben. Er war, heimgekehrt, fortan stiller.

Am liebsten weilte der scharfzüngige Nagler in freien Stunden in seinen Reben am Herrenberg. Dahin sah ich ihn in meiner Knabenzeit täglich an unserem Hause vorbeischleichen, wenn die Sonne über Berg und Tal lachte. Er ging aber nie in seinen Weinberg, um zu arbeiten; er hatte die Nacht über gearbeitet, und an „unseres Herrgotts schönsten Morgen" saß er auf einer Mauer droben im Herrenberg und ließ unseres Herrgotts liebe Sonne in seine Seele scheinen und betrachtete Wald und Flur, Fluß und Matten in des Morgenlichtes goldenen Strahlen.

In den Reben hackte neben ihm sein Riesenweib, eine hagere, gutmütige Frau. Sie war eine Base meines früh verstorbenen Freundes, des Holzer-Peters Rudolf, und zur Herbstzeit, wenn wir Knaben am Herrenberg hin patrouillierten und die blauen Trauben mit Fuchsaugen betrachteten, rief die Base bisweilen mir und dem Rudolf und gab uns einige davon. Wenn aber der Wendel auf der Mauer saß, so zogen wir ruhig weiter und die Naglerin schwieg; denn wir wußten alle, daß der Mann auf der Mauer kein Freund der kleinen Buben und der großen Herren sei.

Schon mehr als ein halbes Jahrhundert lang hackt des Wendelins Weib nicht mehr am Herrenberg, ruft der Bureschnider keinen Tag mehr an, singt der kleine Beckle nicht mehr um Mitternacht und selbst des Wendels Nagelschmiede ruht seit vielen Jahren. Sein Sohn Wilhelm, der jetzt auch schon lange tot ist, hatte eine Metzig gemacht aus der nächtlichen Werkstätte seines Vaters, aus dem poetischen Stell-Dich-ein der Nachtwächter. Des Metzgers Name allein erinnerte noch an alte Zeiten. Er hieß, so lange er lebte, „der Nägile-Metzger".

Der Xaveri aber, genannt Nägilespitz, legte den Hammer auch bald aus der Hand und wurde eine Art Delikatessenhändler; er lieferte zur Sommerszeit die feinen Gemüse

und Obstsorten für die Wirtstafeln in dem jetzt berühmt gewordenen Kurort Triberg.

Um Mitternacht, zur Zeit, da sein Vater ehedem zu hämmern anfing, spannte der Xaveri an und fuhr talauf dem „Walde" zu. Ehe Triberg Kurort war, zog der Xaveri nächtlich einen Karren mühsam jenem Städtchen zu. Mit Triberg ist er selbst gewachsen und hatte später Pferd und Wagen, mit denen er nach dem Kurort zog. Auf dem Wagen saß, während der Xaveri neben dem Pferd herging, eine dicke Dame, es war sein Weib, des „Franzels Viktoria", eine Enkelin des wüsten Neumaiers, der den Schnider-Miehle in den Gänsestall sprengte[1]. —

Jahre kamen und Jahre gingen. Ich wußte kaum mehr, ob der Wendel noch lebte oder nicht. Da ging ich anfangs der achtziger Jahre einmal ganz allein den heimatlichen Urwald hinauf und versenkte mich in Erinnerungen an vergangene Zeiten. Da traf ich ganz oben im Wald, unweit der „Engelsfelsen", einen alten Mann, der auf einem Bündel Leseholz ausruhte, einen dürren Buchenast als Stab in der Hand. Es war der Wendel. Ich hatte ihn sofort erkannt und ihm zugerufen: „Ja, lebt der Wendel auch noch?" Er erkannte mich nicht, seine Augen waren trübe geworden. Er erhob sich und sprach: „Wer ist der Herr?" Ich gab ihm Bescheid. „Herr," meinte jetzt der alte Sokrates, „Ihr sinn als a böser Bua gsi!" Ich freute mich seiner alten Wahrheitsliebe und bestätigte seine Aussage. Jetzt fragte ich ihn, wie es denn gehe in seinen alten Tagen. „Herr," antwortete er, „ich hab' in meinem ganzen Leben nie können einem Spitzbuben ehrlicher Mann sagen, drum hab' ich's zu nichts gebracht und muß als vierundachtzigjähriger Mann noch Holz lesen im Walde!" Ich dachte unwillkürlich an einen der größten Männer aller Zeiten, an Gregor VII., und seine letzten

[1] Der Xaveri, ein kreuzbraver Mann, starb, ein Achtziger, erst anno 1909. Seine Viktoria setzt aber heute noch, nicht viel jünger als er, das alte Geschäft fort.

Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und haßte das Unrecht, darum sterbe ich in der Verbannung."

Am andern Morgen erzählte mir in einem Gemach meines Elternhauses der Wendel die Hauptzüge seines Lebens. Bald darauf haben sie ihn begraben.

2.

Der zweite Kollege Valentins war sein leiblicher Schwager, der Bruder seines braven Weibes, der Nagler-Bührer, dessen ich schon in meiner „Jugendzeit" als Revolutionsmannes gedacht habe. Er war zweifellos der nobelste der ganzen Zunft. Seine Esse bediente er nicht selbst, er hatte den richtigen Spitzhund im Rad, und das machte seine Schmiede uns Buben zur besuchtesten.

Der Nagler-Bührer wohnte hinten auf dem „Graben", unweit von meinem Vogelfreund „Alise", und ich ging nie vorüber, ohne dem Spitzer, der im Rade sprang, meine Bewunderung zu zollen. Leider begnügten wir uns damit nicht. Wir reizten in der Regel den Hund durch Zurufe und Steinchen, bis er samt dem Nagler herausschoß und uns verfolgte.

Ich sehe den feurigen Nagler jetzt noch in seiner untersetzten Gestalt und mit seinem breiten schweizerbartigen Gesicht vor seinem Nachbar stehen, dem Jäger-Murer, und ihm zurufen: „Diese Malefizbuben lassen keinen politischen Gedanken in mir aufkommen!" Der Jäger-Murer, unser Sternenträger am Dreikönigstag, hatte aber von einem „politischen Gedanken" ebensowenig eine Ahnung als wir. Er rauchte seine kurze Holzpfeife ruhig weiter und schaute den Nagler mit großen Augen an.

Der Nagler-Bührer brütete immer über Politik; deshalb hatte er auch einen Hund beigetan, der ihm das Feuer anblies, damit er ganz ungestört denken und nageln konnte. Er war schon einer der rotesten Republikaner, als bald darauf

die Revolution losbrach. Wie er aber das geworden, ist hoch-interessant.

Er war jahrelang in Karlsruhe in der Fremde gewesen, sprach aber ein so elegantes Hochdeutsch, wie es keiner Karlsruher Zunge möglich ist. Hier hatte er auch seine zukünftige Frau kennen gelernt. Sie diente im Museum. Da hielten die Mitglieder des Museums, es war Mitte der zwanziger Jahre, einst einen feierlichen Ball ab. Die Braut des Naglers wußte diesem Eintritt zu demselben zu verschaffen, und kühn, wie jeder Haslacher, stolzierte der Junker Bührer im Saal auf und ab, als wäre er auf einem Tanzboden im Kinzigtal. So geschah es, daß er als Eindringling erkannt wurde und man dem Naglergesellen schmählich die Türe wies.

Von Stunde an sann er auf Rache und fluchte allem, was den Titel „Herr" führte. Jede Revolution war ihm willkommen. „Apollonia," so rief er in manchen Stunden auf dem hintern Graben zu Haslach seiner Gattin zu, „Apollonia, ich muß gerächt werden. So wie die Herren mich aus dem Museum getrieben, so sollen sie vom Volke verjagt werden aus Amt und Würden. In meiner Nagelschmiede sollen vergangene Amtmänner mir das Rad drehen, das jetzt mein Spitzer in Bewegung setzt!"

Leider prosperierte er neben den vielen Naglern in Hasle nicht. Schon anno 1846 kam ihm Hab und Gut, sein Haus und zwei Gärten, unter den Hammer.

Ein Vetter von ihm, Bartholomäus Bührer in Wolfach, kaufte alles und gab es ihm um sechzig Gulden jährlich zur Miete.

Aber auch diese brachte der politische Nagler nicht auf, und die Witwe des Vetters mußte nachlassen und die Stadt etwas zulegen. Leute in der Lage wie der Nagler Bührer werden jederzeit für Revolution sein, weil sie dabei nichts zu verlieren haben.

Schon der Rongeanismus fand einen warmen Verteidiger an ihm. Er gab ihm Gelegenheit, über die Pfaffen,

die damals noch mit den „Herren" Hand in Hand gingen, zu räsonieren. Doch blieben er und der Seife-Nazi, soweit meine Erinnerung reicht, die einzigen Vertreter der Rongeschen Sekte, obwohl der belesene Nagler an alte Zeiten erinnerte und Proselyten zu machen suchte. Er stellte seinen Mitbürgern den größten Mann, den je ihr Städtchen geboren, als Vorbild hin: den 1492 in Haslach zur Welt gekommenen Grafen Wilhelm von Fürstenberg. Sein Vorbild war in der Tat nicht schlecht gewählt, denn Graf Wilhelm war zweifellos einer der geistig bedeutendsten und tapfersten Männer seiner Zeit. Er besaß auch in hohem Grade Eigenschaften, die an seinem Geburtsort gern daheim sind: Humor und Satyre.

Der Nagler erzählte nun, wie dieser Graf die Reformation in seiner Herrschaft Kinzigtal eingeführt habe, und wie die alten Haslacher unter ihm schon einmal über zwanzig Jahre lang das „römische Joch" abschütteln hätten müssen. Er wußte auch, daß Graf Wilhelm 1538 bei einer Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit dem Papste zu Nizza sich geweigert hatte, dem letztern den Pantoffel zu küssen, und daß der damalige protestantische Pfarrer von Haslach, Franz Böckh, „ein galanter, frommer und stiller Mann gewesen sei, ehrbar züchtigen Wandels, habe all seine Tage gstudiert uff den fürnehmbsten Universitäten, auch selber Schuol gehalten; sei nie geweihter Priester gewesen, begehre auch keiner zu werden".

Aber das alles konnte dem Rongeanismus bei den Haslachern nicht auf die Beine helfen. Er scheiterte an dem geringen religiösen und bürgerlichen Ansehen seiner zwei Propheten Nagler-Bühret und Seife-Nazi.

Als aber die Jahre 48 und 49 kamen, da hatte unser Nagler Kirchweih. Er ward der bedeutendste und wütendste Volksredner, brachte die Guillotine auf die Tagesordnung, schlug eigenhändig die Proklamation von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit an die Straßenecken und rief jedem

Bürger zu: „Verkaufe deinen besten Rock, wenn du kein Geld hast, und verschaffe dir Waffen!“ Und da er selbst keinen besten Rock hatte und auch kein Geld, so lieh er bei unserm Dekan eine alte Pistole, die er stets im Gürtel trug.

Ich habe in jenen Tagen als Knabe mehr denn einmal seine Reden gehört im großen Saale des Fürstenberger Hofes und war als junger Freischärler begeistert für den schlagfertigen Nagler, dessen tragisches Hochdeutsch und dessen Reden von der Freiheit mir imponierten.

In seinen Mußestunden vor der Revolution hatte er sich auch mit Baumzucht beschäftigt. Er las und besaß alle einschlägigen Bücher und legte die erste Baumschule im Städtchen an. Vom Fürsten von Fürstenberg hatte er einen großen Garten gepachtet unweit von seinem Hause, an der Mühlenbacher Gasse. Den hätte er gerne zu eigen gehabt, und darum predigte er während der Revolution eifrig die Teilung der fürstlich fürstenbergischen Güter. Als wir Buben ihm aber eines Tages im gleichen Garten an die Trauben gingen, wollte er nichts von Kommunismus wissen und überfiel uns mit Macht. Wir flohen schleunigst vor seiner Wut, aber ich hatte noch die Schweine meines Vaters ganz in seiner Nähe auf der Weide, und die durfte ich nicht im Stiche lassen.

Wir hielten Kriegsrat, vorn bei der „Kanone“, wie wir den Nagler aus dem Garten brächten. Mir fiel nichts ein, wohl aber dem „Nottelhans“, Johann Holdersbach, dem schlauen Sohn einer ledigen Taglöhnerin. Wir suchten seinem Rate gemäß einen am Traubenüberfall unbeteiligten jüngern Knaben, und der mußte von der Wohnung des infolge eines Knochenbruchs hinkenden Naglers hergaloppieren mit der Meldung, seine Frau ließe ihm sagen, alsbald nach Hause zu kommen, es sei „ebber do“ [1]. Jetzt humpelte er davon, und ich trieb meine Schweine ohne Gefahr von dannen.

Seine pomologischen Studien waren später sein Glück. Als die Preußen ihn nach Amerika trieben und er sein

[1] jemand da.

Nagler-Museum auf dem hintern Graben samt Rad, Spitzhund und Familie flüchtig verlassen mußte, wurde er Baumzüchter in der Neuen Welt und starb sorgenlos auf dem Boden der Freiheit. — —

Dem Nagler-Bührer gegenüber, nur durch den kleinen Stadtbach getrennt, wohnte der Nagler, den ich nie in der Werkstätte sah und der doch jeden Montag seine Nägel feil hielt. Es war der „Hie-Verreck". Unter einem andern Namen kannte ich in meiner Knabenzeit den Mann nicht, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jeden Montag Nachmittag beim Bierkrämer saß und, nur vom Trinken unterbrochen, beständig sang:

> Das neue Lied, das alte Lied
> Von dem versoffnen Nagelschmied —

und dazu auch gleich die Illustration abgab. Er nagelte ebenfalls in der Nacht und am frühen Morgen, aber nicht, wie der Wendel, um am Tag auf der Mauer am Herrenberg zu sitzen und in Gottes freier Natur auszuruhen, sondern um „den versoffenen Nagelschmied" spielen zu können.

Sein Spitzname datierte von folgendem Ereignis: Er hatte im Mühlenbacher Tal, wo ich einst mit meinem Vetter Karl Franz, dem spätern Kreuzwirt von Hasle, so manchen Geißbock geholt, eine Geiß gekauft und transportierte sie dem Städtchen zu. Unweit von diesem wurde das Tier müde und eigensinnig und verweigerte den Fortschritt. Mein Nagler schob nun die Geiß unter dem fortwährenden Zuruf: „Hie oder verreck!" — bis in seine Hütte, wo sie richtig am andern Morgen „verreckte". Er aber bekam fortan den Namen „der Hie-Verreck", welcher Übername seinen Geschlechtsnamen Wirt und seine Profession so sehr verdrängte, daß ich den erstern nie vernommen habe, solange ich in der Heimat war. Nur soviel wußte ich, daß er kein Kinzigtäler war, sondern aus dem Murgtale stammte, ich glaube aus Rotenfels. Er akklimatisierte sich aber in Hasle leicht, wo

er Kumpane fand, die ihm am Montag „das neue Lied, das alte Lied" bis in die Nacht hinein singen halfen.

Der Dominik Wirt von Rotenfels hatte sein Häuschen auch von einem Nagler gekauft, der zu meiner Knabenzeit aber privatisierte und — eine Seltenheit bei einem Nagler — ziemlich vermöglich war.

Er hieß Isidor Giesler, wurde aber nur der „närrische Nagler" genannt.

Er hatte seine Nagelschmiede in der Wohnstube und galt allgemein als ein bösartiger, närrischer Mensch. Ganz toll wurde er, wenn es ein Gewitter hatte, da stand er mitten auf der Straße und spottete über Blitz und Donner.

Er wohnte in meiner Jugendzeit als Privatmann in der Franzosengasse beim Schlosser-Lorenz und hatte, da er Witwer war, die „krumme Strickerin" als Haushälterin, die ihrem Mann, dem krummen Stricker, der sie oft mißhandelt hatte, entlaufen war.

Des närrischen Naglers Tochter war das in meiner Studienzeit in Hasle beliebte und berühmte „Bierwible", deren Mann Landelin Neumaier ein treffliches Bier in der alten Apotheke braute.

Das Bierwible, eine kleine schöne Person, hatte ein böses Maul, wie ihr Vater. Sie starb im besten Alter.

Ihr Vater wurde eines Tages ertappt, wie er dem Schreiner Hug das Haus anzünden wollte. Da man damals die Verbrecher noch nicht auf ihren Geisteszustand untersuchte, kam der „närrische Nagler" kurzer Hand ins Zuchthaus nach Bruchsal.

Hier wurde der arme Mann ganz blind und schließlich irrsinnig. Er wurde entlassen und starb im Spital zu Hasle. In seinem Hause aber nagelte jetzt der „Hie-Verreck".

Was diesen aber vor allen seinen Zunftgenossen auszeichnete, war seine Eigenschaft als Staatsdiener im weitern Sinne dieses Wortes. Er war amtlicher Transporteur.

In der guten alten Zeit meiner Knabenjahre, da kannte man noch keine Freizügigkeit, und das einzelne Individuum war noch nicht so frei zum Schaden der Gesellschaft wie heute. Man ging deshalb dem Stromerwesen scharf zu Leibe, und arbeitsscheue Gesellen wurden auf dem Schub landauf und landab transportiert ihrer Heimat zu. Da die Gendarmen oft wichtigere Geschäfte hatten, stellte man wie in jedem Amtsstädtchen so auch in Hasle einen „bessern" Bürger als Transporteur auf, der die Stromer und leichteren Verbrecher aufwärts bis Hornberg und abwärts bis Gengenbach zu begleiten und dort beim Amte einzuliefern hatte.

In meiner Knabenzeit hatte der Hie-Verreck diesen Zweig der öffentlichen Sicherheit. Er stand unter dem Kommando meines Vaters beim Bürgermilitär und war außerdem gedienter Soldat, hatte also die nötige Vorbildung.

Wenn er als Transporteur in Aktion trat, so trug er über seiner äußerst stromerhaften Zivilkleidung den Bürgermilitärsäbel am breiten, weißen Lederbandelier und auf der Schulter das Steinschloßgewehr des gleichen Korps. Er entwickelte aber dann ein Selbstgefühl, das ihm niemand mehr zugetraut hätte. Wenn der Hie-Verreck vom Amthaus her durch die Hauptstraße herabmarschierte, sein Stromer auf fünf Schritte voraus, da sprangen wir Buben ihm schon entgegen. Er redete dann laut das reinste Hochdeutsch in den tiefsten Kehllauten und schimpfte über die „Lumpen": „Da hab' ich wieder einen solchen Lumpen. Diese Menschen wollen nichts arbeiten, nur saufen. Unsereiner schindet und schafft Tag und Nacht und kommt oft monatelang zu keinem Schoppen!"

Wenn der Hie-Verreck die Insignien seiner Gewalt nicht angehabt hätte, so würde der geübteste Polizist nicht herausgefunden haben, wer von beiden der Transporteur und wer der Transportierte gewesen wäre.

Wer aber einen Beweis haben will, wie hoch in jenen Tagen noch das Gesetz und die gesetzliche Autorität respektiert

waren, der kann es daran ermessen, daß die Leute sich gutwillig vom Hie-Verreck begleiten und beschimpfen ließen, obwohl er ihnen weit näher stand als dem Gesetz, das den Nagler mit der Gewalt über sie betraut hatte.

Daß dieser die Eigenschaften, welche er wohl meist in höherm Grade selbst besaß, an seinen Sträflingen tadelte, nehme ich ihm nicht übel. Es ist echt menschlich. Es ist die alte Geschichte vom Splitter und vom Balken.

An seinen Transporteurtagen lebte und trank er sich so in sein Amt hinein, daß er auf dem nächtlichen Rückweg, wenn der „Mondschein" über dem Tal lag, in der Regel mit seinem eigenen Schatten kämpfte. Er hielt ihn für den Stromer vom Morgen, der ihm ausweichen wolle, zog im Namen des Gesetzes den Säbel gegen ihn und schimpfte über die Lumpen, die nichts schaffen und nur saufen wollen. In vino veritas! (Im Wein ist Wahrheit.)

Als der Mann des Gesetzes einst in dunkler Nacht von Hornberg her heimkehrte, zur Herbstzeit, stürzte er bei der „Kanone" auf einen Haufen Krautköpfe, wie sie die Breisgauer Bauern alljährlich nach Hasle bringen und am Abend auf dem Platze, wo sie am Morgen verkauft werden, in Pyramidenform aufeinandersetzen. Er glaubte sich in seiner Eigenschaft als Transporteur von Stromern überfallen, zog seinen Säbel und hieb sämtliche Krautköpfe in Stücke.

Wenn noch ein Wirtshaus offen war bei seiner Heimkehr, so trat er in voller Rüstung ein; aber dann duldete er nicht, daß man ihn wie üblich grüßte: „Guten Abend, Hie-Verreck!" Geschah dies doch, so grollte er alsbald, stieß sein Gewehr auf den Boden und sprach: „Heute bin ich im Dienst, heute bin ich nicht der ‚Hie-Verreck', sondern der Herr Transportör und Staatsdiener."

Gute alte Zeit, in der ein Lump vom andern sich transportieren ließ, weil der eine im Namen der Obrigkeit Dienste tat! Du kehrst, wie in so vielen Dingen, nicht wieder. —

Übrigens hab' ich als Knabe in der Familie des Hie

Verreck goldene Stunden verlebt. Ihm gegenüber wohnten in der hintern Gasse in einem eigenen Häuschen seine Schwiegereltern, der alte Öler Benz und dessen Ehefrau Theresia. Draußen am Mühlbach besaß der Benz, ein dicker, heiterer Falstaff, eine zerfallene Ölmühle, in welcher er tagsüber seine Pfeife rauchte und nebenbei den Bauern von Berg und Tal — aus Mohn, Nüssen und Bucheln ihr Öl preßte. Weil das Gangwerk seiner Mühle verlottert war, mußte der Müller gar oft die alten Zapfen und Kämme schmieren, weshalb er bei den Haslachern nur der „Zapfenschmierer" hieß.

Wir Buben besuchten ihn oft und gerne und mußten ihm manchmal etwas in seinem Hause holen oder sonstwo im Städtchen, im letztern Falle meist Wein oder Schnaps. Dafür schenkte er uns dann ein Stück ausgepreßten Nußkuchen, der uns besser schmeckte als den alten Göttern Ambrosia.

Zur Herbstzeit und an Montagen, wo Wochenmarkt war und die Bauern ihr Öl holten und ihm zugleich Geld zu einem Schoppen gaben, da war er in der Regel weinselig in seiner alten Mühle. Dann erzählte er uns von alten Zeiten, wo es viel mehr Nüsse gegeben habe, wo der Wein noch billiger gewesen sei und die Bauern noch lieber bezahlt hätten. Auch sang er dann gerne auf unsern Wunsch ein oder das andere Trinklied, und wir standen um ihn her, wie junge Faune um einen trunkenen Silen.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie Kinder staunen, wenn alte Menschen noch singen. Es ist, als ob die jungen Seelen eine Ahnung davon hätten, daß in der Welt alt gewordene Leute eigentlich keinen Grund mehr hätten zum Singen.

Des Zapfenschmierers Lieblingslied war: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn." Den Refrain „Fragt das Herz in bangem Schmerz" mußten wir mit ihm singen, sonst wurde er böse, und es gab keinen Nußkuchen. Er sang Baß, wir Sopran, die alte Mühle knarrte, das Wasser rauschte, und ringsum war milder, schöner Herbsttag.

Heitere Knabenherzen um die lustige Weinseele eines alten Ölmüllers in der Herbstsonne — ist das nicht ein liebes Bild?

Ich sehe ihn heute noch unter der Türe der Mühle mit uns singend und, wenn's an den Refrain ging, den Takt schlagend mit seinem Arm. Wir Buben wußten nichts von dem „Herz mit dem bangen Schmerz", aber wir sangen eben, so gut es ging, ihm zulieb.

Zwischen hinein sang er dann wieder Solo:

Mi Wib, die tuat mir wehre
Das Bier und auch der Wi.
Sie sait[1], i tua verzehre
Ihr Guat un auch des mi.

Si sait mir viel vum Wasser,
Es sey a guater Trank.
Si sait, i sey a Prasser
Und wär' vom Suffa krank.

Kei Wi tuat si mir gunne,
Wora mir gar nichts leit[2],
De Wibere g'hört der Brunne,
Den Mann d'r Wi erfreut.

Wenn er dann am späten Abend mit einem Zöpfchen heimkam, so würdigte ihn sein braves Weib keines Wortes, während er ebenso redselig als weinselig war. Da begann er im feinsten Hochdeutsch zu rufen: „Theresia, kennst du meine Stimme nicht mehr?!" Dies rief er so lange, bis die Frau ihm eine Antwort gab. Und wenn sie nur sagte: „Halt di Mul, du versoffener Öler, und gang[3] ins Bett" — so war er zufrieden, aber absolutes Schweigen vertrug er nicht. Ja, er hielt seine Frau so sehr für seinen Stab und seine Stütze in gefährlichen Momenten, daß, als er eines Tages bei seiner Ölmühle draußen in den Mühlbach fiel, sein Hilferuf lautete: „Theresia, kennst du meine Stimme nicht mehr?!"

---

[1] sagt. [2] liegt.
[3] geh.

Diese Theresia war ein kluges, sinnendes, stilles Weib, das mir manch vergnügte und lehrreiche Stunde bereitet hat. Sie war die Schwester des süßen Lang, der als Brauer in Lyon gewesen war und von dort einige Seidenraupen als Kuriosum mitgebracht hatte. Er schenkte sie seiner Schwester, und diese kam auf den Gedanken, die Seidenzucht an der Kinzig einzuführen. Sie hatte dieselbe schon viele Jahre getrieben, als ich in ihr Haus kam, und ernährte viele Tausende von Seidenraupen. Ich habe bei ihr die ersten Kokons gesehen und seitdem keine mehr. Ich staunte, wie die Alte dieselben im heißen Ofen tötete und im heißen Wasser abspann.

Draußen am Herrenberg in ihren Reben hatte sie Maulbeerbäume gepflanzt, und sie lehrte mich die süße Beere dieser Bäume kennen. Auserwählte, wie ich und mein Vetter Karl, durften sie oft begleiten und ihr helfen, wenn sie Blätter für ihre Tiere holte. Oft sagte sie, die Haslacher sollten die Seidenzucht anfangen; es wäre besser, Maulbeerbäume zu pflanzen als Reben. Aber niemand machte ihr nach, und mit ihrem Tode hörte die Seidenzucht wieder auf. Wein galt eben den alten Haslachern mehr als Seide. Und doch wächst heute an dem alten Herrenberg auch fast kein Wein mehr.

Ich erinnere mich, daß ich namentlich an Sonntagnachmittagen gerne bei der alten Ölerin war und dem Tierleben in der Stube zuschaute. Da kamen aus der Nachbarschaft, außer den obligaten alten Weibern, noch der Hinkeldey, ein Dragoner, der unter dem gleichnamigen General lange gedient hatte und deshalb seinen Namen trug, ferner der „horig Esau", ein kleiner, schwarzer, wildhaariger Schuhmacher, der seinem Bruder in Steinach die Erstgeburt abgetreten hatte gegen jährliche Lieferung eines Karrens Klee für seine Geiß, und des Näse-Karles Philipp. Da gab's dann auch vieles zu hören.

Der Philipp war der einzige Haslacher, der für derartige Unternehmungen, wie sie die Frau Theresia betrieb, Sinn und Lust zur Nachahmung hatte. Seines Zeichens

sonst ein Weber, hatte er bei seiner gleichförmigen Arbeit allezeit derartigen Dingen nachstudiert.

Schon seine Mutter, die große, magere Brä (Verene), die ich noch wohl gekannt, hielt große Stücke auf ihren Philipp, der ein blondgelockter Jüngling war mit einem zarten Schnauzbärtchen. „Mi Philipp," pflegte sie oft zu sagen, „isch der g'scheit'st Mensch z' Hasle. Er kann Zigarre (Guitarre) spiele und Klanette pfiffe wie a Amsel. Er het Kolende (Talente) und isch a verraffinierter Mensch."

Ich war kaum sechs Jahre alt, als der Philipp in unserer Nachbarschaft wohnte und da einen großen Hühnerhof angelegt hatte, um Hühnerzucht und Eierproduktion im großen zu treiben. Es war den ganzen Tag über ein Mordsspektakel in diesem Hof und die Jugend fast beständig an dieser Menagerie, so daß die Hühner und ihr Herr keine Ruhe hatten. Wir Buben störten und neckten seine Hähne und Hühner, und wenn er kam, riefen wir ihm „Henne-Philipp" zu und sprangen davon.

Da im Kinzigtal fast in jedem Hause damals Hennen waren und noch keine Eisenbahn durchs Tal ging, prosperierte der Henne-Philipp mit seiner Anstalt nicht.

Gar gerne hätte er später die Seidenzucht angefangen, allein er hatte weder Raum mehr für einen Maulbeerbaum noch für Dampföfen und Raupenkästen. Er wandte sich deshalb der Kunst zu. Nachdem er beim Kanonenwirt Thoma, einem höchst begabten und in München gebildeten Maler, einige Monate Farben gerieben hatte, zog er in den waldigen Gebirgstälern an der Kinzig und an der Elz umher von Hof zu Hof und bemalte den Bauern ihre „Herrgötter" und „Kruzifixe" in der Stube und vor dem Hause. Nebenbei gab er den Bäuerinnen Unterricht in der rationellen Hühnerzucht, lehrte den Mädchen die modernen „Städtletänz", pfiff ihnen dazu auf der Klarinette und bemalte ihnen die hölzernen Tröglein, darin sie ihre Kleinodien verwahrten.

So fehlte es dem Henne-Philipp nicht an Essen und Trinken. Das bare Geld, das er verdiente, war wenig; um so lieber aber stellten die Bauern ihr „Chriesewasser" auf, das der „Moler" zum Teil als Lohn für seine Kunst gewissenhaft vertilgte.

Der Henne-Philipp gewöhnte sich so an den Alkohol und wurde deshalb was die meisten vagabundierenden Künstler seiner Art. Er stieg dann jeden Sonntag von Berg zu Tal, suchte im Städtchen den Kirschengeist der Woche durch Bier zu paralysieren und nahm wieder Farben mit. Gar oft langte sein Kleingeld aber nur noch zu „Wasserfarben", und die Bauern merkten bisweilen, daß die Farben nicht mehr haltbar wären.

So strich der Philipp einmal einem Bauern in der Frischnau, bei der „Pelzmühle", einen heiligen Nepomuk an, welchen jener an einem Steg über das Waldbächlein vor seinem Hause postiert hatte. Das erste Gewitter, welches über das Gebirge herkam, wusch den Heiligen rein von jeder Farbe, und als der Henne-Philipp auf seinen Wanderungen wieder auf den Hof kam, führte der Bauer scharfe Beschwerde.

Der Haslacher Anstreicher war aber nicht verlegen. „Ja," sagte er, „das nimmt mich nicht wunder. St. Nepomuk ist ein Wasserheiliger; er wurde bekanntlich ins Wasser geworfen, und seitdem hält keine Farbe an ihm, sobald Wasser daran kömmt. Ihr müßt ihm ein Schutzdach gegen Regen machen, sonst nützt alles Anstreichen nichts." Das leuchtete dem Bauer ein, und er schenkte dem Moler aufs neue sein Vertrauen.

Auf einsamen Höfen in Gebirgsgegenden ist ein Hausierer oder ein vagabundierender Künstler à la Henne-Philipp immer eine angenehme Erscheinung. Der Henne-Philipp war aber deshalb noch beliebt, weil er nicht, wie die Hausierer, den Geldbeutel im Hof stark in Anspruch nahm, dagegen um so mehr zu erzählen wußte. Er war redselig wie die meisten Haslacher, übertraf aber nebenbei fast alle seine

heimischen Zeitgenossen durch eleganten Vortrag, obwohl er nie aus den Bergen und Tälern des Kinzigtales hinausgekommen war.

Ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend, daß an einem Fastnachtdienstagabend eine Maske in unser Haus kam und durch ihre feinen und witzigen Redensarten meinen sonst ernsten Vater so für sich gewann, daß er die Maske auf den andern Mittag zum Stockfischessen einlud, um zu erfahren, wer der gewandte „Narr" wäre. Der Mittag kam, und mit ihm präsentierte sich als Gast der Henne-Philipp.—

Der Henne-Philipp teilte seine Berichte, die er auf den Bauernhöfen zum besten gab, in drei Abteilungen: aus der großen Welt, aus Stadt und aus Land. In der Regel fing er damit an, daß er von den umliegenden Tälern und Berghöhen erzählte, die er in den letzten Tagen besucht hatte: daß der Martisbur eine Kuh verkauft, der Sieben-Michel einen Stier, der Kummisbur „si Chriesewasser", der Epplisbur Heu oder Stroh, und wohin und um welchen Preis.

Das war den Bauern soviel wert als dem heutigen Geldmann die Börsenberichte der Frankfurter Zeitung. Der Bäuerin wurde erzählt, wie die Eier so gesucht seien, und was die Händlerinnen drüben auf den Höfen im Mühlenbach, im Bärenbach und in der Pfaus bezahlten. Es sei wieder ein großes Fest in Paris, da kämen die Händler aus Straßburg und suchten Eier und Butter. Dann gab er ein Bild vom Konsum in der Weltstadt an der Seine, daß die ganze Bauernschaft „Maul und Nase" aufsperrte.

Den Töchtern und Mägden, Söhnen und Knechten flüsterte er die neuesten Verlobungen zu. Der Kostbur habe endlich seine Viktoria des Nillbure Jakob gegeben, obwohl des Vettere-Tonis „Andräs" auch um sie angehalten. Man „schwätze" auch davon, daß des Bergbure Knecht, der Kasper, mit der einzigen Tochter des reichen Chriesebure, der Pauline, beim Tanz gewesen sei und sie wahrscheinlich bekommen werde.

Sein Bericht aus der „Stadt" meldete die neuesten Vorgänge im „Städtle" drunten. Die Haslacher hätten seit einiger Zeit ihren Kaplan verloren und deshalb am Sonntag keine Frühmesse mehr. Es sei das ein Elend, man wisse gar nicht mehr, daß Sonntag sei, und die besten Bürger kämen in keine Kirche. Des Stadtwirts Sohn, der Geistliche[1], sei eingesperrt worden, weil er sich gegen die Staatsgewalt aufgelehnt habe. Den Bürgermeister Sahl hätten die Gendarmen geholt wegen Majestätsbeleidigung u. a. m.

Von seiner ausländischen Politik werden wir einen Begriff bekommen, wenn wir im nächsten Kapitel von dem Lesezirkel reden, dem der Henne-Philipp lange Zeit angehörte.

Es war in den ersten fünfziger Jahren, da ich ihn bei der alten Ölerin und ihren Seidenraupen sah, einen blühenden Jüngling voll Idealen. Sein letztes Ideal, die Kunst, brachte ihm zwei Jahrzehnte später den frühen Tod infolge des Chriesewassers, mit dem die Bauern den Maler und Erzähler ablohnten.

Sie sind überhaupt längst unter der Erde verschwunden, alle, die mit mir einst bei der Theresia, der Gattin des Zapfenschmierers, weilten. Zuletzt schied der Hinkeldey aus der Welt. Er war viele Jahre lang Landpostbote gewesen und hatte bei den Bauern die Beliebtheit des Henne-Philipp erlangt.

Dieser gewann die Bauern durch seine gewandten Redensarten und Erzählungen, der Hinkeldey, der wortkarg in hohem Grade war, durch die „Gefälligkeiten", die er ihnen erwies. Den Bauern brachte er bis auf die höchsten Bergeshöhen die Medizingläser aus der Haslacher Apotheke, bestellte den Arzt, machte Kommissionen beim Sattler und Kaufmann und trug den Bäuerinnen in dringenden Fällen ihren Zucker und Kaffee zu. Bei alledem kam selten mehr als ein Ja oder Nein unter seinem alten, lahmen Dragonerschnurrbart heraus. Auf dem Heimweg war sein Felleisen dann gefüllt mit Bohnen oder Äpfeln, Nüssen und Speck, mit welchen

[1] Meine Wenigkeit.

Genüssen die dankbaren Bäuerinnen den allzeit gefälligen Boten bedachten.

Der Hinkeldey starb als Hagestolz und im Dienste. Er lag eines Morgens Ende der achtziger Jahre tot auf einer einsamen Talstraße; neben ihm sein Postfelleisen. Ein Schlagfluß hatte ihn bei seinem abendlichen Heimgang getroffen und seinem Leben ein Ende gemacht.

Auch den Hie-Verreck brachte „das alte Lied, das neue Lied" frühzeitig unter den Boden; aber sein älterer Sohn singt das Lied lustig weiter, während der jüngere, Markus, der im Feldzug einen Arm verlor, mit seiner reichlich bemessenen Pension sich und die brave alte Mutter, die Tochter der Seidenraupen züchtenden Theresia, ernährte bis zu seinem und ihrem Tod.

3.

Der jüngste von Valentins Zunftgenossen in meiner Knabenzeit war „Norbert, der Bur".

In der Zeit, da ich zum Kaplan in die „Stunde" ging, besuchte ich im Frühjahr und Sommer bisweilen an Sonntagmittagen vor der Vesper die Kegelbahn beim Kanonenwirt. Das war eine offene, helle Sandbahn, die den Garten der jungen Wirtin, meiner Base „Vef", wie ich ein Enkelkind des „Eselsbecks", in zwei Teile teilte. In dem Garten blühten rechts und links der Bahn die schönsten Pfingstnägele und die herrlichsten blutroten Gichtrosen, und Blumen und Sonne lachten die wenigen Kegler an.

Der Chef dieser kleinen Gesellschaft war ein junger, zarter, bartloser Mann mit glattem, vollem Gesicht und blauen Augen. Es war Norbert, der Bur. Der jüngste unter den Keglern war ich, der als Lehrjunge fungierte und froh sein mußte, mit diesen älteren Leuten spielen zu dürfen. Und ich war von Herzen froh und glücklich und bedauerte es jeweils, wenn die Glocken zur Vesper riefen. Unter der Vesper aber durfte nicht gekegelt werden und ich dieselbe

nicht versäumen; denn da spielte die Großmutter mit Argusaugen den Kirchenvogt.

Der Norbert stammte aus einem einsamen Gebirgstal eine Stunde oberhalb Hasle, dem Huserbach, und wurde, weil er aus der tiefsten Bauerngegend kam, mit dem Beinamen der Bur (Bauer) bezeichnet.

Die alten Haslacher hatten eine Art Kastengeist und glaubten, die Handwerker sollten sich nur aus ihren Zünften rekrutieren. Wenn deshalb ein Bauernbub als Lehrling in die Stadt kam, mußte er vielen Spott über sein nicht zunftmäßiges Herkommen vernehmen. —

Draußen vor dem Städtchen, „am Mühlengrün" mit seinen von den Wellen der Kinzig bespülten blumigen Matten, über die jenseits des Flusses der rebenumrankte, waldgekrönte Herrenberg hinausschaut — liegt die alte Hammerschmiede. Sie hämmert so gewaltig, daß man sie talauf und talab weithin hört, namentlich zur Nachtzeit. Auch in die Berge über dem Huserbach drangen ihre dumpfen Schläge und hier in das Herz des jungen Norbert Uhl.

An einem Markttag wanderte er als Knabe zum erstenmal dem Städtchen zu, um den „großen Hammer" in der Nähe zu sehen und zu hören. Der schlug ihm an Ort und Stelle noch mächtiger ins Herz, und die von dem Feuer verklärten Hammerschmiede kamen ihm „wie Heilige" vor. Drum wollt' er Hammerschmied werden. Das idyllische Leben auf den Höhen bei Berg und Wald, Wies' und Quelle, Schafen und Rindern war ihm langweilig. Er hörte oben immer und überall den „großen Hammer von Hasle", und der „machte ihm Heimweh".

Als er aus der Schule entlassen war, ließ er nicht nach, bis er, da seine Eltern tot waren, von einem Vetter dem „Hammerschmied von Hasle" als Lehrbube präsentiert wurde. Dieser Hammerschmied war aber dazumal der alte Haiß, der Großvater meines genialen Jugendfreundes Wilhelm, des spätern Besitzers des Hammerwerks. Der

alte Haiß aber gehörte zu den wenigen Leuten, die mein Vater gerne in Gesellschaft hatte. Von diesem sagten mir später seine Zeitgenossen, die ihn überlebten, er sei in jungen Jahren voll Humor gewesen und habe allein eine ganze Stube voll Leute aufs beste unterhalten können, wenn er dazu aufgelegt war.

Ich sah den Vater stets nur ernst uns Kindern gegenüber; er lachte und spaßte nicht oft, noch redete er überhaupt viel, soweit ich ihn als gesunden Mann in der Erinnerung habe. Aber dessen erinnere ich mich noch wohl, daß, so oft der alte Hammerschmied in unser Haus kam und ein Gläschen Schnaps trank, er sich zu ihm setzte, ihm abhorchte oder ihn zum Reden veranlaßte. Er war ein sarkastischer, wenig und langsam redender, greiser Mann, der alte Haiß, aber was er sprach, hatte Geist und Salz, viel Salz.

Dem ward der junge, blasse Husenbacher vorgestellt. „Des Büble gibt a Schnider, aber kei Hammerschmied," meinte trocken der Alte, worauf dem Jungen die dicken Tränen aus seinen blauen Augen herabrollten. Der Vetter aber, der den Buben gebracht, hielt beim Schmiedmeister an, es doch mit ihm zu probieren, weil das Herz des Buben am großen Hammer hänge und er fürchte, er werde ihm krank, wenn er nicht in die Schmiede käme.

„Nu, so soll er amol si G'luste büße," meinte der Hammerwerker. Und von Stund an ward Norbert, der Bur, Lehrling in der Hammerschmiede. Er durfte die „Falle" ziehen, damit die Hämmer ihr Werk beginnen oder einstellen, eine Arbeit, die durch einen Mechanismus sehr leicht war und die der Wilhelm und ich oft besorgten — er trug Kohlen zum Feuer und hielt bisweilen „Zeineisen" unter den kleinsten Hammer. Seine Hauptbeschäftigung aber war, wenn der alte Meister nicht im Wege stand, ins Städtle zu laufen mit dem Bierkrug und beim „suren Lang" Löschmaterial für die durstigen Männer „am Für" zu holen.

An Sonntagen „nach der Kirch" durfte er aber auch

mit den Gesellen auf „dem großen Stein“ sitzen, der den Mühlbach überwölbt kurz vor seiner Mündung in die Kinzig. Es war ein lieblicher Platz, jener Stein, unter dem die Wellen schäumend durchrauschten, eben noch gepeitscht von den Rädern der Hammerschmiede und der Säge. Drüben der Fluß und der Herrenberg und drunten die Waldberge, die das Tal abschließen.

Da kamen dann zu den Feuerwerkern des alten Haiß die nächsten Nachbarn: der Säger-Karle, der Isele-Lepold, der eine Hammerschmiede im kleinen an einem Arm des Mühlbachs betrieb, der Kunstmüller Benz und der Gärtner Schöner, und es ward allerlei Kurzweil mit Reden getrieben. Bei dieser Gesellschaft, der ich als Knabe auch manchmal zuhörte, machte der Norbert dann seine Studien über den Haslacher Humor und lernte die einschlägigen Schwänke und Ränke, von denen wir unten die Proben bringen.

Wer am „großen Stein“ vorüberging, wurde gefoppt. Aber auch mit sich und über sich gingen die Männer auf dem Stein ins Gericht und hielten sich gegenseitig die Sünden und die Schulden vor. Doch alles im vollsten Humor, der so hell war wie die liebe Sonne, die auf sie herunterschaute, und so harmlos wie das klare Bergwasser, das unter ihnen durchrauschte.

Es ist dies überhaupt eine Eigenart der Haslacher, daß einer dem andern zur Unterhaltung seinen Beichtspiegel vorhält. In den siebziger Jahren noch existierte eine Gesellschaft von „bessern Bürgern“, die jeden Dienstag morgen zwischen zehn und elf Uhr ihre Sitzungen abhielt beim Aiple-Franz und zugleich eine Art Femgericht über sich selber.

Wer den Fisch in seiner ganzen Natur beobachten will, der muß ihn im Wasser sehen, und wer die Haslacher in ihrem Humor kennen lernen will, der muß sie im Bierhaus aufsuchen und zwar am Dienstag. Am Montag ist Markttag; da führen die Haslacher den Krieg aller gegen die Geld-

beutel aller Bauern, die aus Berg und Tal einziehen, und am Dienstag ruhen sie aus auf ihren Lorbeeren und vertrinken die Kriegskontribution.

Darum ist am Dienstag der Haslacher Humor im Zenit; Ende der Woche werden mit dem Schwinden des Geldes die Zeiten schlechter und der Humor galgenmäßiger.

Also am Dienstag saßen vor wenig Jahrzehnten noch beim Aiple-Franz im „Franziskanerkeller" die Kaufleute, Metzger, Bäcker, Schmiede, Schlosser, Sattler, Fruchthändler und Weinwirte und hielten Gericht. Zuerst wurden dem Präsidenten, zu welcher Ehrenstelle in der Regel der Sündhafteste gewählt wurde, damit man Material hatte zum Richten — seine Sünden und Laster, alte und neue, vorgehalten, und dann begann er selber seine Rundschau über die andern. Wer sich ärgerte oder nicht mitlachte, wurde ausgeschlossen.

Hierauf wurden die neuesten Ereignisse der vergangenen Woche behandelt, wobei meist der „Schindele-Fidele" den Berichterstatter machte in einer längeren, von den Zuhörern oft unterbrochenen Rede. Der Fidele, ein Jugendfreund von mir, war zu jener Zeit der ehrlichste Fruchthändler im Kinzigtal und dabei ein Volksredner, wie kein zweiter. So vorzüglich er auch aus dem Stegreif zu reden wußte, so hielt er doch nicht viel auf die Redekunst, er nannte sie „Geschwätzwerk" — und seine Devise war: „Geschwätzwerk ist keine Tatsache."

Wenn ich mich recht erinnere, hat sich die Gesellschaft in späterer Zeit den Namen „die Bulgaren" gegeben; ihr langjähriger Präsident war „der Pappendeckel", ein überlustiger Buchbinder und echtes Haslacherkind. Heute sind fast alle Bulgaren tot. —

Als Präsident bei der Gesellschaft auf dem großen Stein bei der Hammerschmiede fungierte in meiner Knabenzeit der Säger-Karle, der leibliche Bruder des Henne-Philipp, ein dicker, sinnlicher Falstaff, aber mit einem Löwenmut, den er namentlich bei Feuer- und Wassergefahr zeigte. Er war

auch imstande, drei Tage und drei Nächte zu trinken, ohne zu arbeiten, aber auch ebenso lange zu arbeiten, ohne einen Tropfen zu trinken.

Ich erinnere mich noch wohl eines Sonntags Ende der vierziger Jahre, an welchem auch ich vor den Leuten am Steine stand, ein neugieriger Bube. Da ging unser Dekan vorüber, um vor Tisch noch etwas zu lustwandeln. Der Isele-Lepold wollte mich mit aller Gewalt bestimmen, dem Pfarrherrn, nachdem dieser einige Schritte weg war, den Schimpfnamen „Krutsepp" nachzurufen, den die Haslacher Freischärler dem reaktionären Dekan „aufgetrieben" hatten, und der eine Anspielung auf seine krautreiche Heimat Schuttern im Breisgau enthielt. Ich tat aber dem Isele-Lepold und seinen Genossen den Gefallen nicht, worauf sie mich fortjagten. Außer Schußlinie gekommen, rief ich nun ihnen Spottnamen zu. Von da ab kam ich nie mehr in dies Kollegium.

Sie sind längst vom Steine und aus dem Leben verschwunden, die Hauptmatadoren; so oft ich aber an jenem Stein vorübergehe in meinen alten Tagen, gedenke ich der fröhlichen Gesellschaft und des Sonnenscheins der Jugendzeit über ihr. —

Unser Norbert hörte Jahr und Tag den großen Hammer in nächster Nähe, aber um ein Stück Eisen unter ihm zu drehen, blieb er zu schwach. Deshalb riet ihm, als der Bärle-Toni, der Nagler in der Vorstadt, starb und der Vetter im Huserbach ihm die Nagelschmiede kaufen wollte, der alte Haiß, vom großen Hammer zum kleinsten zu gehen und Nagler zu werden. Gesagt, getan; Norbert, der Bur, ging von der Zyklopenarbeit des Hammerschmiedes zu der Zwergarbeit des Naglers über und war schon Naglermeister, als er mein Lehrmeister wurde im Kegelspielen.

Es lebte und zappelte alles an ihm, wenn er in Wort und Tat dozierte ins Kanonenwirts Garten. Ich höre und sehe ihn heute noch, wie er, wenn ich einen Meisterwurf ge-

tan, mich an meinem Röcklein schüttelte und rief: „Philipple, du worsch an Kaib im Kegle. Aber i glaub', du lersch[1] 's Kegle besser als 's Studiere!"

So oft er mich in der Heimat in späteren Jahren gesehen, der altgewordene Jungmeister, hat er mich an unser Kegeln erinnert und an seinen Zweifel, ob aus mir was Rechtes werden würde.

Seinen Ruhm aber in der Chronik von Alt-Haslach hat Norbert sich dadurch begründet, daß er die Prophezeiungen seines Nachbarn, des Ristehansele, beeinflußte und in Umlauf setzte.

Wie der griechische Held Achilles ohne den Dichter Homer der Welt unbekannt geblieben wäre, so hätte der Ristehansele die Produkte seiner Sehergabe in der Werkstätte begraben, wenn nicht Norbert, der Bur, für deren Verbreitung gesorgt hätte.

Der Ristehansele war seines Zeichens ein Wagner im kleinern Format, sowohl was seine winzige, schmale Person betraf als auch seiner Hände Werk. Er fabrizierte und reparierte bloß Schubkarren, Hauenstiele, Rechen und Gabeln.

Im Kinzigtale tragen die Wagner den Namen „Krummholz", und selten ist die Art des Werkes so bezeichnend auf den Meister übergegangen, wie in dem Namen Krummholz, der heute noch gang und gäbe ist. In Hasle brachte es nur der in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Nachbar Fürst durch sein fürstliches Benehmen und sein reines Hochdeutsch so weit, daß man mit ihm eine Ausnahme machte. Er war der erste, dem man den vornehmen Namen „Wagner" gab, seine Zunftgenossen neben ihm und nach ihm mußten mit dem Krummholz vorlieb nehmen. Der schmucke Fürst hatte anfangs für sich den Namen „Karossier" usurpieren wollen, aber die boshaften Haslacher machten dem verliebten Krummholz ein so boshaftes Wortspiel auf seinen „Karossier", daß er gerne darauf verzichtete und sich ärgerte,

[1] lernst.

Geister gerufen zu haben, die er nicht so leicht wieder los wurde. —

Der dritte Krummholz war der Libori Breithaupt mit dem Spitznamen „der Bims", ein guter Freund meines Vaters. Es ist eine meiner frühesten Erinnerungen, daß an Winterabenden in unserm stillen Bäckerhaus vier Freunde zum Vater kamen, der Libori, der Schlosser Sahl, der Zimmermann Siefert und der Haserhans, ein Schuster. Ohne etwas zu trinken, saßen sie den ganzen Abend am obern Stubentisch, rauchten, der Libori ausgenommen, aus ihren Pfeifen und erzählten sich aus ihrem Leben.

Der Libori sprach in der Regel vom Bims (Geld) und dessen Mangel, daher sein Spitzname; der Schlosser Sahl, ein höchst intelligenter, weitgereister Mann und Neffe des bedeutenden letzten Abtes von St. Peter auf dem Schwarzwald, Ignatius Speckle, erzählte von seinen Wanderungen im Welschland, von Besançon, Belfort, Lyon; der Zimmermann Siefert berichtete von seinen Kunstbauten an der Kinzigbrücke, und der Haserhans klagte stets über sein Weib. Ich horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, namentlich wenn der kleine Schlosser das Wort hatte, mußte aber jeden Augenblick gewärtig sein, daß der Vater mich ins Bett kommandierte, was mir jeweils höchst schmerzlich war.

Ehe sie auseinandergingen, kredenzte der Vater jedem ein Gläschen Kirschenwasser. In meiner spätern Backstubenzeit erlebte ich diese „Abende", die mein Vater seinen Freunden gab, ganz, und sie versüßten mein Lehrbubenstadium bedeutend.

Der Libori war der Krummholz der täglich in Menge durchziehenden Frachtfuhrleute, der Fürst hatte die Kutschen der Geschäftsreisenden und Engländer, und der Ristehansele stand als Meister auf der untersten Rangstufe, trotzdem er Prophet war. Er konnte zudem weder lesen noch schreiben, und wenn er einem Haslacher Bürger eine Rechnung auszustellen hatte, so malte er den betreffenden Gegenstand —

Rad, Gabel oder Schubkarren — aufs Papier und setzte daneben die Zahl.

Ich kam gar oft als Knabe in sein Haus, aber nie in seine Werkstätte, wo er keine Knaben und überhaupt keine Gesellschaft duldete, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Nur sein Herold, Norbert, der Bur, hatte freien Eintritt. Sein Haus aber betrat ich jeweils im Auftrage meiner Großmutter. Der Hansele hatte eine Schwester, die Riste-Nanne, eine alte, heiligmäßige Jungfrau, welche namentlich in jeder Fastenzeit von großen Leiden heimgesucht war und dann ständig im Bette lag, arm, einsam und verlassen. Die Großmutter tat sich in dieser Zeit täglich an ihrem Wein und Essen Abbruch, und was sie sich versagt hatte, das mußten meine Schwestern oder ich der kranken Riste-Nanne bringen. Diese lag in einer kleinen Stube über der Werkstätte ihres Bruders; und so oft ich an dieser vorbeipassierte, während er unten an der Arbeit war, grüßte ich ihn: „Guate Tag, Krummholz!" „Dank' Gott, Kleiner! So, bringsch der Nanne ebbis[1]? Dia het 's Lide Christi. I habb's ihr aber scho vor zehn Johre prophezeit." Das war seine ständige Antwort.

Ich war etwa zwölf Jahre alt und glaubte alles, was die Menschen im Ernst mir sagten; darum hatte ich einen ebenso großen Respekt vor dem kleinen Propheten als Mitleid mit der Riste-Nanne. Ich sehe sie heute noch vor mir, die kleine, schwarzäugige, blasse, gottergebene Frauensperson, die meist in Schmerzen in ihrem Bette lag. Ihr Stubenfensterchen ging auf eine einsame Hofstatt, aber die Sonne Gottes schien in der Frühjahrszeit ebenso mild in die armselige Kammer wie Gottes Gnade in ihre Seele. Sie sprach wenig und ganz leise; in der Regel ein tausendmal Vergeltsgott für die Großmutter und ein hundertmal für den jungen Habakuk, der mit Speise und Trank in ihre Leidensstube gekommen war. —

[1] etwas.

Der Ristehansele war ein gar frommer, zurückgezogener, betfleißiger Mann, wie es einem Propheten geziemt. Sehr begierig aber war er auf Zeitungen, weil er aus ihnen erfuhr, wie weit die Ereignisse in der Welt draußen harmonierten mit seinen eigenen Prophetengedanken. Weil er nun nicht lesen konnte, führte ihn Norbert, der Bur, allsonntäglich zum belesensten Mann der Nachbarschaft, und das war der Schreiner Kraft. Der hatte außer dem „Schwarzwälder", den er selbst hielt, vom Advokaten Benz im Engel drunten leihweise noch die Karlsruher Zeitung und das Frankfurter Journal, konnte also mit dem Neuesten und Besten aufwarten.

In meiner Knabenzeit nahmen sich die Leute vom Handwerk an Wochentagen im Frühjahr und Sommer keine Zeit zum Lesen. Da wurde alles auf den Sonntag „verspart". Nach der Frühmesse, die er besucht, ging der Schreiner zum Advokaten und holte die Blätter von der Woche, las sie durch, während die Nachbarn im Hauptgottesdienst waren, und vor und nach dem Mittagessen ward dann Lesezirkel gehalten. Auf der breiten steinernen Bank an der Ecke des Hauses, das damals dem Bäcker Waidele gehörte, saß in der Mitte der Vorleser und Ausleger, der Schreiner Kraft, ein großer, schöner Mann mit Vollbart und einem überaus malerischen Kopf, und um ihn saßen und standen die Nachbarn: Norbert, der Bur, der Henne-Philipp, der Isele-Fid, ein Schmied, der Hansjörgle, ein Uhrenmacher u. a. In diesen Kreis hatte Norbert auch den kleinen Propheten eingeführt. Der war sonst „leutscheu", aber die oben bezeichnete Neugierde hatte ihn getrieben, seinem Herold Folge zu leisten.

Es braucht bei den Haslachern ein Mensch nur eine kleine Schwäche zu zeigen, und man wird sie aufs trefflichste zu benützen wissen für die allgemeine Unterhaltung.

Der Ristehansele hatte noch einen Leidensgefährten, der ebenfalls nicht lesen konnte und mit ihm herhalten mußte, die andern zu erheitern. Das war der Hansjörgle. Der stammte

aus dem altrömischen Dorfe Mühlenbach und fabrizierte Holzuhren einfachster Art, die er bei den Bauern „verhausierte".

Er war aus einem ganz andern Grunde als der Ristehansele auf Zeitungsnachrichten erpicht. Wenn er mit seiner „Gräze" auf dem Rücken von Hof zu Hof auf einsamen Bergeshöhen seine Uhren feiltrug, fragten die Bauern nach „Neuigkeiten". Auch saß der Jörgle oft ganze Tage in den Bauernstuben, reparierte alte Uhren und sollte nebenher erzählen. Kam aber ein Handwerksbursche des Wegs daher und übernachtete auf dem Hof, so schwieg der Uhrenmacher, wohl wissend, daß der Fremdling den Bauern weit mehr berichten konnte als er selber. Ich erinnere mich gar wohl, wie die Bauern an Markttagen in meines Vaters Wirtsstube beisammen saßen und sich erzählten, was der oder jener Handwerksbursche beim Übernachten Neues gebracht habe.

Es gab aber auch in den kleinen Städtchen des Kinzigtales einzelne arme und durstige Bürger, die an Sonn- und Markttagen den Bauern, welche damals vom Halten einer Zeitung nichts wußten, den Reporter machten und sie für die nächsten acht Tage durch mündliche Erzählung am Wirtstische mit Neuigkeiten versorgten und dafür mit ihnen trinken durften.

Berühmt war in jener Zeit in diesem Genre der Gerber-Karle von Zell. Dem war schon längst das Leder, nicht aber der Durst ausgegangen. Um diesen wenigstens zeitweise in seinem ganzen Umfang befriedigen zu können, kam er auf den Gedanken, „Neuigkeitskrämer" bei den Bauern zu werden.

In der Fastenzeit und an den Muttergottestagen des ganzen Jahres, da fahren die Bauern und Bäuerinnen des Kinzigtales auf ihren „Bernerwägelchen" nach dem Wallfahrtsstädtchen Maria-Zell zur Ketten. Vorn auf den einfachen Gefährten sitzen Bauer und Bäuerin und hinten in der „Benne" von den Mägden und Töchtern die eine und andere oder auch eine alte Taglöhnerin oder ein armes

Männlein, die man unterwegs hat „aufsitzen“ lassen. Zuerst wird viel und andächtig gebetet, wie es nur ein deutscher Bauer in seiner Wallfahrtskirche zuwege bringt, und dann geht’s ins Wirtshaus, in den Raben, Adler, Hirschen, Bären, Löwen — zu „guatem Wî“, zu Stockfisch oder Bratwurst und Sauerkraut. Auch hiebei stellt das Landvolk seinen Mann wie beim Beten.

Da sitzen sie nun, die Männer in ihren langen, blau gefärbten Zwilchröcken oder in den schwarzen „Manchesterkitteln“, die Frauen im schwarzen Tuchmieder, dem grünen Rock und der goldgestickten Spitzenkappe — und herein tritt der Gerber-Karle, um seine Rede zu halten. Er kennt noch gar viele Bauern aus den Tagen, da sie Leder bei ihm geholt, grüßt sie mit Namen, setzt sich zu ihnen an den ersten besten Tisch und fragt, ob sie auch das Neueste wüßten. Begierig horchen alle auf; der schwere Filzhut, den die Kinzigtäler Bauern auch in der Wirtsstube nicht abtun, wird in die Höhe geschoben, um das Ohr freier zu machen, und der Karle beginnt: „In Steine isch a schene G’schicht passiert. Do liegt scho acht Tag a Frau, und der Pfarr’ begrabt sie nit. Des isch a subere (sauberer) Herr, do word’s Spektakel ge[1].“ „Gerber-Karle!“ ruft ihm jetzt der Spiel-Sepp, ein Bauer aus der Steinacher Pfarrei, dazwischen, „des isch verloge, unser Herr[2] bigrabt alle.“

Jetzt langt der Gerber nach dem vollen Glas des ungläubigen Bauern, leert’s auf einen Zug und spricht: „Spielsepp, des soll bi Gott Gift si, wenn’s nit wohr isch, was i sag. Wohr isch’s, daß die Frau liegt, aber g’storbe isch sie no nit, drum het sie der Pfarr’ au scho acht Tag liege g’loßt un nit bigrawe.“ Allgemeines Lachen der Bauern; der Gerber-Karle hat sein Glas Wein im Leib, und der oder jener Bauer streckt ihm das seinige auch noch hin mit den Worten: „Karle, trinke, des henn Ihr guat g’macht!“

---

[1] geben. [2] „Der Herr“, so heißt der Pfarrer bei den Bauern im Kinzigtal durchweg und allein.

So geht der Reporter von Tisch zu Tisch, von Wirtshaus zu Wirtshaus und erzählt irgend etwas Unglaubliches. Sobald einer ruft: „Gerber-Karle, des isch verloge," greift er nach dem nächsten vollsten Glas, leert's und spricht: „Des soll bi Gott Gift si, wenn's nit wohr isch!"

Am Nachmittag, wenn die Bauern heimwärts fuhren, hatte der Gerber-Karle mehr als genug. Es ging lange, bis alle Bauern den schlauen Exgerber durchschauten, und nachdem dies geschehen, hielten sie ihm beim Eintritt schon die Gläser entgegen und riefen: „Karle, trinke, no verzelle Ihr ebbis, aber nit so stark lüege!" Das letztere hielt der Karle nicht, aber er hatte bis an sein Ende vollauf zu trinken, wenn die Bauern wallfahrteten. —

Hansjörgle, der Uhrenmacher in Hasle, war nicht so schlau wie der Gerber-Karle von Zell; er wäre, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, zum Lügen zu dumm gewesen. Er war ein beschränkter, langer Mensch und so unheimlich still und wortkarg, daß ich mich nicht erinnere, mit ihm je ein Wort verloren zu haben, trotzdem er neben meinem elterlichen Garten, wo ich oft kampierte, seine Werkstätte hatte. Er machte sich, wie gesagt, in den Lesezirkel des Schreiners nur, um etwas Neues zu wissen, wenn er von den Bauern gefragt wurde. Wie der Schreiner es ihm vorlas, so referierte er den Bauern, soweit es in seinem kleinen Gehirn haften blieb.

Gegenüber dem Hause des Bäckers Waidele, vor welchem der Sonntagmorgen die Politiker versammelte, lag ein kleiner Garten meiner Großmutter, den ich als Gärtner für die Fliederbüsche und Rosenhecken unter mir hatte. Wenn ich nach dem Hauptgottesdienst mir bisweilen ein Sträußchen holte, hatte ich Gelegenheit, die Lesegesellschaft in der Nähe zu betrachten, und ich sehe sie noch heute vor mir: In der Mitte der Bank saß der Vorleser und Erklärer, der Schreiner Kraft, von seinen Nachbarn nur mit seinem Vornamen — der Ferdinand geheißen, rechts und links neben ihm als Ehren-

gäste der Ristehansele und der Hansjörgle. Der erstere hatte jeweils einen Arm auf das Knie gestützt, hielt den Zeigefinger vor den Mund und schaute dem Leser ins Gesicht, das den vollsten Ernst blicken ließ und nie außer Fassung kam. Der Uhrenmacher hatte beide Arme auf den Knien liegen und schaute ernst auf sie hinunter. Neben dem Propheten saß Norbert, der Bur, und stieß ihn bei allen Kraftstellen, die der Ferdinand vorlas, leise mit dem Ellbogen an. Der Isele-Fid, der Henne-Philipp u. a. standen, den Kreis abschließend, vor denen, die auf der Bank Platz genommen hatten.

Jetzt begann der Ferdinand mit seiner schönen Baritonstimme vorzulesen, zuerst das, was in den Blättern stand, dann das, was nicht darin stand, welch letzteres er sich den Morgen über zurechtgelegt hatte. Seine eigenen Zeitungsenten aber galten dem Propheten und dem Hansjörgle. Diesem las er etwas vor, was Sensation bei den Bauern machen mußte, als: Wiedereinführung des Zehnten, Erhöhung der Steuer, Abschaffen der Strohdächer, Besteuerung der Uhren als eines Luxusgegenstandes für Bauern. Der Jörgle jammerte und seufzte für sich und seine Bauern. Der Prophet sah darin „Zeichen der Zeit". Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Er fahndete vor allem auf die Vorgänge im Gebiete der Religion, und deshalb verkündete ihm der Ferdinand große Christenverfolgung in China und Japan, Bekehrung des Sultans in Konstantinopel zum Christentum, Abfall einiger Kardinäle zum Protestantismus u. a.

Manchmal, wenn die beiden aus der Kirche die Straße herabkamen, stand der Ferdinand mit der Zeitung unter der Haustüre und machte allerlei Gestikulationen und Bewegungen des Staunens mit den Händen und mit dem Kopf, so daß der Jörgle und der Hansele von ferne sahen, es müsse wieder etwas ganz Besonderes in der Welt vorgegangen sein. Dann liefen sie, ehe der Kirchenrock ausgezogen war, auf ihn zu, um das Neueste zu vernehmen.

Hatte dem Propheten irgend eine Nachricht tief in die Seele geschlagen, so aß er nicht zu Mittag; er verarbeitete zuerst das Gehörte zu prophetischen Bildern in seiner Werkstätte. Hiebei schaute und hörte ihm der Nachbar Norbert durch eine Ritze der Werkstattüre zu, ließ, wenn es nötig war, auch übernatürliche Stimmen vernehmen und meldete dem Schreiner, was der Prophet in seiner Aufregung gesprochen und geweissagt hatte. Der Ferdinand las dann bei der nächsten Versammlung Entsprechendes vor, und dann glaubte der Ristehansele erst recht an seine übernatürliche Sehergabe.

Bisweilen predigte er auch über die schlechte Welt und die kommenden Strafgerichte, und dann stand er auf seinem Hauklotz in der Werkstätte und um ihn sein Weib Judith, seine zwei Kinder und Norbert, der Bur, sein intimer Freund und Verräter. Der gab an Sonntagnachmittagen auf den Kegelbahnen und in den Bierhäusern alle Worte des Propheten wieder zum besten, und bald hatte der Ristehansele viel vom Spott zu leiden in seiner Eigenschaft als Prediger und Prophet. Der Norbert kaufte auch auf den Jahrmärkten „alte Prophezeiungen" und las sie an Winterabenden dem Hansele vor, der ein felsenfestes Vertrauen hatte auf seine zwei Mephistos, den Schreiner und den Nagler. —

Jahrelang noch wurde in jener Zeit in Hasle die Geschichte von den „Heckgaisen" (Eidechsen) erzählt, welche der Norbert und der Ferdinand einst dem Ristehansele und dem Hansjörgle spielten. Der Uhrenmacher und der Krummholz waren beide arme Teufel und stets bereit, zu ihrem handwerksmäßigen Erwerb noch etwas nebenher zu verdienen. Eines Tages liest ihnen nun der Ferdinand vor, daß das neueste und beste Heilmittel gegen Schwindsucht ein Präparat sei aus Heckgaisenfleisch. Es werde in den Apotheken sehr teuer bezahlt, nur müsse man vorher und bei der Ablieferung reinen Mund halten, da die Patienten sonst das Heilmittel verschmähen würden und die Apotheker in Schaden kämen.

Aus diesem Grunde dürften die Tiere auch nur entweder spät abends oder früh morgens in die Apotheken gebracht werden, um möglichst „unbeschrien" zu sein. Für das Stück würden drei Batzen (36 Pfennig) bezahlt.

Der Hansjörgle und der Ristehansele erklärten sich alsbald zum Fang von Heckgaisen bereit, und der Ferdinand versprach ihnen, unentgeltlich Stiele zu den Gabeln zu machen, die der Norbert gratis lieferte, und mit denen die Tierchen erlegt werden sollten.

Draußen an der Kinzig, auf dem sogenannten „Steinrucken", da spielen in der Frühjahrs- und Sommerszeit muntere Eidechsen zahlreich auf den warmen Kieselsteinen, und hieher verlegten die beiden ihr Jagdgebiet. Mit zwei Gabeln an langen Stielen, und der Hansjörgle noch einen Sack auf dem Rücken, zogen sie aus zur Mittagszeit. Keinem Menschen, soweit ihnen solche begegneten, verrieten sie ihr Geheimnis, und wer sie fragte, wurde irregeführt. Die Jagd war mühsam, die Tierchen weit hurtiger als die zwei Jäger, die Sonne brannte heiß, und zwei ganze Nachmittage vergingen, bis gegen dreißig Heckgaisen erspießt waren. Jetzt dachten sie an Ablieferung.

Der Freund Ferdinand hatte bereits mit dem Apothekergehilfen Rücksprache genommen. Das war damals der alte Stein, ein Schweizer, mit dem ich als Student noch manchen Schoppen trank, ehe er in der Kinzig verunglückte und sein Leben ließ.

Früh am Morgen, da der „Apothekersknecht" Dienste hatte, zogen die Heckgaisenfänger der vor dem Städtchen am Klosterbach gelegenen Apotheke zu, das neueste Heilmittel in einem Sack. Der eingeweihte Gehilfe des Apothekers schaute befremdlich über seiner silbernen Brille hervor, als die Leute ihren Schatz zu seinen Füßen legten und ihm geheimnisvoll mitteilten, was sie hätten, und ewiges Stillschweigen gelobten. „Ja," meinte der Pharmazeut, „'s könnte schon sein, daß der Herr Apotheker die Eidechsen

kauft, allein ich kann's nicht entscheiden, und er ist noch in der Ruhe. Kommt heute abend wieder. Aber, à propos, sind die Heckgaisen auch geschält, sonst können wir sie nicht brauchen?" „Nein," erwiderte der Krummholz, nachdem er den Hansjörgle bedenklich angeschaut, „g'schellt sinn sie nit. Von dem het der Ferdinand nix vorg'lese." „Aber wir welle sie bis z'Obed schelle," fiel der Hansjörgle ein; „'s word frili a kaibe G'schäft si, aber sechs Guldi isch au a schens Geld!" — Der alte Stein empfahl ihnen Sorgfalt und entließ sie.

Schon standen der Ferdinand und der Norbert an der Lesebank und erwarteten die Heckgaisenverkäufer, begierig, ein Resultat, das sie bereits kannten, aus ihrem Munde zu hören. Der Schreiner und der Nagler ermutigten natürlich die beiden, doch ja gleich an die Arbeit zu gehen, und gaben ihnen die nötige Anleitung, mit einem Taschenmesser das Schälen der Heckgaisen zu bewerkstelligen. In der Werkstätte des Uhrenmachers wurde die Operation vorgenommen und mit größter Zähigkeit durchgeführt, bis alle die armen Tierchen geschält waren. Jetzt wurde die Dunkelheit der Nacht abgewartet, und dann ging's abermals der Apotheke zu, wo der „Herr" Dienst hatte, während der Gehilfe im „Bayerischen Hofe" beim Bier saß. Der Hansjörgle zog an der Nachtglocke, während der Prophet den Schatz trug und die Anrede an den Apotheker im Leibe hatte.

Der damalige Apotheker hieß nicht bloß Ernst, er war auch ein Mann von hohem Ernst, der wenig Spaß verstand in Sachen seines Geschäftes. Er glaubte, es habe irgend ein Bäuerlein geläutet, das, von den Bergen herabgekommen, spät noch den Doktor geholt hätte und jetzt, nach dessen Rückkehr, das Rezept machen lassen wolle. Wie staunte er aber, als der Krummholz ihn anredete: „Herr Apotheker, do hemm'r jez die g'schellte Heckgaise, Ihr wäre scho wisse, zua was Ihr sie bruche könne!" — „Ich glaube, Ihr Leute seid verrückt! Wer sagt Euch, daß ich Eidechsen kaufe?" fuhr der Apotheker sie scharf an. „In der Zittung

isch es g'stande. Nemme sie doch, wir sage nix!" — „Dummheiten! Macht, daß Ihr mir zu meinem Haus hinauskommt!"

Alles Bitten und Betteln half nichts, der Apotheker machte ihnen schließlich die Türe auf und zeigte ihnen, „wo der Zimmermann das Loch hinausgemacht hatte". Der Hansjörgle und der Ristehansele waren empört; sie glaubten, der Apotheker könnte die Heckgaisen wohl brauchen, traue aber ihrer Verschwiegenheit nicht. Aus Zorn nahm der Krummholz, als sie draußen waren, den Sack und schüttelte die Heckgaisen auf die Staffel mit der Drohung: „So, do henn Ihr sie jez, daß alles im Städtle morge weißt und sieht, daß Ihr Heckgaise in die Medizin nemme!"

Der Norbert hatte bereits für die Verbreitung der Geschichte gesorgt, und jedermann grüßte in der nächsten Zeit die beiden Politiker als „Heckgaisenschäler". Bald wußten es auch die Bauern, sie hörten es an den Markttagen zu Hasle, und dem Hansjörgle war nichts herber, als wenn er auf seinen Wanderungen in einem Bauernhof gefragt wurde: „Hansjörgle, isch's wohr, henn Ihr scho amol[1] Heckgaise g'schellt?" Dem Ristehansele gab dieser Spott aber den ersten Anstoß, daß er an Auswanderung dachte. Dazu kamen noch allerlei Zeichen, die seinem Prophetenblick nicht behagten.

Der Schreiner Kraft war ein hochbegabter Mensch. Er hatte lange in der Schweiz gearbeitet und nicht bloß die schönsten Lieder und Jodler mit an die Kinzig gebracht, sondern auch außerordentliche Kenntnisse in der Mechanik. Wie der Nachbar Krummholz beständig über die Zukunft der Welt nachdachte, so studierte der Schreiner an Erfindungen. Und richtig, eines Tages, zu Anfang der fünfziger Jahre, fuhr er mit drei Gefährten zu aller Menschenkinder Staunen auf einem Veloziped mit vier Rädern durch die Straßen. Die vier Velozipedisten saßen in einem Kasten und trieben, mit Händen und Füßen arbeitend, das Wunderding vorwärts.

[1] habt Ihr schon einmal.

Allerdings ging's nicht ohne starke Anstrengung ab, und die Haslacher gaben bald der neuen Erfindung den Namen „Schwitzkasten". Trotzdem fuhr der Wagen längere Zeit talauf und talab, denn alle erwachsenen Mannsleute wollten einmal darin gefahren sein. Der geniale Schreiner aber ist sicher mit zu den Erfindern neuer Fahrwerke zu rechnen.

Auch der Prophet wurde eingeladen, doch um keinen Preis wäre er in dies „Teufelsfuhrwerk" gesessen. Er weissagte, daß eine Zeit käme, da viele Leute auf derartigen Dingen fahren, daß aber kein ordentlicher Christ sich derselben bedienen würde. Seine Gabe der Vorhersehung war demnach nicht ohne. Norbert, der Bur, versicherte bis an sein Ende hoch und teuer, daß der Ristehansele schon in den fünfziger Jahren prophezeit habe, 1870 und 1871 würden viele Menschen in einem großen Kriege das Leben verlieren.

Die europäische Zukunft wurde so immer trüber vor des Propheten Augen. Er galt zudem in seinem Vaterlande nicht nur nichts als Prophet, sondern wurde noch als „Heckgaisenschäler" verhöhnt und verspottet; deshalb zog der Ristehansele samt seiner Judith und den Kindern schon anfangs der sechziger Jahre zu dem in Baden ehedem viel genannten Pfarrer Oschwald nach Amerika. Jahre kamen und gingen; da ließ er seinem Freunde und Nachbarn Norbert einmal durch einen Haslacher, der aus der Neuen Welt heimkehrte, melden, „er sei im Staate Wisconsin in einem Kloster, wo der Vorgesetzte ihm das Predigen und Prophezeien und selbst die Korrespondenz mit Europa verboten habe". Seitdem ist keine Kunde mehr von ihm über den Ozean gedrungen.

Des Hansjörgles Lebensuhr hat auch längst ausgeschlagen. Vom ganzen Lesezirkel vor des „Bäcker-Waibeles" Haus lebte am längsten Norbert, der Bur.

Noch Ende der achtziger Jahre konnte man einen alten, bartlosen Mann, gebückt und die Hände unter seinem Naglersschurzfell, eine gestrickte Wollmütze auf dem Haupt, an Markt-

tagen das Städtle hinaufgehen sehen. Es war Norbert, der Bur, der über den Marktplatz zum Bierkrämer ging und da oft und gerne erzählte vom großen Hammer, vom Hansjörgle und vom Ristehansele.

Nägel hat er gemacht, bis der Tod ihm den Hammer aus der Hand nahm und sie ihm anno 1889 die Nägel in den eigenen Sarg schlugen. — —

Ich hatte immer geglaubt, mit Norbert, dem Bur, sei der letzte aktive Nagler von Hasle aus dem Leben geschieden und dies poetische Handwerk hier, wie anderorts auch, untergegangen.

Doch siehe da: Ringsum im Kinzigtal sind die Nagelschmiede ausgestorben, im lustigen Hasle aber nicht.

Noch am Ende des 19. Jahrhunderts amteten in alter sinniger Art am Nagelstock zunächst noch zwei richtige ehemalige Lehrbuben des Nagler-Wendels, der Giger-Wendel und der Giger-Lepold, beide von dem in Hasle einst zahlreichen Geschlechte Geiger.

Der „Lepold" war Vollnagler und nagelte noch als ein Sechziger seine 2000 Stück im Tag; der Wendel war nebenher Totengräber und stand am Nagelstock nur an jenen Tagen, an denen er keinem Haslacher Toten ein Grab zu graben hatte.

Schon sein Vater war Totengräber, da ich noch jung im Leben stand. Und der alte „Giger-Weber" ist mir heute noch das Bild eines schönen Totengräbers. Mit seinem blütenweißen wallenden Haar, seinem magern gelben Gesicht und seiner scharf gebogenen Römernase imponierte er mir, dem Knaben, mit Macht, so oft ich ihn an seiner ernsten Arbeit sah.

Den Lepold hab' ich noch anfangs der neunziger Jahre besucht und nach seinem Meister gefragt, dem Wendel. Trocken, aber kurz und gut charakterisierte er seinen einstigen Lehrherrn: „Untertags war der Nagler-Wendel nie in der Werkstatt, da ist er seinen boshaften Reden nachgegangen."

Meister Lepold beklagte den Untergang seines Handwerks. Er hat deshalb keinen seiner drei Buben Nagler werden lassen, auch sein Vetter Giger-Wendel nicht. „Wenn die Buren nit wären," meinte der Lepold, „hätten der Wendel und ich auch nichts mehr zu nageln. Die Buren allein wollen noch geschmiedete Nägel, die Handwerker alle, die einst bei uns kauften: Schuster, Schreiner, Zimmerleute, gehen der ‚lumpigen Modewar' nach."

Also auch hier wieder, dachte ich, ist das Volk der Erhalter der Poesie, selbst der Poesie der Nagelschmieden. —

Heute, anno 1910, da ich das Buch wieder durchsehe, sind auch der Wendel und der Lepold tot, aber es nagelt in Hasle noch ein jüngerer Meister Tag für Tag, „der Kasper". Auch ihn suchte ich am gleichen Tage wie den Lepold auf und fand in ihm noch einen Nachkommen der großen Politiker meiner Jugendzeit, des Nagler-Wendels und des Nagler-Bührers.

Der Kasper macht, wie einst diese, auch scharf in Politik, ein Geschäft, dem der wortkarge Lepold so wenig huldigte als sein Kollege Wendel, der Totengräber. Der Kasper ist „der Sprecher" für alle seine Nachbarn in der „Vorstadt", die ihm deshalb den Ehrennamen „unser Bürgermeister" gegeben haben. Er hält die „Zentrumsfahne" hoch und spricht mit Eleganz und Wärme über alle engern und weitern politischen Fragen.

Aber der Kasper ist noch etwas, was ihn in meinen Augen hochstellt; er ist Idealist und Optimist in bezug auf „die Zukunft der Nagelschmiede". Er lobt den Geschäftsgang und meint, „die Menschheit werde von Jahr zu Jahr mehr zu den geschmiedeten Nägeln zurückkehren und der Fabrikware entsagen".

Der Kasper glaubt also an das Wiedererwachen des alten Naglerhandwerks und damit an die Wiederkehr eines Stücks Poesie, und darum hatte er sofort mein Herz gewonnen.

„Last not least“[1], sagt der Engländer. Als ich damals vom politischen Vertreter der Vorstadt weg der Altstadt zuschritt, da traf ich abermals auf einen aktiven Nagler klassischer Herkunft. Es war der „Karle“, der Sohn des „Hie-Verreck“. Er machte vor einem Neubau bei der „Kanone“ Kalk an für die Maurer. Auch er hämmerte damals noch, wie er mir zu meinem freudigen Staunen erzählte, Nägel, aber nur im Winter, im Sommer arbeitete er als Handlanger bei den Maurern.

Sein Vater, meinte der Karle, habe seinen Durst leichter gelöscht als er, der Sohn und Erbe jenes Durstes. Der „Alte“ habe seine Geige genommen und bei Hochzeiten und Tänzen aufgespielt; er, der Sohn, müsse als Handlanger schwerer arbeiten und bekäme trotzdem nicht so viel zu trinken.

Daß der „Hie-Verreck“ Geiger und Hochzeitsmusikant war, wußte ich nicht mehr. Diese neue poetische Eigenschaft verklärte mir aber heute noch die Gestalt des Staatsdieners und Transporteurs aus meiner Knabenzeit.

Sein Sohn Karle aber sprach den Unterschied zwischen ihm und seinem Vater mit einem so reizenden Anstrich von Galgenhumor aus und ohne auch nur einen Augenblick aufzuhören, in seiner „Kalkpfanne“ zu rühren, daß ich ihm für den Tag das Löschen seines Durstes durch ein Trinkgeld erleichterte.

Mit dem gleichen Humor machte er noch jahrelang zur Winterszeit, wenn die Tannen des Urwaldes mit Schnee bedeckt sind und die Bächlein im Tale mit Eis gehen, hinten an der Berghalde beim Schänzle, wo er seine Herberge aufgeschlagen, seine Nägel.

Älter geworden, zog er ins Städtle, wo seine braven, erwachsenen Töchter und eine Invalidenrente dem Karle, der einst bei den roten Dragonern die Feldzüge von 1866 und 70 mitgemacht, es ermöglichten, zu privatisieren. Im Früh-

[1] Der Letzte ist nicht der Schlechteste.

jahr 1910 kam aber der Tod und holte ihn ab zur großen Armee.

Jetzt nagelt nur noch unverdrossen der Kasper, der Bürgermeister in der Vorstadt, und mit ihm rufe ich: „Es lebe die Zukunft und die Zunft der Nagelschmiede!"





Der kritisch' Hans.

1.

Unter den stummen Zuschauern auf der obengenannten Kegelbahn des Kanonenwirts an den Sonntagnachmittagen meiner Knabenzeit saß öfters auch ein älteres, kleines Männlein und rauchte seine Pfeife. Das war der „kritisch' Hans", des Dorfburen Sohn aus dem Huserbach, ein „Landsmann" des Naglers Norbert.

Die Bauern im Huserbachtale trugen zur Zeit, da der Norbert und der „kritisch' Hans" geboren wurden, ihre Kinder auf eine sehr primitive Art zur Taufe. Weit unten an der Mündung des Tales stand einsam auf dem Gottesacker die alte Kirche von Husen-Dorf und unweit davon das jetzt abgetragene Pfarrhaus[1]. Die einzelnen Bauern wohnen zerstreut das enge Gebirgstal hinauf. Wenn nun ein Kindlein aus dem obern Tal getauft werden sollte, dessen Paten unten wohnten in der Nähe der Kirche, so nahm der Vater das Kind in einen Zwerchsack und trug es auf dem Rücken talab der Kirche zu. Hier angekommen, hing er den jungen Weltbürger oder die kleine Eva an die verschlossene

---

[1] Pfarrhaus und eine neue Kirche befinden sich jetzt in Husen-Stadt.

Kirchentüre, suchte den Mesner, der irgendwo in einer benachbarten Hütte wohnte, meldete dem Pfarrer die Taufe an und holte den „Götte und die Göttle" (Taufpaten) von ihren Gehöften.

Daß Norbert, der Bur, und der kritisch' Hans so getauft worden wären, wollten sie trotz der unleugbaren Poesie, welche in dieser Prozedur lag, nie leiden. Die Haslacher hielten es ihnen aber um so lieber vor, je mehr sie sich dagegen sträubten.

Der „kritisch' Hans" behauptete, als Sohn des „Dorfbure" habe sein Vater nicht weit zur Kirche gehabt, und man habe ihn in einer „Zeine" (Korb) zur Taufe gebracht. Der Norbert meinte, zur Zeit, als der viel ältere Hans zur Welt gekommen, habe die Sitte noch existiert; zu seiner Zeit aber habe man die kleinen Kinder „ehrlich" zur Kirche getragen. Natürlich glaubten die Haslacher keinem von beiden, sonst hätten sie die zwei Huserbacher nicht mehr mit dem Zwerchsack foppen können. —

Die Hofbauern des Kinzigtales betrachten seit Jahrhunderten ihre Güter als eine Art von Fideikommiß. Es gibt keine Erbteilung der Felder und Wälder, sondern das Allod geht an einen Stammhalter über, und zwar nicht, wie bei Fürsten und Standesherren, an den ältesten, sondern an den jüngsten der Söhne des regierenden Hauses. Diese altübliche Einrichtung hat ihre zweifach praktische Seite; einmal bleibt das Gut und somit ein fester Sitz der Familie erhalten, und dann kann der Majoratsherr ruhig seine alten Tage abwarten, bis der jüngste Sohn herangewachsen ist.

Es ist höchst selten, daß ein Bauer als regierendes Haupt stirbt. Wenn er zu Jahren gekommen, „gibt er ab", um im Leibgedinghaus, das neben jedem Hof steht, seine Tage zu beschließen. Daß er aber an den Jüngsten abgibt, ist sehr vernünftig. Wäre der älteste Sohn der Berechtigte, so hätte der Alte, sobald der Erbprinz heiratsfähig geworden, keine

ruhige Stunde mehr bei seinem Regiment. Der Sohn würde den Vater drängen, in den besten Jahren, da das Herrschen noch süß ist, ihm Hab und Gut abzutreten und aufs „Libding" zu gehen. Drum haben die praktischen Bauernköpfe der vergangenen Jahrhunderte die Thronfolge auf den Jüngsten gestellt, und wenn der Benjamin ein Mann geworden, ist der Vater Jakob ein Greis und geht gerne in Pension.

Dieses Erbrecht nennen die Kinzigtäler Bauern den „Vortel" (Vorteil). Der Jüngste hat den Vortel, und wenn er ausnahmsweise einmal freiwillig auf die Nachfolge verzichtet zugunsten des Älteren, so muß dieser ihm „den Vortel abkaufen". So wird dann der Jüngere eine Art umgekehrter besserer Esau; er verkauft nicht seine Erstgeburt, sondern seine Letztgeburt, nicht um Linsen, sondern um blanke Taler.

Der Erbsohn bekommt den Hof um einen ganz billigen Anschlag, so daß er existieren kann, selbst wenn er nicht besonders haust. Von der Übernahmssumme fällt abermals ein gleicher Teil auf sein Haupt, und den Rest teilen die Geschwister. So kommt es, ganz wie bei Fideikommissen, daß der Majoratsherr ein gemachter Mann ist und seine Geschwister mehr oder minder arme Teufel bleiben ihr Leben lang. Der Jüngste thront als Bauer, kommandiert, fährt „zu Markt", und seine älteren Brüder und Schwestern dienen ihm, wenn sie nicht zum Heiraten kommen oder auswärts gehen, als Knechte oder Mägde.

Es ist dies für die älteren Söhne, welche dem Vater bei der Arbeit behilflich waren, während der Jüngste noch in den Windeln lag, hart, allein die regierenden Häupter haben zu allen Zeiten, auch im Interesse der Familie, ihre Herrschaft möglichst zu sichern gesucht; darum kann man es auch den Großbauern nicht verübeln. Und dem Ganzen liegt eben jenes Gesetz der Solidarität (gegenseitigen Haftbarkeit) und Reversibilität (Rückfälligkeit) zugrund, das durch

die ganze Menschheit geht und uns allein auch die Erbsünde erklärt, und das in den bekannten Worten ausgedrückt ist: „Einer für alle, und alle für einen."

Wie ruhig sie sich betten, die abtretenden Hofhäupter, das geht auch aus der Art hervor, in der das Leibgeding, welches der nunmehr regierende Bauer dem abgehenden alljährlich zu entrichten hat, festgesetzt wird. Bares Geld wird wenig „bedungen", aber alle Lebensbedürfnisse ohne jegliches Mittun des Pensionierten. Ihm liefern nach seiner Auswahl die besten Kühe im Stall die tägliche Milch, die schönsten Schafe die Wolle, und von allen Obstbäumen auf dem Gute kann er die beladensten von jeder Sorte für sich auswählen. Butter, Hanf, Speck, Hafer, Korn und Weizen trägt zur bestimmten Zeit und in bestimmten, reichlichen Quantitäten der Jungbur dem Alten ins Leibgedinghaus.

So residieren auf den Schwarzwaldhöfen oft zwei Familienhäupter nebeneinander, der Patriarch und sein Letztgeborener, und Haus und Hof bleiben zum Segen der künftigen Generationen in *einer* Hand.

Die älteren Söhne und Töchter, soweit sie nicht durch Heirat auf andern Hofgütern Buren oder Bürinnen werden oder beim „jungen Bur" dienen wollen, ziehen in der Regel „ins nächste Städtle" und werden dort Knechte und Mägde. Bisweilen wenden sich einzelne von den Söhnen einem Handwerk zu und werden dann meist Schuhmacher, Schneider, Weber oder Maurer in den Dörfern. Manche der Enterbten wandern auch aus nach Amerika, was besonders in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Fall war. —

Des Dorfbure Hans aus dem Huserbach blieb im Lande seiner Väter und wandte sich der Zunft der Maurer zu, die in der deutschen Welt allbekannt ist durch ihren großen Durst und ihre gemächliche Arbeit, und deren Vertreter im Kinzigtal diese beiden Nationaleigenschaften der Maurer in hohem Grade zum Ausdruck bringen. Seine Lehre

machte der Hans in „Husen", dem altersgrauen Städtchen, oberhalb des Huserbachs gelegen. Der Lehrmeister aber war der Speckle-Murer, den ich noch wohl kannte, und der im Geburtshaus seines Onkels, des schon oben genannten Abtes Speckle, residierte. Der Speckle-Murer galt als kühner Steinbrecher und Felsenkeller-Erbauer, und so wurde der Hans auch Steinbrecher.

Der Steinbruch des Meisters lag zwischen Husen und Hasle an der Kinzig unterhalb des „Haltenhüsles". Rötlicher Granit bildet seinen Bestand, der den Brechern viele Mühe macht, bis er „losgeht". Es waren harte Tage, die der Hans im Steinbruch verlebte, versüßt nur durch die Stunden, die man im Haltenhüsle, einer einsamen und verlassenen Wirtschaft, zubrachte, um Hunger und Durst zu stillen.

Eines Tages nun schlug ein Felsstück einen Mitarbeiter unseres Hans nieder und verletzte ihn schwer. Als der Hans am Abend heimging, begegnete ihm der alte Pfarrer Schmid von Husen und ließ sich von ihm die Katastrophe des nähern erzählen. Am Schlusse des Referats mahnte der Pfarrer den Hans nachdrücklich zur Vorsicht, denn das Steinbrechen sei eine gar *kritische* Sache. Von da ab war das Wort „kritisch", das der Hans zum ersten Male im Leben gehört, sein Schlagwort bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Mit dieser Parole kam er als Geselle nach Haslach, und in kurzem hatte er hier seinen richtigen Spitznamen, und als der „kritisch' Hans" ging er fortan durchs Haslacher Leben.

Die Maurerzunft in Hasle hat zu allen Zeiten und bis zur Stunde Originalmaurer in Hülle und Fülle aufzuweisen gehabt. Ich kann nicht jedem ein eigenes Kapitel widmen, drum sollen sie unter der Fahne des „kritischen Hans" aufmarschieren.

Den „Kappen-Murer" habe ich bereits in meinen Jugenderinnerungen beschrieben, ebenso des „Jäger-Murers" und des „Murer-Tonis" Erwähnung getan. Eine meiner frühesten

Knabenerinnerungen aber war neben dem Murer-Toni, dem Hofmaurer meiner Großmutter, der Maurermeister Zachmann, ein Vetter meines Vaters und der erste seines Metiers im Städtle. Er war ein dicker, starker Mann, der untertags immer Tabak kaute und neben der Arbeit das Trinken nicht vergaß.

An Montagen, wenn es am Abend zu dämmern begann, trippelte er regelmäßig, etwas angeheitert, an unserm Hause vorbei seinem Hause in der Vorstadt zu und sang aus Leibeskräften:

Guter Mond, du gehst so stille
An dem blauen Himmelszelt,
Und der Maurer wider Wille
Geht jetzt heim, er hat kein Geld.

Kam er bisweilen später heim, so sang er seiner Frau noch vor dem Hause ein Lied; in der Regel das alte:

Vas Annele stand uff
Und zünd a Liachtle a.

Seine Walburg aber hatte keinen Sinn für derartige abendliche Huldigungen und konnte, wie so viele Weiber, das Schimpfen nicht lassen, wenn der Mann spät und angeheitert heimkam. Dann aber überfiel den Sänger eine gelinde Wut, und es war nichts mehr vor ihm im Hause sicher.

Sein Haus stand neben unserm Garten, und manchmal sah ich noch von diesem aus die Zerstörungen, welche der beleidigte Sänger in der Nacht zuvor angerichtet hatte.

Noch erinnere ich mich, daß der Zachmann meinem Vater jeweils den Backofen flicken und reparieren mußte. An jenen Tagen wurde nicht gebacken, aber im Ofen war doch noch eine sehr respektable Wärme. Der Meister selbst ging deshalb nie in denselben, und seine stehende Redensart an meinen Vater war: „Waisch, Philipp, i gäng selbst in Ofe, aber Du

waisch, daß ich sowieso vil Durst hab', und wenn i do ni käm in dia Hiz, müaßt i mi nochher z'Tod trinke!"

Er sandte darum seinen Sohn Plazidus hinein und kommandierte von außen die Arbeit, unter dem Ofenloch stehend. Den Plazidus aber muß diese Arbeit, die bei allen Bäckern vorkam, sehr ausgetrocknet haben; denn, kaum Meister geworden, entwickelte auch er einen gewaltigen Durst. In seiner Zunft aber übertraf er als Meister alle; er ward ein Kunstmaurer ersten Ranges und hatte nicht umsonst in München studiert. Er beschloß seine alten Tage als Rentner. Er hatte seinem Sohne das Geschäft übergeben und, wie er mir selbst sagte, nur den Durst für sich vorbehalten. Jetzt ist er schon lange tot und auch schon sein Sohn.

Sein Vater verunglückte noch während meiner Knabenzeit in seinem Steinbruch neben seinem Rebberg, in den er mich jeden Herbst eingeladen hatte, und es tat mir in der Seele weh, als sie vor meinen Augen den verstümmelten Mann über die Kinzigbrücke trugen, seiner Wohnung zu. Wir Knaben umstanden das Trauerhaus, in welches der Kaplan und der Doktor zugleich hineingingen. Der Sterbende verlangte zuerst die Hilfe des Priesters, da der Arzt doch nicht mehr helfen könne. Während wir außen standen, verschied der lebenslustige Mann in seinen besten Jahren. —

Bei dem ältesten Kollegen Zachmanns, beim Murer-Toni, trat der kritisch' Hans als Geselle ein. Der Meister stammte von Husen-Stadt, war also ein Landsmann des Gesellen. Der Toni besaß damals noch den schönen Steinbruch am Strickerwald, und Hans hatte dem Meister bald die kritische Bedeutung des Steinbrechens derart klargemacht, daß er ihm diese Arbeit allein überließ und sich nur das Weißeln und Ofenrußen in Privathäusern vorbehielt.

Ich machte meine erste Bekanntschaft mit dem Murer-Toni, als er einst bei meiner Großmutter weißelte und das Lied dazu sang: „Freund, ich bin zufrieden." Er arbeitete ebenso langsam, als er sang, und sprach auch im gleichen Tempo.

Ich sehe das kleine Männlein mit seinem schwarzen Schweizerbart und einer riesigen Schramme im Gesicht noch vor mir, wenn er beim „Neunuhrbrot" in der Großmutter Stube saß und mit ihr diskurierte. Er galt trotz seiner Langsamkeit bei derselben sehr viel, und ihr Leibspruch in dieser Richtung war: „Es kann halt keiner wißle wie der Toni", und dieses Zeugnis trug er dann durch alle Stationen seines Amtes mit den Worten: „Die alt' Kaltebache isch g'wiß a exakte Frau, aber sie sait[1] immer: es kann keiner wißle wie der Toni."

Unter der Woche rußte und weißelte er ehrlich, redlich und langsam den ganzen Tag, aber am Sonntagabend litt er nach dem Wirtshausbesuch bisweilen an Halluzinationen, und dann wurde das kleine Männlein bösartig, wenn er heimkam. Er war Junggeselle und konnte deshalb seine Weinlaune nicht an Weib und Kind auslassen; darum kam es oft vor, daß er den alten, gußeisernen Ofen in seiner Stube mißhandelte. Er hielt ihn für einen Fremdling, der in sein Gemach eingedrungen wäre. Ohne Licht zu machen, redete er dann die dunkle Gestalt an: „Kerl, was schaffsch du do hin? Mach, daß du nußkommsch[2] oder i wirf di nuß!"

Da der Angeredete schwieg und auch auf Ohrfeigen nicht losging, so ergriff der zornige Murer den Kerl und warf ihn stückweise zum Haus hinaus. Am andern Morgen, wenn der Toni den Schaden besah oder der Schlosser-Fidele, sein Nachbar, ihn herausklopfte und aufmerksam machte auf seine nächtliche Tat, ging er ruhig an die Wiederherstellung des Ofens mit den Worten: „Toni, du bisch einewäg a alt's Kühhorn; jetzt hesch de Ofe wieder nußg'worfe!" Hatte er ihn in aller Geduld wieder aufgesetzt, so wichste er ihn, als wollte er dem guten gußeisernen Kerl die Schmach abbitten, die er ihm angetan. Unzählige Male hat der Toni seinen Ofen so hinaus- und hineinexpediert.

---

[1] sagt.

[2] hinauskommst.

Bisweilen glaubte er am Sonntagabend auch, der Abort sei sein Kleiderkasten, in den er dann seine sonntäglichen Gewandstücke ablegte.

Manchmal verwechselte er in seinen alten Tagen den Sonntag und die werktägliche Arbeit. Wenn er am Montag früh aufstand, meinte er, es sei noch Sonn- oder Feiertag, und zog sein bestes „Häs" an. Kaum angezogen, fiel ihm der Werktag ein und daß er versprochen habe, da oder dort einen Ofen zu rußen. Flugs nahm er seinen Maurerkübel und das Putzzeug auf den Rücken und ging davon. Wenn ihn der Schlosser-Fidele nicht noch beizeiten daran erinnerte, erschien der Toni in Gala zum Ofenrußen und wurde unter Hohngelächter heimgeschickt. Das verdroß ihn aber nicht; auch ließ er sich's gefallen, daß er schließlich den Spitznamen „Kühhorn" trug. Unentwegt sang er jeden Morgen an der Arbeit: „Freund, ich bin zufrieden."

Stolz aber war sein Geselle, nachdem er sich den Namen des kritischen Hans erworben. Wenn am Sonntag Bauern im Wirtshaus saßen, die ihn nicht kannten, stellte er sich sofort als den kritischen Hans vor. Wenn wir Buben in den Strickerwald zogen und er oben in den Felsen saß und seine Löcher bohrte, riefen wir ihm jeweils zu: „Kritischer Hans, derfe wir au zueschaue, wenn g'schosse wordt?" — „Nei, Buawe," war seine ständige Antwort, „do goht's kritisch her. Laufe, was ihr könne. Der kritisch' Hans ist selbst des Lebens nit sicher."

Bald darauf, wenn wir oben im Walde standen, krachte es, daß Berg und Tal widerhallten, und wenn wir zurückkamen, saß der Hans schon auf einem Felsstück, das er eben gesprengt, stopfte sein Pfeifchen und betrachtete die Wirkung seiner Schüsse, ehe er aufs neue zu bohren anfing.

Zur Zeit, da ich den Hans in den Felsen anrief, war er schon ein Mann von Jahren, sprengte schon seit vielen, vielen Monden in Haslach Steine im Sold des Meisters Kühhorn. Zwischenhinein hat er auch einige Zeit in der Fremde

zugebracht; die Ursache dieser Auswanderung aber war eine sehr kritische gewesen.

Er hatte eines Tages in den alten Silberbergwerken am Herrenberg zu sprengen, um die längst verlassenen Erzgänge zu Bierkellern zu erweitern. Am Nachmittag kam er ins Städtle, um beim Kaufmann Gotterbarm Pulver zu holen und beim Schmied Isele (Eisele) in der Vorstadt die Bohreisen spitzen zu lassen. Mit dem Pulversäckchen in der Hand und seiner Pfeife im Mund trat er beim alten Isele ein, der eben am Feuer stand, legte seinen Sack auf eine Bank und gab seine Bohrer dem Schmied zur sofortigen Bearbeitung.

Kaum brachte der Meister dieselben glühend aus dem Feuer und schlug die ersten Hammerschläge darauf, als ein Funke in den Pulversack flog und eine Explosion bewirkte, die dem Kritischen mit einem fliegenden Stück Eisen die Pfeife nebst einigen Zähnen wegschlug und dem Schmied sämtliche Fenster der Werkstätte aus den Rahmen trieb. Aber auch in diesem Moment verlor der Hans seine Geistesgegenwart nicht. Als der erste Schreck vorüber war, sprach er gelassen: „Meister, do goht's kritisch her!“ Der alte Isele aber, ein harter, finsterer Mann, verstand nichts von Humor; er ging mit dem Hammer auf den Kritischen los, und wenn der nicht die Flucht ergriffen hätte, wäre es zweifellos noch viel kritischer geworden.

Im ganzen Städtchen hatte man die Explosion vernommen, und alles fiel über den armen Hans her. Am andern Morgen war er verschwunden; niemand wußte wohin, und nur das Kühhorn sprach die Vermutung aus, sein Geselle sei aus Scham nach Amerika geflohen. —

Es vergingen mehrere Jahre. Der kritisch' Hans war verschollen. Da sitzen eines Tages einige Bürger beim süßen Lang am Klosterbach, als ein Fremdling, das Tal heraufgekommen, herein- und vor sie hintritt mit den Worten: „Ich bin der kritisch' Hans, kennt Ihr mich noch?“ Dann ging

er mit einem Beutel voll Dollars zum alten Isele und machte Frieden mit ihm. Er war richtig in Amerika gewesen, um Geld zu holen, die Wunden seiner Explosion zu heilen, damit man nie sagen könne, der kritisch' Hans habe jemand ins Unglück gebracht. Jetzt war er wieder stolz auf seinen Namen, und kühn trat er an jeden hin mit den Worten: „Ich bin der kritisch' Hans, kennt Ihr mich noch?" Aber sonst hatte es ihm in Amerika nicht gefallen. Er meinte, „für Maurer und Steinbrecher sei kein Klima in Amerika, das Trinken sei zu teuer". —

Als anno 49 die Preußen zu Tausenden das Tal heraufrückten und dem Städtchen sich näherten, war der kritisch' Hans gerade in seinem Steinbruch beschäftigt, drüben am Walde. Er wollte, ein Freund von kritischen Momenten, die Preußen auch begrüßen und ließ sein Geschütz im Steinbruch los in fünf bis sechs donnerähnlichen Salven.

Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie daraufhin ganze Kolonnen Front machten mit gespanntem Hahnen. Eine Abteilung Reiter flog dem Walde zu, wo der Hans schon auf einem Felsen saß und seine Pfeife stopfte. Er bekannte sich sofort als den Attentäter, meinte aber, „Steinbrechen sei keine Revolution", was ihm beinahe seine Verhaftung eingetragen hätte. „Das war kritisch," meinte er später mit Recht.

Weil der Hans alles, was er im Leben verdient, in Haslach ehrlich verzehrt und vertrunken hatte, bekam er in seinem Alter eine Art Ehrenbürgerrecht: er wurde ins Prytaneum, d. i. ins städtische Spital, aufgenommen. Der Physikus Forch war hier Hausarzt, ein Mann, der seinen Patienten, hoch und nieder, die Wahrheit sagte, auch auf die Gefahr hin, ihre Nerven zu erschüttern. Eines Tages trat er zu unserm Hans und kündigte ihm kalt und trocken an, er werde am nächsten Sonntag nicht mehr vom Kirchturm läuten hören. „Jetzt wird's kritisch," sprach ebenso trocken der Hans zum Spitalmeister, „holet mir den Kaplan."

Ehe der Sonntag kam, hatten sie den kritischen Hans begraben.

Der Steinbruch aber am Wald mit seinem granitnen Leben schaut noch so unverändert auf den Kirchhof hinab, wo der Hans und sein Meister schlafen, wie vor sechzig Jahren, da der Kritische als Geselle des Kühhorn darin hantierte, auf dem Felsen saß und sein Pfeifchen stopfte. —

Als der Hans tot war, erbte ein Zunftgenosse von ihm den Namen des Kritischen. Jenseits der Kinzig, oberhalb des Herrenbergs, liegt gar lieblich an einem Berge hin das Dörfchen Weiler. Im ersten Häuschen wohnte zu der Zeit, da ich noch mit dem Vater zum Holzkaufen oder mit der Mutter zu Hochzeiten in den Fischerbach ging, ein Maurer, der den Namen der „kritisch' Murer" bekam. Er war ein langer, boshafter Mensch, der gerne die Haslacher kritisierte, d. h. ausschimpfte, wenn sie an seinem Häuschen vorbei ins Tal hinein- oder am Abend herausgingen.

So ein Haslacher Geschäftsmann, Bäcker, Metzger, Kaufmann, Wirt, Färber, hat ein schweres Dasein, wenn draußen auf dem Lande eine Hochzeit ist. Zuerst wird in dem Wirtshaus angetreten, wo die Bauernschaft versammelt ist. Hier muß jeder dieser Geschäftsleute eine Flasche Wein und ein Glas in die Hände nehmen, von Tisch zu Tisch wandern, unter den vielen Gästen seine Kundenbauern und -bäuerinnen aussuchen und ihnen das Glas kredenzen mit dem Spruche: „G'seng's Gott[1]!" — und dazu den Namen des Bauern nennen. Hat der Bauer „Bescheid" getan, so erhebt er sein eigenes Glas und reicht es dem Haslacher mit den Worten: „J will's Euch brocht ha[2]!"

Bis diese Operation mit mindestens hundert Bauern und Bäuerinnen gewechselt ist, gibt's manchen Schluck zu vertilgen. Dazu wird die obligate Bratwurst mit gebeiztem Fleisch und Nudeln verzehrt, und dann erst geht's in sämt-

[1] Segne es Gott!
[2] Ich will's Euch gebracht (kredenzt) haben!

liche andere Wirtschaften des betreffenden Tales; denn jeder Bauernwirt sieht es als eine Ehrenkränkung erster Qualität an, wenn ein Geschäftsmann aus dem Städtle an seinem „Schild" vorüberwandelt, ohne Einkehr zu halten.

So kommt es, daß jeder dieser Haslacher am Abend seinen offiziellen Strauß heimtragen muß, der aber daheim den Hausfrieden nicht stört, weil die Frau weiß, daß der Mann im Geschäfte tätig war und dieser nie vergißt, unterm Arm ein Packet mit gebackenen Kalbsfüßen, Küchlein und Lebkuchen für Weib und Kind mitzubringen.

Der einzige, der räsonierte, das war der „kritisch' Murer". Gingen die Haslacher zur Hochzeit, so hieß es: „Ihr Haslacher henn 's best' Lebe. Ihr kumme nu zuam Esse und Trinke zua uns Bure!" Wanderten sie spät abends talab, so rief der Maurer zu seinem kleinen Fensterchen hinaus ihnen nach: „So, Ihr Haslacher, henn Ihr recht g'soffe und g'fr . . . . ? Wir Bure müan[1] do wieder alles zahle!" Dann schlug er sein Fensterchen zu, denn die Haslacher lachten ihn nur aus. „Gell', Kritischer, tätsch au suffa, wenn Du nit z'gizig wärsch!" riefen sie ihm hohnlachend zu.

Der kritisch' Murer war ein vermöglicher, habgieriger Mensch, von dem die bösen Leute sagten, er sei nicht sehr kritisch bei Unterscheidung von Mein und Dein und pflege gerne da etwas zu finden, wo er nichts verloren habe. Er ist längst verschwunden aus dem Reiche der Lebendigen, und selbst sein Häuschen steht nicht mehr. Auch von den Haslacher Geschäftsleuten, denen er einst zugerufen, geht heute keiner mehr an der Stätte vorbei, wo der kritisch' Murer einst gehaust — hinauf ins Tal zur Hochzeit. Ich selbst, der blasse Knabe, der manchmal bei den Scharen der Heimkehrenden an der Hand der Mutter die kritische Stelle passierte, bin alt geworden und schaue in jene Tage zurück wie in längst vergangene Vorzeit. —

[1] müssen.

2.

Von den alten Maurern, Ofenrußern und Steinbrechern meiner Knabenzeit lebte bis Ende der achtziger Jahre nur noch einer, der aber an Originalität alle seine Zunftgenossen von ehedem weit übertraf — der „Onkel Jörg". Der war kein Haslacher von Geburt, hatte aber, aus Urloffen bei Offenburg gebürtig, jung den Weg nach Hasle gefunden und sich da anno 1843 niedergelassen und die schöne Julianne, die Tochter des schon genannten Schmieds Eisele, geheiratet. Seine Originalität bestand aber nicht in seinen Werken, sondern in seinen Worten. Er sprach den größten Unsinn mit einer Gelassenheit aus, daß niemand an seinem Ernste zweifelte. Seinen Hauptstolz legte er darein, nicht so ordinär alemannisch zu reden wie die Kinzigtäler und Breisgauer, sondern möglichst gewählt. Es entstanden dadurch Redensarten, die ihm bis heute noch keiner nachgemacht hat und ihm nach Jahren einen Titel verschafften, der sonst in Hasle ob seiner Eleganz nicht gang und gäbe ist. Er hieß Onkel Jörg. Mein Vetter Kaspar, ein alter Amerikaner und mit amerikanischen Redefiguren vertraut, hat ihm den Namen Onkel zuerst gegeben.

Onkel Jörg war Maurer und Jäger, und ich selbst bin als Student manchmal neben ihm in den Bergen der Heimat „angestanden". Seine Vorliebe für Jagd pflegte er mit folgenden Worten zu bezeichnen: „In bezug auf die Jagd bin ich ein eingefleïschter Lateiner."

Wenn wir auf den Bergen oberhalb des Dorfes Hofstetten jagten und gen Abend hinabgingen, um in den „drei Schneeballen", einem der zwei Wirtshäuser des Dorfes, den „letzten Trieb" zu halten, pflegte Onkel Jörg zu sagen: „Nach dieser heutigen Bergtour bin ich wieder sehr appetitlich." Dann lobte er die Schneeballenwirtin, die unaufgefordert auch den Hunden jedesmal ein „Futteral" bereit halte. „Die Hunde," setzte er bei, „werden von Viktualien

am besten genährt, und man sieht es ihnen gleich an, ob sie viele Viktualien bekommen oder nicht."

Für eine große Ehre hielt er es jederzeit, als Gastschütze eingeladen zu werden, bald oben auf den Höhen des Schwarzwaldes, bald unten im Tal. War er drunten in Offenburg eingeladen, wo der Besitzer eines Etablissements für Glasmalerei, Schell, die Jagd dirigierte, dann erzählte er den Haslachern am Biertisch, daß ihm in Offenburg ein „gemalter Glasfabrikant eine gute Jagdgelegenheit und eine ausgezeichnete Unterhaltung verschafft habe".

Einmal war er ganz droben auf dem Schwarzwald, in dem Orte Vöhrenbach, zu einer Jagd eingeladen. Da erzählte er: „Als wir in den Wald kamen, war das ganze Rehpersonal schon versammelt. Am Abend kam an die Jäger eine photographische Depesche aus Villingen, die wir auf dem gleichen Wege wieder beantworteten."

Als einst die Frage aufgeworfen wurde, warum man im Walde niemals Rehgeweihe finde, da die Böcke doch jedes Jahr „ablegten", erklärte Onkel Jörg die Sache dahin: „Wenn die Böcke die Gewichte ablegen, so werden dieselben sofort vom eigenen Personal begraben, darum findet man keine."

In den sechziger Jahren, während ich in Donaueschingen Lehramtspraktikant war, baute Onkel Jörg die neue Kirche in Schönwald bei Triberg, und der bauleitende Architekt Teufel, der in Donaueschingen wohnte, sprach mir viel von der Originalität des Haslacher Maurers. Als dieser nach einiger Zeit dortigen Aufenthalts wieder nach Hasle herabkam, erzählte er von den schönen Liedern, die dort oben die Buben und Mädchen am Abend sängen, und meinte: „Man ist in bezug auf Musikalität in Haslach weit voran; aber dennoch versteht der geringste Bauernknecht in Schönwald mehr von Musikalität als im Kinzigtal der beste Jurist." „Auch sonst," so meinte er weiter, „ist es in Schönwald sehr schön, nur das Klima da oben etwas steil."

Als die Kirche fertig war und die Einweihung stattfinden sollte, bekam das Bauwerk am Vorabend große Risse; auch fehlte noch am Innenbau manches. Beim Festessen toastierte Onkel Jörg auf den Architekten Teufel und meinte, „er und der Herr Architekt hätten es mit Gottes Hilfe so weit gebracht, daß an der Kirche noch vieles fehle". —

War er unwohl gewesen und wurde gefragt, wo es ihm gefehlt habe, so erwiderte er: „Ich war einige Tage ärztlich und habe den Doktor insultieren müssen, aber jetzt bin ich wieder ganz kupabel."

Onkel Jörg war ein schwärmerischer Verehrer der Natur und kannte kein größeres Vergnügen, als am Sonntagmorgen im Frühjahr in Wald und Feld sich zu ergehen, „wo die ganze Vegetation pfeift und die Vögelein ihren Mund auftun".

Als er einmal das Dach auf dem Pfarrhause umdeckte, sah er in einem Storchennest zwei Junge und machte dann am Abend beim Bier die Mitteilung, daß „die Störchin von zwei Jungen entbunden worden sei". —

Im Sommer 1884 wurde im Dorfe Weiler eine Kirche gebaut, und das Bauamt Karlsruhe hatte dabei einen jungen Architekten als Aufseher, der ein Monokel trug. Onkel Jörg sah diesen Herrn einmal und ärgerte sich sehr, weil derselbe „eine einäugige Brille an einem Schnürle auf der Nase trüge".

Einmal hatte der Kanonenwirt Rudolf Thoma dem Jörg eine Kuh abgekauft für zwölf Louisdor. Einige Tage nachher kam der Käufer und sagte dem Onkel, es wäre ihm lieb, wenn er die Kuh wieder nehmen wollte, da seine Frau nicht mit dem Kaufe einverstanden sei. Da sprach der Onkel: „Rudolf, wenn Dir die Kuh nicht mundet, so kannst Du sie mir wieder bringen. Ich weiß bereits, daß die Kuh von einigen Frauen bei Dir verleumdet wurde, als habe sie alle weiblichen Fehler."

Man glaube aber ja nicht, daß Onkel Jörg mit diesen Redensarten einen Witz beabsichtigte. Er wollte allen Ernstes sich nur gewählt ausdrücken.

Daß in Hasle der Boden ist, wo derartige Redensarten gewürdigt werden, beweist der Umstand, daß Onkel Jörg einer der beliebtesten Gesellschafter war. Und in Anbetracht seiner Verdienste um die „Fidelität" hat es ihm jeder „gegönnt", daß der Stadtrat ihn in seinen alten Tagen noch zum Stadtbaumeister erwählte.

Dieses Amt war damals — und wird es heute noch sein — das undankbarste in Hasle. Die Bürgerschaft geht in der Regel nicht sehr respektvoll mit ihren Konsuln, Senatoren und Beamten um, aber der Stadtbaumeister muß am meisten herhalten. Sein Ressort greift zudem auch in die gefährliche Weiberwelt ein.

Der Name Baumeister paßte eigentlich für den betreffenden Mann gar nicht; denn bauen oder auch nur mit Bauprojekten kommen darf er nicht. Das Bauen kostet Geld, und über die Ausgaben des Stadtsäckels wachen die Bürger meiner Vaterstadt weit sorgfältiger als über den eigenen Beutel.

Hat ein Baumeister „Baugeist", so muß er ihn unterdrücken, sonst kann er keinen ruhigen Schoppen trinken ohne Vorwürfe. Ja nicht einmal von größeren Reparaturen darf er reden; er soll möglichst konservativ sein, d. h. alles beim alten lassen. „Es hält noch lang und ist gut genug" — lautet die Parole in der Öffentlichkeit.

Der Baumeister hatte früher auch das Licht zur Erleuchtung der Straßen unter sich. Die Stadtlaternen waren jedoch nicht bloß vielen Gefahren ausgesetzt von seiten der Jugend, sondern auch allerlei Intrigen, die der Kalender und der Vollmond spielten. Verließ sich der Baumeister auf diesen, so wurden keine Laternen angezündet. Da fiel es aber dem Mond plötzlich ein, sich in Wolken zu hüllen, die Haslacher fanden den Weg nicht, wenn sie vom Bierhaus heimgingen, und räsonierten grausam. Wollte der Baumeister der List und dem Truge des Gewölkes begegnen und zündete an, so zerriß die keusche Luna die Wolken und schien mit Macht

in die Straßen, dem Laternenlicht zum Hohn und dem Baumeister zu Schimpf und Schande.

Auch die Straßen unterstehen dem armen Mann, und wenn's Platzregen gibt und die Abzugsdohlen sich verstopfen und die Wasser in die Kellerlöcher dringen, so schreit alles Zetermordio über den Baumeister. Staubt's in den Straßen, so wird geschimpft — und bleibt der Staub ruhig liegen und verwandelt sich in „Dreck", so „teufelt" wieder alles.

Selbst der Bürgermeister jener Tage, der poetische Bosche-Kasper, hat einmal seinen eigenen Stadtbaumeister verhöhnt und in einem Fastnachtsgedicht folgende Verse einem Fremden in den Mund gelegt:

1. Und in Haslach, sagt er,
Kam ich an, sagt er,
Bei der Nacht, sagt er,
Mit der Bahn, sagt er,
Wollte gleich, sagt er,
In die Stadt, sagt er,
Den Weg zu finden, sagt er,
Das war hart.

2. An der Straß', sagt er,
Für die Nacht, sagt er,
Sind Laternen, sagt er,
Angebracht, sagt er,
Doch das Licht, sagt er,
Tut schlecht zünden, sagt er,
Daß ein Fremder kann, sagt er,
Den Weg nicht finden.

3. Wenn der Kalender, sagt er,
Vollmond kündet, sagt er,
Wird kein Lichtlein, sagt er,
Angezündet, sagt er,
Auch wenn der Himmel, sagt er,
Ist so schwarz, sagt er,
Daß a Lichtl, sagt er,
Wär' am Platz.

4. Auf der Straße, sagt er,
Ist's so schmutzig, sagt er,
Daß die Gäul, sagt er,
Werden stutzig, sagt er,
Wären gern schon, sagt er,
Durchgebrennt, sagt er,
Wenn sie durchgehn, sagt er,
Hätten könnt'.

5. Von den Leut', sagt er,
Ist kein' Red', sagt er,
Auf den Zug kommt, sagt er,
Man zu spät, sagt er,
Bis den Dreck man, sagt er,
Durchgestampft, sagt er,
Ist der Zug schon, sagt er,
Abgedampft.

6. Abhilf' schaffen, sagt er,
Wär' ganz recht, sagt er,
Denn der Weg, sagt er,
Ist gar schlecht, sagt er,
Der Baumeister, sagt er,
Sollt' sich regen, sagt er,
„Und mit Nachdruck", sagt er,
„Sich dreinlegen."

Der Onkel Jörg wußte sich aber jeweils auf gemachte Vorwürfe so klassisch zu exküsieren, daß die Männer ihm alsbald wieder gut wurden.

Schienen der Mond und die Laternen in den Straßen, so meinte er: „Gestern abend hat der Mond die brennenden Laternen wieder sehr inkommodiert."

Lag Finsternis über der Haslacher Welt, und zog der Mond unsichtbar über dunkeln Wolken dahin, so konnte er äußern: „Der Mond hat letzte Nacht durch eigenmächtige Verschiebung der Wolken unsere Stadtlaternen in ein hochschauerliches Dunkel gehüllt."

Klagte man über den Schmutz in den Straßen, so versprach er in allem Ernst und mit dem ganzen, ihm eigenen Pathos, „mit Nachdruck sich dreinlegen zu wollen". —

In sein Departement gehörten auch der Stadtbach und die öffentlichen Brunnen. Da kam er dann mit der Damenwelt in Kollision, und die war viel unversöhnlicher als die Männer.

Wenn droben am Urwald in der Brunnenstube Frösche sich einquartiert hatten, nachts in die Röhren kamen und diese verstopften, so lief der „Sebastianibrunnen" auf dem Marktplatz sehr schwach oder gar nicht. Kamen dann am Morgen nach Betzeit die Mägde, um die Kühe zu tränken oder Wasser zu holen, so ging das Schimpfen an und dauerte den ganzen Tag über, wie der Wassermangel und bis die Frösche den weiten Weg von der Brunnenstube bis zur Mündung der Brunnenröhren passiert hatten. Wenn der Onkel den Weibern klarmachte, diese „Fröschenwanderung sei ein periodisches Naturereignis", so hatten sie kein Verständnis für diese Erklärung und räsonierten noch mehr.

Am schlimmsten aber ging es her, wenn der Wasserlenker den Stadtbach „abschlug", um den Bach zu reinigen, während die Weibsleute waschen wollten. Es wird dies zwar vom Stadtbaumeister durch den Ortsdiener mit „der Schelle" bekannt gemacht. Aber der Mann schellt in der

Regel sein Latein aus, während die Männer im Bierhaus oder auf dem Feld oder in der Werkstätte sind und die Weiber in der Küche, und so kommt's, daß diese oder jene Frauen im städtischen Waschhaus alles zurichten zu einer Generalwäsche. Um Mitternacht stehen sie auf und fangen an zu heizen und zu seifen, um am Morgen im klaren Stadtbach, der durch die Waschküche fließt, ihre Linnen zu schwenken.

Der Morgen kommt, aber auf einmal — kein Tröpfchen Wasser mehr. An der „Seilerbahn", wo der Stadtbach vom Talbach abzweigt, steht der Baumeister mit den Stadtknechten, alle in hohen, schweren Lederstiefeln, und beginnen den Bach zu putzen. Da stürmt eine Abordnung der Wäscherinnen an und will die „Stellfalle" ziehen unter einem Hagel von Verwünschungen über den armen Baumeister.

Die Stadtknechte, zu meiner Zeit meist ehemalige bessere Bürger, die um Hab und Gut, aber deshalb nicht um ihren Humor gekommen waren, willfahren den Grazien und ziehen die Stellfalle auf „Halbmasthöhe", arbeiten aber in ihren Wasserstiefeln ruhig weiter. Kaum sind die weiblichen Deputierten wieder im Waschhaus und verkünden, das Wasser komme, so strömt es auch daher, aber pudeldick. Trüb und immer trüber wälzt der wieder losgelassene Stadtbach seine Fluten daher, und verzweifelt stehen die Weiber am Wasser und können nicht schwenken; denn die Stadtknechte arbeiten mit Macht auf dem Grunde des Baches mit ihren Schaufeln, um dem Waschhaus möglichst dicke Wogen zuzusenden.

Nun schicken die Weiber der Halle eine Deputation auf das Rathaus, um über den Stadtbaumeister und seiner Knechte Attentat Klage zu führen beim Bürgermeister. Der gönnt den Damen die Verlegenheit von Herzen und weist sie mit dem Bemerken ab, es sei öffentlich bekannt gemacht worden und somit der Baumeister und die Knechte in ihrem Recht. Jetzt hat's jener samt diesen bei den Furien des

Waschhauses, einer Großmacht in Hasle, „verschüttet"; wochenlang werden sie durchgehechelt, und jeder von ihnen meidet scheu den Ort des weiblichen Zungengerichts.

So oder ähnlich waren die Dornen des Stadtbaumeisteramtes zu allen Zeiten, und doch hat Onkel Jörg diese Bürde in seinen alten Tagen übernommen und mit Würde und Geduld getragen. —

Es war Ende April 1887. Die Kirschbäume blühten bereits, und Frühlingsduft lag über Feld und Wald. Ich weilte in der Nähe der Heimat, in Hofstetten, und wanderte mit Jugenderinnerungen über Berg und Tal und hinab ins Städtle. Hier hörte ich, der Onkel Jörg sei schwer krank und werde wohl nicht mehr aufstehen.

Ich besuchte alsbald den Jagdgenossen meiner Studienzeit. Es war ein Sonntagnachmittag. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen in die friedlich stille Gasse, in der das große, alte Holzhaus des Onkels stand. Jeder Stein in dem Pflaster der Straße grüßte mich als Bekannten von ehedem. Ich glaube, keiner von ihnen hat sich geändert oder ist der Neuzeit gewichen; es sind noch die gleichen hartlebigen Kinzigkiesel, über die meine nackten Knabenfüße einst lustig wegsprangen.

Keine Menschenseele ringsum. Die „Gabeln" am Taubenschlag „des Nägilespitz", mit dem ich einst oft Taubenhandel getrieben, schauten vermodert und vereinsamt auf mich herab. Mit Gedanken an Vergänglichkeit trat ich in die Stubenkammer, in welcher der Kranke, bewacht von seiner schwerhörigen, stillen Frau, auf dem Schmerzenslager dem Tod entgegenging.

Er hatte eine große, große Freude, daß ich seiner gedacht und in seiner Einsamkeit ihn aufgesucht. Von seinem Leiden sprach er nichts; er fing gleich an von vergangenen Zeiten und Tagen, die wir zusammen verlebt; von seiner eigenen Vergänglichkeit kein Wort. Und als ich ihm davon zu reden begann, meinte er in seiner alten Art: „Ich glaube

nicht, daß ich jetzt schon unserm Herrgott mundgerecht bin, und hoffe noch manches Häslein zu schießen."

Er war aber „mundgerecht", und das Häslein, das dem Tod verfiel, war er selber. Auf den April folgt der Mai, wo, wie der Onkel zu sagen pflegte, „die ganze Vegetation pfeift und die Vögelein ihren Mund auftun", und an einem Maientag haben sie bald nach meinem Besuch den Onkel Jörg begraben.

Seinen vieljährigen Jagdfreund, den Rentner Adolf Merkle, der mir damals gesagt, ich möchte den Onkel auf dem Todbette besuchen und ans Sterben erinnern, haben sie seitdem auch schon längst auf den Kirchhof getragen. Die Berge und Wälder aber, welche beide vierzig Jahre durchstreift, schauen auf ihre Gräber herab, so frisch und so jung, als wären sie unsterblich und wir arme Menschen allein müßten vergehen.





Die Sandhasen.

1.

Es gibt Familien, aus denen Generationen hindurch talentvolle Menschen hervorgehen, und solche Geschlechter trifft man am häufigsten im Volke, weil hier die Bedingungen dazu am längsten sich rein erhalten. Eine solche Familie war in Hasle die der „Sandhasen", von deren geistiger Höhe heute noch mein älterer Jugendfreund Alexander, der Sattler, ein beredtes Zeugnis abgibt und von deren ältern Gliedern wir in diesem Kapitel und in dem vom „närrischen Maler" erzählen wollen.

Meines Großvaters, „des Eselsbecke", älteste Schwester Anna Marie hatte den Kupferschmied Lorenz Sandhas geheiratet, und diese beiden wurden die Eltern mehrerer ganz hervorragender „wilden Kirschen".

Sie hatten sechs Söhne: Nepomuk, Xaver, Wendel, Anton, Thaddäus und Tobias; fünf davon lernten das Handwerk des Vaters, der Tobias aber das seines mütterlichen Großvaters Tobias, der mein Urgroßvater war.

Heute noch hängen in meinem Studierzimmer die im Jahre 1803 auf Pergament gemalten Porträts dieses Ur-

großvaters und seiner Frau; er mit der roten Weste und der weißen Zipfelmütze am Tische, sie mit der Spitzenkappe am Spinnrad sitzend. Der alte Tobias mit seinen blauen Augen und seinem wohlgenährten Angesicht schaut heiter und glücklich in die Welt; die Urgroßmutter lugt klug und bedächtig ihren spinnenden Händen zu.

Die sechs Brüder standen sich im Alter so nahe, als es menschlich möglich war, und als der Tobias achtzehn Jahre zählte, stand der Nepomuk im fünfundzwanzigsten. Zu dieser Zeit waren aber alle schon längst über Berg und Tal, in der Fremde.

Das Hauptziel aller süddeutschen Handwerksburschen war früher die Kaiserstadt Wien. So auch in Hasle. „In Wien g'west", das galt als die höchste Signatur, die sie sich geben konnten, die alten Handwerker, in ihrem späten Alter noch.

Ich habe noch manch einen dieser „Wiener" gekannt. Da lebte in meiner Knabenzeit oben bei der Mühlen-Kapelle, außerhalb des Städtchens, der „krumme Stricker", welcher in seinen alten Tagen noch unvermischt den Wiener Dialekt sprach. Eines Abends fing sein Häuschen zu brennen an; er humpelte dem Städtchen zu und rief: „Ihr Lait, kommt's, mei Hais'l brennt; 's hot aber kei Ail, 's is olt." Als nun die Bürger auf den Brandplatz kamen, brannte das Häuschen lichterloh, und nach den ersten Spritzenzügen sank der Dachstuhl in die Flamme. Da rief der Stricker: „Gottlob, 's Ärgst' is vorbei. Ihr Lait, kommt's in Ochsen, Ihr müßt an Schnops how'n!"

Einer unserer Nachbarn neben dem Elternhaus war der Sattler Jäckle, ebenfalls ein sogenannter Wiener. Er lebte in Hasle nur unter dem Namen „Regenbogen". Als er aus der Donaustadt zurückgekehrt war und ihn nach einem Gewitter ein Haslacher auf einen schönen Regenbogen aufmerksam machte, der das ganze Tal im Abendsonnenglanz überbrückte, da meinte unser Wiener: „Dös is ka Regenbog'n, dös is a Kinder-Regenbog'n, in Wien drunten, do hot's

Regenbög'n!" Von Stund an hieß er „der Regenbogen" und kein Wetter wusch ihm diesen Spitznamen weg, so lang er lebte. —

„Alle Sandhasen waren in Wien g'west", der eine früher, der andere später. Der älteste und begabteste, der Nepomuk, hatte erst nach vielen Umwegen die Kaiserstadt aufgesucht. Er wandte sich zuerst der Schweiz zu und stand in Herisau in Arbeit. Das Handwerk eines Kupferschmieds aber hatte ihm nie recht gefallen; es war ihm zu wenig „Mechanik" darin. Aber der alte Kupferschmied Lorenz wollte, wie die alten Zunftmeister alle, daß seine Buben des Vaters Handwerk erlernten; nur mit dem Tobias hatte er aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater eine Ausnahme gemacht.

Es hatte diese Sitte, an die mein Großvater, der Eselsbeck, sich ebenfalls strenge hielt und wornach er alle seine Buben zu Bäckern machte, ihre sehr bedeutsame praktische Seite. Es blieb auf diese Art auch die bessere Intelligenz dem betreffenden Handwerk erhalten, und es bildete sich in den vergangenen Jahrhunderten vielfach jene Tradition und Schule im Handwerk, die wir heute als Kunsthandwerk bezeichnen. In unserer Zeit meint jeder Handwerker, der einen begabten Buben hat, sein Sprößling sei zu gescheit für des Vaters Beruf, und er läßt ihn womöglich studieren oder Kaufmann werden. So wird das geistige Kapital dem Handwerk entzogen, und wir leben deshalb vielfach in der Zeit der Pfuscherei. —

In Herisau trat der Nepomuk zu einem Uhrmacher in die Lehre und arbeitete schon zwei Jahre später in Rorschach als Geselle eine Uhr aus, die monatelang ging, ohne aufgezogen zu werden. Der König von Württemberg, der überm See, in Friedrichshafen, seine Sommerresidenz hielt, kaufte die Uhr und gab ihrem Erfinder eine Extraprämie.

Nepomuks Wandertrieb ließ ihn nicht ruhen. Er zog nach Italien. In Rom traf er seinen Bruder, den Tobias, als Bäcker, wanderte aber immer südlicher bis Palermo, wo

es ihm gefiel. Er fand Anstellung als Mechaniker auf der dortigen Sternwarte. Seine Teilnahme an der revolutionären Verbindung der Carbonari verschloß ihm 1820 die Insel. Er kehrte heim, voll von Plänen und erfüllt mit religiösen und politischen Ideen, die dem alten, konservativen Vater höchlich mißfielen.

An der Ecke der Straße, welche die Vorstadt von der Altstadt Hasle trennt, steht heute noch das große, palastähnliche Holzhaus der Familie Sandhas. Mein Freund Alexander, der letzte der ältern Linie, ist sein Besitzer. Dies Vaterhaus wollte der Nepomuk bei seiner Rückkehr aus Sizilien haben, um eine mechanische Werkstätte zu gründen. Aber Vater und Mutter schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie ihres Ältesten Ansichten und Grundsätze hörten. Der alte Lorenz war nur gewohnt, Schnapskessel für die Bauern zu machen, Pfannen für die Bäuerinnen und Kugelhopfmödel für die Frauen im Städtle; ein solider Erwerb. Jetzt kam der Nepomuk und sprach von Federuhren, von Thermometern und Barometern, von Luftdruck- und Feuchtigkeits-Messern und von optischen Instrumenten. „Aber wer soll das Zeug kaufen in Hasle?" — meinte Vater Lorenz. „Um Haus und Hof, Hab und Gut kommst Du mit derartigen Dummheiten." Er hatte, der alte Lorenz, keine Ahnung von ererbten Eigenschaften, sonst hätte er, der wußte, daß sein eigener Vater, der Hufschmied Josef Sandhas, aus eigenem Denken in Hasle die erste Feuerspritze gemacht, auch wissen müssen, daß dieser dem Nepomuk sein mechanisches Talent vererbt habe.

Der Nepomuk, ein Carbonaro, predigte außerdem noch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Tod dem Absolutismus und der Volksverdummung.

Jeder Mensch ist infolge der Erbsünde geborener Revolutionär und Freischärler; aber ein richtiger Haslacher hat erst recht wenig Anlagen für Untertänigkeit und andere derartige Bürgertugenden. Eine Ausnahme machte nur mein

jetzt auch heimgegangener Jugendfreund und Vetter Franz zum Kreuz, der zweifellos der loyalste Bürger war, den zu seiner Manneszeit die Sonne an der Kinzig beschien. Er sprach stets nur mit Rührung vom „angestammten Fürstenhaus“ und mit größtem Respekt von „unserer hohen Regierung“.

Die politische Freischärlerei Nepomuks, sein Carbonaritum, hätte der Vater Lorenz ihm verziehen; aber mit den politischen „Revolutionsideen“ verband der Sizilianer naturgemäß auch Freigeisterei auf religiösem Gebiet. Das duldeten aber der alte Kupferschmied und sein Weib nicht. Sie waren tief gläubig und streng katholisch und konnten nicht begreifen, wie der Nepomuk so unchristlich aus der Fremde gekommen. Er werde den Segen Gottes aus dem Hause treiben. Darum versagten sie ihm rundweg die Niederlassung im Stammsitz der Familie auch aus diesem Grunde. Der Nepomuk aber hätte gerne seine Kunst in der Heimat vor Vater und Mutter gezeigt. Da es nicht ging, sprach er: „Behüt' Euch Gott, ich werde Euch auch in der Fremde keine Schande machen!“

So ergriff er abermals den Wanderstab und zog von dannen auf Nimmerwiedersehen. Diesmal nach Wien. Bald war er hier k. k. privilegierter Uhrmacher und fertigte Werke, die heute zu den Raritäten gehören.

In der Kaiserstadt hatte er seinen Bruder Anton getroffen, der sich ebenfalls nach und nach vom Handwerk des Vaters losmachte. Während er als Geselle arbeitete, besuchte er alle ihm offen stehenden Schulen. Und da er große Vorliebe für Naturwissenschaften hatte, aber keine Vorbildung, um mehr zu werden, wandte er sich der Tierheilkunde zu. Am Tag hämmerte er Kupfer und abends studierte er Heilkunde.

Als er sich in dieser fest glaubte, wanderte er durch die Pußten Ungarns, den Hirten und Bauern Kessel flickend und seine Wissenschaft verkündend und ausübend. Nachdem

er jahrelang als vagabundierender Heilkünstler gewirkt, ließ er sich in Komorn nieder und starb hier als vielgesuchter Tierarzt. —

Neben seiner Uhrmacherei trieb der Nepomuk in Wien Studien in der eben neu erwachten Chemie. Mit dieser rückte auch er in Ungarn ein und versuchte in Erlau den Färbern Ratschläge zu erteilen, aber er predigte tauben Ohren. Darum ließ er sich in Szegedin als Uhrmacher nieder, seines täglichen Brotes wegen. Seine Gedanken aber blieben bei chemischen Erfindungen. Der Zufall lehrte ihn eine Erde kennen, die reich an Soda war. Jetzt suchte er Geschäftsteilhaber zur Gründung einer Sodafabrik. Es gelang. Nepomuk verdiente in kurzem viel Geld, löste sich 1846 von seinen Teilhabern los und gründete eine zweite Fabrik.

In Szegedin besuchte ihn eines Tages im Jahre 1848 sein Vetter und mein Freund Alexander, der, ein Bruderssohn des alten Lorenz, in Wien seine Wanderjahre gemacht hatte und, ehe er heimkehrte, den Vetter in Ungarn kennen lernen wollte. Mit heller Freude nahm der Sodafabrikant den jungen Sandor[1] auf. Er mußte bei ihm im gleichen Zimmer schlafen, hatte aber wenig Ruhe. Der hochgeistige Nepomuk schlief fast nie und rief ihm in jeder Stunde der Nacht zu: „Sandor, erzähl mir aus der Heimat!"

Sandor war erst vor zwei Jahren aus dieser fortgegangen, während Nepomuk bald dreißig vom Vaterhaus weg war und bei der Gesinnung des alten Lorenz gegen ihn selten mehr etwas von dort gehört hatte. Er fragte nun den jungen Vetter nach allen Menschen, Häusern, Bergen und Tälern, die in seiner nächtlichen Erinnerung aufleuchteten. Und merkwürdig! Den ganzen Tag über nahm sich der Sodafabrikant keine Zeit, sein Heimweh zu stillen, er vergaß es über seinen Geschäften. Nachts aber trat es mit Macht vor seine Seele, und dann mußte der Sandor erzählen. Dieser sollte auch

[1] Alexander heißt bekanntlich in der ungarischen Sprache Sandor.

beim Vetter bleiben, so war es dessen Wunsch; aber nach einigen Monaten trieb das Heimweh des Alten den Jungen selbst heim.

In der kurz darauf losbrechenden ungarischen Revolution ist der Haslacher Kupferschmied, eingedenk seiner sizilianischen Freiheitslehren, auch mit dabei. Die Russen unter Paskiewitsch zerstören ihm anno 1849 sein Eigentum. Nepomuk hält sich einige Zeit in Wien auf, unschlüssig, ob er nochmals sein Geschäft aufbauen soll. Da findet er, der nahezu 70jährige Hagestolz, in der Kaiserstadt eine jugendliche, kaum zwanzig Lenze zählende Landsmännin, Anna Villweber, von Wolfach im Kinzigtal gebürtig. Sie war nach Wien gekommen, um bei einem Vetter Existenz zu finden. Als sie ankam, war der Vetter tot. Der alte Nepomuk glaubt sein Heimweh zu stillen, wenn er die Kinzigtälerin heirate. Es geschah, und mit ihr zog er abermals nach Ungarn, erbaute seine Fabrik wieder und lieferte den Ungarn Soda bis an sein selig Ende. —

Der dritte Bruder, Wendel, war schon mit dem Anton nach Wien gezogen, als Kupferschmied, aber nicht lange in der Kaiserstadt geblieben. Er wanderte nach Paris und wurde hier Instrumentenmacher. Als Napoleon I. gegen Rußland zog, half er bereits Kriegstrompeten machen, und nach dem Sturze des großen Kaisers gründete er eine eigene Fabrik und versorgte die Regimenter Ludwigs XVIII. mit Musikinstrumenten eigener Art und Erfindung. Er gab seinen Trompeten und Posaunen allerlei Tiergestalten, besonders von Schlangen und Drachen, verkaufte sie als Raritäten überallhin, verdiente viel Geld und führte ein flottes Leben in dem Babel an der Seine.

Noch heute zehren sämtliche Militär- und sonstige Blechmusiken an einer Erfindung Wendels[1]. Er war der erste, welcher auf die Idee kam, Blechinstrumente, die ge-

[1] In der in Leipzig erscheinenden „Zeitschrift für Instrumentenbau" von Paul de Wit hieß es im September 1895: „Von

bogen werden sollen, mit Blei auszugießen und dann zu biegen.

Genie und Wahnsinn sind nahe beisammen, und die dünne Wand, welche beide trennt, brach beim Wendel durch, als er in Paris auf der Höhe seiner Existenz angelangt war. Acht Jahre lang war der Unglückliche in einem französischen Irrenhaus. Geheilt, aber arm und gebrochen kam er zu Anfang der vierziger Jahre in die Heimat, wo sein Bruder Thaddä auf dem väterlichen Hause Kupfer schmiedete, und der Vater Lorenz ihm, wie jedem seiner Kinder, sterbend ein Stüblein in dem hölzernen Familienpalast hinterlassen hatte.

Gute alte Zeit! Da gab früher kein Vater seine Hütte einem Kinde, ohne darin noch einen Raum zu bedingen für die anderen Kinder, falls sie nicht zu einem eigenen Hause kommen sollten. Jetzt hat diese Poesie fast überall aufgehört, und man tut alles, um die Menschen, die kein Vaterhaus mehr haben, auch noch heimatlos zu machen. Noch meine Mutter hat vor ihrem Tod jedem Kind das Wohnrecht im Elternhause reserviert. Beim Volke, in den Tälern des Schwarzwaldes, existiert diese Poesie noch, und jedes Kind hat im Vaterhaus das Herbergsrecht; aber unser Reichsgesetz macht die Menschen heimatlos durch den famosen „Unterstützungswohnsitz", ein Wort, das die Härte und die Prosa in sich selbst trägt. —

Das vom Vater ihm bedungene Stüblein bezog der Wendel, dem sein Bruder Nepomuk auch das väterliche Erbe geschenkt hatte. Letzteres war gering genug, und Wendel mußte sehr kümmerlich leben. Er holte sich das Holz selbst im Walde und kochte damit seine Speisen eigenhändig. Ich bin ihm in meiner Knabenzeit manchmal begegnet, dem alten,

wem, wann und wo die Erfindung des Ausgießens der Blechröhren zuerst geübt wurde, bleibt noch zu ermitteln."

Der Wendel Sandhas von Hasle hat's erfunden und in Paris zuerst praktiziert!

bartlosen Mann mit den rollenden, geisterhaften Augen, wenn er den Urwald herab seine „Fahrt“ schleifte, während wir Buben fröhlich waldauf zogen.

Der Wendel wollte nur Künstliches schaffen. Mit etwas, was jeder Schlosser und Blechner im Städtchen machen konnte, gab er sich nicht ab. Kunstfreunde gab es aber in Hasle damals so wenig als heute, und darum fand der Wendel keinen Absatz. Seine einzige Kundschaft waren die Engländer, welche vereinzelt in Postkutschen und Extrachaisen an seinem Haus zur Sommerszeit vorüberfuhren und beim nahe gelegenen „Engel“ ausspannen ließen. Da hatte dann unser Künstler seine wunderlichen Trompeten an der Haustüre aufgehängt oder Zeichnungen auf Holz und Papier, die ebensoviel Talent wie Narrheit verrieten, von den spleenreichen Engländern aber um so lieber gekauft wurden[1].

Für seine Mitbürger lieferte der Wendel nur einen gangbaren Artikel: Stahlfedern, die er als der erste im Städtchen bekannt machte und selbst aus Weißblech fertigte.

Zur Winterszeit ging er am Abend gerne „z'Liacht“ und erzählte dann in den Spinnstuben von seinen Wanderungen und Erlebnissen. Man hörte ihn überall gern, da er ungemein gut erzählen konnte und allem einen sarkastischen Anstrich zu geben wußte. In unserm Hause sah ich den Wendel nie, obwohl er ein leiblicher Vetter meines Vaters war. Dieser, wenn er wollte, ein Mann voll des feinsten Humors, konnte die Sandhasen nicht leiden. Sie hatten ihm, wie er sich ausdrückte, zu viel „nutzlose Phantasie im Kopf und zu wenig Religion“. Er hatte keine Ahnung davon, daß die hochfliegenden Ideen dieser Leute über Kunst und Religion vom Dämon ihres Geistes kamen, der sie trieb und leitete.

Um so mehr aber verkehrte der Wendel im Hause meines Vetters Eduard, des Kastenvogts, der ebenso nahe, wie mein

---

[1] In der von mir in der „Studienzeit“ erwähnten Gesellschaft „Polyhymnia“ hingen noch viele Jahre nach seinem Tode von Wendels phantastischen Instrumenten.

Vater, mit dem Künstler verwandt, aber nicht bloß zeitweilig, wie mein Vater Philipp, sondern allezeit und unter jeder Form für Humor und Freisinn, besonders in religiösen Dingen, empfänglich war. An Sonntagen, morgens nach der Frühmesse, sah ich den Wendel regelmäßig dem Hause des Kastenvogts zusteuern. Er trug dann seinen einzigen Schatz, den er aus dem Pariser Leben gerettet, den Sonntagsanzug: langen, blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen und einen Zylinder. Die Hände auf dem Rücken, wanderte er gemächlich die Gasse hinauf. Beim Kastenvogt fand jeden Sonntag, wenn die Frühmesse aus war, eine Zusammenkunft statt, die bis gegen Mittag dauerte und den Zweck hatte, sich möglichst gut zu unterhalten.

Es waren zu jener Zeit, Mitte der vierziger Jahre, immer die gleichen, die hier sich Rendezvous gaben: der Kapuzinerpater Leopold, der nach Aufhebung des Klosters Wohnung im Hause des Kastenvogts genommen, der Bergfidele, der Rasierer Pfaff, genannt der Phrastes, der Sommerhaldebur, der Katzenkrämer und der Wendel — lauter Originalmenschen.

Den P. Leopold habe ich in meiner „Studienzeit" bereits geschildert. So viel Latein als er verstand übrigens auch der Phrastes. Dieser hatte im Haslacher Kapuzinerkloster seine Studien gemacht, auf der Universität Freiburg chirurgische Vorlesungen „genossen" und sprach deshalb, wenn es galt, äußerst gelehrt. Sein Ideal, dem er bei jeder Gelegenheit die höchsten Lobsprüche weihte, war der bekannte, geniale Heilkünstler des 16. Jahrhunderts, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim, dessen Namen er stets alle nannte, so oft er von ihm sprach. Ja er gab es den Haslachern als Sprachübung auf, dieselben ohne Anstoß sagen zu können. Sie merkten sich aber bloß den Theophrastus und gaben dem Rasierer selbst den abgekürzten Spitznamen „Phrastes".

Der Phrastes trug stets einen frackartigen Rock, dessen Flügel bis auf die Absätze seiner Schnallenschuhe hingen.

Dieser Riesenfrack hatte hinten zwei ihm entsprechende Taschen, aus deren einer eine mächtige, messingene Rasierschüssel herausschaute, während die andere den Streichriemen und das Rasier-Etui sehen ließ. Dazu kam eine Kappe mit einem Schild, wie ihn von der Größe nur noch der Nagler-Wendel zeigte. Unter diesem Riesenschild ließ sich ein glattrasierter, blasser Abbékopf mit großen, blauen Augen sehen.

So wanderte der Phrastes jede Woche meiner Knabenzeit dreimal zum „Rentmeister", der im elterlichen Hause wohnte. Wenn ich ihn als dort eintreten sah, und er sich vor dem fürstlichen Beamten verneigte mit einem „Gehorsamster Diener, Herr Rentmeister", so bekam ich aufs neue einen Riesenrespekt vor der Würde eines fürstlich fürstenbergischen Rentmeisters.

Gerne hätte ich jeweils zugeschaut und zugehört, wenn der Phrastes beim „Herrn" war, doch das Heiligtum blieb mir verschlossen. Ich war aber glücklich, wenn ich den Rasierer grüßen konnte mit „Guate Tag, Phrastes". Und ihn machte dieser Gruß auch glücklich; denn seine Kollegen titulierte man allgemein als „Balwierer", nur er trug den mir geheimnisvollen Namen seines Ideals.

Sonst war der Phrastes uns Kindern eine unheimliche Erscheinung; denn er war der Totenschauer des Städtchens, und wie die Toten, so fürchteten wir auch ihren offiziellen Beschauer, den Phrastes. Wenn er abends oder früh morgens aus einem Hause schlich und wir die Rasierschüssel nicht aus dem Frack hervorblicken sahen, so wurde sofort die Vermutung unter uns laut: „Do isch g'wiß eins g'storbe!" — und mit einigem Schauern sahen wir dem Totenmanne nach.

Beim Kastenvogt fand er sich gerne ein, um Stoff zu bekommen für seine Kunden. Die „Wochenrundschau" wurde hier vorzüglich gegeben, und ein Rasierer muß Neuigkeiten wissen; denn die ersten Lügen, die am Morgen in die Lüfte steigen, gehen, wenn nicht von Wibervölkern, sicher von den

„Balwierern" aus. Anderseits mußte der Phrastes bei der Tafelrunde von seinen Rasierfahrten während der Woche berichten.

Gerne erzählte er von den Bauern, die unter der Woche zu ihm gekommen waren zum Zahnziehen, Aderlassen und Schröpfen. Diesen gegenüber spielte er den Bombastus. Er bediente sich, um ihnen zu imponieren, gerne lateinischer Ausdrücke, redete von den „Dolores" und der „Patientia", vom „Nervus vagus" und seinen „Irritationen".

Dolores und Patientia[1], meinte er, spielten die Hauptrolle beim Kranksein. Sie spielen die Hauptrolle im ganzen Menschenleben, das durch diesen Leibspruch des Phrastes am besten illustriert wird. Er selbst kannte die Dolores hinlänglich; er hatte ein böses, wunderliches Weib, das deshalb von den Haslachern allgemein verurteilt war. Dasselbe hieß unter ihnen „der Verdruß". Und wenn einer des Totenschauers Weib nennen wollte, so redete er nur vom „Verdruß des Phrastes". In diesem Übernamen lag die ganze Schärfe des Volkswitzes.

Und zu der Patientia, die er so oft den Bauern der Berge und Täler empfohlen, ohne ihnen eine Übersetzung davon zu geben, bekam auch er reichlich Gelegenheit. Er wurde steinalt, seine Hand zitterte, und niemand wollte deshalb mehr vom Phrastes „balwiert" sein oder Zähne von dem schwachen Greise gezogen haben. Not und Kampf ums Dasein kehrten in seinen letzten Lebensjahren bei ihm ein. Er suchte nach Hilfsquellen und erinnerte sich, daß ihm „der Staat" vor fünfzig Jahren zum Flußbau an der Kinzig eine Matte abgekauft und der betreffende Ingenieur ihn dabei ungerecht behandelt habe. Er fing nun an, im Armenweg zu prozessieren, verlor aber bei allen Instanzen und beschloß nun, an den Landtag zu gehen zur Zeit, als ich demselben angehörte.

Eines Tages zu Anfang der siebziger Jahre, da ich Landtagsabgeordneter und vorübergehend in der Heimat mich

[1] Schmerzen und Geduld.

aufhielt, erschien der Phrastes vor mir und hob an: „Herr Landstand! Ich habe Ihren Urgroßvater und Ihren Großvater balwiert, Ihrer Urgroßmutter zur Ader gelassen und Ihrer Großmutter einmal zwei Zähne gezogen.“ Nach dieser Einleitung nun begann er mich „einzuseifen“ und wußte seine Lage und das ihm gewordene Unrecht so ergreifend zu schildern, daß ich seine Petition dem Landtag zu übergeben und zu vertreten versprach. Es geschah.

Der Referent in der Kammer, ein gewissenhafter Jurist, Mays aus Heidelberg, erkannte feierlich an, daß dem Manne seiner Zeit Unrecht geschehen, aber die Sache verjährt sei. Moralisch wäre der Staat verpflichtet, dem armen Phrastes seine 800 Gulden zu vergüten. Aber moralische Verpflichtungen gelten bekanntlich im modernen Rechtsstaate nicht viel — und es blieb beim alten. Der referierende Abgeordnete und ich ließen aber dem Mann aus unseren „Diäten“, also auch von Staatsgeldern, etwas zukommen.

Es gingen nach dem Zusammenbruch dieser letzten Hoffnung nur noch wenige Jahre der Not über Phrastes hin, bis der Tod ihn erlöste von den „Dolores“ dieses armseligen Lebens.

Einige Jahre nach seinem Hinscheiden aber erschien der Phrastes noch, wie er ging und stand, in der Fastnachtszeit. Sein Nachbar, der Senffabrikant Schättgen, hatte aus dem Nachlaß des Alten seine Kappe, den Riesenfrack und die messingene Barbierschüssel erworben und spielte den ehemaligen Rasierer — zur Freude der Haslacher. —

Der Phrastes war ein äußerst schlauer Mann, aber ein anderes Mitglied der Tafelrunde beim Kastenvogt war ihm doch weit über in dieser Hinsicht, der Bergfidele. Dieser bewohnte das kleine Häuschen zunächst der auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Pfarrkirche. Fidel war sein Vorname, und weil er auf dem Kirchberg residierte, hieß er der Bergfidele. Seinen Geschlechtsnamen hörte ich nie und weiß ihn heute noch nicht. Er trieb einen Kleinhandel mit Bohnen,

Nüssen und gedörrtem Obst, und an Markttagen stand er wie ein alter Riese unter seinen kleinen Säcken inmitten des Marktplatzes, weithin sichtbar mit seinem großen, breiten Bauernkopf.

Jeden Montag kamen und kommen heute noch weit her aus den oberen frucht- und obstarmen Waldtälern und selbst von den rauhen Ebenen des württembergischen Schwarzwaldes Bäuerinnen und Händlerinnen, um Viktualien, wie sie der Bergfidele feilhielt, einzukaufen. Er wußte ihnen allen seine Ware aufs beste zu empfehlen. Seine Klosterbohnen, meinte er, könne man ohne Fleisch und Knöpfle essen — seine Schwefelbohnen, die sonst nicht gerne weich werden, ließen sich alle kochen. Er habe im ganzen Haus keine taube Nuß, nur seine Frau sei taub.

Der Fidele pflegte dazu noch jeder Bäuerin etwas Freundliches zu sagen, fragte nach der ganzen Familie, schenkte noch einige „Hocken" Nüsse fürs Rosinele oder den Andräsle, und die Waldleute kauften am liebsten beim Bergfidele. Klagte eine Bäuerin später, die Bohnen seien alt und deshalb hart gewesen, so versicherte er aufs feierlichste: „Liawe Frau, ich schwör' Euch an Eid, daß meine Bohne alle sich kochen lassen; der Fehler wird am Wasser liege."

Hart gegen sich selbst, dem er selten einen Schoppen gönnte, hart gegen seine Familie, hatte er nur ein Herz fürs Geld. Der schönste Anblick war ihm ein Kronentaler. Er sammelte diese Taler mit größter Vorliebe und versteckte jeden derselben, der aus dem Geschäft entbehrlich wurde, unter die Ziegel seines Daches. Sein Dach war seine Schatzkammer, die erst nach seinem Tode gefunden ward. Aufs peinlichste vermied er jede Ausgabe, die nicht absolut nötig war zum Leben. So kaufte er nie einen Kalender und gewann seine Zeitrechnung durch folgendes Manöver: An Sonntagen, wenn der Kastenvogt in der Frühmesse war, saß der Bergfidele allein in der Stube desselben und lernte

den Kalender für acht Tage auswendig: „Montag, den 3., Blasius; Dienstag, den 4., Andreas" usw. Dann eilte er heim, noch ehe die Tafelrunde anfing, und schrieb, was er eben gelernt, auf die Innenseite seiner Stubentüre.

Eines Tages akkordierte er mit dem Phrastes, was er ihm geben müsse, wenn er die Kosten für die Totenschau zum voraus bezahle. Die Taxe betrug damals 24 Kreuzer, der Phrastes ermäßigte dieselbe gegen bare Vorausbezahlung auf die Hälfte. Der Fidele geht freudig darauf ein, und der Phrastes quittiert schwarz auf weiß: „Für die Totenschau des Bergfidele erhalten zwölf Kreuzer."

Zwanzig Jahre später stirbt der Bohnenhändler eines plötzlichen Todes. Er hatte immer gesagt, er fürchte den Tod nicht; wenn der einmal käme, müsse er ihm noch einen Sack voll Nüsse aufknacken, ehe er mitgehe. Eines Montags kauft der Fidele Nüsse von Bauern aus dem untern Tal, nimmt den Sack in seine Stube und setzt sich zum Frühstück. Da er den ersten Löffel voll Mehlsuppe zum Mund führen will, tritt der Tod herein, nimmt ihm den Löffel vom Munde, und der Bergfidele ißt und ist nicht mehr.

Der Notar kommt zur Teilung, der Phrastes reicht eine vollgültige, neue Rechnung für Totenschau ein. Da zeigt ihm der Teilungskommissär die alte, zwanzigjährige Quittung, die der Schwärmer für Kronentaler gewissenhaft bei seinen Papieren aufbewahrt hatte. Seine Kinder aber segneten das Andenken des harten Vaters, als sie unter den Ziegeln immer mehr harte Taler fanden.

Sonst sind geizige Menschen griesgrämig und verschlossen, man sieht ihnen in allen Zügen die engherzige Metallgier an; der Bergfidele aber war der heiterste Mann der Welt, stets voll Humor. Der Kastenvogt duldete in seinem Hause nur Leute, die ihn unterhalten konnten oder die ihm Stoff für seinen Humor abgaben. Für des Bergfideles Humor zeugt aber der Umstand, daß er nicht bloß an Sonntagen bei

der Tafelrunde erscheinen durfte, sondern täglicher Gast im Hause des Kastenvogts war. —

Die meisten Kosten der Unterhaltung in der Kastenvogtei trug ein vierter Gast, der Sommerhaldenbur. Ihn lernen wir weiter unten im Kapitel der Sympathiedoktoren näher kennen.

Der jüngste von der ganzen Sonntagsgesellschaft, der aber heute längst auch nicht mehr lebt, war der „Katzenkrämer" und Ratschreiber Fabian Schättgen. Der Sohn eines alten Nachbars aus meiner Jugendzeit, des Färbers Basil, und selbst Färber, gründete er, in meiner Knabenzeit der schönste junge Mann im Städtle, später einen Kaufladen am „obern Tor". Auf ein blindes Fenster malte ihm der Kanonenwirt und Maler Thoma eine prächtige Katze, und von Stund an hieß des Färbers Fabian der Katzenkrämer.

Er spielte bei dem Klub den Mephisto des Sommerhaldenburs, dessen vermeintlichen Verteidiger und Patron, in Wirklichkeit aber verschworen mit den andern. Er und der Hausherr, beide Jäger, sprachen gut „Latein" und erzählten dem „Bur" die merkwürdigsten Jagdgeschichten, wobei einer des andern Lügen bestätigte. —

Das waren die Kollegen unseres Wendel bei seinem Vetter Eduard. Geistig war er zweifellos der bedeutendste des ganzen Zirkels. Er trug seinen Anteil an der Unterhaltung meist schriftlich vor. Bald brachte er eine Abhandlung über die Hölle, um den Kapuziner und den Sommerhaldenbur in Harnisch zu bringen, bald über die Geizhälse und Kronentalermänner, um den Bergfidele zu kitzeln. Aber auch ernste, wissenschaftliche Themata behandelte er — schrieb über Musik, über mechanische Konstruktionen usw. Ich erinnere mich, daß nach seinem Tode eine Menge Handschriften von ihm verschleudert wurden, weil niemand sie verstand und jeder sie für wertlos hielt. Der Wendel hatte, wie ich mir ebenfalls noch gut vorstellen kann, eine markige, verzerrte Schrift, die schon an sich auffiel und den geistig gestörten Mann verriet.

Es kamen aber Jahre, da die Hände zitterten und nichts mehr gemalt, gezeichnet und in Blech gehämmert werden konnte. Der Wendel saß arm, krank und verlassen in seiner Stube. Die Freundschaft der Menschen besteht selten die Probe, und ein gesunder Mensch ist der größte Egoist, den es geben kann. Da können jahrelang die besten Freunde miteinander handeln und wandeln, jubeln und singen, trinken und spielen. Wird einer krank und arm, so zeigen sich die guten Freunde und die Duzbrüder noch ein oder das andere Mal mit ihrer Teilnahme — und dann werden sie, je länger es geht, desto kälter. Ein Mensch, der lange krank und elend liegt, wird bei lebendigem Leibe von den besten Freunden vergessen. Er ist tot. —

So lag auch unser Wendel einsam und vergessen in seiner Kammer im Vaterhaus. Der Kastenvogt schickte ihm wohl öfters Speise und Trank, aber zu ihm in die stille Krankenstube kam längst keiner der alten Freunde mehr.

Im Unglück hält nur die Liebe stand. Wo die Freundschaft untergeht, da erhebt sich strahlend die Liebe. So auch bei unserm Wendel. In seiner Jugend, ehe er in die Fremde hinauszog, verband ihn eine Herzensneigung mit einer entfernten, armen Verwandten. Sie hieß Therese. In der Weltstadt Paris hatte Wendel diese Jugendliebe völlig vergessen, sie ohne jedes Liebes- und Lebenszeichen gelassen.

Sie war Näherin geworden und hatte, weil sie auf dem „Graben" wohnte, d. i. auf dem aufgefüllten und angebauten ehemaligen Festungsgraben des Städtchens, den Namen „Grawe-Najere" erhalten. Als der Wendel alt und gebrochen heimkehrte, war die Therese mit ihm alt geworden und, wie er, ledig geblieben. Sie nähte aber noch fleißig in den Kundenhäusern um sechs Kreuzer pro Tag und hatte sich einen kleinen Notpfennig erspart.

Bei dem krank und verlassen daliegenden Künstler erschien nun eines Tages die von ihm in der Zeit des Glückes

vergessene Grawe-Najere, pflegte ihn und setzte ihren Notpfennig für ihn ein. Ich sah sie in jenen Tagen gar oft, die kleine, greise Person mit der scharf gebogenen Nase und den dunkeln, hervorstechenden Augen, wie sie, ein Schöpplein alten Weines in der Hand, der Wohnung des Wendel zutrippelte, um dem Kranken einen Labetrunk zu bringen.

Sie nannte den Gegenstand ihrer ersten und letzten Liebe jetzt nur „Vetter" und ehrte ihn trotz seines Elends als einen großen Mann. Um sie zu tröſten, als es ans Sterben ging, verhieß er ihr, bald wieder zu kommen und sie zu sehen. Weil er ein „Hexenkünstler" war, wie die Haslacher sagten, so glaubte ihm die gute Theres' aufs Wort. Ein so kunstfertiger Mann, wie der Wendel, meinte sie, würde auch mit dem Tod fertig werden. Niemand war bei ihm, als er starb, denn sie. Und als er tot war, kam sie die Stiege herab zu seinem Bruder Thaddäus und meldete: „Der Vetter isch fort, er kunnt (kommt) aber bald wieder."

Sie trugen ihn zwei Tage später auf den Friedhof, drunten am Strickerwald, aber die Grawe-Najere glaubte doch noch nicht, daß die Erde den Wendel behalten könne.

Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend, wenn sie frei war von der Arbeit, stand sie einige Zeit vor dem Hause und schaute hinauf zum kleinen Fensterchen an der Kammer, in welcher er lebte und starb, um zu sehen, ob der Vetter nicht herausschaue, wie er oft stundenlang des Tages über getan.

Wir Knaben spielten oft auf dem Platz vor dem alten Hause, sahen das alte Weiblein an der Ecke beim Engelwirtshause stehen und spotteten ihres stummen Stehens und Schauens. Wir hatten ja keine Ahnung von Liebe und von dem, was sie alles glaubt.

Jahr und Tag schaute die Grawe-Najere zum Fensterchen hinauf, auch dann noch, als ein alter Laden es zudeckte. Jahr und Tag sah ich sie auch noch ihr Schöpplein für sich

selber holen, bis der Tod kam und auch sie holte aus diesem freude- und liebeleeren Dasein.

Das schöne Volkslied: „Wenn's Mailüfterl weht" — hat sie wohl nie gekannt und darin den Vers:

Die Schwalben fliegen fort,
Doch sie ziehen wieder her,
Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr —

sonst hätte sie nicht glauben können, der Vetter Wendel käme wieder.

2.

Ein weiterer Sohn des Kupferschmieds Sandhas war, wie wir bereits wissen, der Tobias, der einzige, der des Vaters Handwerk von Anfang an verließ und bei seinem Großvater und meinem Urahnen, dem „Toweis" (Tobias), das Bäckerhandwerk lernte. Der alte Toweis, der mir im Bilde zuschaut, während ich dies schreibe, betrieb sein Gewerbe zur Zeit, da sein Enkel Toweis in die Lehre trat, nur noch als Inspektor. Er ließ seine Buben arbeiten und überwachte bloß den Betrieb.

In früheren Zeiten hatten die Bäcker meines Heimatstädtchens zwei hauptsächliche Reiseziele, wenn sie in die Fremde zogen: Wien und Rom. Nach Wien wanderte bis in unser Jahrhundert herein jeder süddeutsche Bäcker, wenn er nicht Soldat geworden; denn in Wien, da bildeten von den Zeiten der Türkenkriege her die Bäcker die erste Zunft, wie mir mein Vater dem Großvater und Urgroßvater nach oft erzählte. Bäcker hatten bei ihrer nächtlichen Arbeit einst die Mineure der Türken entdeckt, die unterirdisch schon mitten in der Stadt waren, retteten so Wien und erhielten deshalb das Vorrecht, Degen zu tragen, und den Vorantritt bei allen öffentlichen Aufzügen. Und wenn auch einem Bäcker ein Degen nicht besser anstand als einem Kapuziner, so war das doch keine Kleinigkeit für einen Brotkünstler.

Nach Italien zog die Bäckerburschen ehedem teils die Wärme, die ihnen eine liebe Gewohnheit ist, teils die ewige, heilige Stadt. Schon vor Toweis, dem Jüngsten, waren zwei Söhne des alten Tobias, Anton und Tobias, der Jüngere, nach Italien gewandert. Der erstere blieb in Rom, und der andere zog wieder heim. Es war dies der spätere obere Müller von Steinach, den als Greis ich noch gekannt und in dessen Mühle ich die besten Küchle in meiner Kindheit bekam.

Als Müller und Bäcker hatte er das Wunderland jenseits der Alpen durchzogen, in den achtziger und neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Heimgekehrt, heiratete er eine Witwe, die obere Müllerin in Steinach. Die Mühle lag am Eingang eines engen Tälchens und am Fuße eines lieblichen Rebhügels, und ihr Rad ward getrieben von einem lustigen Forellenbächlein.

Ich war kaum fünf Jahre alt, da ich den Müller Toweis an einem Kirchweihtag zum erstenmal besuchte und Küchle holte, und hatte keine Ahnung von seinen weiten Reisen, hörte auch nie davon in meiner Knabenzeit. Was ich später von alten Steinachern über ihn erfuhr, als mich derartige Dinge interessierten, ist wenig, es genügt aber, um seinem Geiste alle Ehre zu machen.

Der alte Müller hatte ein unaufhörliches Heimweh nach Italien. Als seine eigenen Söhne groß geworden waren und in die Fremde zogen, mußte ihm jeder das Versprechen geben, daß keiner nach Italien wandere, damit er sich nicht das Heimweh hole und dann stets friere und unzufrieden sei in unserer Gegend, wo es an Licht und Sonne fehle, und wo keine Blumen blühten, wie in Italien. Seine Existenz dort zu finden sei aber schwer.

In seine Müllersseele war etwas gedrungen von dem „Neapel sehen und dann sterben" — und das zeugt für ihre Tiefe.

Daß seine Söhne ihm gehorsamten, verstand sich von selbst; denn er hatte sie als Kinder darnach erzogen. Wenn

eines Strafe verdient hatte, so pflegte er es an einem Faden an die Stubentüre zu binden; riß es den Faden ab, so gab's Schläge, hielt es aber eine Stunde ruhig fest, so ward ihm die weitere Prozedur erlassen.

Von seinem Sarkasmus ging viele Jahre noch im ganzen Tale die folgende Anekdote: Der obere Müller, welcher abseits vom Dorfe wohnte und sich in nichts übereilte, kam an Sonntagen fast regelmäßig zu spät in die Kirche. Da er vom „Gericht und Rat" einer war und einen Ehrenplatz in der vordersten Bank hatte, mußte er jeweils den ganzen Kirchengang hinauf seinem Sitze zu. Dies besorgte er so gravitätisch und gemessen, als wäre er einer der Frühesten. Den neuen Pfarrer, der des Alten Gewohnheit und Art nicht kannte und Ordnung haben wollte, ärgerte es, daß der Müller in der Regel erst hereinschritt, wenn er mitten im besten Predigen war; er schwieg aber längere Zeit.

Einmal brach dem Prediger denn doch die Geduld, und er rief dem Toweis, als er an der Kanzel vorüberging, von oben herab zu: „So, Müller, muß man denn Euch jedesmal eine besondere Wurst braten, weil Ihr nie zur Zeit kommen könnt?" Der Pfarrer wollte den Müller offenbar lächerlich machen und dadurch heilen. Aber er hatte „den Letzen" erwischt. Ruhig und gelassen antwortete der Toweis: „Herr Pfarrer, wenn Sie grad am Wurstbrote sinn, so lege Sie au gli no eine dazu; denn d' Adlerwirte kommt au no hinter mir dri!" Jetzt hatte der Toweis die Lacher auf seiner Seite. Die Adlerwirtin war die angesehenste Frau des Dorfes, des Pfarrers Nachbarin, bei welcher er bisweilen sein Schöpplein trank. Sie hatte der Toweis hinter sich der Kirche zuschreiten sehen und mit ihr zahlte er dem Pfarrer heim.

Doch waren er und der Pfarrer nicht lange Feind. Der Toweis gab der Sache ein angenehmes Nachspiel. Seine Lieblingserholung war der Forellenfang. Das Bächlein, welches sein Mühlrad trieb, gehörte weit hinauf bis an die Bergwände von Welschensteinach zu seinem Jagdrevier. Nach-

dem seine Buben groß geworden, arbeitete er nicht mehr in der Mühle; er zog den ganzen Nachmittag mit der Angel an seinem Bächlein auf und ab und fing Forellen, um sein Heimweh nach Italien zu vergessen. Gebackene Bachforellen hielt er auch für eine Delikatesse, die Italien nicht kenne, und in der allein wir ihm über wären.

Am andern Morgen nach der Wurstaffäre sandte er dem Pfarrer eine „Tracht Forellen" zum „Braten", und da die Sache in der Kirche von keiner Seite bös gemeint war, blieben der Pastor und der obere Müller gute Freunde.

Der Müller Toweis, den ich noch wohl vor mir sehe in seiner weißen Zipfelkappe und seinen kurzen Hosen und mit einem schönen, scharfgeschnittenen Greisenkopf, war ein Original durch und durch und von den sieben Buben meines Urgroßvaters Tobias zweifellos der originellste.

Als Knabe verfügte er, wie sein älterer Bruder Josef, über eine sehr schöne Stimme. Dies machte ihn zum Vorsänger auf dem Kirchenchor z' Hasle und zum Liebling des Lehrers und Chordirigenten Blum. Dieser lehrte ihn und den Josef sogar das Orgelschlagen. An Sonntagen mußte nun jeder von den Buben des alten Toweis auf eines der benachbarten Dörfer, um Brot zu verkaufen. Mein Großvater, der spätere Eselsbeck, wanderte mit einer „Gräze" voll auf dem Rücken nach Mühlenbach, der Toweis aber, wie vor ihm der Josef, über die Kinzig hinüber nach Weiler. Sie setzten sich mit ihren Körben vor die Dorfkirchen und boten den Bauern und ihren Weibern beim Herausgehen Brot an.

Der Toweis verkaufte jeweils, wie ehedem der Josef, alles, weil er den Bauern, die keinen Organisten hatten, während des Gottesdienstes die Orgel schlug und mit seiner schönen Stimme lateinischen Choral sang. Um dessentwillen war er der Liebling der Bauern, und sie nahmen ihm seine Ware gerne ab. Heute ist die alte Michelskirche, in welcher der Toweis funktionierte, verschwunden, und eine reizende neue Kirche schaut vom Berg ins Tal herab und herüber zu meinem Grab.

Als sein Bruder Josef, der spätere Pfarrer, im Kloster Ettenheim-Münster studierte, fand Toweis in diesem Kloster seine erste Stelle als Bäcker in der Fremde.

Da erfaßte ihn das Heimweh, trotzdem er kaum sechs Stunden vom Kinzigtal weg war. Täglich stieg er auf den Klosterkirchturm und schaute weinend hinüber zu den Bergen der Heimat. Später zog er ohne Heimweh durch die halbe Welt als Handwerksbursche und bekam es erst wieder in seinem Alter, aber — nach Italien. —

Seine vielen Erfahrungen im Leben wandte er auch für andere an. Als Gemeinderat seines Dorfes ging er zu einer Zeit, wo es noch kaum einen tüchtigen Lehrer gab, jede Woche einmal in die Dorfschule, besah sich die Schriften der Schüler, wohnte dem Unterricht bei und belobte und warnte mit passenden Worten die Jugend.

Im Russenrumpel rettete er meinem Großvater, dem Eselsbeck, das Leben. Dieser hatte einen unartigen Kosaken kurz vor dem Abmarsch in den Keller gelockt und ihn dort eingesperrt, bis die andern fort waren. Mit Hilfe seiner Nachbarn züchtigte er dann den brutalen Reitersmann und ließ ihn am andern Tag seinen Kameraden nachreiten. Am Abend noch kam aber ein Detachement Kosaken zurück und fahndete auf den Eselsbeck. Der konnte sich flüchten, und sein Bruder Toweis versteckte ihn einige Tage in seiner Mühle.

Täglich wanderte der Toweis im Alter aus seinem Mühltälchen heraus ins Dorf und trank im Adler einen Schoppen, aber stets nur e i n e n. Von dieser strengen Regel ging er nur dann ab, wenn der Oberamtmann Wölfle von Hasle in die Mühle kam und ihn mitnahm zur Adlerwirtin. Dann trank er einen halben Schoppen mehr, dem Oberamtmann zu Ehren.

Als sein Bruder Josef, der Pfarrer, in Hasle sich zur Ruhe gesetzt hatte, um im elterlichen Hause seine letzten Tage zu verleben, fuhr der Müller jede Woche dahin, denselben zu besuchen. So oft es möglich war, brachte er ihm eine „Tracht

Forellen" mit. Eines Nachts im Jahre 1836 träumte ihm, der Josef sei gestorben. In aller Frühe wurde eingespannt und das Tal hinaufgefahren. Er traf aber den geistlichen Herrn noch gesund und munter beim Frühstück. Gleichwohl erzählte er ihm seinen Traum und sagte dem Pfarrer: „Josef, richt' dich zum Sterben!" Der Josef folgte dem Rat, und wenige Tage später trugen sie ihn auf den Kirchhof. —

Einige Jahre vor seinem Tod erlebte der Toweis noch eine besondere Freude. Sein Bruder, der Toni, der in Rom eine Nudelfabrik hatte, kam noch einmal in die Heimat, erzählte ihm von Italien und brachte allerlei hochgeweihte Sachen aus Rom mit, unter anderm auch ein Sterbeglöcklein, zum Läuten in der Todesstunde und mit reichlichem Ablaß versehen. Das Glöcklein hing der greise Müller in seiner Schlafkammer über dem Bette auf, um es selbst zu läuten, wenn es Zeit wäre.

Siebenundsiebzig Jahre und etwas darüber hatte er gelebt, als es mit ihm anno 1846 zum Sterben kam. Er fühlte dies und sprach: „Jetzt muaß i 's Nudletonis Glöckle lüte!" Er läutete es, und es ward sein Totenglöcklein.

Sein Gebein ist längst vermodert auf dem Kirchhof an der Landstraße und auch seine Kinder sind längst tot. Eines, die Marie-Anne, lebte noch 1888, wo ich sie besuchte. Sie hatte einen Bauern in Lachen geheiratet, einem friedlichen Gehöfte an der Kinzig unterhalb des Dorfes. Dort bin ich im Frühjahr des genannten Jahres bei ihr, einem alten Mütterlein, in dumpfer Stube gesessen, und sie hat mir von ihrem „Vater selig" erzählt. —

Eine Eigenschaft habe ich, sein Großneffe, von dem alten Müller ererbt. Er konnte das Hundebellen und das Peitschenknallen nicht leiden. Er machte es jedem Hirtenbuben und jedem Knecht zur strengsten Pflicht, nie zu „klepfen", wenn „er um den Weg sei". Jede Übertretung wurde mit sofortiger Entlassung oder zum mindesten mit Prügel bestraft.

Ich selbst hatte manchen Kampf mit den Dorfbuben am

Bodensee, bis ich ihnen das Peitschenknallen in der Nähe meines Pfarrhauses abgewöhnt hatte, und manch einer mußte die Übertretung auf den Hosen büßen.

Dem alten Toweis und mir hat Schopenhauer die folgenden Worte ganz aus der Seele geschrieben: „Ich hege längst wirklich die Meinung, daß die Quantität Lärm, die jeder unbeschwert ertragen kann, im umgekehrten Verhältnis zu seinen Geisteskräften steht, und daher als das ungefähre Maß seiner Bildung betrachtet werden kann. Wenn ich daher auf dem Hofe eines Hauses die Hunde stundenlang unbeschwichtigt bellen höre, so weiß ich schon, was ich von den Geisteskräften der Bewohner zu halten habe. Ganz zivilisiert werden wir erst sein, wenn auch die Ohren nicht mehr vogelfrei sein werden und nicht jedem das Recht zustehen wird, das Bewußtsein jedes denkenden Wesens auf tausend Schritte in der Runde zu durchschneiden mittels Peitschenknallen, Pfeifen, Heulen, Brüllen und Bellenlassen.“ —

Doch jetzt zurück zu des alten Müllers Vettern, zu den Sandhasen.

Das Verbot des Tobias, des Müllers von Steinach, an seine Söhne, nicht nach Italien zu gehen, reizte aber zwei seiner Neffen in Haslach erst recht, das Wunderland zu sehen. Es waren dies Toweis, der jüngste der Sandhasen, ein Bäcker, und Valentin Franz, ein Schneider, beide Söhne von Schwestern des obern Müllers.

Wenn früher ein Handwerksbursche in die Fremde zog, nahm er feierlichen Abschied von allen Verwandten, denn es galt mindestens d r e i Jahre zu wandern. Jetzt ist dies unnötig; die Eisenbahnen führen unsere Fremdlinge zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten heim, und jahrelang wandern tun jetzt nur noch die Stromer, diese Blüten moderner Freizügigkeit.

Der Bäcker Toweis und der Schneider Valentin gehörten der guten alten Zeit an; drum marschierten sie eines Nachmittags an der Kinzig hinunter, um vom Vetter Müller

Abschied und das übliche „Trinkgeld“ auf die Reise in Empfang zu nehmen. Seine erste Frage war: „Wohin?“ — „Uff Wien“, meinten beide. „Nur nit nach Italien. Ihr Buawe henn kei Begriff, wie mer 's Heimweh kriegt, wemer (wenn man) do drin gsi isch, un zuam Bliwe g'rotet's nit jedem, wie mim Bruder, dem Nudle-Toni.“

„Vetter,“ rief Toweis, der Jüngste, „wenn wir zwei uff Italie genn, so bliwe mir drinn, mag's kommen, wie's will, dann kann 's Heimweh nix mache!“ Dieser mutige Entschluß imponierte dem Müller; er widersprach nicht mehr, sondern ging über seinen Kleiderkasten, wo in einer getrockneten „Schweinsblase“ sein Silber geborgen lag. Jedem gab er einen Kronentaler und ein „Behüet Gott“ und einen Gruß nach Italien mit auf den Weg. Sie gingen am andern Tag talaufwärts — und keiner sah im Leben mehr seine Heimat.

Über Wien zogen sie nach Italien und Rom, wo Toweis, der Jüngste, Bürger und Bäckermeister in der ewigen Stadt wurde, während der Schneider Valentin als Laienbruder und Klosterschneider in den Franziskanerorden trat und erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem Franziskanerkloster Mittelitaliens starb.

Obwohl ich in meiner Knabenzeit vom Vater öfter von diesen zwei Italienern gehört hatte und auch vom Nudle-Toni, so dachte ich doch an keinen, als ich selbst zweimal in Italien war. Wenn man in Rom ist, fühlt man sich als Weltbürger und vergißt die kleinen Familiengeschichten. —

Die zwei von den sechs Sandhasen, welche dem Handwerk des alten Lorenz treu geblieben sind, blieben auch der Heimat getreu; der eine, Thaddäus, wurde Kupferschmied an des Vaters Stelle im Vaterhaus und der andere, Xaver, im benachbarten Städtchen Zell. —

Von Geschwistern des Vaters Lorenz stammen der geistreiche Maler Sandhas ab, dessen ich schon in meiner Studienzeit gedacht und der ein eigenes Kapitel in diesem Buche hat, und, wie auch schon erwähnt, mein alter Freund Alexander,

der heutige, mehr als achtzigjährige Inhaber und Besitzer des großen, hölzernen Familienpalais.

In ihm ist die Originalität der Sandhasen noch ganz und voll erhalten. Er ist der gewandteste und strebsamste Mann in der ganzen Vorstadt. Von seiner Wiener- und Ungarnreise zurückgekehrt, bekam er ob der schnellen und feinen Bedienung der Kunden den Ehrennamen „Dampfsattler" oder auch „Wienersattler", und bei der Preisausteilung der oberrheinischen Gewerbeausstellung 1886 in Freiburg habe ich als Preisrichter für den „Wienersattler" plädiert, und er bekam in seinen alten Tagen noch die silberne Medaille für ein Pferdegeschirr.

An Markttagen steht er, eine Zigarre kauend, auf dem Marktplatz und empfängt die von allen Tälern her einfahrenden Bauern. Der eine hat ein Kummet auf dem „Bernerwägele" zum Flicken, dem andern ist das „Leitseil" defekt. Der Alexander nimmt's in Empfang, und ehe der Bauer ordentlich ausgespannt hat, bringt ihm der Dampfsattler seine Ware wieder. In politisch hochgehenden Zeiten referiert er dann den Bauern noch über die Vorgänge in Stadt und Land, und so kommt es, daß er bei denselben stets beliebter war als sein Wiener Kollege, der „Regenbogen".

Der Alexander ist Demokrat und seit 1849 diesem Prinzip treu geblieben, während die anderen Achtundvierziger, soweit sie noch leben, meist liberal und untertänigst geworden sind. Er war eben aus Wien heimgekehrt, als die Revolution ausbrach, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie er, mit einem Stutzen bewaffnet, hinter dem „Zivilkommissär" Stigler herschritt als Adjutant und Leibgardist.

Der Alexander ist aber neben Wilhelm, dem Hammerschmied, meinem Schulkameraden, der einzige gewandte und bewußte Vertreter des demokratischen Prinzips in Hasle und Umgegend. Er trug zwar einst trotz seiner ausgesprochenen Demokratie den Namen „Herrenwedler", aber mit Unrecht. Weil er früher jeden Abend sein „Zego" machte mit dem

alten Dekan Kurz und mit dem Physikus Forch, gaben ihm jene, welche die „Herren" nicht ihres Mitspiels würdigten, diesen Spitznamen. Allein Alexander ist ein formvollendeter Mann, und darum war er den Herren angenehm, ohne daß er seine Demokratie je verleugnet hätte.

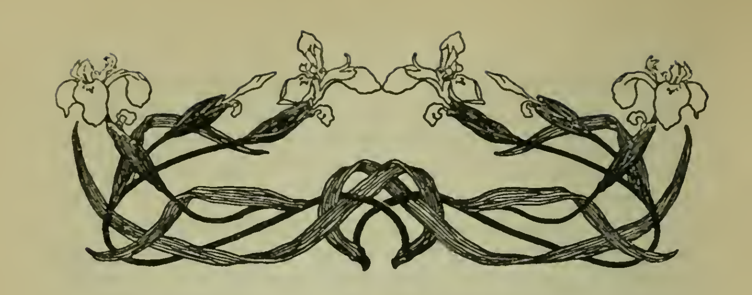
Als ich in den achtziger Jahren einmal mit zwei preußischen Generalen, Glümer und Chauvin, Hasle besuchte, begegnete uns zufällig der Dampfsattler, und die beiden Herren staunten über die feine Art des Alexander, über die gelehrten Reden, die er zu führen wußte, und namentlich über seine geognostische Darlegung der Gebirgsformationen des Kinzigtales.

Seine Zegokollegen sind längst tot, und seitdem sitzt er seit Jahren allabendlich bei seinem Nachbar, dem „Fritz", und spricht am runden Tisch von Politik, Chemie, von Seelenwanderung und Psychologie ebenso eifrig als vernünftig.

Und wenn er und mein jetzt auch toter Vetter Plazidus Zachmann, sein Nachbar, gegen elf Uhr heimkehrten, war die stete Schlußrede des privatisierenden Maurermeisters: „Alexander, Du bisch bi Gott do der G'scheidscht uf fufzig Stund Weg's! Jez guat Nacht, schlof g'sund, morge nit z' früah!"

Das ist Alexander, der letzte vom großen Geschlechte der großen Sandhasen. — „Der Mensch", pflegt er zu sagen, „ist der Würdenträger der Natur" — und er selber ist noch der letzte Würdenträger seines geistreichen Geschlechts.





Der närrische Maler.

1.

Schon in den Erinnerungen aus meiner Jugend- und Studienzeit habe ich eines Mannes erwähnt, den ich als Knabe fürchtete und als Student mit Ehrfurcht und Staunen betrachtete. Er stand in meiner Knabenzeit manchmal halbe Tage lang auf der „Gottlütbruck" über dem Klosterbach und schaute stumm und still bald in das davoneilende Wasser, bald hinüber an die waldigen Berge jenseits der Kinzig, oder ein andermal stand er ebensolang auf dem Marktplatz und ebenso stumm und still. Scheu eilten wir Buben an ihm vorüber und flüsterten uns leise zu: „Der närrscht' Moler!"

Wenn ihn bisweilen ein Kühnerer unter uns aufschreckte mit dem Ruf: „Sandhas, Sandhas!" so wachte er auf, nickte freundlich und eilte davon.

Er war ein wunderbar schöner Mensch, dieser närrische Maler. Auf einer großen, schlanken, graziösen Figur saß ein Albrecht Dürer-Kopf, und zwischen dem dunkeln, langen Kopf- und Barthaar schauten ein paar große, blaue, ebenso geistreiche wie düstere Augen hervor. Seine ganze Erscheinung war vornehm.

Ich suchte viele Jahre später als älterer Gymnasist mich ihm bisweilen zu nähern, wenn er auf dem Marktplatz oder auf jener Brücke stand oder beim Bierkrämer an einsamem Tisch ein Glas Bier trank. War er gut aufgelegt, so bekam man einige Worte von ihm; bisweilen skizzierte er auf Wunsch am Biertisch ein Porträt flüchtig auf ein Stück Papier; meist aber, wenn man ihn anredete, lachte er hohl und unheimlich in sich hinein und eilte davon.

Ein Zufall hat es mir möglich gemacht, tiefer in das Leben dieses bedeutenden Menschen schauen zu können, der als armer Narr von dieser Erde schied, zu Lebzeiten in seiner Heimat Hasle verkannt und verspottet.

Ein Herr Allgeyer, als Sohn eines Beamten in Haslach geboren, hatte in seiner Jugend den unglücklichen Künstler näher gekannt und teils aus eigener Erfahrung, teils nach Erzählungen seines Onkels, des alten Oberlehrers Blum, vor mehr denn dreißig Jahren ein kurzes Bild des närrischen Malers in Versen zu Papier gebracht. Sein Bruder, Photograph in Karlsruhe, besaß das Manuskript und sandte es mir zu. Der Autor, damals in München lebend, gab gerne die Einwilligung, sein Produkt in meinen „Wilden Kirschen" zu verwerten. Dieses und eigene Nachforschungen setzen mich instand, ein durchaus tragisches Menschenleben im folgenden zu zeichnen und einen hochgeistigen Mann der Vergessenheit zu entreißen, der mißkannt und mißhandelt viele Jahre in seiner Heimat als der „närrschte Moler" lebte und starb.

Weitere interessante Details verdanke ich dem 1900 in Hüfingen bei Donaueschingen gestorbenen Schriftsteller und Maler Lucian Reich.

Der Kupferschmied Lorenz Sandhas, von dessen geistreichen Söhnen wir eben erzählt, hatte einen Bruder, der Schmied war. Dieses Schmieds Tochter Margarete oder „Gretle", wie die Haslacher sagen, war das schönste Mädchen im Städtle und hatte auch vom Geiste ihres Geschlechtes nicht wenig.

In Hasle waren die Menschen in früheren Zeiten noch viel mehr begeistert für Gesang und Saitenspiel als heute. Singen und Musizieren ist immer ein Zeichen von lustigen Leuten, und solche gab's in Hasle zu allen Zeiten, vorab aber in der, von welcher wir jetzt reden.

Es war eine stürmische, sorgenvolle Kriegszeit, die der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, aber trotzdem standen in Hasle die genannten Musen im Flor.

Des Schmied-Sandhasen Gretle war neben ihrer Schönheit die erste Sängerin im Städtle, und wenn sie in der Kirche sang, hörten die Leute mit Beten auf.

Unter denen, die bei den „musizierten Hochämtern" beim Kirchenchor öfters mittaten, war auch der fürstenbergische Gefälleinnehmer[1] Hans Wölfle von Wolfach, ein geborener Hüfinger. Er spielte ebenso schön die Violine, als das Gretle schön sang.

Der Gefälleinnehmer kam von Wolfach extra her, um mit den Haslachern musizieren zu können. Er war ein Vierziger und Hagestolz. Das Gretle gefiel ihm, und als er Ende der neunziger Jahre nach Hüfingen versetzt wurde, folgte ihm das schöne Mädchen, dem der „Herr" imponierte und das sich für einen „Burger" zu schön dünken mochte. Es folgte ihm als Haushälterin. —

Überschlagen wir die nächsten drei Jahre, welche das Gretle in Hüfingen verbrachte. Eine freie, poetische Feder könnte sie schildern; ich bin als Pfarrer weder frei noch ein Dichter, wie er sein soll. —

Es ist ein kalter, rauher Wintertag des Jahres 1801. Fahl leuchtet die Sonne über die Höhen des Schwarzwaldes zwischen Donaueschingen und Triberg. Die Tannen rauschen, geschüttelt von eisigem Winde. Ein junges Weib mit einem Kind im Arm schreitet den einsamen Weg im Schnee daher. Eben hat die Sonne sich geneigt, als sie zum untern Tor der Stadt Villingen hinauseilt — in scheuer Hast.

[1] Rentmeister.

Sie dachte nicht an den Winter, nicht an die Nacht, nicht an die Bürde, die sie trug. Ruhelos eilt sie weiter, gleichgültig, welch Los ihr werde draußen in der kalten Nacht. Der Weg ist noch weit bis hinab ins Kinzigtal; ob sie früh oder spät kommt, für ihre Schande ist's immer noch Zeit.

So stürmt sie fort in den kalten Abend, in die kalte Nacht hinein. Sie fühlt es nicht, wie das Kind erstarrt in ihren Armen und ihre eigenen Kräfte immer mehr ermatten. Auf der eisigsten Höhe jener Gegend, auf der Sommerau, sinkt sie endlich am Wege nieder. Mutter und Kind sind bald — eingeschlafen.

Da führt der Himmel den Knecht eines benachbarten Gehöftes auf dem Heimweg von Peterzell her zu den vom Tod Umfangenen. Er reißt sie auf und schleppt beide mühsam durch Sturm und Schnee zum nächsten Hof.

Hier kehren sie ins warme Leben zurück, und das Mitleid läßt ihnen alle Pflege angedeihen. Aber von der Mutter war über woher? und warum? kein Wort herauszubringen. Lautlos saß sie vor ihrem Kinde, und nur so viel erfuhr die Bäuerin, daß sie hinunter wolle ins Tal, heim, und so viel fühlten alle im rettenden Hause, daß unendlich viel Weh und Leid auf der jungen Mutter ruhe.

Am Mittag des zweiten Tages zog sie weiter; sie dankte nicht für das Wiedererwecken in dies Leben, sie legte ein Silberstück auf den Tisch, nahm ihr Kind und schritt vollends der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein zu und dann hinab ins Tal.

Schon ging der Mond auf über der alten Ruine der Dynasten von Husen, drunten an der Kinzig, als sie das einsame Städtchen gleichen Namens erreicht hatte. Aber hier verließ die späte Pilgerin die offene Landstraße; denn sie nahte der Heimat und wollte niemandem begegnen, der sie gekannt in besseren Tagen. Sie schritt über die Brücke bei Husen und aufs rechte Ufer des Flusses, wo schmale Pfade ungesehen hinabführen bis zur Kinzigbrücke bei Hasle.

Auf dieser Brücke, unter welcher die eisige Flut durchrauschte, blieb sie stehen. Hier begann bei der unglücklichen Mutter ein furchtbarer Kampf zwischen Liebe und Furcht, zwischen Schande und Verbrechen. Noch wenige Schritte, und sie stand vor dem Vaterhaus, in das sie eintreten sollte als Entehrte, aus dem der ernste Vater sie vielleicht sofort wieder hinausjagt samt ihrem Kinde. Wäre es nicht besser, das Kind oder sich und das Kind in den Fluten zu begraben und alles irdische Elend von den Wellen verschlingen zu lassen!?

In furchtbarem Seelenkampf hatte sie sich an die Brüstung gelehnt. Das Kind im Arme, starrte sie in die mondbeglänzte Flut. Das Rauschen des Wassers und der innere Kampf hatten ihr Ohr den Schritten eines Mannes verschlossen, der vom Dorfe Schnellingen her am Fluß heraufgekommen war auf spätem Heimweg nach dem Städtchen.

Es war der alte „dicke Metzger" von Hasle, welcher vom „Gai" zurückkehrte und in der Blume zu Schnellingen noch den letzten Schoppen getrunken hatte. Von weitem sah er im Mondschein eine Gestalt an die Brücke sich lehnen, und je näher er kam, um so geheimnisvoller erschien ihm dieselbe.

Bis auf Brückenbreite kam er an sie heran. Jetzt sah er auch das Kind, erkannte des Schmieds schöne Margarete und ahnte sofort, was hier geschehen sollte. Er faßte sie rasch und vorsichtig am Arm und sprach: „Gretle, wie kommst du hierher, und was hast du vor?"

Umsonst will sie sich losreißen vom starken Mann, der bereits auch das Kind in seine Gewalt gebracht; ihr Angesicht verhüllend, stöhnt sie jetzt dumpf auf.

War sonst ein harter, spöttischer Mann, der dicke Metzger, aber das Leid des Mädchens ging ihm scharf ans Herz. Wird aber ein sonst harter Mensch einmal weich, so wird er's auch recht. Drum nahm der Dicke das Mädchen zunächst mit sich heim, versöhnte am folgenden Morgen den alten Schmied

mit dem Unglück seiner Tochter und führte diese dann mit ihrem Kinde ins Vaterhaus. So kam der zukünftige „närrische Maler“ in die Haslacher Welt und in des Großvaters Schmiede.

In den ersten Tagen nach ihrer Heimkunft wanderte der Vater mit dem Gretle dem Pfarrhaus zu. Damals wohnte dort der würdige Pfarrherr Schumacher, von dem mein Vater mir fünfzig Jahre nach dessen Tod noch erzählte, daß er der Freund und Berater des ganzen Städtchens gewesen sei.

Der Schmied bat zunächst um „den heiligen Tauf“, das Gretle schluchzte beschämt, aber der Pfarrer erschloß ihm nach einigen ernsten Worten durch Teilnahme und Trost das Herz. Es bekannte, wie daheim schon dem Vater, auch ihm alles: daß es durch das Versprechen der Heirat von seinem Dienstherrn verführt, später aber getäuscht, betrogen und aus dem Haus gejagt worden sei.

Empört über die Handlungsweise des fürstenbergischen Beamten, meldete Pfarrer Schumacher den ganzen Vorgang an die fürstliche Regierung, trat energisch für das arme Gretle ein und setzte es durch, daß wenigstens ihr und ihrem Kinde eine Summe Geldes ausgezahlt wurde, die vor der äußersten Not sie schützen sollte nach dem Tode ihres Vaters.

Der alte Schmied starb nicht viele Jahre darauf und hinterließ wenig, wie die meisten damaligen Haslacher. Sein Sohn, der junge Schmied, der gleiche, bei dem ich vierzig Jahre später manche Stunde verbrachte und dem ich oft sein Eisen hämmern half, übernahm Schmiede und Haus. Seine drei ledigen Schwestern, unter denen das Gretle die jüngste, hatten zwar das Wohnungsrecht im Hause, aber nur in e i n e r Stube, und die war zu klein für vier Menschen; drum fanden sie sich mit dem Bruder ab und bezogen ein kleines Häuschen auf dem Graben, am Stadtbach.

Das Leben dreier lediger, vermögensloser Weibspersonen auf dem Lande ist ein sehr monotones und armseliges. Unsere

drei Schwestern verdienten sich ihr Brot im Sommer mit Taglöhnern auf dem Feld, im Winter mit Spinnen und Stricken. Gar öde muß es gewesen sein zur Winterszeit, wo die Sonne kaum an die kleinen Fenster gelangte in ihrem dunkeln Häuschen, in dem ich als Knabe später manch helle Freude erlebte.

Da wohnte zu meiner Zeit im untern Stockwerk der alte „Saubrucker". Seine Frau war Hebamme und sein Sohn Karl mein Schulkamerad. Vater und Mutter waren meist abwesend, der Alte auf dem „Sauhandel", die Mutter in ihren dienstlichen Pflichten, und wir Buben allein in der Wohnung, wo wir alles zu unterst und zu oberst kehrten. Kam dann der Alte heim, so hatte er in der Regel einen kleinen „Dusel", sah die Unordnung nicht, die wir angerichtet, lobte uns, daß wir „so brav daheim gehütet", und befahl uns, nur so auszuhalten, bis die Mutter käme. Dann ging er wieder, um seinen Dusel zu einem Zopf zu steigern, froh, daß er uns allein getroffen und nicht die Frau, die ihn daheim behalten hätte.

Eine Treppe höher befand sich die Wohnung eines weitern Kameraden, des dritten in unserm Bunde, des Holzer-Peters Rudolf, dessen ich in meinen Erinnerungen aus der Jugend- und Studienzeit erwähnt habe. Seine Mutter, eine alte Witwe, und deren noch ältere Schwester, beide vom Stamme und Geschlechte Flach, wohnten da beisammen; zwei griesgrämige Weibsleute, an denen ich nie ein Lächeln sah, und denen wir durch unsern Spektakel im untern Stock oft zu Leid lebten.

Doch hatten wir zeitweilig auch Frieden mit den zwei Parzen, die zur Sommers- und Winterszeit am Spinnrad saßen. War das Wetter gar zu unlustig draußen, im untern Stock die schneidige Hebamme zu Hause, und führte mich mein Genius gerade zu den zwei Freunden, so saßen wir manchmal am Nachmittag still um die alten, mürrischen Weibsbilder, aber nicht ohne Absicht.

Gegen drei Uhr schleppte sich die Schwester Gärde (Luitgard) in die Küche und fabrizierte eine Art Kaffee, damals allgemein Schnitzbrühe genannt; von der bekamen wir auch in einer irdenen Schüssel. Das war ein Göttertrank für unsere genügsamen Knabenkehlen. Kaum war er aber genossen, so empfahlen wir uns der lieben Einsamkeit in der kleinen Stube, wo nur das Schnurren der Spinnräder vernehmbar war.

Es war aber damit beiden Parteien geholfen. Die zwei Spinnerinnen saßen lieber allein, und manchmal konnte die Mutter des Rudolf zur Gärde sagen: „Gang[1] un mach d' Schnitzbrüh', daß die Kerle us 'm Hus komme." —

In diesem Häuschen lebte eine Generation früher das Gretle mit ihren Schwestern und ihrem Sohn „Karle", wie in Hasle alle Karl genannt werden. Die Zeit heilt alle Wunden, und so konnte, trotz der Einsamkeit, das Gretle mit den Jahren sein Leid leichter tragen und über dem Grab seiner irdischen Hoffnungen die Seelenruhe wieder finden.

Nur bisweilen brach die alte Wunde auf. Wenn der Karle, ein schöner, schwarzlockiger Knabe geworden, mit seinen Kameraden in Streit geriet und sie ihm spöttisch zuriefen: „Du bisch jo nur 's Gretles Karle un hesch[2] kei' Vater!" — und der Arme dann heimeilte und seiner Mutter weinend es klagte, da brach ihr fast das Herz in herbem Leid. Sie tröstete ihn mit den Worten: „Dein Vater ist im Himmel droben und hat dich so lieb als diejenigen, die dich verspotten."

Die Menschen sind in gar vielen Dingen niederträchtig. Reichtum in Verbindung mit Laster und Gemeinheit nehmen sie gerne in Kauf, aber der Armut wird nichts verziehen. Ihr wird bei jeder Gelegenheit Schande und Ehrlosigkeit vorgeworfen. So werden beispielsweise oft arme, uneheliche geborene Kinder, namentlich auf dem Lande, in der härtesten Weise behandelt und beurteilt, und doch sind sie

[1] geh. [2] hast.

an beiden Makeln mindestens ebenso unschuldig als ihre Spötter und Verächter.

Ja es gab und gibt heute noch Priester, die glauben, Gott und seinem Sittengesetz eine Ehre anzutun, wenn sie es nach Jahren noch von der Kanzel verkündigen, der oder jene, die sich verheiraten wollen, seien unehelich geboren.

Man glaubt dadurch auf zukünftige Mütter unehelicher Kinder abschreckend zu wirken, vergißt aber, daß, während man ein an sich lächerliches Verhütungsmittel anwendet, ein absolut unschuldiger Mensch aufs tiefste und in absolut unchristlicher Weise gekränkt und verletzt wird.

Wir hatten in meiner Knabenzeit unter uns einige Kameraden, die „Ledige" zu Müttern hatten. Aber überall, in der Schule und auf der Gasse, sei es, daß der Lehrer oder ein biederer Bürgersmann sie prügelte, jene armen Buben bekamen, in der Regel unter dem Vorhalt ihres Geburtsmangels, jeweils die doppelte Anzahl von Schlägen.

So hatte ich einen Mitschüler namens Othmar, der mit seiner Mutter, der „Dreher-Nanne", einer Wäscherin, im ehemaligen Kloster wohnte. Den schlug eines Tages ein Fuhrmann derart, daß er zeitlebens ohne Stock nicht mehr gehen konnte. Böse Buben nahmen dem Armen bisweilen den Stock, und dann fiel er beim ersten Schritt, den er machen wollte, um. Mich dauerte der Othmar stets, ich gab ihm manches Stück Brot, und wenn er dann, an eine Hausecke angelehnt, festen Stand hatte, wurde er heiter und lustig und sang sein Lieblingslied, das da anhub:

Napoleon ist nicht so stolz,
Handelt mit Schwefelholz.

Daß der Othmar so geschlagen worden, darüber krähte kein Hahn, noch dachte jemand an Schadenersatz für bleibende Körperverletzung. Früher geschah in der Richtung zu wenig zugunsten des betreffenden Individuums, und in unserer vom Humanitätsdusel angesteckten Zeit geschieht zu

viel. Jetzt darf niemand mehr einem bösen Buben eine wohlverdiente Ohrfeige geben, ohne Gefahr zu laufen, gerichtlich belangt zu werden. Dafür nimmt aber die Roheit, die sich nie durch Humanität vertilgen läßt, von Jahr zu Jahr zu. —

Ähnlich wie zu meiner Zeit die „Ledigen", so wurde vierzig Jahre früher auch des Gretles Karle behandelt, und das war's, was die alten Wunden der unglücklichen Mutter von Zeit zu Zeit wieder aufriß. Manche Schläge bekam der Karle besonders dafür, daß er seinem Kunstgenius frühzeitig überall und bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab. Hatte er ein Stückchen Kreide gefunden, oder, wie wir Buben es alle gern taten, aus einem Sandstein vor dem Hause eines Maurers oder bei einem Neubau ein Stück „Rötel" (Leberstein) herausgeschlagen, so fing er eben an zu zeichnen.

Da malte er auf eine Haustüre ein Schwein, dort auf einen Laden eine Kuh oder eine Krähe oder Eule — und überall hielt man seinen unschuldigen Kunsttrieb für Bosheit und Anspielung. Es regnete Verwünschungen und Hiebe auf den armen Knaben, und in der Schule liefen zahlreiche Klagen ein. Nur der alte Oberlehrer Blum machte es ihm jeweils gnädig im Urteil über seine „Schmierereien" und erkannte den zukünftigen Maler.

In dem Geschlechte der Sandhasen war ja Kunst und Wissenschaft daheim, warum sollte nicht auch in des Gretles Karle ein Künstler stecken? Hatte ja doch seine Mutter bereits einen Bruder, der sich in der Kunst einen Namen gemacht hatte und als Hofmaler in der hessischen Residenz Darmstadt wohnte!

Von Zeit zu Zeit kam der in seine Heimat an der Kinzig, überzeugte sich vom Talent seines armen, verfolgten Neffen und nahm ihn, als er „aus der Schule war", zu sich nach Darmstadt.

Nicht ungern verließ der Karle die Heimat, wo er wenig gute Freunde gehabt und viel Leid erfahren hatte in seinem

jungen Leben, nicht ahnend, daß er des Leids noch mehr erfahren würde in seinem Alter.

Nur ein Bürger hatte sich, außer dem Lehrer, des Gretles Karle angenommen. Der „Lichterläufer", so genannt, weil er Läufer hieß und „Lichter zog", war, zu meiner Zeit noch, der beste Lehrer im Flötenspiel. Er gab dem Karle und seinem Schulkameraden, dem Christian, den wir im folgenden Kapitel kennen lernen, unentgeltlich „Stunden auf der Flöte".

Der Karle wurde Virtuos, und dies Spiel hat ihm später seine Lebensnacht manchmal erhellt und vertröstet.

Das Flötenspiel war damals und lange nachher noch im Städtchen sehr verbreitet. An Werktagabenden und Sonntagmorgen konnte man in jeder Gasse und in jedem Gäßchen im stillen Kämmerlein einen Flötendilettanten seine Übungen produzieren hören. —

2.

Wie es unserm Karle in Darmstadt ging, wo er unter den Augen seines Onkels zum Maler sich ausbildete, konnte ich nicht in Erfahrung bringen[1]. Das weiß ich aber, daß er nach einigen Jahren in die Heimat zum Besuch seiner Mutter kam und als erste Probe seiner Kunst ihr eigenes Porträt malte. Er war ein bildschöner Mensch geworden. Wallendes schwarzes Haar, eine breite, hohe Stirne, große, tiefliegende, geistvolle Augen und eine hohe, schlanke Gestalt — schufen ihn zu einem vollendet schönen Jüngling. Ich besitze von ihm ein Bild aus jener Zeit, von seinem Onkel, dem Hofmaler, gezeichnet.

Einige Porträts, die er im Kinzigtale ausführte, machten

---

[1] Von einer alten Darmstädter Familie Hessemer, in welcher der junge Sandhas oft verkehrte und mit der er lange befreundet war, erhielt ich anno 1905 einen ganzen Band seiner Zeichnungen und Aquarelle.

einen in Offenburg lebenden reichen Polen auf den jungen Künstler aufmerksam, und er lud diesen ein, ihn nach Wien zu begleiten. Dort wolle er für seine weitere Ausbildung sorgen.

Der Weg führte über München. Der Eindruck, den diese Stadt durch ihr damals gerade erwachendes Kunstleben auf ihn machte, war so stark, daß Sandhas sich verbarg, bis sein Gönner abgereist war. Wie von einem Bann gefesselt, blieb er auf eigene Faust und bei kärglichem Verdienst in der bayerischen Residenz. Hier scheint er auch dem großen Maler Cornelius nähergetreten zu sein; denn in seinen spätern Zeiten sprach und schrieb er oft von diesem Künstler.

Drei glückliche Jahre vergingen dem Karle in dem neuen Isar-Athen. Aus Italien aber waren die Titanen alle gekommen, die in München der Kunst eine Heimstätte zu gründen begannen. Dorthin sehnte sich, wie jede Künstlerseele, auch der Maler Sandhas.

Eines Tages war er aus dem Kreise seiner Freunde verschwunden. Niemand wußte, wohin; alles ahnte aber, er sei über die Alpen gewandert. Und so war es. Von Venedig ward seiner Mutter die erste Kunde, und am Strande Neapels traf ihn ein Münchner Künstler, der nach ihm die Isarstadt verlassen. Sandhas hatte, ein Fußgänger wie wenige, ganz Italien durchwandert, von den Apenninen bis zum Vesuv alle Berge durchstreift und in allen bedeutenden Städten seine Studien gemacht.

Jahr und Tag waren wieder vergangen, da faßte ihn am Golf von Neapel das Heimweh nach den tannendunkeln Wäldern an der Kinzig. Die Natur allein hatte ja in der Knabenzeit neben seiner Mutter ihm ungetrübte Freude gemacht, sie allein blieb ihm später treu, als alles ihn verlassen.

Darum zog er rastlos wandernd heimwärts. Es war im September des Jahres 1826. Die Herbstsonne stand über dem Häuschen am Graben und küßte die Blumen am Fenster, an dem einsam das Gretle saß und strickte, nicht

ohne bisweilen einen Blick auf die stille Gasse hinabzuwerfen. Ihre Schwestern hatte der Tod abgeholt. Da schritt „der Karle" als wunderbar schöner, gebräunter Mann mit dunklem Vollbart, ein Christuskopf, den schmalen Weg vom obern Stadttor herunter der Hütte der Mutter zu. Ihr Auge hatte ihn trotz seiner Veränderung sofort erkannt, und voller Herzensfreude eilte sie ihm entgegen, hinab unter die Haustüre.

Im ganzen Städtchen, nicht bloß bei seiner Mutter, erregte der schöne, aus Italien heimgekehrte Karle Erstaunen. Er brachte auch meinem Großvater, dem Beckepeter, Grüße von seinem Bruder, dem Nudletoni, der in der ewigen Stadt tat, was er in seines Vaters Backstube zu Hasle gelernt: er machte Nudeln, ein gutes Geschäft selbst im Lande der Makkaroni. Der Karle hatte ihn in Rom besucht und manche Unterstützung bei ihm genossen.

Den ganzen Tag über war in der nächsten Zeit Gretles Stübchen von jungen und alten Haslachern besucht, denen der Karle seine Studien zeigte, welche er in Italien aufs Papier gebracht hatte und zu denen er entsprechenden Text zu geben wußte.

Die besseren Bürger und Bürgerinnen wollten jetzt alle von dem Karle gemalt sein, und Jahr und Tag gab's Arbeit in Hülle und Fülle. Er führte alle diese Porträts in Aquarell und zwar ganz vorzüglich aus. So malte er in jenen Tagen allein aus meiner Familie: meine mütterlichen Großeltern, meine Eltern als junges Ehepaar und den Bruder des väterlichen Großvaters, den Pfarrer Josef Hansjakob, der damals seine alten Tage im Ruhestand im elterlichen Hause verlebte. Sämtliche Bilder sind heute in meinem Besitz und erinnern mich gar oft nicht bloß an die Originale, sondern auch an den unglücklichen Künstler, der die Porträts schuf.

Bald ging durchs ganze Tal der Ruf des Porträtmalers von Hasle, und überallhin wurde er gebeten, und es wird heute noch von Offenburg bis Wolfach gar manch

altes Familienbild existieren mit dem Monogramm „Karl Sandhas".

Aber auch die Naturstudien in Feld und Wald vergaß der junge Künstler nicht. Bald saß er am roten Kreuz oben unter einer Tanne und zeichnete das liebliche Land zu seinen Füßen, bald stand er auf der Kinzigbrücke und entwarf ein Bildchen aus dem Uferleben, bald weilte er im Klostergarten der Kapuziner, um einen oder den andern der Klosterbrüder bei der Arbeit zu skizzieren.

Das Kloster war längst aufgehoben, nur wenige Mönche wohnten noch da zum Aussterben, und einen Teil des großen Gartens bebauten bereits, wie heute noch, Bürgersleute. Drum traf eines Morgens zur Sommerszeit der Maler im Garten ein Mägdlein, das aus dem Klosterbach Wasser schöpfte, um seine Blumen zu begießen. Er hatte es früher nie gesehen. Sie war die Tochter eines fürstenbergischen „Jägers", wie in jener poetischen Zeit, wo sie noch mehr mit dem Wald als mit der Feder zu tun hatten, die Förster genannt wurden.

Ein fürstlicher Rentmeister und ein fürstlicher Jäger saßen damals noch zu Hasle, wo ringsum der Fürst von Fürstenberg Wald und Feld in Hülle und Fülle besitzt.

Dem alten Jäger war der junge Maler schon oft begegnet, wenn dieser im Wald, des Künstlers Lieblingsspaziergang, herumgestreift war. Aber des Jägers Töchterlein nannte ihm zum erstenmal, auf sein Befragen, im Kapuzinergarten der greise Bruder Othmar, den auch ich noch gekannt. „Des Jägers Mine" hatte keine Ahnung davon, daß der Maler, der stumm und still an der Klostermauer saß mit seinem Skizzenheft, sie abkonterfeite, während sie ihre Blumen begoß. Noch weniger ahnte sie, daß derselbe, je länger er sie ansah, um so unruhiger wurde in seinem Herzen. —

Sein Ruf als Künstler hatte dem Karle endlich auch die Gunst des Stadtrats gewonnen. Obwohl sonst kein Prophet und noch weniger ein Künstler etwas gilt in seiner

Vaterstadt, so bestellten die Väter des Städtchens doch bei's Gretles Karle zwei Bilder.

Zunächst ein Porträt des ehemaligen Pfarrers Lipp. Dieser, ein geborener Haslächer und Pfarrherr in seiner Vaterstadt, muß ein bedeutender Mann gewesen sein, denn er war päpstlicher Prälat und Protonotar.

Es kann zwar auch ein unbedeutender Mann derartige Titel bekommen, wie auch einen Orden. Allein wenn ein schlichter Pfarrer von Hasle auf jene Stufe der Prälatur erhoben wurde, so muß er was Tüchtiges gewesen sein.

Lipp, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, hinterließ seiner Vaterstadt eine Stiftung und seinen Mitbürgern einen silbernen Becher, aus dem sie bei öffentlichen Mahlen sich „den Frieden zutrinken sollten". Zu meiner Knabenzeit geschah dies noch regelmäßig an des Großherzogs Geburtstag.

Jetzt hat die schöne Sitte aufgehört, wohl weil der Prälat Lipp es vergaß, auch den nötigen Wein zum leeren Becher zu stiften.

Sein Bild hing seit seinem Tode im Ratszimmer, war aber defekt und fast unkenntlich geworden.

Der Karle fertigte für 30 Gulden eine sehr gute Kopie, die heute noch die „Ratsstube" ziert, dem Pfarrer und ihm zur Ehre.

Nachdem das Porträt so gut ausgefallen war, folgte ein größerer Auftrag von seiten des Stadtrats: eine Himmelfahrt Mariä auf den Muttergottesaltar in der Pfarrkirche.

Die alten Haslacher waren ein frommes Geschlecht und deshalb große Verehrer der Muttergottes. Ich sah in meiner Knabenzeit noch die ersten Bürger an „Marientagen" mit dem Schild der Rosenkranzbruderschaft zur Kirche wallen. Darum sollte des Gretles Karle auch die Muttergottes mit seinem Pinsel verherrlichen.

Alle großen Meister der alten Zeit, ein Raffael, ein Tizian, ein Rubens u. a., haben die Madonnenbilder ihrem

Lande und ihrem Volke entnommen; gar oft waren es Frauengestalten, die ihrem Herzen nahe standen. Auch brachten sie ihr eigenes Bildnis gerne auf ihre Gemälde. Ähnlich verfuhr auch der junge Maler an der Kinzig. Er konnte sich kein edleres und züchtigeres Frauenbild denken als des Jägers Mine, die, seitdem er sie im Klostergarten gesehen und gezeichnet, wie eine Heilige vor ihm stand, mit der er aber noch kein Wort gesprochen hatte.

So malte er denn auf sein Bild „Mariä Himmelfahrt" die Mine als Hauptfigur, unter ihr die Weltkugel und eine Schar von begleitenden Engeln. Von der Erde schaute in einer Ecke des Bildes der Karle selber als Apostel der Himmelfahrt zu. So ward das Bild zum erstenmal im Rathaussaale an einem „Ratstag" ausgestellt, damit die Senatoren die ersten Prüfermienen darauf werfen sollten.

Kaum hatte aber der alte Ratschreiber Soderer, dem das Bild vor Eröffnung der Sitzung gebracht worden war, und der die erste Violine im Rate spielte, über seine große Brille hinweg das Gemälde fixiert, als er unter den Aposteln des Gretles Karle erblickte. Die Madonna war ihm nicht aufgefallen, weil er die jungen Mädchen nicht kannte. Aber das eine war ihm schon genug, daß der Sandhas, ein unehelicher, junger Mensch, sich unter die Apostel stellte. Wenn er ihn, den alten würdigen Generalstabschef des Stadtrats, kopiert hätte, wäre es noch etwas anderes gewesen, so aber verdarb ihm der Malerkopf das ganze Bild.

Während er grimmigen Blickes über dem Gemälde saß und entrüstet in sich hineinmurmelte, kam der älteste Stadtrat, der Becke-Fidele, in das Zimmer. Der schlug, noch ehe der Ratschreiber Zeit hatte, ihm den verdächtigen Apostel zu zeigen, die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Dia Muattergottes isch jo 's Jägers Mine!" Der Fidele kannte als Bäcker, bei dem sie täglich aus- und eingingen, alle Mädchen im Städtle und so auch die Madonna auf des Sandhasen Bild.

Indessen kamen die übrigen Ratsherren samt dem Bürgermeister angerückt, und mit jedem Mann mehrte sich die Entrüstung, die auch leicht begreiflich war. Am Nachmittag ging wie ein Lauffeuer durchs ganze Städtchen die Freveltat des Malers. Ihn selber hatte der Rat am Morgen noch holen lassen und ihm sein Bild voll Entrüstung „heimgeschlagen". Empört über den Unverstand, den die allgemeine Malerfreiheit bei den Vätern der Heimat gefunden, reizte er dieselben mit den Worten: „Wenn Ihr meine Himmelfahrt Mariens so beurteilt und so wenig Begriff von der Freiheit eines Künstlers habt, dann will ich Euch eine Geburt Christi malen und die Motive zu Ochs und Esel aus dem Stadtrat nehmen."

Mit diesen Worten trat er aus dem Ratszimmer und ließ die Ratsherren in doppelter Entrüstung hinter sich. Der Becke-Fidele beantragte, das Bild zu verbrennen und des Gretles Karle beim Obervogt wegen Beleidigung zu verklagen. Dagegen erhob sich, ein zweiter Gamaliel an Weisheit, der alte Buchbinder Gottlieb Hinterskirch. Dieser, den ich als Knabe noch hochaufgerichtet, langsam und gravitätisch in die Ratssitzungen wandeln sah, meinte ganz zutreffend: „Wenn wir den Antrag des Becke-Fidele zum Beschluß erheben, wird Schaden und Spott unser Los sein. Verbrennen wir das Bild, so verklagt uns der Sandhas, und wir haben den Schaden; verklagen wir ihn aber wegen des boshaften Witzes, so wird dieser allgemein bekannt, und wir haben den Spott zum Schaden."

Diese Weisheit sahen alle ein, selbst der Becke-Fidele, und infolge eines weiteren Antrags des Buchbinders ward das Bild vom Ratsdiener vor die Türe des Hauses gestellt, in welchem der Maler mit seiner Mutter wohnte.

Es war Sommerszeit und warmes, trockenes Wetter; darum ließ der empörte Künstler das Bild einige Tage stehen, wo der Scherge des Rats es abgelegt. So hatte alles im Städtchen Gelegenheit, des Jägers Mine als Muttergottes

und den Karle als Apostel zu betrachten und seine Glossen darüber zu machen. Alles schimpfte natürlich auf den frechen Maler, nur die erwachsenen Mädchen beneideten im stillen die schöne Mine um ihre hohe Rolle.

Diese hatte viel zu leiden. Wo sie sich blicken ließ, hieß es: „Da kommt die gemalte Muttergottes." Aber die Kunde, daß der Maler, den sie im Klostergarten so oft gesehen, sie derart verherrlicht habe, erregte in ihrem Herzen — weibliche Wesen haben in der Richtung ein feines Gefühl — auch sofort die Ahnung, warum dies geschehen sein möchte.

Es kam, wie es zu kommen pflegt, die alte Geschichte vom menschlichen Herzen, die ewig neu wird in ihrer Lust und in ihrem Weh.

Unter dem großen Lindenbaum vor dem Gartentor am Kapuzinerkloster fanden sich bald hernach zwei Seelen, der Karle und die Mine, und schwuren sich in althergebrachter Art Liebe und Treue. Und der alte Bruder Othmar, der Kapuziner, störte die Liebenden nicht, so oft sie auch unter der Linde standen und sich ihr Leid klagten. Die Zweige des Lindenbaumes flüsterten mit ihnen, und das Bächlein nebenan nahm leise rauschend das Geflüster mit sich fort.

Sie hatten sich viel Leid zu klagen, denn der alte Jäger wollte nichts davon wissen, daß seine Tochter einen Maler heirate, der dazu noch ein Tagdieb sei und in den Wäldern umherstreife. Und von allen Leuten mußte die Mine sich verspotten lassen nicht bloß wegen des Madonnabildes, sondern auch wegen des „Molers", von dem sie jetzt zu sagen begannen: „Es ist eben ein halbverrückter Kerl wie alle Sandhasen."

In Volkskreisen stehen bekanntlich Maler, Schauspieler, Musikanten und Lumpen auf ein und derselben Rangliste. Warum? Weil es unter den drei erstgenannten am meisten verbummelte Existenzen gibt, die in den unteren Volksschichten ihr Brot suchen müssen und dann naturgemäß vielfach zu allen Eigenschaften des Lumpen herabsinken.

Die malende Kunst, das Schauspiel und die Musik gehören in ihrer Vollendung mit zu den höchsten Leistungen menschlichen Talents. Aber in gewissem Sinne kann man auch hier sagen: „Corruptio optimi pessima“, je idealer eine Kunst, ein Stand angelegt ist, um so tiefer der Fall, je mehr man sich vom Ideal entfernt. Und da es nirgends mehr Stümper gibt und Pfuscher als auf dem Gebiete der genannten idealen Künste, so treffen wir auch hier am meisten verkommene Menschen.

Es sind ja lauter arme, mehr oder weniger herabgekommene Individuen, die unter dem Volke malen, Musik machen und Theater spielen. Deshalb gelten jene Künste beim Volke nicht bloß als brotlos, sondern auch als verächtlich. Das Volk kennt die großen und wahren Künstler nicht, noch ihre Leistungen, und taxiert Malerei, Schauspiel und Musik nur nach der ihm gebotenen Anschauung und Erfahrung, und so entsteht eben jenes ungünstige Urteil.

Dazu mag es noch in der Volksseele liegen von der alten Heidenzeit her, in welcher z. B. bei den Römern Schauspieler und Musikanten zu den verachteten, eines freien Mannes unwürdigen Ständen gehörten.

Drum können wir es auch dem alten „Jäger" nicht verübeln, wenn er in Zorn darüber geriet, daß seine Tochter mit einem „brotlosen, halbverrückten Maler" anbinden wollte. Vergeblich wies sie darauf hin, daß der Karle kein Lump sei, viel Geld verdiene und niemand ihm etwas Schlechtes nachsagen könne. Als eines Tages der junge Künstler dem Alten begegnete droben im Urwald, „am heiligen Brunnen", da drohte ihm dieser mit seinem Gewehr, wenn er die Mine nicht lasse, die nie und nimmermehr einen Maler und Tagdieb heiraten dürfe. Ohne eine Gegenrede eilte der arme Künstler den Wald hinab. Wo er roh behandelt wurde, antwortete er gar nicht oder, wie wir oben gesehen, höhnisch. Um Hohn war es ihm aber jetzt nicht zu tun, da er dem Vater seiner Geliebten gegenüberstand.

Am Abend unter der Klosterlinde erfuhr die Mine, was im Wald sich zugetragen. Sie selbst erzählte, wie sie bald des Lebens nicht mehr sicher sei daheim. So oft der Vater von seinem Abendschoppen im Kreuz heimkehre, sei er aufs neue wütend, weil er jedesmal in der Gesellschaft sich müsse „aufziehen" lassen wegen des verrückten „Malers", dessen Narrheit das Madonnabild klar dargelegt hätte. Er wolle sie jetzt nach Amerika spedieren, wenn der Lump noch lange im „Städtle" sei und die Bekanntschaft nicht aufhöre.

Tags darauf war der Maler fort.

Erst trieb's ihn weiter. In dem Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt taucht er auf. Der Professor Hessemer, Architekt, Maler und Dichter, erkennt sein außergewöhnliches Talent und protegiert ihn.

Der geniale Künstler Weidenbusch, später vom gleichen Schicksal befallen wie Sandhas, wird sein Freund[1].

Später finden wir den Ruhelosen in Düsseldorf. Doch das Heimweh und die Liebe brachten ihn der Heimat wieder näher. Er erscheint in Freiburg und läßt sich hier nieder. Von da aus hat er nicht weit nach Hasle.

Er konnte das Kinzigtal, nach dem ein stetes Sehnen ihn zog, leicht erreichen — und auch die Mine treffen unter dem Lindenbaum am Klosterbach.

Die Täler der Heimat, die stillen, einsamen Höfe, die schlichten Landleute mit ihren malerischen Trachten füllten seine Einbildung und seine Skizzenbücher.

Mit manchem „flüchtigen" Aquarellbild dankte er den Bauern für ein frugales Mahl und für ein Lager auf Stroh, wenn er von Freiburg aus in den Bergen der Heimat umherstreifte.

Manchmal verließ er zur Sommerszeit, wenn die Nacht hereinbrach, die Dreisamstadt, legte die neun Stunden bis Hasle wie ein Schnelläufer zurück, badete bei Sonnenaufgang

[1] Lucian Reich, der einige Jahre später in das Institut eintrat, hörte noch viel von dem geistreichen Künstler Sandhas reden.

in der heimatlichen Kinzig, und gestärkt durchs Bad und den Anblick seines Lieblingstales zog er in der Glühhitze des Mittags wieder Freiburg zu, um oft des andern Tages den Weg wieder zu machen.

Sandhas stand in den vierziger Jahren, als er in meine Erkenntnis trat, und damals noch schauten wir Buben staunend ihm nach, wenn er vom Städtchen dem Walde zuschritt und leicht wie ein Reh bergan eilte, seinen großen Naturstock elegant in der Luft schwenkend. Ich habe noch nie einen Mann so schnell und leicht dahinschreiten sehen.

Eines Tages, so erzählen alte Leute heute noch, begegnete dem Karle auf seinem Weg von Freiburg her der alte Kreuzwirt Merkle von Hasle. Dieser war mit seinem flotten Einspänner im Markgräflerland gewesen, um Wein zu kaufen, und eben auf der Heimfahrt durchs Elztal hinauf. Er lud den Maler ein zum Mitfahren, der aber lachte und meinte, er käme noch vor ihm heim.

Und richtig, als der Kreuzwirt, der unterwegs nur einmal seinem Pferd kurze Rast gegönnt hatte, heimkam, saß der Sandhas schon im Kreuz bei einem Schoppen.

Aber bisweilen traf er auch erst spät am Abend in Hasle ein auf einsamen Pfaden, damit niemand ihn sehe — außer die arme Mine.

Am Lindenbaum traf er sie jeweils, redete, was das Herz und die Verhältnisse eingaben, suchte im Dunkel der Nacht die Mutter auf zu einem „Grüß Gott", und noch bevor des Schloßbauern Hahn bei der alten Heidburg auf der Höhe des Elztales zum erstenmal krähte, huschte der Sandhas am Schloßhof vorbei, und ehe der Wächter auf dem Münsterturm in Freiburg den Tag einläutete, schritt er hier wieder zum Christofstor hinein.

Er wohnte in Freiburg im ehemaligen Allerheiligenkloster[1] beim Hofgerichtsrat Neumann, dessen Sohn, der

[1] An seiner Stelle steht heute das Gebäude des erzbischöflichen Ordinariats.

Oberamtsrichter a. D. Neumann, als Achtziger mir noch vom Maler Sandhas zu erzählen wußte.

Neumann kam als Knabe oft in das Atelier des Künstlers und erinnerte sich eines großen Bildes, an dem dieser damals malte, und das den Faust und seinen Mephisto darstellte.

Auch besaß dieser Herr noch eine Bleistiftzeichnung von Sandhas, das Haslacher Kloster und den Lindenbaum darstellend.

Sein Ruf als Porträtmaler verschaffte dem Karle in der alten Zähringerstadt Arbeit und Geld und Freunde genug. Der damals bekannte Pathologe Professor Baumgärtner, von der präzisen Ausführung seiner Bilder überrascht, machte ihn zum Mitarbeiter an seinem Werke „Physiognomik der Krankheiten". Sandhas zeichnete im Spital die Gesichtszüge der einzelnen Kranken, und der Professor wies am Gesichtsausdruck die verschiedenen Übel, die so sich ausprägten, nach.

Für jeden Kopf bekam der Maler zwei Kronentaler.

Stets trug er mehr Leid als Freude über die Berge, wenn er zurückwanderte in der Stille der Nacht und vorher die Mine unter dem Lindenbaum gesprochen hatte. Die Mine hatte ihm immer zu erzählen von ihren Plagen im Elternhaus. Kaum war „der lumpige Moler", wie der alte Jäger zu sagen pflegte, vor zwei Jahren aus dem Städtchen fortgezogen, so war ein Freier gekommen, der dem Alten gefiel. Drüben in Hausach auf der fürstenbergischen Hammerschmiede war er angestellt als Buchführer, hatte sein täglich Brot, freie Wohnung, Holz und Licht, mit der Aussicht, einmal Verwalter zu werden auf einem der vielen fürstlichen „Hämmer" im Schwarzwald.

Das war des alten Jägers Mann, aber nicht der seiner Tochter. Sie weigerte sich fort und fort, dem Wunsch des Vaters gemäß mit dem Werkschreiber von Husen „eine Bekanntschaft anzufangen". Und als ihn der Vater eines

Sonntags ins „Jägerhüsle" am Graben brachte, um ihn der Mine vorzustellen, da floh sie — hinauf in den Urwald, der in kurzem auch ihrem Karle als Aufenthalt dienen sollte.

Da sie am Abend und in der Nacht nicht heimgekehrt war, wich der Zorn des alten Jägers der Angst, das Mädchen könne sich etwas angetan haben. In der Nacht noch bot er seine Waldhüter auf, um die Mine zu suchen.

Bei Tagesanbruch trafen sie die Arme am „heiligen Brunnen", mitten im Urwald, schlafend unter einer alten Buche.

Der Vater gab ihr gute Worte, und weinend folgte ihm die Tochter zurück ins Elternhaus, wo schon nach wenig Tagen der Werkschreiber von Husen wieder das Gespräch des Jägers bildete, während im Städtle ihre Flucht über alle Zungen ging und man ihr alles Schlimme gönnte, weil sie sich als Muttergottes habe malen lassen.

Bald ließ der Vater sich vernehmen: Wenn sie wieder fortgehe, wenn der Werkschreiber komme, solle sie nur fortbleiben. Es reue ihn, daß er sie gesucht und gefunden im Urwald. Aber alles käme daher, daß der Lump, der Sandhas, in Freiburg sitze und sich von Zeit zu Zeit in Hasle blicken ließe.

Kein Wunder, wenn das Herz des geplagten und verspotteten Mädchens endlich brach. Dieses Herz hatte schon so viel ertragen müssen vom unerbittlichen Vater und vom spottenden Volke. Fieberhitze warf die Mine aufs Krankenlager in einsamer Kammer. —

Der Karle hatte indes in Freiburg viele Kronentaler ermalt und erzeichnet und sie sparsam zusammengetan. Seine Erholung suchte er auch in der Breisgaustadt meist in der Natur, in den herrlichen Waldbergen um Freiburg herum, wobei seine Flöte ihn immer begleitete. Einsam im Walde die Flöte zu spielen und in sie sein Leid hineinzublasen, war später in noch trüberen Tagen seine Freude.

Die Woche, an deren letztem Tage sie sich, wie das letztemal ausgemacht worden war, unter der Linde wieder finden sollten, ging zu Ende. Der Maler brach früher auf als sonst. Trotzdem er seine sämtlichen Kronentaler — und es waren nicht wenige — mitnahm, um sie der Mine zu geben, daß sie dem Vater den Schatz zeige und ihm beweise, daß der Sandhas kein Lump sei — trotzdem wollte heute keine Freude in ihm aufkommen. Ein banges Gefühl beschlich ihn, während er das Elztal hinaufeilte.

Auf der „Eck", im Wirtshaus „zum Rößle", trank er gegen Abend einen Schoppen. Einsam steht dies Wirtshaus auf dem Scheitel der Bergstraße, und die Fuhrleute und Fußgänger machen hier jeweils Rast nach überstandenem Aufstieg, sei es aus dem Elztal oder aus dem Kinzigtal.

Hier oben tönte dem Karle beim Weiterschreiten vom Tal herauf die große Glocke von Hasle dumpf und leise ans Ohr. Es ward ihm noch banger. Das Läuten kam ihm so unheimlich vor. Und doch geht über diese Ecke einmal in jedem Jahr ein poetisches Läuten wie selten irgendwo in der Welt.

Auf dieser höchsten Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal versammeln sich alljährlich am Pfingstsonntag die Hirtenbuben der ganzen Umgegend zum „Glockenfest".

Vom ersten Maitag bis Gallustag (16. Oktober) sitzen diese Buben einsam und verlassen bei ihren Herden in Schluchten, Hochtälern und auf Bergeshöhen. Jedes ihrer Tiere hat eine Glocke, und am Glockenton erkennt der Hirte, wo dieses oder jenes Stück steht. Sein Lieblingstier trägt die hell- und wohltönendste Glocke, und jeder Hirte bemüht sich, eine solche zu bekommen. Die „Gehöre" sind aber so verschieden wie die „Geschmäcker", und so hat jeder Hirtenbub eine andere Tonliebhaberei. Darum kommen die Buben alljährlich einmal aus den Bergen herab und von den Tälern herauf auf die Eck, um Glocken zu vertauschen.

Da hat der eine Hirte auf dem Martinimarkt eine Glocke

gekauft; die hat ihm drunten im „Städtle“ zwischen den engen Gassen gar wohl geklungen, und jetzt auf der reinen, luftigen Höhe hört er sie fast nimmer, wenn das Tier nur wenige Schritte von ihm weg ist. Dem andern hat der Bauer eine gebracht vom vergangenen Fastenmarkt, und beim ersten Ausfahren mit dem Vieh hat der Bube gemerkt, daß es „die lez“[1] ist. Deshalb findet das Glockenfest statt, damit jeder eine Glocke bekomme, die seiner Stimmung und Harmonielehre entspricht. Da ist dann ein Klingeln und Glöckeln den ganzen Nachmittag. Am Ohr und in der Ferne werden die Schellen probiert, bis jeder seinen Ton hat.

Auch einzelne Hirtenmädchen kommen. Mancher Bauer hat keine Buben, aber „starke Maidle“ im Überfluß; die müssen dann hüten. Oder der Bub hütet das Großvieh und ein Mädchen die Ziegen und Schafe. Das „Maidle“ will aber auch dem Geißbock oder dem Widder eine Glocke anhängen, und so erscheinen auch die Mädchen beim Tausch und treten, wenn auch nicht so ernstlich und vielseitig, in den Handel ein.

Gegen Abend wird im Rößle eingekehrt; denn der Tausch ist auf freier Heide vor sich gegangen. Da wird dann eins getrunken und wohl auch ein Tänzlein getan ohne Erlaubnis des Bezirksamts. Es wäre ja jammerschade, wenn bei einem so poetischen Feste die Bureaukratie, diese Todfeindin aller und jeder Poesie im Menschenleben, etwas darein zu reden hätte!

Beim „Zunachten“ machen sich die Hirten auf den Heimweg, bergauf und talab. Sobald er allein ist, der Hirtenknabe, probiert er erst recht nochmals seine neuen Glocken, und es ist ein wunderbares Klingeln und Glöckeln in den Abend und in die Berge hinein. An manchem Bauernhof, wo alles schon zur Ruhe gegangen, klingelt's vorbei, und die drinnen, die das Klingeln hören und aufwachen, sagen sich: „Die Hirten gehen heim vom Glockenfest.“

[1] lez = links, unrecht.

Es ist der einzige freie Nachmittag, den der Hirte den Sommer über hat, und es geht gar mancher Sturm und Donner über ihn und seine Herde hin bis zum Herbst und zum „Martismärkt", wo er wieder einen freien Tag hat zum Jahrmarkt nach Hasle. Und der Hirtenbub und das Knechtlein, der Knecht und die Magd in den Bergen des Kinzigtales machen beim Diensteintritt zur Bedingung — Freiheit am Maiemärkt, am Glockenfest und am Martismärkt! Bescheidene, frohe und glückliche Menschen!

Leider geht mit dem Hüten alljährlich auch das Glockenfest mehr ein, und das hat mit ihrem Läuten die Kultur getan, die Viehkultur, die seit Jahren den Bauern predigt, das Vieh jahraus, jahrein an die Kette zu legen und die Weidefelder mit Wald anzulegen. —

Je banger es dem jungen Maler, der heute von der Höhe zu Tal stieg, ums Herz ward beim fernen Glockenton, umsomehr beschleunigte er seine Schritte. Unten im Tal angekommen, lenkte er abseits von der Straße und schlug den Pfad ein am „Bächlewald" hin.

Hier begegnete ihm der Mattenmüller von Hofstetten, welcher am Waldrand seine Mühle stehen hatte, von der ihn etwa fünfzehn Jahre später zur Winterszeit der Mühlbach forttrieb und als Leiche nach Haslach brachte. Ich sah als Knabe den Mattenmüller im Klosterbach liegen, unweit der Stelle, wo der Lindenbaum des Malers und der Mine stand.

Der Müller kannte den Karle wohl. War er ja schon oft oberhalb der Mühle am Wald gesessen und hatte gezeichnet oder die Mühle passiert auf seinem Wege von und nach Freiburg. Sonst wortkarg, trieb es den Sandhas diesmal, den Mattenmüller zu stellen und über sein Woher zu befragen. Dieser war im Städtle gewesen und hatte „Beuteltuch" geholt für seine Mahlgänge. „Hat es nicht vorhin Scheidzeichen geläutet?" fragte der Maler. „Ja freilich", meinte der Müller. „Ich bin gerade im Rappen bei einem Schoppen

gesessen, da läutete es. Gleich darauf kam des Rappenwirts Bub heim und erzählte, man läute fürs Jägers Mine, sie sei am Nervenfieber gestorben."

Wenn ein Blitz in eine Eiche schlägt, kann er sie nicht so tief ins Lebensmark hinein erschüttern, wie diese Nachricht den großen, starken Mann traf, der vor dem Mattenmüller stand am Bächlewald.

Es war nicht Bosheit, sondern die bisweilen teuflisch klingende Naivität des ungebildeten Menschen, wenn der Müller mit seinem roten, gutmütigen Gesicht noch hinzufügte: „Ihr habt sie wohl gekannt, Sandhas; denn gar oft hab' ich seinerzeit davon erzählen hören, daß Ihr sie auf ein Bild gemalt habt." — „Ja, ich habe sie gekannt", meinte trocken der aufs tiefste Getroffene und verabschiedete den Unglücksboten. Dann setzte er sich unter die nächste Tanne und weinte, daß der ganze Wald sich hätte erbarmen mögen, weinte, bis es Nacht wurde.

Jetzt schritt er langsam dem Städtchen zu, wie berauscht vom Schmerz, und nahte „am obern Graben" dem kleinen Häuschen des Jägers. Es war Licht in der Kammer des zweiten Stockwerks, wo die Mine gewohnt. Das Licht zitterte zwischen den Blumenstöcken durch, die vor ihrem Fenster standen, und dies war geöffnet, und auf die Straße drangen die Worte der Nachbarsfrauen, die bei der Leiche den Rosenkranz beteten und das: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!"

Und drunten stand der arme Karle und senkte sein Haupt, und die Gebetsworte gingen auf ihn nieder wie Pfeile auf einen Gebundenen. Er hätte gern mitgebetet droben, wäre gern niedergekniet, um die Tote nochmals zu sehen. Aber er wollte ihre Ruhe nicht stören dadurch, daß er dem Vater sich gezeigt, der ihn wohl als den Mörder seines Kindes empfangen und fortgejagt hätte.

Unmittelbar hinter ihm erhob sich der alte Kirchturm des Städtchens, von dem herab schon so manch Scheidzeichen

ertönte. Er bildet mit einigen alten Häusern einen dunklen Winkel. In diesem blieb der Karle noch lange Zeit in stillem Weh stehen, nachdem er sich aus der unmittelbaren Nähe des Totenhauses entfernt hatte.

Aus dem kleinen Gäßchen, das vom „Bergfidele" herabführte zum Graben und zum Häuschen des Jägers, kamen im Dunkel der Nacht zwei Frauen, um auch noch zum Rosenkranz zu gehen für die tote Mine. Der Maler hörte es genau, als eine zur andern sagte: „Am Tod von dem Maidle ist niemand anderer schuld als der verruckt Sandhas. Die Muttergottes hat sich gerächt, weil er sie auf das Altarbild gemalt."

Jetzt kannte der arme Karle die Volksstimme im Städtchen, und zu all dem eigenen Leid, das der Tod der Mine ihm gemacht, kam noch der unsagbare Schmerz, als der Ursächer ihres Todes zu gelten.

Es wurde dunkel in seinem Geiste. Er taumelte hinaus an die Kinzigbrücke. Dort, wo seine Mutter einst gestanden in kalter Winternacht mit ihrem Kinde, dort stand jetzt der stattliche, schöne Mann, der aus jenem Kinde herangewachsen, und trug wohl so herbes Weh, als in jener dunklen Nacht seine Mutter getragen. Aber er fühlte die Last des Leids vielleicht nicht so wie sie damals, weil der erste Schatten der geistigen Umnachtung an diesem Abend auf ihn gefallen war.

Er tat etwas, was man als armselige Erfindung von mir bezeichnen könnte, wenn es nicht einer Narrheit gleichkäme. Er nahm seine Kronentaler aus den Taschen und warf einen um den andern in den Fluß. Zu jedem Wurf drang aus seiner Seele der bittere Ruf: „Gestorben — fahre hin!"

Und als er arm war, so arm wie in jener Nacht, da die Mutter ihn über die Brücke trug, kehrte er heim zu dieser, um neuen Kummer dem Mutterherzen zu bringen.

Am andern Morgen kam des „Lange-Seppe Agath'", eine Freundin Gretles. Sie hatte bei der Mine gewacht in

der letzten Lebensnacht und diese sie beim Scheiden von dieser Welt noch gebeten, zum Gretle zu gehen mit ihrem letzten Gruß an den Karle. Bei dieser Nachricht lebte er einen Augenblick auf aus seinem dumpfen Hinbrüten; es war der einzige Lichtstrahl in seine dunkle Seele, daß die Mine noch seiner gedacht.

Am zweiten Tage trugen sie das so früh vom Tod geholte Mädchen hinab zur letzten Ruhe. Droben „am roten Kreuz" unter den Tannen des Urwalds stand, wie versteinert vom Leid, der arme Maler. Er sah den Leichenzug die weiße Straße hinabziehen, die vom untern Tor zum Gottesacker führt. Sie trugen seine ganze Lebensfreude, alle seine Hoffnungen mit hinab ins Grab. Als der Zug unter der Brücke am Klosterbach verschwunden war, verschwand auch der Karle im Wald.

Der Wald, stets ein Lieblingsrevier dem Knaben, wurde fortan dem Unglücklichen die Stätte, in der er sein Leid vergrub. —

3.

Mit dem Sohne litt am meisten die Mutter, das unglückliche Gretle. Wenn er tagelang im Wald umherirrte, dachte sie jeweils ans Schlimmste und war glücklich bei allem Unglück, wenn er bisweilen spät in der Nacht, ungesehen von den Menschen, für einige Stunden ins kleine Häuschen heimkehrte.

Vergeblich war das Bemühen befreundeter Bürger, den Künstler wieder zu bestimmen, nach Freiburg zurückzukehren oder ihn in Hasle zu beschäftigen durch Aufträge zu Porträts.

Wenn er sich zu einem solchen verstand, und es saß ihm die Person, so schaute er beim Sitzen oft über dieselbe zum Fenster hinaus und zeichnete dann aufs Papier ein gegenüberliegendes Haus oder eine vorübergehende Person — und aus dem Porträt wurde nichts.

Eine letzte Hoffnung trug die arme Mutter immer noch mit sich herum, die, den Sohn seinem Vater zuzuführen und so den erstern fürs Leben wiederzugewinnen.

Längst schon hatte der Karle von der Mutter selbst Aufschluß verlangt über seine dunkle Herkunft, die er aus den spöttischen Andeutungen anderer Menschen frühzeitig ahnte. Längst wußte er auch, wer sein Vater sei und wo er wohne, aber jetzt erst gelang es der Mutter, den geistig aufgeregten Sohn zu bestimmen, den Mut zu fassen und den wohlhabenden, greisen Vater in Hüfingen aufzusuchen.

Der alte, jetzt pensionierte Gefällverwalter war ein kunstsinniger Herr und ein Sammler in der Richtung. Seiner Schwester Sohn war der bedeutende Maler und Galeriedirektor J. B. Seele[1] in Stuttgart gewesen, der 1814 jung aus dem Leben schied.

Seine Studienbilder aus Italien, seine besten Skizzen aus Berg und Tal nahm der Karle in eine Mappe und dazu jenes Aquarellbild der Mutter, das er vor Jahren gemalt. So zog er das Tal hinauf, der Baar und Hüfingen zu.

Des Sohnes Seele war verbittert und blieb es. Er dachte nur an das, was die Mutter einst geduldet. Haß und Verachtung gegen den — Vater, der die Mutter so schlecht behandelt hatte, waren bei ihm eingezogen. An diesem wollt' er die Mutter rächen, weil er nach dem, was er wußte, von ihm nichts mehr erwartete. Er hatte mit dem Tode der Mine seine Sache auf nichts gestellt und in seiner dermaligen Stimmung nichts mehr zu verlieren.

Während er über die Höhen des Schwarzwalds hinüberzog ins Bregtal, machte er sich seinen Plan. Die Gebirgswelt im obern Gutachtal, die liebliche Fernsicht auf der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein ließen ihn kalt. Er dachte nur an seine Rache.

---

[1] Näheres über ihn in „Wanderblüten aus dem Gedenkbuch eines Malers" von Lucian Reich, Karlsruhe 1855.

Schon von der Mutter hatte er vernommen, daß der Gefällverwalter ein großer Freund der malenden Kunst gewesen sei und viele alte Bilder besessen habe. Sie meinte, der Sohn habe sein Künstlertalent vom Vater ererbt. Auf diese Liebhaberei des alten Herrn baute der Karle seinen Plan.

Im Städtchen an der Breg angekommen, läßt er sich beim alten Kunstfreund anmelden als Maler „Karle", der eben aus Italien zurückgekommen sei und, auf einer Studienreise durch den Schwarzwald begriffen, dem einzigen Kunstverständigen des Ortes sich vorstellen wolle.

Der Alte empfing den Maler „Karle" aufs freundlichste; umsomehr fiel ihm der Ernst des schönen, jungen Mannes auf. „Sie bringen gewiß Studien mit von Neapel und Rom", meinte der Gefällverwalter. „Ja," erwiderte trocken der Maler; „doch die beste Studie bring' ich Ihnen vom Kinzigtal." Verwirrt durch dieses sonderbare Wort, weicht jener dem festen Blick des ihm unheimlich werdenden Mannes aus.

„Setzen wir uns," meinte der junge Künstler, „und ich zeige Ihnen meine Studien, eine nach der andern." Der Alte kämpft seine innere Bangigkeit nieder, und der junge Künstler reicht ihm, Blatt um Blatt, Bilder von Mailand bis Palermo. Jedes Blatt bekommt ein bewunderndes Wort der Kritik. „Sie haben in Ihrem Fache Großes geleistet," sagte gegen Ende der Beschauer.

„Ich habe stets redlich gestrebt, das Höchste zu erreichen," erwiderte der Maler; „doch stünd' es besser um meine Sache, wenn andere ihre Pflicht getan hätten."

Bei diesen Worten hielt er zitternd in der Hand das letzte Blatt — das Porträt der Mutter. „Kennen Sie vielleicht dies Weib? Zwar haben Schicksal und Zeit mit harter Hand Furchen in das einst schöne Gesicht gegraben, aber wer sie früher gekannt, erkennt sie doch wieder. Als sie im Zauber ihrer Jugend blühte, hat sie dem falschen Wort eines Heuchlers geglaubt. Sie fiel, und die Gefallene stieß der

Schurke mitleidslos ins Elend." Er hat sich aufgerichtet bei diesen Worten in seiner ganzen Größe — der närrische Maler, und endigt nun: „Der sie betrogen, sind Sie gewesen, und vor Ihnen steht der schmachbeladene Sohn."

Da schallt durchs Zimmer ein höhnisches Gelächter. Der alte Sünder hat sich gefaßt. „Komödiantenspuk!" ruft er — „doch gut gespielt, drum nehmt zum Dank dafür ein wenig Geld!"

Dieser Hohn des Vaters bringt den so mutvoll aufgetretenen Sohn ins Wanken. Sprachlos eilt er davon.

„Das war ein schrecklicher Mensch!" soll — nach wohlverbürgter Mitteilung — der Gefällverwalter zu seiner alten „Hauserin" gesagt haben, als der Fremde fort war. Bald darauf haben sie den alten, lieblosen Mann in Hüfingen begraben.

Von dem Dämon der Geistesnacht getrieben, stürmte der Karle denselben Weg zurück, den einst seine Mutter mit ihm als Kind gegangen war.

Nur ihr hat er erzählt, was vorgegangen in Hüfingen. Sie erzählt's am andern Tag ihrem Bruder, dem Schmied, — und dann sank sie in stillen Irrsinn, aus dem sie nicht mehr erwachte. Sie kannte kaum noch für Augenblicke ihren Sohn.

So erlöste sie der Tod. Im Februar 1830 haben sie das Gretle begraben drunten auf dem stillen Friedhof im Schatten des Tannenwaldes. —

Wiederum stand der Karle am roten Kreuz, als sie die Mutter hinabtrugen zur Mine. Er vermochte es nicht, dem Sarg zu folgen. Jetzt galt er dem Volke als ganz verrückt, und von dem Tage an nannten sie ihn allgemein bis ans Ende seines Lebens nur den „närrschte Moler" oder den „närrschte Sandhas". Schon da die Mutter noch tot im Stübchen lag, ward ihm die Wohnung auf Ostern gekündigt. Niemand wollte den stolzen, höhnischen, närrischen Mann im Hause haben, der mit stummer Verachtung auf die Leute

im Städtchen herabsah oder, wenn er zum Reden gereizt ward, mit Hohn heimzahlte. In seinem Innern aber vermochte niemand zu lesen, um ihn anders zu beurteilen.

Drunten neben dem Kirchhof stand in jenen Tagen noch das „Gottlüthus"; dorthin kamen alle, die sonst gesund waren, aber keine Herberge hatten. Hier hätte man auch dem Karle eine Stube angewiesen, wenn er darum sich beworben. Ans Fortgehen, ans Schaffen in der Welt dachte er nicht mehr seit jener Nacht, da er vor dem Hause der toten Mine gestanden. Sein Geist begann von da an mehr und mehr zu brechen, und jede Lebensfreude und jeder Trieb zur Arbeit schien in ihm erstorben.

Es kam der Frühling ins Land, in Berg und Tal und Wald seine Wunder zeigend — und drum faßte der arme Mann den Vorsatz, im Walde zu bleiben und hier sich, dem Obdachlosen, ein Heim zu schaffen, fern der Menschheit mit ihrem unsäglichen Elend und Jammer.

Wer heute das Kinzigtal hinauf geht oder fährt, sieht gleich oberhalb des Städtchens Hasle von der Höhe des Urwaldes herab etwas aus den dunkeln Tannen herausglänzen. Und wenn er frägt, was das sei, so wird ihm jedes Kind sagen können: „Es ist des Sandhasen Hütte." Mehr weiß es jedoch nicht. Frägt er aber ältere Personen, so werden sie ihm sagen: „Dort obe het amol a närrschter Moler g'wohnt, un jez genn[1] d' Haslacher nuff[2] wege der schene Usſicht."

Die erste Hütte, die der Sandhas gebaut, ist, wie wir bald hören werden, verbrannt, die zweite dem Zahn der Zeit verfallen; die erwachsene Jugend von Hasle aber hat voll poetischen Sinnes von Zeit zu Zeit eine errichtet und die letzte mit Blech beschlagen, um sie gegen Wind und Wetter fester zu machen. So blitzt jetzt das Dach der Hütte vom Walde herab weit ins Tal hinunter beim Sonnenschein.

An schönen Frühjahrsmorgen und an warmen Sommertagen sitzen heute die besseren, jüngeren Haslacher oben und

[1] gehen. [2] hinauf.

singen, jubeln und trinken in die wunderbare Gottesnatur hinein, die vor ihren Augen sich ausbreitet. Selten gedenkt einer mehr der Zeit, da hier ein unglücklicher, hochbegabter Mensch Tage und Nächte in der Einsamkeit verbrachte und seinen Frieden hier fand, nachdem Welt und Menschen ihn von sich gestoßen.

Am Tage, da man seine unglückliche Mutter begrub, hat der Sandhas diese Stelle gesucht und wohl nach tagelangem Suchen entdeckt. Er mochte über manchen Felsen geklettert, durch manch Gebüsch sich gewunden haben, bis er ein Plätzchen fand, das ihn den Menschen verbarg und zugleich die ganze Natur vor ihm auftat. Und er hat's in zusagendster Weise gefunden. Von hohem Felsgestein überragt, von dunklem Tannendickicht umgeben, schien es jede Sicherheit zu bieten, von Menschen hier nicht gestört zu werden. Ein wenig die Tannen gelichtet, und es erschien eine Fernsicht, wie sie hübscher nicht gedacht werden konnte, hinab ins Kinzigtal und in die Ortenau bis zum Rhein und zum Münster von Straßburg, rechts und links über die Vorberge des Schwarzwaldes, von der Burgruine Geroldseck bis herauf zum waldigen Nillkopf.

Nur das Auge eines Malers konnte diesen zaubervollen Punkt ausfindig machen.

Mit unsäglicher Mühe machte der Karle sich einen kaum fußbreiten Pfad unter den Felsen hin, errichtete in einer natürlichen Wölbung des Gesteins eine Hütte, darin ein Lager von Moos, holte bei Nacht und Nebel die notwendigsten Gegenstände seiner Habe herauf und wurde Einsiedler.

Hier saß oder lag nun der verlassene Mann, über seine zerschellten Hoffnungen brütend. Waldbeeren waren seine hauptsächlichste Nahrung, und seinen Trank schöpfte er aus dem unweit von seiner Hütte in tiefster Waldeseinsamkeit sprudelnden „heiligen Brunnen". Bisweilen erschien er, um Speise bittend, auch auf einem einsamen Bauernhof drüben im Bärenbach oder im Adlersbach.

Ich habe die zweite von ihm selbst erbaute und bewohnte Hütte noch in meinen jungen Jahren gesehen. Wenn wir Knaben im Urwald Holz holten oder Bucheln lasen im Spätherbst, kamen wir bisweilen auf die Höhe oberhalb der Einsiedelei. Ein eigenes Schauern überlief uns, wenn einer der älteren Knaben, des Weges kundig, den Vorschlag machte, ins „Sandhasen Hütte" hinabzusteigen. Schauerlich ward den meisten von uns der Gedanke, die geheimnisvolle Höhle zu betreten, und noch mehr die Angst, der närrscht' Moler, den wir fürchteten, könnte drunten sein oder uns überraschen. Oben in die Felsen legte sich nun der Kühnsten einer und lauschte hinab, ob er nichts höre oder sehe vom Sandhas. Brachte der Spion beruhigende Nachricht, so schlichen wir am Felsen hin und betraten die Hütte still und respektvoll.

Ich erinnere mich nur noch an ein Moosbett und an einen Wandkasten, in welchem eine Axt, eine Säge, eine Flöte und einige Bücher durcheinander lagen. Rechts und links des Eingangs zur Hütte standen kleine Weidenkörbchen, die er selbst geflochten und die er in seinem Schönheitsgefühl täglich mit frischen Waldblumen füllte. Als ob wir im Kyffhäuser oder im Venusberg gewesen, so geheimnisvoll schlichen wir wieder aus der Steinhöhle heraus, froh, drinnen gewesen, ohne vom Maler erwischt worden zu sein. Bisweilen begegnete er uns im Walde, wenn wir heimwärts zogen. Er kam vom „heiligen Brunnen" herauf und hatte Wasser getrunken. Mit Scheu sahen wir dem Manne nach, der schnell wie ein Reh den Wald hinaufeilte seiner Hütte zu. —

Im Städtchen war der Karle seit dem Begräbnistag der Mutter verschwunden. Niemand wußte, wohin. Nur der „Herresepp", dessen Hütte tief unten am Urwald lag, oder ein nächtlicher Wanderer, der das Tal herabkam, wollte nachts Flötenspiel im Wald droben gehört haben. Später erzählte auf dem Wochenmarkt ein oder der andere Bauer aus dem Bärenbach und Adlersbach, der Sandhas sei bei

ihnen auf dem Hofe gewesen und habe um Brot und Milch gebeten.

Die Not trieb ihn auf diese einsamen Berghöfe. Er bat um Nahrung, zeichnete dafür den Bauer, sein Weib oder seine Kinder auf ein Stück Papier, erhielt auch noch zum Abschied ein Stück Speck und die Einladung, so oft er wolle, wieder zu kommen.

In lichten Zeiten seines Geistes kam es vor, daß er nächtlicherweile den Wald herabkam, ungesehen durchs Städtchen zog, am Kirchhof einige Zeit stehen blieb und dann dem untern Kinzigtal zueilte, wo er in Gengenbach oder Offenburg Porträts malte. Da saß er dann heiter unter alten Bekannten beim Bier und rauchte seine Kölnerpfeife oder spielte auf der Flöte. Kaum hatte er aber wieder einige Batzen zum Leben verdient und die Menschenwelt wieder gesehen, so verschwand er und eilte in seine Berghütte.

Bisweilen hielt er sich auch einige Tage im Hause des Oberlehrers Blum in Hasle auf und unterrichtete dessen talentvolle Söhne im Zeichnen. Dann sprach er auch von neuen Entwürfen; namentlich beschäftigten ihn damals Bilder aus der Offenbarung des hl. Johannes. Ein Karton zu einem Fries, ein Leichenbegängnis darstellend, stammt aus diesen Tagen. Er ließ ihn durch Steindruck vervielfältigen, und auch ich habe ein Exemplar davon in meinem Besitz.

In dieser Zeit erschien er, wie „der Großvater" in den „Schneeballen" zu Hofstetten, ein Achtziger, in den neunziger Jahren mir erzählte, an Sonntagen manchmal auch bei den Hofstetter Bauern im Wirtshaus, machte diesen allerlei „Kunststücke" vor oder zeichnete ihre Charakterköpfe und war unter diesen einfachen Naturmenschen froh und heiter. Gegen Abend zog er dann am Bächlewald hin seiner Einsiedelei zu, die aber noch niemand kannte.

Auch auf der andern Seite der Kinzig gab er ein heiteres Lebenszeichen.

Der Blumenwirt von Schnellingen, Hans Schöner, hatte oben am Herrenberg bei der Kinzigbrücke das alte Bergwerk „Gottessegen" durch Sprengen zu einem Bierkeller erweitert und schenkte in einer Laubhütte davor sogenanntes Bier.

Eines Tages kam auch der vereinsamte Karle an die originelle Sommerwirtschaft und zeichnete in guter Laune auf eine Felswand über dem Bierkeller einen riesigen Bock mit einem schäumenden Bierglas. Von Stund an hieß der Blumenwirt „der Bockhans" und behielt diesen Namen bis an sein selig Ende noch fast fünfzig Jahre lang, nachdem er schon längst nicht mehr Blumenwirt war und als armer Mann lebte. —

Das erste Frühjahr verging im Walde, und der erste Sommer verstrich. Niemand wußte, wo der Maler sich aufhalte. Der Herbst zog fort in kaltem Sturm. Die Vöglein schwiegen im Walde. Drunten im Städtchen auf dem Turm hüteten die Raben das Nest der Störche, und der herrliche Buchenwald ob der Hütte war entlaubt. Dem einsamen Mann in der Hütte war das einerlei. Das Wild lebt im Walde, sei's stürmisch oder mild. Holz ist ringsum in Fülle und lustig brennt das Feuer an die granitne Decke der Klause.

So lag der Karle eines Abends auf seinem Moospfühl und las beim Scheine des Feuerbrandes in seinem Lieblingsbuch, dem Homer, den er in deutscher Übersetzung besaß[1]. Er las vom Dulder Odysseus, bis der Schlummer ihn erfaßte, ehe das Feuer in der Hütte erstickt war. Draußen peitschte der Sturm den Regen und blies, daß die Tannen ächzten, und er blies durch die Türspalte ins Feuer. Das Moos des Lagers fängt Funken, und bald brennt dieses hellauf. Es weckt ihn der Rauch und die Hitze, er kann nur noch am Felsen hinauffliehen, während das Feuer alles Holzwerk an und in seiner Hütte verzehrt.

[1] Ich wiederhole, daß ich nicht dichte, sondern alles nach den Berichten glaubwürdiger Zeitgenossen erzähle.

Es ist noch nicht neun Uhr des Abends. Unten im Städtchen wird das Feuer bemerkt. „Es brennt im Urwald", tönt's durch die Gassen, und bald ist eine Schar auf dem Weg zum Walde. „Des isch niemand anders gsi," meinte der Glaserhans beim Aufstieg, „als der närrscht' Moler. Der het den Wald anzünden welle, denn er streift Tag und Nacht im Wald rum, sitdem si Mutter tot isch." Und Beifall zollten ihm alsbald die anderen. Das Feuer war indes niedergebrannt. Trotz des Sturmes ließ der Regen den Brand nicht aufkommen, die Funken flogen wirkungslos an den nassen Tannen hin. Als die Hütte in ihrem aus Tannenästen bestehenden Holzwerk zerstört war, hörte der Brand auf, und plötzlich standen die Brandlöscher im tiefsten Waldesdunkel.

Sie kehrten heim, aber voll Ingrimm über den Maler, dessen Nest am folgenden Morgen gesucht werden mußte. Der Morgen kam. Ein Schneesturm ging übers Tal hin, und es war nicht lustig, im Walde zu suchen. Sie hatten zwar Schnaps und Speck bei sich, die Männer, die heute im Auftrag des hohen Rates, der Waldmeister und Glaser Kern an der Spitze, auszogen, um den Brandstifter zu fangen — aber als der Proviant unten beim „heiligen Brunnen", in der Mitte der Bergeshöhe, vertilgt war, sank auch angesichts des Unwetters der Mut der Wackeren, und der Waldmeister kommandierte rückwärts. Um so wilder aber drohten sie dem närrschten Sandhas.

Am dritten Tag in aller Früh sah diesen der Herresepp hinter seinem Hause dem Walde zueilen. In Frost und Wetter war der arme Mensch, ahnend, was ihm bevorstand, im Wald herumgeirrt in jener Nacht und am folgenden Tag. Er hatte von den Felsen herab die Schar am „heiligen Brunnen" sich lagern sehen, und ihre Drohungen waren an sein Ohr gedrungen.

Erstarrt und durchnäßt, suchte er ein trockenes Quartier und war in der zweiten Nacht auf den Heuschober des Häuschens gekrochen, das dem Walde zunächst am Bergabhang

stand. Als dessen Besitzer, der Herresepp, am Morgen seine Ziegen füttern wollte, entfloh der Maler seinem Nachtquartier.

Jetzt eilte der sonst schwerfällige Herresepp hinab in die Mühlenstraße und bot den Landsturm auf gegen den Brandstifter. Ein neues Kontingent stellte sich auf: Der Kaiser-Weber, der Essig-Marti, der krumme Stricker, der Küh-Marti, der Herresepp u. a. Es lag Schnee über Feld und Wald, und so war die Spur des Geflüchteten leicht zu finden. Sie gingen der Fährte seiner Tritte nach und kamen hinauf bis in die Nähe der verbrannten Hütte. Die Haslacher, mit Knütteln, alten Säbeln und Flinten bewaffnet, umstellten die Felsen.

Wie ein Edelhirsch, gehetzt von Rüden, ehe er von ihnen erreicht und zerrissen wird, sich bisweilen umwendet und einen oder den anderen der blutgierigen Meute aufspießt, so stürzte der Maler plötzlich hinter einem Felsen hervor auf seine Verfolger. Der Essig-Marti und der krumme Stricker, auf die er zuerst traf, flogen an den Felsen hinunter, und nur das dichte Gebüsch rettete sie vor dem Fall in die Tiefe. „Aber viele Hunde sind des edelsten Hirsches Tod" — und so wurde schließlich auch der starke, stattliche Mann überwältigt, mit Stricken gebunden und in das Tal hinabgeführt.

Sie hatten auf einen Unglücklichen und Unschuldigen, dem harte Schläge des Schicksals die Anlage zu völliger Geistesnacht längst geweckt — gefahndet und durch die rohe Behandlung den Funken zum hellen Feuer angeblasen. Als sie mit ihm ins Städtchen hinabkamen, hatten sie einen Wahnsinnigen. Und alles Volk meinte, jetzt habe man erst recht getan, einen so gefährlichen Menschen zu fangen. Sie steckten ihn in die Zwangsjacke und sperrten ihn „ins Narrehüsle" bis zum Morgen, wo der alte Fuhrmann Othmar den armen Karle auf seinen Wagen lud und in Begleitung des Hafte-Alise, des Nachtwächters, nach Illenau[1] transportierte, zwölf Wegstunden talab. So geschehen anno 1844. —

[1] Bekannte Irrenanstalt.

4.

In Illenau erfuhr der unglückliche Künstler eine menschlichere Behandlung. In liebevoller, mitleidiger Pflege unter Leitung des als Seelenarzt einst weithin bekannten Direktors Roller genas er nach Jahr und Tag von seinem Wahnsinn. Darum, ehe er schied, ward ihm das Auge naß, weil es ihm in diesem Hause wohl gewesen. Gerne wäre er hier geblieben zeitlebens, doch die Gemeinde wollte es nicht, weil er um billigeres Geld in Hasle erhalten werden konnte. Sein Wahnsinn war stiller Schwermut gewichen.

Von Illenau kam im Spätherbst 1845 ein Schreiben an den Gemeinderat, den jetzt heimkehrenden Karl Sandhas mit aller Milde zu behandeln. Das wirkte, und statt ihn ins Armenhaus zu sprechen, suchten sie ihm ein Zimmer mit Kost und Heizung bei einem Bürger.

Es meldete sich der „Hafner hinter der Kirch", Fidel Haberstroh, und erbot sich, dem Sandhas ein rechtes Zimmer und gute bürgerliche Kost zu geben um sieben Gulden monatlich.

Schon im folgenden Jahre aber löste der Hafner den Vertrag und der Maler wurde ins städtische Spital gesprochen mit dem Befehl, nächtlicherweile nie außerhalb des Hauses zu bleiben.

Der Mann fügte sich. Aber des Tages über gehörte seine Zeit dem Walde. Er baute seine alte Hütte wieder auf, spielte Flöte und las Homer. Den letzteren schenkte ihm der Oberamtmann Dilger, nachdem sein erstes Exemplar mit der ersten Hütte verbrannt war.

Aber die Einsamkeit machte sein Leiden nur schlimmer; er wurde immer menschenscheuer und abstoßender. Ende der vierziger Jahre, da er in meine Erinnerung tritt, war er bereits in diesem Stadium.

Man sah ihn nicht oft. War das Wetter schlecht, so lag er im Spital in seiner elenden Stube auf dem Bett und brütete

den ganzen Tag über. Mein Kamerad, des Schwarzbecken Rudolf, war bei ihm wohlgelitten; er durfte seine Höhle betreten und nahm mich bisweilen mit. Wir mußten ihm dann eins singen. Am liebsten hörte er das alte Kinderspiellied:

Adam ist in Garte gange,
Wie viel Vögel het er g'fange?
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Er lachte aber dazu so hohl und unheimlich, daß es mir nie recht ums Singen war. Er schenkte uns dann kleine Zeichnungen oder mit Wasserfarben gemalte Bildchen.

Gar gerne stand er, wie schon erwähnt, an der Kreuzstraße beim Rathaus oder auf der „Gottlütbruck" am Klosterbach, stumm, still und bewegungslos. Stundenlang konnte er so verweilen, dann stürmte er plötzlich davon, dem Walde zu.

Mit der großen und dem größten Teil der kleinen Haslacher Menschenwelt lebte der närrische Maler stets auf dem Kriegsfuß. Die großen wie die kleinen Leute, Männer, Weiber und Buben im Volke, glaubten ja von jeher, ein Narr und ein Blödsinniger seien vogelfrei.

Ich gehörte zu den bösesten Buben im Städtle, aber den Sandhas konnte ich nie verspotten und duldete es auch von andern nicht, soweit ich es zu verhindern vermochte. Ein Gemisch von Furcht und Achtung vor dem Manne hielt mich stets ab.

Sonst rieb sich so ziemlich alles an ihm. Es gelang mir, aus seinem Nachlaß noch einige von ihm in seinen letzten Lebensjahren geschriebene Blätter aufzutreiben. Mein Vetter Bosche-Kasper, ein Altertumssammler von jeher, hatte sie seit dreißig Jahren aufbewahrt. Es sind „lose Blätter", wie sie dem unglücklichen Manne der augenblickliche Drang des Lebens eingab. Eines dieser Blätter überschrieb er „Spitalzeitung" und beklagt sich darin über das Essen und die Behandlung im Spital.

Spitalmeister war damals der Glaser Kirnberger, dem das Glas ausgegangen, und der deshalb die armselige Stellung eines „Spitalvaters" angenommen hatte. Er bekam acht bis zehn Kreuzer für die Verköstigung eines Spitalinsassen und wollte doch auch etwas daran verdienen. Man kann sich also denken, daß es dünne Suppen gab. So schreibt Sandhas: „Ich habe oft zur Armensuppe mittags nichts als ein Plättle voll Kraut, des Abends nichts als eine Wecksuppe. Ich bekomme manchmal in fünf Tagen kein Stückchen Fleisch zu essen oder höchstens ein Stückchen Gäter (Sehnen) oder ein paar Löffele voll Sulz oder ein Stückchen Speckschwarte." Ein andermal: „Ich erhalte seit einigen Tagen wieder etwas mehr zu essen, mehr Suppe, auch etwas mehr Fleisch und Gemüse." Oder: „Ich will auch Wein. Ich habe seit acht Jahren kaum vier Schoppen Wein zu trinken bekommen. Ich habe nichts als die Armenkost und keinen Kreuzer Geld."

Die weiblichen Spitalarmen verbitterten ihm das Leben auch. Sie halfen in der Küche mit und servierten den andern das Essen, jedem auf seinem Zimmer. Dem Sandhas stellten sie es aber in der Regel vor die Türe, netzten ihm das Brot, jagten ihn aus der Küche, wenn er kam und sich beklagte oder um Öl bat für seine Lampe. Warum? „Weil ich ihnen nicht hofiere, sie verachte oder bisweilen ihre dummen Gesichter an die Wände zeichne." Seine Hauptfeindin war die von mir schon gezeichnete Bührer-Nanne.

Diese war selbst geistig nicht sehr normal und litt an Größenwahn. Wenn sie über die Straße ging, pflegte sie, wie schon oben erwähnt, höchst elegant ihren Rock in beiden Händen zu tragen, als ob er mit den feinsten Spitzen besetzt wäre, die nicht mit der Erde in Berührung kommen sollten. In dieser ihrer Lieblingssituation hatte der Sandhas sie karikiert und sich so ihre Feindschaft zugezogen.

Am meisten kränkte es ihn, daß große und kleine Buben ihm seine Hütte im Walde so oft ruinierten. Sie zerstörten oder beschmutzten aber seine Lieblingsstätte nur, um dem

armen Mann wehe zu tun und ihm neue Mühe und Arbeit zu machen. —

Seine Leidenschaft war das Rauchen. Er bekam aber von der Stadtgemeinde nur jede Woche ein Paket Tabak von der geringsten Sorte. Und auch das hörte nach Jahr und Tag auf.

Drum erschien er am 16. März 1849 vor dem Stadtrate und beschwerte sich, daß der Kaufmann Gotterbarm ihm keinen Tabak mehr geben wolle, weil die Gemeinde die Zahlung verweigere. Er bittet, ihm den Tabak wieder zu gewähren, worauf der Rat ihm gestattete, das laufende Jahr hindurch jede Woche ein Packet Rauchtabak und jeden Monat „um einen Kreuzer Zunder" zum Anzünden der Pfeife auf Kosten der Stadt zu holen. —

Die Amtmänner Dilger, Jüngling und Laroche, die nacheinander im Städtchen das Zepter führten, nahmen bald für bald gegen ihn Stellung und erhielten abwechselnd seinen Beifall oder erregten seinen Groll. Sie ermunterten ihn zur Arbeit, zum Malen. Er antwortet einmal in den genannten Blättern: „Man will immer, daß ich male und arbeite. Aber die Herren und die Bürger bezahlen nichts, und wer nichts bezahlt, der kriegt nichts. Die Leute glauben, ich soll ihnen für eine Maß Bier ein Porträt malen."

Einen Paß verweigerten ihm die Beamten wegen seines „geistigen Zustandes", und das war seine Hauptbeschwerde gegen die Amtmänner. „Ich will wieder nach Rom. In Rom gibt's Makkaroni, Feigen, ein Glas Semada und guten Tabak, aber sie geben mir keinen Paß und Hungerkost."

Weil er mit den Amtmännern nicht gut stand, so verfolgten ihn auch die Gendarmen. Sie jagten ihn manchmal aus den Wirtshäusern, wo ihm der eine oder andere Haslacher ein Glas Bier bezahlte. Er klagte mit Recht bitter darüber. Einer der schlimmsten unter ihnen, ein roher, brutaler Mensch, endete später seine Karriere im Zuchthaus.

Sehr wehe tat es dem Unglücklichen auch, wenn alte Freunde aus der Künstlerwelt ihn besuchen wollten und man sie davon abhielt. So schreibt er: „Man hat mir gesagt, der Maler Dürr von Freiburg sei hier gewesen und habe im Kreuz logiert. Er habe mich besuchen wollen, man habe ihm aber gesagt, ich sei geistig zerrüttet und sehr gefährlich. Er soll sich darüber beschwert haben, daß man ihm das nicht gestatte. Wieder ein Beweis, was für gute Freunde ich hier habe."

Aus seinen zahlreichen Notizblättern, die oft auch sehr wirre Gedanken enthalten, geht hervor, daß er in Freiburg viele gute, angesehene Freunde hatte, so u. a. den berühmten Orientalisten und Domdekan Hug und besonders den Professor der Medizin Ignaz Schwörer.

In der Zeit, aus welcher diese Blätter stammen, zu Anfang der fünfziger Jahre, besuchte ihn der oben angeführte, in München wohnende Herr Allgeyer. Dieser schrieb darüber das Folgende in sein eigenes Tagebuch:

„Ich war zu Besuch bei meinen Verwandten in Haslach. Sandhas befand sich bereits seit vielen Jahren im Spital. Ich hatte mir vorgenommen, gehe es, wie es wolle, ihn aufzusuchen, was natürlich als eine seltsame Marotte hingenommen wurde. Ich fand ihn am hellen Tag auf seinem Lager ausgestreckt, damals schon seine einzige Beschäftigung. Ich stellte mich als der Sohn meines Vaters vor, in dessen Haus er kein Fremder gewesen war. Er bedurfte erst etlicher Zeit, um seiner Verwirrung Herr zu werden und sich in den Gedanken zu finden, daß jemand in keiner andern als freundlich teilnehmenden Absicht ihn zu besuchen komme."

„Sandhas war in all seiner Verkommenheit immer noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Aus seinem schönen, von langen, graumelierten Haaren umrahmten Kopf leuchteten ein Paar geistvolle, dunkle Augen. Alle seine Bewegungen waren voller Elastizität und natürlicher Grazie; der Ton seiner Stimme war sonorer, sympathischer Brustton. Aber

das Gelaß, in dem er hauste, und alles, was ihn umgab oder vielmehr nicht umgab, war wenig tröstlich. Nirgends die geringste Andeutung von einer, wenn auch nur vergangenen künstlerischen Tätigkeit oder sonst einem geistigen Bedürfnis: kein Buch, kein Blatt Papier. Mir ward weh und eng ums Herz, und ich forderte ihn daher auf, mich ins Freie zu begleiten und mich, wenn sie noch existiere, hinauf zu seiner ehemaligen Waldhütte zu führen."

„Diese Aufforderung schien ihn gemütlich besonders wohltuend zu berühren, und ersichtlich gerne willfahrte er meiner Bitte. Es war ein voller, herrlicher Frühlingstag. Unter dem Eindruck der frischen Natur und einer wohl lang entbehrten freundlichen Zurede taute der innerlich gebrochene Mann allmählich etwas auf und erging sich in mancherlei Erinnerungen. Er sprach sehr rasch und nicht ohne Fluß und Wahl der Worte. Seine Rede war verziert mit poetischen Blumen, doch hatten sie nichts Gesuchtes, entsprangen vielmehr aus seinem steten, vertrauten Umgang mit der Natur, die ihm ihre Bilder lieh."

„Ich fragte ihn, ob er auch noch viel lese, worauf er erwiderte: ‚Früher tat ich's gerne, jetzt fehlt mir die Lust und die Gelegenheit. Ich kenne nur ein Buch, das stets vor mir aufgeschlagen liegt und in dem so wenige mit echtem Genuß und wahrem Verständnis zu lesen verstehen, es ist die große, herrliche Natur, die Schule Homers.' Dann zitierte er mit großer Leidenschaftlichkeit einzelne Stellen aus Homer."

„Die Art und Weise, wie er über seine eigene Narrheit reflektierte, sowie die komische Seite, welche er Dingen außer sich abzugewinnen wußte, waren oft sehr ergötzlich. Dabei tröstete ihn die Erinnerung an schönere Zeiten und daß e i n e Stunde künstlerischer Entzückung den ganzen Lebensquark eines Philisters aufwiege."

„Nur klagte er über die Vereinsamung seines Herzens, daß keine Seele um ihn sei, die ihn verstehe, und daß seine schönsten Empfindungen dem Hohn und dem Unverstand

seiner Umgebung anheimfielen, ein Grund, warum er sich um niemand mehr bekümmere und sich gegen alle abschließe."

„Er fühle wohl, daß er anfangs ideenarm geworden und ihm alle Lust zum Arbeiten fehle, weil ihm jegliche äußere, künstlerisch anregende Berührung fehle und es ihn anekle, Fratzen zu zeichnen, in denen er deutlich die Verwunderung lese, wie es möglich sei, daß ein verrückter Mensch ein vernünftiges Geschöpf so vernünftig abzeichnen könne. Er wisse wohl, daß man es ihm als Trägheit auslege; aber er sei gewöhnt worden, die Leute nach Gefallen schwatzen zu lassen."

„Wir waren indes zu seiner Hütte gelangt. Es war ein sonniger Tag, die Luft sehr gelind. In den Körbchen vor seiner Hütte lagen noch welke Blumen, und ich mußte an die welken Hoffnungen des Mannes denken, der sie einst blühend in dieselben gesammelt."

„Er hatte von der Behörde die Erlaubnis erwirkt, den Wald um die Hütte weiter lichten zu dürfen, wodurch die Aussicht noch eine schönere geworden."

„‚Ich machte dem Gemeinderat', fing er an zu erzählen, ‚den weitern Vorschlag, einen vernünftigen Weg zu meiner Hütte bahnen zu lassen, daß die Fremden, welche sie zu besuchen wünschen, weniger Mühsal hätten. Allein bis jetzt ist meinem Gesuch nicht entsprochen worden. Der gesamte hochweise Rat ist aus Tölpeln zusammengesetzt, die die Vorteile ihrer Stadt nicht verstehen, sonst wäre meine Hütte längst ein bekannter Wallfahrtsort für die Durchreisenden und hauptsächlich für die Gäste der nahen Bäder' usw."

„Wirklich ist dies auch keine grundlose Illusion vom Sandhas. Nicht selten ist's, daß solche, die vom Schicksal des närrischen Malers in Haslach erzählen hörten, ihn besuchen und angehen, sie zu seiner Hütte zu führen, welchen Bitten er stets mit freudiger Bereitwilligkeit und einem gewissen Stolz willfährt."

„‚Nicht ich‘, fuhr er unter anderm fort, ‚sondern die Haslacher sind jetzt Narren geworden; meine Narrheit liegt gegenwärtig lediglich in den zerrütteten Zuständen meines Geldbeutels, sonst würde ich dem Neste einen Namen verschaffen und es der Vergessenheit entreißen, und wie sieben Städte sich um ihren Homer gestritten, müßten wenigstens Hüfingen und Haslach um den Vorzug streiten, welchem von beiden der große Sandhas zunächst angehört: Dinge, welche ich dem Herrn Amtmann auseinanderzüsetzen schon mehrmals das Vergnügen hatte.‘"

„Dieser an Ort und Stelle unverstandene Humor macht seine gegenwärtige Narrheit aus."

„Nicht selten gibt er auf die spitzfindigen Fragen seiner Umgebung treffende Antworten. Als der Pfarrer Kurz ihm einst bemerkte: ‚Aber Sandhas, was würden Sie denn angefangen haben, wenn der Urwald und Ihre Hütte wirklich abgebrannt wären?‘ erwiderte er dem Theologen bibelfest: ‚In meines Vaters Hause gibt es noch viele Wohnungen.‘"

„Und als ein Schulkamerad ihn in seiner Hütte belästigte und Sandhas sich den Anschein gab, als kenne er ihn nicht, erwiderte er, indem er seinen Stock schwang, auf die Frage: ‚Sandhas, kennst du mich denn nicht mehr?‘ ‚Wohl kenne ich dich noch aus der Zeit her, da unser alter Lehrer dir Prügel gab um deiner Naseweisheit willen.‘"

„Am vergnügtesten ist Sandhas bei einer wohlgestopften Pfeife Tabak, wenn er weiß, daß er sie wieder füllen kann, wenn sie leer geworden. Die Beischaffung dieses Luxusartikels ist das einzige, was ihm häufig Kummer macht."

„Ich schied am Abend wehmütig von dem unglücklichen Manne und habe heute noch die deutliche Erinnerung als von einer grenzenlos vereinsamten, aber durchaus vornehmen Künstlernatur, die, ein Bild und Beispiel echter moderner Tragik, zum Schutz vor der lästigen, weil im Grund doch fast immer teilnahmlosen Zudringlichkeit der Welt, sich in

völlige Stummheit hüllte. Dies erfuhr ich selbst noch zum Schluß, als wir nach dem mehrstündigen Spaziergang zur körperlichen Erfrischung in eine Gartenwirtschaft traten, wo der arme, verlorene Mann den taktlosen Reden der anwesenden Gäste ein durch nichts zu beirrendes Schweigen entgegensetzte."

„Möglich, daß im Charakter des Mannes ein Manko war, das ihn zum Untergang prädestinierte. Die Frage nach dem Grad der eigenen Verschuldung möchte ich weder aufwerfen und noch weniger zu beantworten versuchen. In erster Linie wird man sagen und annehmen dürfen, daß es, nächst der erblichen Anlage und den kleinlichen Verhältnissen, in die er gestellt war, die allgemeinen Zustände waren, an denen er als Künstler zugrunde gegangen ist."

„Daß er dieses war und in einem eminenten Sinne war, steht für mich außer Frage; denn aus seinen Arbeiten, soweit ich sie kennen lernte und sie mir in der Erinnerung gegenwärtig sind, spricht eine Unmittelbarkeit des Naturgefühls, die der Zeit, in der er lebte, wenig eigen war und ihn unter andern Voraussetzungen zum besten befähigt haben müßte."

„Ich bin ein Gegner der herzlosen Phrase, daß das Genie sich immer selbst Bahn breche; sie ist so falsch, als ihre Umkehrung falsch wäre. Jede Pflanze bedarf geeigneten Bodens und Sonnenscheins, um gedeihen zu können, um wieviel mehr die Kunst (und mit ihr der Künstler) als feinste Kulturblüte! Wir wissen eben nur von denjenigen, die sich, wie man so sagt, Bahn gebrochen, d. h. bei denen Glück und Verdienst sich zur Förderung des Einzelnen verbunden haben."

„Ich weiß nichts vom Verbleib des künstlerischen Nachlasses von Sandhas[1]; er würde wohl auch nicht hinreichen, der Welt den Nachweis zu liefern, daß in ihm mehr als

[1] Vieles ist im Städelschen Institut in Frankfurt; manches auch in Haslach.

ein Talent zugrunde ging. Sein Unglück macht den Eingeweihten vielleicht geneigt, jenes höher anzuschlagen, als es tatsächlich vorhanden war, weil ein so seltsames Geschick inmitten des modernen Lebens die Vermutung ungewöhnlicher Veranlagung nahelegt. Das Recht, die Dinge persönlich so zu nehmen, kann aber niemandem verwehrt werden, wenn in einer solchen Anschauung sich auch nichts weiteres vollzöge, als eine gerechte Ausgleichung und Verklärung eines in solchem Maß immer unverschuldeten Martyriums im Gedächtnis der Nachwelt." —

So weit die höchst interessante Schilderung des Herrn Allgeyer, der selbst ein hervorragender Mann der Kunst gewesen ist.

Es war in den Osterferien des Jahres 1858, als ich den Sandhas, soweit mir erinnerlich, zum letztenmal sah. Er saß beim Bierkrämer, allein wie immer an einem Tische, von den anderen Gästen entfernt. Er tat dies, weil er ihren beleidigenden Äußerungen entgehen wollte.

Ich und noch drei Freunde von mir saßen rauchend und trinkend auch im Lokale und baten ihn freundlich, uns gegen einige Glas Bier zu zeichnen. Er war gerade gut aufgelegt und erfüllte unsern Wunsch. Ohne sich von seinem Platze zu entfernen, skizzierte er in wenigen Minuten sprechend ähnlich die vier jungen Bierlümmel. Diese Porträts besaß ich Jahre lang. Sie gingen mir aber beim Umzug nach Freiburg verloren.

In Lumpen gehüllt, hatte er damals noch einen wunderbar schönen Manneskopf mit großen, geistsprühenden Augen. Er redete aber auch mit uns kein Wort. Als die Zeichnung fertig war, behielt er seine Schoppen, die wir bezahlt, „zu gut" für später und eilte zur Türe hinaus, als reute es ihn, die vier Kerls gezeichnet zu haben.

Ein Jahr später und der arme Mann hatte ausgelitten. Im Totenbuch der Pfarrei Haslach hat mein alter Dekan Kurz eingetragen: „Am 12. April 1859 starb Karl Sandhas,

Maler, 58 Jahre alt." Das der Nekrolog auf ein Genie, welches das Unglück hatte, „vergeraten" zu sein. —

Heine schreibt einmal, Deutschland sei nicht für Genies eingerichtet und diese Erde sei für geniale Menschen nur „die Schädelstätte, auf der sie gekreuzigt würden," weil man sie nicht verstünde.

Zum Teil können wir diese Anschauung auch für den närrischen Maler gelten lassen. Genial zu sein, ist überhaupt eine große Gefahr. Einmal ist das Genie nicht zur Demut und zum Gehorsam aufgelegt, sodann ist ein solcher Mensch selten ganz normal, und endlich ist, wie Lichtenberg sehr treffend sagt, vielen Leuten ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf als der deklarierteste Schurke. Genies stoßen durch ihre geistige Souveränität vielfach an und ab.

Ein Genie gerät daher sehr leicht auf Abwege, namentlich auf dem Gebiet, wo Demut und Gehorsam in erster Linie verlangt werden, auf dem Gebiete des Glaubens. Ich erinnere an Genies in der katholischen Kirche wie Pascal und Lamenais.

Je wilder die Zeit, je ungeordneter die Zustände, in der ein Genie lebt, um so eher wird es sich Bahn brechen. Deshalb kamen die Genies in der französischen Revolution massenhaft zur Geltung.

Im gewöhnlichen Alltagsleben kann manch ein Genie, weil die Welt nicht dafür eingerichtet ist, versumpfen und verhungern, und nur wenige brechen mühevoll sich Bahn. Schiller war in mancher Hinsicht genialer, origineller als Goethe, und wie hat der Mann bis zum Lebensende ums tägliche Brot gerungen!

Da lob' ich mir die „Mittelmäßigkeit". Den mittelmäßigen Köpfen gehört die Welt. Sie machen, daß diese nicht aus den Fugen geht, daß jeden Morgen die Metzger und Bäcker im Frieden ihre Buden öffnen und die Hungrigen speisen können, daß die Bureaus und Kontors pünktlich um 8 Uhr ihre Tagesarbeit beginnen und um 6 Uhr be-

schließen, und daß der deutsche Bürger sein Leiblied „Freund, ich bin zufrieden“ in Ruhe singen kann.

Darum ist's eine so wohltätige Einrichtung, daß in den meisten Stellungen die Mittelmäßigen obenan sind. So wird nichts überstürzt, und alles geht seinen ruhigen Gang. Genies und sehr talentvolle Menschen würden durch ihre „Narrheiten“ überallhin nur Verwirrung und Aufregung bringen. „Aurea mediocritas!“ haben schon die praktischen Römer ausgerufen. Ja, sie ist golden, die Mittelmäßigkeit! Sie bringt Brot und Ämter und Würden, und sie macht bei alledem noch beliebt. „Allgemein beliebt aber,“ sagt Schopenhauer, „sind nur dumme Leute und — Lumpen.“ —

Unser Sandhas konnte zweifellos mit König Lear sprechen: „Ich bin ein Mann, gegen den mehr gesündigt worden, als er gesündigt hat.“ Dazu kam noch die jedenfalls erbliche Anlage zur Geisteskrankheit. Wir sahen sie ausbrechen bei seinem Vetter Wendel und bei seiner eigenen Mutter. Es mag diese Krankheit hervorgegangen sein aus dem genialen Zug, der durch die ganze Familie ging. Wenn aber, wie es beim Maler Sandhas der Fall war, noch heftige Gemütserschütterungen zu einer derartigen erblichen Anlage hinzutreten, so ist die Katastrophe gleich da. —

Sein Nachlaß, eine Menge Zeichnungen und Manuskripte, wurde um einen Spottpreis versteigert und zerstreut. Manches ist jetzt in Hasle gesammelt worden.

Am meisten Weh ist dem unglücklichen Manne von seinen Mit-Haslachern widerfahren. Darum freue ich mich selber, daß ein Haslacher sich gefunden hat, der den „närrschten Moler“ der Vergessenheit entrissen und ihm hier ein kleines Denkmal gesetzt hat. Ex ossibus ultor! Aus dem eigenen Haslacher Fleisch und Blut erwuchs ihm ein „Rächer“ und Biograph.

Das erste Erscheinen der „Wilden Kirschen“ hat den Namen des unglücklichen Karle außerhalb seiner Heimat ge-

tragen und mir eine neue Erinnerung an ihn zugebracht. Ein hessischer Künstler, Pfaff von Jägernburg, besaß ein Porträt des Sandhas aus seinen Jünglingsjahren, gezeichnet von dessen Onkel, dem Hofmaler Sandhas in Darmstadt. Der Besitzer dieses Originals sandte mir davon eine vorzügliche Kopie, bei deren Anblick der arme Sandhas mir doppelt wehe tat. Es ist ein ideal schöner Jünglingskopf auf diesem Bild, mit reichem, wallendem Haar, großen, übergeistigen Augen und energischen Zügen. Doch verrät das Ganze auf den ersten Blick geniale Schwermut.

Außer diesem Bild besitze ich noch ein von ihm selbst gezeichnetes Porträt aus der letzten Zeit seines Lebens, das den gleichen Eindruck macht.

Aber seitdem seine Geschichte in die größere Welt ging, haben außer mir auch noch andere Haslacher dem „närrschten Moler" Genugtuung und Ehrung angedeihen lassen.

Der Kanonenwirt, einst Bierbrauer, der von der Braupfanne weglief zu einem Anstreicher nach Lahr und nach Jahr und Tag über München als wirklicher Künstler zurückkehrte, und sein ebenbürtiger Sohn, der Xaveri, haben den Sandhas in Hasle selbst verherrlicht.

Weil in der „Kanone" nicht nur Bier getrunken, sondern auch, seit alten Zeiten, musiziert, deklamiert und gemalt wird, haben die beiden Künstler, Vater und Sohn, an ihrem lustig bemalten Hause vier große Medaillonbilder angebracht, Schiller, Goethe, Richard Wagner und — des Gretles Karle in Porträtähnlichkeit.

Und wer zum Städtle hinauszieht, Husen zu, der kann an „der Kanone" den närrischen Maler in recht gutem Bilde verewigt finden, und wenn der Beschauer dann von der Hausecke aus den Blick hinüber zum Urwald wirft, sieht er oben in den Tannen zugleich „des Sandhasen Hütte" herabschimmern. —

Wer sucht, der findet. Jahr und Tag war der praktische Arzt Dr. Wörner in Hasle in liebenswürdiger Art bemüht, mir alte Erzählungen und alte Sachen aus Stadt und Land aufzutreiben, da sein Beruf ihn überall hinführte.

Da meldete er mir im Mai 1892, in einer Bühnekammer beim Bierkrämer z' Hasle habe er ein Altarbild „Himmelfahrt Mariä" entdeckt. Ich stieg mit ihm in das Dachkämmerle, welches der Magd als Schlafstube dient, und fand auf Holz gemalt das noch umfangreiche Bruchstück eines großen Altarbildes, dem Charakter nach durchaus aus der Zeit unseres Sandhas.

Die Engel, welche die Madonna begleiten, sind sehr gut für jene Zeit, die Madonna selber aber ist übermalt oder, richtiger, verschmiert. Ob das nicht des Karles Bild ist, welches die Stadtväter ihm einst heimschlugen und auf dem man absichtlich die Muttergottes, des Jägers Mine, entstellt hat?

Ich zweifle nicht daran. —

Als Neuestes melde ich zum Schlusse noch, daß die Haslacher in den letzten Jahren Geld erhalten und gesammelt haben zu einem wirklichen Denkmal für den närrischen Maler.

Ich erklärte mich alsbald bereit, das in Erz zu gießende Medaillonbild des Künstlers zu stiften, ein Haslacher Bildhauer, Hubert Stelker, modellierte das Bild. Die Haslacher schafften einen Findling-Felsen aus dem Urwald herbei, in den das Medaillonbild eingelassen wurde. Die Stadt gab einen schönen Platz in der Nähe des Spitals her, und am 28. September 1903 wurde dem verkannten, unglücklichen Künstler ein schönes Denkmal eingeweiht. Die Festrede hielt mein alter Studienfreund Rechtsanwalt Armbruster aus Karlsruhe, der auch für das Denkmal gesammelt hatte.

Aber auch ein ander Denkmal hat der arme Maler erhalten. Der hervorragende Lyriker Baron G. von Örtzen

hat ihm in seinen „Schwarzwaldwegen"[1] folgende schöne Verse gewidmet:

Die Mutter trug den Knaben
In ihrem ledigen Stand,
Und mit ihr zogen wie Raben
Gespenster über Land.
Sie raunten ihr vom Sterben
— Schönheit war ihr Verderben.

Die Maid stund ob den Fluten
Im Schnee in glitzernder Nacht.
Wo Herzen hilflos bluten,
Wird Sünde bald vollbracht.
„Büblein, warum sollst erben
Schönheit, die mein Verderben?"

Es hat nicht sterben sollen,
Dieweil der Helfer nah,
Der licht, wie Perlen rollen,
Des Dankes Träne sah,
Und darum kam zu erben
Ihr Liebling ihr Verderben.

Ein Maler ist er worden
Zu Haslach in der Stadt
Und einer auch vom Orden,
Der harte Tage hat,
Der schönen Mutter Erben
Lockt Schönheit ins Verderben.

Karl Sandhas, trunken ihrer,
Was frug er viel nach Gunst;
Er blieb der Glücksverlierer
Und Martyr seiner Kunst.
So geht das Lied vom herben
Schicksal des Schönheitserben.

---

[1] Freiburg bei Ragoczy.

Zu Haslach tief im Walde
— Sie heißen Urwald ihn —
Des Sommers tönt die Halde
Von Friedensmelodien.
Dort wohnet er, zu werben
Um Ruh vor dem Verderben.

Vergeblich! Wär' die Flamme
Im Malerblut auch nicht
— Sie leckt hinauf am Stamme,
Der prasselnd niederbricht.
Grau kam die Asche färben
Das Nest des Schönheitserben.

Durch Feuersnot vertrieben,
Zwiefach verzehrt, verarmt,
Hat endlich spätes Lieben
Doch seiner sich erbarmt.
Noch trauern um sein Verderben
Des Ruhmes lachende Erben.



217



Der Christian.

1.

In meiner ersten Knabenzeit, da der Fastnachtsgeist der Haslacher, den ich in den „Jugenderinnerungen" geschildert, in mir zum Bewußtsein kam, spielte unter den älteren närrischen Leuten eine Hauptrolle „der Christian". Ich erinnere mich noch wohl an ihn aus den Fastnachtstagen zu Anfang der vierziger Jahre. Er war ein hochgewachsener, schlanker, schöner Mann; seine schwarzen Augen schauten unter der starkgewölbten Stirn hervor wie Karfunkel unter Felsgestein. Ein eleganter Schnurrbart gab ihm den Anstrich des Leichtlebigen und Leichtsinnigen.

Er trug in meiner Knabenzeit einmal an Fastnacht den Schnellinger-Peter, einen sechzigjährigen Zwerg, als Wickelkind auf den Armen in alle Häuser, was für uns Kinder ein Hauptspektakel war. Ein andermal spielte er den Andreas Hofer oder den Tell bei den betreffenden Fastnachtsaufführungen.

Vierzig Jahre später, im Herbst 1882, saßen der Christian und ich in einem Zimmer des Kreuzwirtshauses in der Heimat, und der Sechsundsiebzigjährige erzählte mir sein

Leben, das wert ist, unter die „Wilden Kirschen“ aufgenommen zu werden, schon deshalb, weil er seine Erzählung mit den Worten begann: „Es ist mir meiner Lebtag nie was geglückt, und doch war ich — den ersten Abschied und das Heimweh ausgenommen — keine Stunde unglücklich.“ Diese Zufriedenheit mit seinem Schicksal und Weltschmerzlosigkeit macht den Christian allein schon zu einem Philosophen, wenn auch nur zu einem solchen des Optimismus.

Geboren war er zu Hasle am Tage der Schlacht von Jena (14. Oktober 1806) und sein Vater damals der einzige und erste Bierbrauer des Städtchens. Aber es trank in jener Zeit alles Wein, da der Schoppen nur zwei Kreuzer kostete, und nur die „Stichbettler“ und die armen Wallfahrer, die am Portiunkulafest zu den Kapuzinern nach Haslach kamen, genossen den Gerstensaft des alten Neumeier.

Zu all dem wenigen Absatz hatte „der Bierkarle“, so hieß man den Vater des Christian, noch einen Geist in seinem Keller; und selbst als ein nach Rom durchpilgernder Eremit denselben für zwanzig Kronentaler in einem Sack mit fortgenommen hatte, ging das Biertrinken nicht flotter. Der Alte pachtete deshalb die „Stadtwirtschaft“, die damals noch auf dem Rathaus ihren Sitz hatte, und betrieb sie neben seiner Biermacherei.

Man räsoniert in unsern Tagen, wo wir an Überfluß individueller Freiheiten leiden, gegen das Monopolisieren von seiten des Staates, und doch hatte in der guten alten Zeit jedes Städtchen seine Monopole. In Hasle war die Trägerin eines solchen die Wirtschaft auf dem Rathaus, Stube oder Stadtwirtschaft geheißen. Alle Schmausereien und Trinkgelage, die in irgend einer Hinsicht mit dem „Gemeinwesen“, mit der „res publica“, zusammenhingen, mußten in der Stadtwirtschaft auf dem Rathaus abgehalten werden. So vorab die Hochzeiten; aber auch die zukünftigen Bürger und Bürgerinnen wurden von diesem Monopol nicht aus-

genommen, und jeder Taufschmaus hatte deshalb auf dem Kapitol zu geschehen.

Kamen die Taufpaten, der Vater und die Hebamme mit dem Taufkind von der Kirche herab, so wanderte die ganze Gesellschaft in die „Stube". Hier wurde das Kind auf einen einsamen Tisch gelegt, die übrigen aber setzten sich an die Tafelrunde und schmausten bis in den Abend hinein[1].

Alle Pachtversteigerungen, alle Submissionen auf städtische Arbeiten gingen im Ratskeller vor sich, und kein Nachtwächter wurde verpflichtet ohne Trunk auf dem Rathaus.

Jährlich einmal, am „Gregoristag", gab der Senat den Schulkindern daselbst einen Ball und führte sie so auf antispartanischem Wege ins öffentliche Leben ein.

Die übrigen Wirtshäuser im „Städtle" galten den Fremden, den Bürgern als Privatleuten und den Zünften als den Vereinen einzelner Gewerbe.

So ward Christian des Stadtwirts- oder Stubenwirts Bub, wie später auch ich. Sein Bruder, der in meiner „Jugendzeit" erwähnte „Alise", hieß bis an sein selig End „des Stubenwirts Alise".

Da alle Hochzeiten bei seinem Vater gehalten wurden, lernte der Christian frühzeitig das Tanzen und wurde ein „Haupttänzer", was ihm später, wie wir sehen werden, zu einer Existenz verhalf. Zum Tanzen gehört Musik, und die lustigen Weisen der Hochzeitsmusikanten weckten frühzeitig das entsprechende Talent Christians.

In meiner Jugendzeit ging, wer „Musik lernen" wollte, vorab zum Schmied Lambert oder zum Seiler Hämmerle, zu Christians Zeiten zum Lichterläufer, der übrigens in meiner Knabenzeit noch lebte und Schüler ausbildete. Im Winter an jedem Werktagabend und im Sommer an Sonntagen „vor der Kirche", d. i. in der Zeit vor dem Hauptgottesdienst,

[1] Diese Sitte, mit dem Täufling nach der Taufe ins Wirtshaus zu gehen und ihn im Wirtshaus zu behalten, bis der Schmaus vorbei ist, existiert heute noch in den Dörfern rings um Hasle.

wurde bei den betreffenden Lehrmeistern auf allen Instrumenten, die im Schwunge waren, zu gleicher Zeit Unterricht erteilt, in Flöte, Klarinette, Trompete, Geige und Gitarre. Wer unten auf der Straße stand, der konnte aus den Konservatorien des Schmieds oder des Seilers oder Lichterziehers ein wahrhaft höllisches Potpourri vernehmen. Weit angenehmer war es, wenn die einzelnen Kunstjünger, jeder in seinem Vaterhaus, unter dem Fenster einer abgelegenen Kammer stehend, in den lauen Sommerabend hinausflöteten oder gitarrten.

Ich erinnere mich noch mit Wehmut jener stillen Abende, da ich als Knabe vor den alten Leuten stand, die vor dem Hause der Großmutter „Abendrat" hielten, während der Bosche-Kasper, mein um einige Jahre älterer Vetter, oben zum Dachfenster herausflötete und die Begleitung gab zur stillen, sanften Unterhaltung auf der steinernen Bank.

Wer „Genie" hatte, lernte zwei Instrumente; so auch der Christian. Er wurde Trompeter und Klarinettebläser und in beiden Virtuos. Bald war des Stubenwirts Christian seines Vaters bester Hochzeitsmusikant, und wenn an Freitagen die Ratsherren, nachdem das Wohl der Stadt beraten war, gemeinsam im Ratskeller eins tranken, so gab ihnen der Christian Solovorträge. Sie vergaßen darüber oft das Mittagessen, und wenn die Weiber schimpften, so hatten die Väter der Stadt nur eine Entschuldigung: „Waisch, Alte, der Christian het blôse, do kunnt mer (man) jo nit furt."

Der Christian war die Seele des Ratskellers; er zog jung und alt an durch die unerschöpflich neuen Melodien, die er seinen Instrumenten entlockte, und durch seine ebenso reichen Ideen im Gebiete der Komik und Unterhaltung.

Doch die Heimat und die „Stube" waren ihm bald zu eng. Er hatte die Bierbrauerei gelernt und war vom „suren Lang" geprüft und von der Zunft mit dem „Lehrbrief" ausgestattet worden. Vom Militär hatte er sich, obwohl der

schönste Rekrut, freigespielt. Jetzt zog's ihn mit Macht hinaus in die weite, weite Welt.

Am Tage einer Schlacht war der Christian in diese Welt eingerückt, am Tage einer Schlacht verließ er seine engere Heimat. Genau am gleichen Tage, da die große Weiberschlacht wegen des Gabholzes geschlagen wurde, von der wir oben erzählt, ging unser Christian in die Fremde. Er hatte eben auf dem Rathaus sein Felleisen umgeschnallt, seine Trompete und seine Klarinette obendrauf, und war im Begriff, die Stube zu verlassen, als die Weiber die Bastille stürmten, indem sie in hellen Haufen ins Rathaus eindrangen und über den armen Beckefidele und den Waldmeister herfielen. Rasch legt der Christian seine Feldausrüstung wieder ab und eilt dem gefährdeten Ratsherrn zu Hilfe.

Die Weiber waren aber zu Hyänen geworden, und der gute Christian kam in ein böses Wespennest. „So," schrien die Damen des freien Bürgertums, „du Lusbua willst dem Kerle au no helfe"! — und die Sandhäsin, die Deckelweberin, die Sägerin und wie sie alle hießen, bearbeiteten auch den jungen Bierhelden mit ihren Fäusten und Nägeln.

Das Blut rinnt über sein schönes Angesicht; er schämt sich, von Weibern vergewaltigt worden zu sein, und blutend rennt er mit seinem Felleisen talab — in die Fremde.

Daheim in seinem Vaterhaus, in der hintern Gasse, warteten vergeblich die Kameraden auf den Freund Christian, um nach einem Trunk Bieres ihm das Geleit zu geben bis Steinach. So war es verabredet. Er kam nicht, dagegen die Kunde von der Weiberschlacht und daß der Christian sie mitgemacht und verwundet worden sei. Seitdem ward er vermißt. Drunten saß er beim „Marterberg" an der Kinzig, wusch sich in den kühlen, dunkeln Wassern seine Wunden und weinte vor Scham und Zorn, solchen Abschied vom „schönen Geschlecht" erhalten zu haben, er, der schönste Jüngling im Städtchen.

Es war eine poesievolle Sitte der vergangenen Zeit, junge Handwerker, wenn sie in die Fremde zogen, eine Strecke weit zu begleiten und dann erst Abschied von einander zu nehmen. Von den letzten zwei Jahren meines Volksschülerlebens an, wo ich mit allen Lehrbuben und Junggesellen verkehrte, bis zu meinem eigenen Abschied half ich alle Junggesellen, die in die Ferne zogen, hinausbegleiten, abwärts bis zum „Marterberg“ und aufwärts bis zum „Gschweiloch“.

Selten ging es ohne Tränen ab beim letzten Händedruck. Die Menschen waren, mein' ich, früher gemütvoller und weicher. Jetzt führt man die Jugendfreunde und Kollegen an den Bahnhof, trinkt in der Restauration noch eins, und die einen pfeifen davon, und die andern gehen heim — alle ohne besondere Rührung. Daß die Eisenbahn die Scheidenden bald wieder bringt, mag auch etwas zu dieser Kälte beitragen.

Ich erinnere mich namentlich zweier tränenreicher Abschiede. Bei Lambert, dem Schmied, und beim „wütigen“ Schlosser, beide in meiner Nachbarschaft, standen in jener Zeit zwei Lehrbuben, des Färber Basils jüngster Sohn, Korneli, und ein Bauernbube aus dem Dorfe Mühlenbach, der nur unter seinem Spitznamen „Kugelrund“ genannt wurde. Beide hatten unter dem Spott der Haslacher Jugend viel zu leiden. Der Korneli war ein linkischer, geistig ziemlich beschränkter, aber gutmütiger Kerl, der wegen seines Stotterns den Übernamen „Heckengaxer“ erhielt. Den Kugelrund, der ob seiner ebenso dicken als kurzen Leibesgestalt so getauft worden war, sperrten sie an Fastnachtstagen in einen Käfig und führten ihn in der Stadt herum oder zogen ihn, als Kind in einen Korb verpackt, auf einem Wägelchen durch die Straßen.

Beiden getraute man allgemein zu, es würde keiner den Mut haben, in die Fremde zu gehen. Und sie gingen doch. Beide half ich begleiten. An Kornelis Abschied erinnere ich

mich noch wohl. Es war ein schöner Frühjahrsmorgen, die Sonne fing eben an, hinter dem Urwald herauf ins Tal hineinzuschauen, als wir ausrückten: der Korneli, der schon frühzeitig mich in meiner Kammer, die nur durch einen Hof von der seinigen getrennt lag, wachgerufen hatte, unser Peter, der Bäckerjunge, des Holzer-Peters Rudolf und ich. Wie es üblich war, trug abwechselnd einer von uns des Scheidenden Felleisen. Von den Feldern her ließ sich im Wandern noch die oder jene Haslacher Stimme hören, die spöttisch vom Korneli Abschied nahm auf baldiges Wiedersehen.

Am Marterberg — die Sonne schien jetzt über Berg und Tal, und gar lieblich glänzte der Kirchturm der Heimat zu uns herab — nahm der Korneli sein Felleisen, dankte für die Begleitung und stotterte feierlich: „B'hüt euch Gott! Heim komm' i nimme. Daheim wär' i mi Lebtag der dumm Korneli." Uns aber ergriff Mitleid, und mir liefen die Tränen in hellen Tropfen übers Gesicht herunter, auch der Peter und der Rudolf weinten; nur der Korneli blieb trocken, aber das Wehe kämpfte doch in ihm — er war blaß.

Wir schieden auf Nimmerwiedersehen. Der Korneli blieb von Stund an verschollen, bis in den achtziger Jahren aus dem Elsaß sein Totenschein kam, wo er bei einem Schmied die erste Arbeit gefunden hatte und bei ihm geblieben war bis zum letzten Hammerschlag. Kein Mensch hätte dem Korneli eine so starke Seele zugetraut. —

Anders machte es der Kugelrund — er hieß Xaver Keller — den ich auch in die Welt hinausweinen half. Er vergaß es, daß die Haslacher ihm einst mitgespielt. Er kehrte heim in sein Dörfchen Mühlenbach, schlosserte den Bauern auf den Höfen im Tagelohn und legte sich nach wenigen Jahren jung und ledig zum Sterben nieder. —

Auch der Christian schwor in seinem Zorn drunten an den Wellen der Kinzig, nie mehr in das Hyänenweibernest zurückzukommen. Doch er war Sanguiniker und Humorist,

und wenn er auch lange fortblieb, er kam doch wieder, um abermals zu gehen und dann wiederzukommen.

Bis Bern eilte er, ohne vorher irgendwo Arbeit zu nehmen, um ja weit von Hasle weg zu sein und seinen Schmerz zu vergessen. Aber die Heimat faßte ihn auch hier in schwerem Kampfe. Er bekam unsägliches Heimweh. Weder Klarinettespiel noch Trompetenklang vermochten es, das Weh zu stillen, ja sie vermehrten es durch die Erinnerung an die schönen Tage daheim. Überlaut weint der junge Geselle im einsamen Bierkeller bei der Arbeit. Sein Meister hört sein Weinen und tröstet ihn, aber vergeblich.

Der Christian verläßt Bern — aber heim will er doch nicht. Draußen vor der Stadt, in der freien Natur mildert sich sein Herzeleid. Im ersten Dorfe schon spielt er im Wirtshaus eins auf seiner Trompete. Ein Handwerksbursche, der vorüberzieht, Bern zu, hört ihn und denkt gleich: „Des isch der Christian." Richtig, und er selbst war des Dolden Nepomuk von Hasle, ein Schneidergeselle, der nach dem Christian die Heimat verlassen hatte und in der Schweiz umherzog. Einen Haslacher sehen und kein Heimweh mehr haben, war beim Christian eins.

Es ging ihm wie mir selbst. Als ich in Rastatt am Heimweh litt und an der Murg draußen weinte, sehnte ich mich jeweils nach den Markttagen der Stadt. Da kamen der Schindele-Fidele und die „wüste Neumaierin" von Hasle, um Hanfsamen zu kaufen. Und solange ich die sah, fühlte ich keinen Schmerz. Ich war durch sie magnetisch mit der Heimat verbunden, und es strömte von diesen Haslachern ein heimatlicher Duft balsamisch in meine kranke Seele über.

Das Heimweh ist eine spezifisch deutsche Krankheit. Der Franzose hat kein Wort dafür und nennt es deshalb auch „heimvé". An dieser Krankheit zu sterben, muß der gräßlichste Tod sein. Ich weiß aus meiner Kindeszeit, wie die alten Leute mit Grausen erzählten, daß ein Sohn unsers

Nachbars, des Schmiedmeisters Sandhas, bei den Soldaten „am Heimweh" gestorben sei.

Ich habe später in meinem Pfarrdorfe am See von einem ganz ähnlichen Fall erzählen hören und jedesmal dieses Sterben für die entsetzlichste und schmerzlichste Todesart gehalten.

Einen Menschen an diesem Weh beim Militär sterben lassen, weil diese Krankheit in keiner Pathologie steht, halte ich für eines der grausamsten Verbrechen an der Menschheit. Doch unsere neueste Zeit und unsere moderne Gesetzgebung sorgen dafür, daß die Menschen das Heimweh verlieren. Die Eisenbahnen führen die Leute, so oft sie Heimweh bekommen, in kürzester Zeit heim zu Besuch und das Gesetz vom Unterstützungswohnsitz macht die Menschen immer kälter, gleichgültiger, heimatloser. Wer zwei Jahre von der Heimat weg ist, wird als heimatlos betrachtet — das Gesetz stößt ihn aus, er muß das härteste Brot, das der Armut, in der Fremde essen. Das begreift man aber nicht, daß der heimatlose Mensch kalt und herzlos — und zu allem fähig wird.

Wenn man darauf studieren wollte, wie am besten unsere soziale Ordnung umzustürzen wäre, könnte man es gar nicht besser machen, als wie man es in unseren Tagen von oben herunter tut.

Ich behaupte, wo die Menschen noch am Heimweh leiden, gibt's keine Revolutionen. Die Franzosen kennen diese Krankheit nicht, und ihr Land ist deshalb das Land der politischen Umstürze. Darum hat das deutsche Volk zu allen Zeiten der Vergangenheit politisch so viel sich gefallen lassen, weil es das Volk des Heimwehs ist. Sobald es von diesem tiefsten und edelsten Weh vollends kuriert sein wird, haben wir die soziale Revolution. —

Weil der Christian mit dem Anblick des Schneiders sein Heimweh verloren hatte, da das magnetische Medium gefunden war, ließ er den Bruder Zwirn auch nicht mehr los. Er überredete ihn, Bern den Rücken zu kehren und mit ihm

über Konstanz nach München zu ziehen, und blies nun auf dem Weitermarsch wieder lustig in allen Tonarten.

In Baden im Aargau besuchten beide in Erinnerung an das heimatliche Klösterlein auch die Kapuziner, um wieder einmal ein Stück Kapuzinerbrot zu essen, das den Haslacher Buben noch zu meiner Zeit wahrer Marzipan war. Wie staunten die zwei Handwerksburschen, als sie in dem Klosterpförtner einen Kapuziner erkannten, der früher im Haslacher Kloster gewesen war! Aber auch der Klosterbruder war erfreut, denn der Christian hatte in der Weihnachtszeit vor dem „Krippele" in der Klosterkirche Schalmeien geblasen und war ihm deshalb wohlbekannt. Er wurde in die Konventstube geführt und mußte vor allen Patres und Fratres mit seiner Klarinette die alten Weihnachtstöne der Hirten wiedergeben.

Aber der Christian und der Schneider Nepomuk hatten einst auch zu den in meinen „Jugenderinnerungen" geschilderten „Dreikönigen von Haslach" gehört, und darum sang der Schneider den Kapuzinern auch die heimatlichen Dreikönigslieder, und der Christian blies die Melodie dazu. Eine solch geistige Freude hatten die biederen Schweizerkapuziner noch selten erlebt, und darum erhielten die zwei vom Besten, was ein Kapuzinerkloster bieten kann.

In Schaffhausen haben die beiden abermals Glück. Sie treffen zufällig den Bruder Christians, der vor einigen Jahren als „Apotheker"[1] in die Fremde gezogen war und in der Stadt am Rheinfall konditionierte. Früher schrieben die Menschen in der Fremde nicht so viele Briefe heim wie heutzutage, wo das Briefschreiben zu den Modekrankheiten gehört. Ich habe manchen gekannt, der seine drei Wanderjahre machte in der Welt draußen, ohne auch nur einmal heimzuschreiben. So kam es, daß der Christian seinen Bruder, welcher beide mit Geld versah, in Schaffhausen nicht geahnt hatte.

[1] Er starb als Inhaber einer Apotheke in Eberbach bei Heidelberg.

Unser alter Oberlehrer Blum diktierte uns in der Volksschule einmal im Jahre einen Brief an die „teuren Eltern" zur Neujahrsgratulation und ließ uns bisweilen „Musterbriefe" vorlesen, wie man einen guten Freund um ein Darlehen von fünfzig oder mehr Gulden bittet, aber sonst warnte er vor dem Briefschreiben. „Wer viel Briefe schreibt," meinte er, „der lügt viel." Und der Mann hatte recht; die Menschen lügen sich schriftlich weit mehr und ungenierter an als mündlich.

Die Leute im Volke wußten vor vierzig und mehr Jahren, auch wenn sie lesen und schreiben konnten, keinen Brief zu „stellen". Sie gingen, wenn dies nötig war, zum Lehrer oder Pfarrer. Selbst noch zur Zeit, als ich Dorfpfarrer am Bodensee war, kamen viele ältere Leute zu mir in dieser Absicht.

Daß das Briefschreiben und das Lügen in einem Zusammenhange stehen, geht schon daraus hervor, daß jenes Geschlecht, dem die Lüge am kulantesten vonstatten geht, das weibliche, im Briefschreiben eine wahre Virtuosität besitzt. Das dümmste weibliche Wesen schreibt einen guten Brief; diese Erfahrung habe ich schon oft gemacht und geäußert. Das Briefschreiben ist deshalb auch das Element und das tägliche Brot gar vieler weiblicher Seelen.

Es gibt zahllose sogenannte gebildete weibliche Wesen, die ihre ganze Zeit mit Putz, Romanlesen und Briefschreiben zubringen. Und weil sie in den Putzwaren sowohl als in den Romanen mit eitel Schein und Lüge bedient werden, tragen sie diese „Phantasien" auch in ihr Briefschreiben über. —

Und nun wieder zum Christian!

2.

Wenn der nicht gewußt hatte, daß sein Bruder in Schaffhausen sei, so wußte er aber, daß in der Nähe dieser Stadt, auf dem badischen „Randen", im Städtchen Stühlingen, der Bruder seiner Mutter als Pfarrer lebe.

Zu den katholischen Priestern, die geborene Haslacher waren und vor mir lebten, gehörte auch der Pfarrer Schättgen von Stühlingen. Merkwürdigerweise haben fast alle geistlichen Herren aus Hasle, welche in der Zeit von 1760—1850 studierten, erst dem Handwerkerstande sich gewidmet, ehe sie zum Studium übergingen. Der der Zeit nach am weitesten Zurückstehende war der Bruder meines Großvaters, Joseph Hansjakob, ein Sohn des alten Toweis. Des letztern Söhne waren von ihm alle zu Müllern oder Bäckern bestimmt worden, so wie auch mein Großvater, der Becke-Peter, seine Buben alle Bäcker werden ließ. Auch der Joseph arbeitete, wie später ich, an der Mulde. Als der Jüngste mußte er jeden Sonntag einen Korb Weißbrot ins Kapuzinerkloster tragen; es war das ein Weihegeschenk des frommen Vaters Toweis an die bärtigen Söhne des hl. Franziskus.

Die Patres boten sich öfters dem Bäckerjungen, der ihnen geistig sehr geweckt schien, als Lehrer in den Anfangsgründen des Studiums an. Aber, soviel der Joseph auch Freude dafür zeigte, der alte Toweis war nicht zu gewinnen. Mehr als einmal saß der Pater Guardian beim Toweis und seiner Frau, trank mit ihnen ein Fläschchen Herrenberger und petitionierte vergeblich für den Studiosus Joseph, trotzdem die Mutter dem Kapuziner aufs kräftigste sekundierte.

Eines Tages rückte der Guardian mit dem Stadtpfarrer Schumacher an, der beim Toweis in hohen Ehren stand, und jetzt wich der Starrsinn des Vaters. Er gestattete, daß der Joseph bei den Kapuzinern Latein lerne, aber unter der Bedingung, daß er kein Kapuziner werde. Denn von seinen Buben, meinte er, sollte keiner betteln gehen, am wenigsten, wenn er noch studiert hätte.

So ward der Joseph Student und Weltpriester und zu des Vaters Lebzeiten noch Professor am Gymnasium zu Donaueschingen und fürstlich fürstenbergischer Hofkaplan. Am Hofe aber taufte man seinen proletarischen Namen um und nannte ihn „Jeanjaques". Merkwürdigerweise trat ich fünfund-

siebzig Jahre später am gleichen Gymnasium an die gleiche Stelle, die er als Lehrer inne gehabt. Und ich traf noch einen Schüler des „Abbé Jeanjaques" in dem achtzigjährigen Hofrat Zepf.

Später verlieh ihm der Fürst die gute Pfarrei Ehingen bei Engen, wo die Franzosen ihm Hab und Gut plünderten, und dann auf seinen Wunsch Wolfach im Kinzigtale. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb er als Pensionär in der Heimat.

Ich kannte ihn nicht mehr, hörte aber als Kind schon viel von ihm, namentlich von seinem Testament, worin er Schulen, Arme und die zahlreichen Kinder seiner Brüder und Schwestern bedachte. In meinem Zimmer bewahre ich noch sein Porträt, gemalt vom Sandhas, ein Prachtskopf eines alten Mannes, voll Biederkeit und Humor.

Seinen geistlichen Großneffen hat er durch zwei Eigenschaften weit übertroffen: einmal daß er das Zeug hatte zu einem Hofkaplan und dann, daß er ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Zum Hofmann und Kapitalisten habe ich absolut keine Anlage, und nach meinem Tode wird man mir voraussichtlich zwei Dinge nicht nachsagen können: daß ich höfische, feine Manieren gehabt und viel Geld hinterlassen hätte.

Um viele Jahre überlebte ihn seine Schwester, die Helene, welche sein Hauswesen geführt hatte. Sie wohnte in meiner ersten Knabenzeit einsam in einem Stübchen beim Schneider Eisenmann, wo Vetter Karl und ich als Großneffen die alte Base bisweilen besuchten. Sie saß stets am Fenster mit der Schnupftabaksdose und schaute in das kleine Gärtchen des Schneidermeisters hinab und hinüber auf die Landstraße, wo die Eilwagen durchfuhren.

Die Helene-Bas war nicht mild und sanft wie meine Lene-Bas, sondern eine ernste Person, die ihr nicht unschönes Gesicht in finstere Falten zog: der Typus einer alten Pfarrersköchin. Innerlich war sie aber nicht so schlimm; sie

gab uns jeweils ein Stückchen „Guts", verabschiedete aber die beiden jungen Vettern bald wieder, da sie nicht viel reden mochte und gerne allein lebte.

Sie starb, ehe ich sie näher gekannt, und ich erinnere mich, ihr ziemlich ungetrübten Herzens mit der Leiche gegangen zu sein. —

Der nächste Haslacher im Priesterstand nach meinem Großonkel war der Pfarrer von Stühlingen, Schättgen, der Bruder meines Nachbars, des Färbers Basil, dessen ich in meiner „Jugendzeit" lobend Erwähnung getan. Der spätere Pfarrer war zuerst mit Don Basilio in der väterlichen Werkstätte als Färberlehrling gestanden, bis die Kapuziner auch sein Talent entdeckten und ihn zum Studieren brachten.

Er ging sicher unlieber aus der Färberei fort als ich aus der Backstube. Mir kam jenes Handwerk in meiner Knabenzeit ungemein feierlich vor. Am Sonntagmorgen zur Frühlingszeit zogen die Bäuerinnen und Landmädchen in hellen Scharen von Berg und Tal dem Städtchen und der „Farb" zu, jede einen Ballen Zwilch oder leinen Tuch unterm Arm, um das Produkt ihrer Winterarbeit in die „Farb" zu tun. Auch gezwirnte Schafwolle brachten sie in Körben zum Färben. Der Geselle und der Lehrbube nahmen die Ware in Empfang, machten daran ein „Zeichen" aus Messing und gaben jedem „Weibervolk" ein solches, damit dieses sein Gespinst wieder erkennen konnte, wenn es rot, blau oder grün aus dem Farbkessel kam.

Als des „Färbers Toni" Priester geworden, kam er in das benachbarte Welschensteinacher Tal als Vikar, und die Bäuerinnen freuten sich nicht wenig, den jungen Färber von ehedem auf der Kanzel zu sehen. Bald starb der alte Pfarrer, und der Toni wurde zeitweilig Pfarrverweser. Sein Bruder Basil ritt manchmal an Sonntagen stolz auf seinem Rappen das Welschensteinacher Tal hinauf, ihn zu besuchen. Es genierte den Toni aber doch, daß die Bauern ihren „Herrn"

stets nur „'s Färbers Toni" nannten, und eingedenk des Wortes, daß der Prophet nicht viel gilt im Vaterlande, meldete er sich weg und kam als Vikar nach Herbolzheim im Breisgau.

Ich habe auch ihn nicht mehr gekannt; er starb sieben Jahre vor meiner Geburt, noch ziemlich jung, als Pfarrer und Dekan in Stühlingen.

Um so bekannter aber waren mir seine zwei Nachfolger im Priesteramt, die Pfarrer Pfaff und Dirhold. Der eine arbeitete bei seinem Vater als Sattler, ehe die Kapuziner ihn zum Lateinischlernen heranzogen, und der andere hatte als Apotheker seine Lehre vollendet, als er die höheren Studien anfing.

Beide waren im besten Mannesalter als Pfarrherren, Pfaff in Weizen auf dem Randen und Dirhold in Wollmatingen am Bodensee, als die Revolution von 1849 losbrach. Sie verleugneten die angeborene liberale Haslacher Natur nicht, und während der eine, den Stutzen auf der Schulter, mit seinen bewaffneten Bauern in die Amtsstadt Bonndorf zog, hielt der andere am See kirchlich und politisch revolutionäre Predigten. Sie kamen trotzdem beide glimpflich weg. Ja als in den siebziger Jahren der 1849er Liberalismus zu Ehren kam, erhielten sie gute Pfründen und starben als wohlhäbige Pensionäre im folgenden Jahrzehnt in Freiburg.

Pfarrer Pfaff, dessen ich schon in meiner „Studienzeit" erwähnt, war ein Mann voll Witz und Humor, Dirhold gerade das Gegenteil, ein ernster, finster blickender, scharf sarkastischer und scharf geistiger Mann, der, wohl von seinem Apothekerstande her, in seinem ganzen Benehmen etwas Vornehmes und Präpariertes hatte. Dem „Haslacher Liberalismus" aber blieben beide in allweg ihr ganzes Leben hindurch getreu, und das lob' ich an ihnen. Man muß die Ideale seiner jungen Jahre allzeit hochhalten. —

Eines Abends rückten also der Christian und der Schneider in der kleinen, alten fürstenbergischen Residenz auf dem

Randen, in Stühlingen, ein, um den Vetter und Dekan zu besuchen. Sie hörten, er wäre in der Gesellschaft, in der Post. Und alsbald kam dem Christian ein Gedanke. Er ließ den äußerlich nicht sehr empfehlenswerten Nepomuk vor dem Wirtshaus, trat in die Stube, wo der Dekan und die Honoratioren beim Trunk und Spiel saßen, und fing an, auf seiner Klarinette zu blasen.

Anfangs unwillig über den kühnen Bläser, horchten sie bald freundlich auf, als sie den Künstler merkten, und betrachteten den schönen, jungen Mann, der hinter der Klarinette stand, mit steigendem Wohlgefallen. Von seinem Felleisen, das er schmuck auf den Schultern trug, nahm der Musikant dann auch seine Trompete und blies einige alte Volkslieder. Die Philister sangen unwillkürlich mit, so rührend trompetete der Christian.

Als er geendet, trat er vor, hielt zuerst dem Dekan den Hut hin und sprach: „Herr Dekan, geben Sie Ihrem reisenden Vetter auch einen Zehrpfennig!" Jetzt ward er erkannt und wurde der Löwe des Abends. Den Schneider vor der Tür hatte der Christian gleich nach seinem Triumph hereingeholt, und auch er nahm teil an der Ehre seines „Landsmannes", dessen Trost gegen Heimweh er geworden.

Der Schneider hätte in Stühlingen Arbeit gefunden; denn Schneidermeister, die Gesellen brauchen, gibt es fast in jedem Städtchen. Aber Bierbrauer, die einen „Fax" gebraucht hätten, waren vor sechzig Jahren in den badischen Landstädtchen so rar als heutzutage Goldschmiede in denselben. Wenn ein Brauer einen Kessel mit 200 Maß hatte, so war das schon viel, und dieses Quantum, das ihm für Wochen reichte, konnte er allein zusammenkochen.

Der Christian fürchtete das Heimweh und bestach den Schneider durch alle möglichen Redensarten, mit ihm weiter zu ziehen und den gesellenbedürftigen Schneidermeister in Stühlingen gegen allen Zunftbrauch im Stiche zu lassen. „Waisch, Nebmuk," sprach der listige Trompeter, „a Kerle

wie Du blibt nit in so einem kleinen Nest, sonst wär'sch liaber z' Hasle bliwe. Wenn Du als fermer Schnider willst heimkomme, so mußt Du nur in einer großen Stadt in Arbeit gehn." Das leuchtete dem billigen Denker Nepomuk ein, und sie zogen weiter nach den Gestaden des Bodensees.

Durch jedes Dörflein blies der Christian seine Klarinette, und stolz marschierte der Schneider neben ihm her. Stolz war er, weil der Bläser, der jung und alt an die Fenster lockte, sein Freund und Landsmann war. So ging's durch die lieblichen Gefilde am rechten Rheinufer hin, der Hauptstadt am Bodensee zu.

Es war tiefer, stiller Abend, als sie hier einzogen. Nur der Rhein war hörbar, wie er seine Wellen unter der alten Stadtbrücke hindurchzwängte. Auf der Brücke standen drei junge Männer, still ihre Pfeifen rauchend und in die Fluten hinabschauend. Es waren drei Haslacher, welche, diesen Mittag ebenfalls erst in Konstanz eingewandert, am Abend ihre Herberge verlassen hatten, um in alter Haslacher Art den Abend rauchend auf der Straße zuzubringen.

Ihnen nahte der Christian mit dem Schneider. Der erstere vertauschte, als er die Rheinbrücke betrat, die Dorfklarinette mit der Trompete und blies ein Lied, das sie in Haslach oft am Abend gesungen hatten. Da riefen die drei auf der Brücke einstimmig: „Des isch der Christian!" Er war's wirklich, und sie waren der Seppe-Toni, ein Sattler, der Kleyle-Xaveri, ein Glaser, und der Sahle-Toni, ein Gerber, alle drei richtige Haslacher in der Fremde.

Die zwei letzteren habe ich noch gekannt. Sie waren nahezu Altmeister, da ich ein Knabe war; der Seppe-Toni war schon tot. Der Glaser Kleyle galt in meinen Tagen als der beste Pfeifenkenner. Er handelte immer mit solchen und trug beständig, wo er ging und stand, einen „Kloben" im Mund. Ich erinnere mich noch wohl, daß er auch meinen Vater, seinen Vetter, einmal „anschmierte" mit einem „Meerschaumkopf", und daß der Vater sehr erbost war über den

Glaser. Weil ich in dieser Sache Partei für den Vater nahm, der jeden Abend auf dem „Kanapee" seine Pfeife rauchte, so hielt ich dem Benjamin, des Glasers Sohn, meinem Schulkameraden, seines Vaters unreelles Geschäft vor. Es kam darüber zum Duell, und der ältere und stärkere Benjamin prügelte bei der „Gottlütbruck" mich, den „Becke-Philipple", gehörig durch.

Doch die Feindschaft währte nicht lange, da des Benjamin Tante im Adler Köchin war. In seiner Gesellschaft kam ich, als Patenkind der Wirtin, oft in die Küche, wo stets von der Hand der „Base" Benjamins ein Stück kalten Kotelettes oder Braten abfiel. Aus diesem nicht sehr idealen Grund wurden Benjamin und ich eher wieder „gut Freund" als unsere Väter.

Der Sohn des Rauchers starb, ehe er zwanzig Jahre zählte.

Der Sahle-Toni wohnte in meiner Knabenzeit als Gerbermeister in unserer Nachbarschaft. Er war ein ernster, steifer Mann, der wenig redete, aber an Sonntagen viel trank. Er pflegte immer über faulen Geschäftsgang zu klagen, und daß die Bauern nicht mehr so gut bezahlen wollten wie ehedem.

Wenn nach der sonntäglichen Frühmesse ein oder der andere Hofbauer bei ihm eintrat, um ein Stück Leder zu kaufen, weil er in der kommenden Woche den Dorfschuster ins „Kundenhaus" bekam, so wurde er vom Gerber etwa so angeredet: „Guate Morge, Schüttebur! Ihr henn[1] g'wiß a guats Läder welle vom Sahle-Toni? Kalbsläder oder Rindsläder? Schauet, do hab' i a Kalbsläder, wenn des g'wichst isch, no könne sich dia Engel im Himmel drin b'schaue. Und a Rindsläder, Schüttebur, wenn Ihr Tag und Nacht ins Wasser stenn[2] — probiert's — mi Rindsläder halt's us. Awer zahle tun Ihr Bure nimme gern — Ihr sinn zu intressant."

[1] habt. [2] steht.

Als Knabe habe ich seine Redensarten nicht gehört, ich kam nie in seine Stube. Aber in meiner spätern Gymnasiumszeit besuchte ich ihn bisweilen am Sonntagmorgen, um seine im tiefsten Ernst, langsam und im Brustton vorgetragenen Anreden an die Bauern zu hören.

Waren diese fort, so redete er mich in gutem Hochdeutsch also an: „Herr Nachbar! Sie haben recht, daß Sie das Studium ergriffen und kein Handwerk gelernt haben. Mein Vater, der hat den Bauern das Leder auf den Rücken geschlagen, wenn sie nicht bezahlen wollten, was er verlangte, und sie haben doch gekauft. Heutzutag muß man den Bauern flattieren, muß Komplimente machen, und wenn's ans Kaufen geht, sind sie dann doch ungeheuer ‚intressant'. Oh, Herr Hansjakob! Die Zeiten werden immer schlechter und die Menschen immer gebildeter. Ich bin ein alter Kerl, aber Sie werden es noch erleben." Es liegt ein groß' Stück Wahrheit in diesem Gerberausspruch.

Der Toni trug an Sonntagen einen grasgrünen Rock mit gelben Knöpfen. In meiner Knabenzeit hat er mir damit stets imponiert; später aber diente er mir als komische Figur.

Auch erinnere ich mich noch seiner blassen, stillen Frau, die mit der Miene einer Märtyrin am Fenster saß und zu dem steifen, ernsten Toni paßte wie ein Palmzweig zu einem Wellenbengel. —

Wenn zwei oder drei Haslacher in der Fremde zusammenkommen, so haben sie „Kirchweih". Und da wir Menschen keine gemeinsame Freude haben können, ohne daß Essen und Trinken die Hauptrolle spielen, so machten auch die fünf nächtlichen Gesellen auf der Rheinbrücke in Konstanz umsoweniger eine Ausnahme von der Regel, als ein richtiger Haslacher mit dem Geld, so er hat, nicht sparsam umgeht.

In meiner ganzen Jugenderinnerung leben von all den Menschen, die ich in der Heimat kannte, nur zwei, welche

„Geizhälse" waren; alle anderen hielten Geld nur für Schimäre, weshalb ein „reicher" Mann damals eine so seltene Erscheinung war wie ein weißer Rabe. Erklärlich ist das ganz leicht. Der normale Haslacher ist Sanguiniker; er denkt, wenn er prosaisch ist, mit dem Magen, wenn poetisch, mit dem Herzen. Mit diesen beiden Denkarten wird aber kein Mensch zu Geld kommen.

Eine Ausnahme in meiner Generation machten meine beiden Jugendfreunde, der Vetter Karl und der Senffabrikant Schättgen. Die dachten mit dem Kopf und wurden reiche Leute. Aber es muß auch solche geben, sonst hätte der mit dem Herzen denkende Haslacher Schriftsteller früher oft nicht gewußt, woher Geld nehmen. —

Unser Christian hatte vom Vetter Dekan zwei Kronentaler zum Abschied erhalten. Einer ward dem freudigen Zusammentreffen auf der Rheinbrücke am gleichen Abend noch geopfert. Am andern Morgen schauten alle bei den Meistern um — nur der Christian nicht. Er wollte erst auf bayerischem Boden wieder Arbeit nehmen, da nur dort für sein Metier was zu lernen wäre. Der Schneider allein fand in Konstanz abermals einen Meister. Jetzt ließ der Christian ihn eintreten, da der Seppe-Toni, der Sahle-Toni und der Glaser mit ihm weiterzuziehen sich erboten.

Von da ab verschwindet der Schneider aus der Geschichte Christians. Der gute Nepomuk kehrte bald heim aus der Fremde und starb, ehe sein Mitwanderer die Ufer der Kinzig wieder aufsuchte.

Ich habe ihn also nimmer gekannt, wohl aber seinen jüngeren Bruder, den Schuhmacher. Der brachte aus der Urschweiz eine Frau mit, als er nach Ablauf seiner Wanderjahre heimkehrte. Sie hieß „das Dolde-Madel" und war eine ebenso gutmütige als häßliche Person. Wegen ihrer Gutmütigkeit mußte sie unsäglichen Spott hinnehmen, und ob ihrer Häßlichkeit kam sie in den ernstlichen Verruf, eine Hexe zu sein. Selbst ihr Mann, der „Xaveri", war nirgends

sicher vor den bösen Haslacher Zungen, weil er eine solche „Alpenrose“ mit aus der Fremde gebracht hatte. —

An einem schönen Maimorgen fuhren die vier Haslacher auf einem Segelschiff von Konstanz nach Meersburg über den See. Sie waren nicht wenig stolz, den Bodensee vor ihren Augen zu haben. Denn in Haslach sangen früher und in meiner Studienzeit noch die Kinder täglich auf den Straßen:

> Konstanz liegt am Bodensee,
> Wer's nit glaubt, soll selbst hingeh'.

Und in der Knabenzeit unserer vier Handwerksburschen war damals noch der alte „Bachsepp“ dorthin mit seinem Botenfuhrwerk gefahren. Er brauchte vierzehn Tage Fahrzeit für hin und her und brachte von dort Südfrüchte und Seidenwaren mit. Die große Entfernung und die edeln Produkte machten den Haslachern Konstanz damals zu einer Wunderstadt, und deshalb sang man so gerne den obigen Reim.

Ich erinnere mich noch gar wohl der Frau des alten Bachsepp, der Großmutter meines Vetters Wilhelm, des spätern Bierkrämers. Sie lebte in einem kleinen, dunkeln Stübchen am Stadtbach, war eine robuste, rauhe Alte, die in primitivster Art auf hölzernem Teller aß und uns Knaben oft von ihrem Lieblingsgericht, Speck, gab und dabei von ihren ehemaligen Fahrten an den Bodensee, die sie mit ihrem „Mann selig“ ausgeführt, erzählte. Mir ging dabei jedesmal das Herz auf vor Sehnsucht nach dem Wunderland, von dem die Alte zu berichten wußte.

So mochte es auch dem Christian und seinen Gefährten gegangen sein. Am rechten Ufer wanderten sie den Gestaden des Sees entlang bis nach Lindau, dem deutschen Venedig. Hier verdrängte eine andere Neuheit alle anderen Gedanken. Sie sahen zum erstenmal eine größere Menagerie von Löwen, Bären und Tigern. Der schöne Christian, im

Vertrauen auf seine reizende Gestalt, nahte dem Löwenkäfig zu sehr und ward von dem Tiere mit der Tatze an der rechten Hand verwundet.

Weit entfernt, unglücklich darüber zu sein, war unser Haslacher stolz darauf. „Z' Hasle," meinte er, „kann einer nur von einer Kuh oder einem Roß einen Tritt bekommen, aber in seinem Leben einmal von einem Löwen getatzt worden zu sein, passiert nicht jedem Haslacher." Er ließ sich verbinden und wanderte andern Tags mit seinen Kameraden lustig weiter, durchs Allgäu und durch Bayerisch-Schwaben München zu.

Überall hatte er beim Durchmarsch seine Weisen geblasen, nur beim Einrücken in München unterließ er es. Sein Respekt und sein Staunen bei dem Gedanken, jetzt in der Hochschule für Bierbrauer angekommen zu sein, ließen ihn Trompete und Klarinette vergessen. Kein Ton ward geblasen in den acht Tagen, während er Stelle suchte in der Stadt des Gambrinus. Vergeblich! Alle seine drei Kameraden fanden und nahmen Arbeit, der Christian allein konnte nicht unterkommen. Er griff wieder, in allen Lagen des Lebens unverzagt, zu seiner Trompete und wanderte an der Isar abwärts dem Städtchen Erding zu. Hier lebte ein zweiter Bruder seiner Mutter, ein Alt-Haslacher, als Färbermeister.

Durch diesen Vetter hoffte Christian im Bierlande Bayern irgendwo seine Studien machen zu können, und wohlgemut zog er seines Weges dahin. Der Färber hatte seit vielen Jahren seine Heimat und seine Verwandten nicht wieder gesehen; er war in Italien gewesen und auf der Rückkehr in Erding sitzen geblieben. Er hatte von einem Schwestersohn Christian keine Ahnung, aber eine um so größere Freude, als der sich ihm präsentierte und durchs Wanderbuch als Verwandter dokumentierte.

Doch auch im kleinen Erding gab's keine vakante Stelle für den jungen, schönen Sohn des Gambrinus; wohl aber

gelang es den Bemühungen des Färbers, ihn im Dorfe Gaisenhausen im „Duschelbräu“ unterzubringen.

Obwohl hier keine Hochschule für sein Fach war, so nahm der Christian doch freudig die Stelle an. Die Musikantennatur kam auch hier zum Durchbruch, und bald trompetete der Haslacher im Keller, bald auf dem Kühlschiff, ein andermal auf der Malzdarre. Der alte Duschel aber war kein Freund von Musik bei der Arbeit, so flink und brauchbar sonst auch der Bursche sich stellte.

An Sonntagen blies der Trompeter in der Braustube, wo des Meisters schmucke Tochter, die Johanna, den Bauern den Stoff kredenzte. Aber nicht bloß die jungen und alten Bajuwaren gewannen den schönen Musikanten lieb, sondern auch die Johanna. Ihr hatte er schon längst ins Herz geblasen.

Gar manchmal, wenn alles still war in Haus und Hof und der Mond hineinschaute in das schöne Anwesen des „Duschelbräu“, da stand der Christian unter seinem Kammerfenster und blies weiche, süße Melodien hinüber zur Kemenate der schönen Johanna. Beide waren längst einig, als der alte Duschel dahinterkam. Von der Stunde an ward dem Christian der Dienst gekündigt. Ein Braukniecht und Musikant — das wäre dem reichen Alten gerade der rechte als Schwiegersohn gewesen! —

So trieben „Liebe und Trompetenblasen“ den Christian fort von Gaisenhausen. Doch die erstere, bekanntlich eine große Erfinderin, wußte Rat. Der Trompeter zog nach Landshut, wohin die Johanna regelmäßig auf den Freitagsmarkt kam. Hier suchte und bekam er Arbeit im „Moserbräu“, und an den Markttagen sahen sich die Getrennten. Die Johanna erschien regelmäßig im Brauhaus und meldete dem Christian, der an der Arbeit stand, ihr Dasein, und am Nachmittag machte er sich los und geleitete auf Umwegen seine Donna gegen Gaisenhausen.

So ging's ein Jahr — bis der alte Duschel abermals

dahinterkam und seine Johanna nicht mehr auf den Freitagsmarkt nach Landshut ließ. Statt ihrer erschien eines Tages im Moserbräu eine Freundin und meldete den letzten Gruß der Johanna mit der Bitte, sich aus dem Staub zu machen; denn die Tochter wäre des Lebens nicht mehr sicher, solange der Vater „den Trompeter" in Landshut wüßte.

Der Christian ging; es kam ihn schwer an. Es war ein schwüler Sommerabend, dunkle Wolken verkündeten ein nächtliches Gewitter. Auf der Landstraße von Landshut nach Gaisenhausen wanderte einsam ein Handwerksbursche, über seinem Felleisen eine Trompete aufgeschnallt. Schon rollte von ferne der Donner gegen das stille Dorf, in dem keine lebende Seele, kein Lichtlein mehr sichtbar war, als der nächtliche Wanderer durch die Straße schritt, dem Duschelbräu zu. Der Kettenhund schlug an, doch kannte er alsbald die Stimme, die ihn beruhigte. Der Tiras und der Christian waren allzeit gut Freund gewesen.

Blitze zuckten und Donner rollten, und zwischenhinein blies der Christian die Melodie: „Wenn's Mailüfterl weht" — mit jenem schönen Verse:

Die Rosen tun blüh'n
So frisch alle Jahr',
Doch d'Lieb, die blüht nur einmal,
Und nachher ist's gar.

Da öffnete sich das Fensterchen der Johanna und schluchzend flüsterte eine Stimme: „B'hüt' Di Gott, Christian!" „B'hüt' Di Gott, Johanna!" rief wild und laut der Christian, und fort ging's durch die Nacht hin, Erding zu. —

Es war ein Septembertag des Jahres 1881, da der Christian mir zu Hasle im Kreuz in einem Zimmer des dritten Stockwerks sein Leben und seine Liebe zur Johanna erzählte. Mild schien die Sonne in das Zimmer, in dem wir beide saßen, und mild und verklärt strahlte das Gesicht des Alten, aber nicht von dem Sonnenschein, sondern vom An-

denken an die Johanna. „Ich möcht' noch einmal jung werden und mit der Johanna nur noch einmal den Weg gehen von Landshut nach Gaisenhausen", sprach er elegisch, und zwei große Tränen glänzten in seinen alten Augen — und bald auch in den meinigen. —

Der Christian wanderte unter strömendem Regen in der Gewitternacht weiter, bis er am Morgen in Erding vor der Türe des Vetters Färber stand. Diesem eröffnet er, er sei gekommen, Abschied zu nehmen vor seiner Abreise nach Wien. Der Färber belobigt seinen Wandertrieb nach der Kaiserstadt und gibt ihm Weisung, dort den Färbermeister Blumauer aufzusuchen; der sei ihm von gemeinsamen Wanderungen in Italien her noch hundert Gulden schuldig. Der Christian möge sie erheben und auf der Heimreise ihm bringen. Der brave Bursche versprach's und zog andern Tages von dannen, der Donau zu, um in Passau zu Schiff zu gehen.

Als er, hier angekommen, in der Stadt umherwanderte, rief ihm plötzlich jemand aus dem niedern Fenster eines Wollenwebers zu: „Christian, Christian!" Es war der Stricker Schmieder von Hasle, mein in der „Jugendzeit" verherrlichter späterer Nachbar, Christians Schulkamerad, der seit Jahr und Tag in Passau in Arbeit stand.

Ich erinnere mich noch lebhaft, daß das kleine Männlein mir, dem Knaben, in seiner Stube die Tafel zeigte, auf der, in Wasserfarben gemalt, Passau dargestellt war, und wie ich die schöne Stadt bewunderte. Mit Stolz erklärte er dann das Bild und erzählte, wie er dort als Geselle gearbeitet habe. Er hatte daneben noch ein Bild hängen, das er ebenfalls aus der Fremde mitgebracht, „das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn bei Wien". Dies kaufte ihm später mein Vater ab, und ich schaute manches Jahr staunend an dem Schloß hinauf. Es hing über unserm Eßtisch.

Der Christian bearbeitete das Strickerlein, mit ihm nach Wien zu fahren. Es schlug ein, und auf einem Floß ging's

donauabwärts. Mit den Flößern und den Holzschiffern fuhren früher und fahren zum Teil jetzt noch die Handwerksburschen der Kaiserstadt zu. Sie halfen den Schiffern bei der Arbeit und hatten dafür freie Fahrt und Verköstigung. Unser Christian verdiente sich das alles ohne Arbeit; er blies den Fährleuten auf der Trompete und mit der Klarinette und bekam zum Essen noch manchen Trunk.

In Linz verließen die zwei Haslacher das Floß. Der geniale Christian hatte gemerkt, daß an den Ufern hin überall Burgen und Klöster stehen, und die wollte er alle besucht haben. Darum zogen sie bald rechts, bald links am Flusse hin. Auf jeder Burgruine schrieben sie ihre Namen in die alten Steine, und an mancher Klosterpforte blies der Christian ein frommes Weihnachtslied, das kleine Strickerlein sang dazu — und reichlicher Trunk erquickte ihre Kehlen. —

Ich bin 1886 zum zweitenmal die Donau hinuntergefahren und habe dabei lebhaft an die zwei Handwerksburschen gedacht. Mit Dampfeseile fährt man heute an allen den lieblichen Burgen vorüber, möglichst schnell dem Ziele, der Kaiserstadt, zu, während jene zwei Haslacher erst ihre Volkspoesie befriedigten, bevor sie in Wien einrückten. Fürwahr, vor 60 Jahren steckte in zwei Handwerksburschen noch mehr Poesie als heute in einem ganzen Dampfschiff voll von Passagieren erster Klasse!

In Wien glückte es beiden, Arbeit zu bekommen. Ein Wolfacher fungierte in einer großen Brauerei als Braumeister, und der nahm den Kinzigtäler Landsmann Christian in Dienst.

Feierlich hatten beide aber auch einen Nagel geschlagen in den „Stock im Eisen" am Graben, jenem alten Wahrzeichen Wiens und der Handwerksburschen, und jeden Sonntagnachmittag gaben sie sich Rendezvous auf dem Stefansplatz.

Der Christian hatte aber in der Regel kein Geld. Er war eben nur als „vazierender" Bursche aufgenommen wor-

den, als Anwärter, bis eine Stelle vakant würde. Er musizierte den in Sold stehenden Kollegen am Abend, und dafür ließen sie ihm bisweilen ein „Trinkgeld" zukommen. Aber das reichte nicht für den lustigen Haslacher, um seinen Drang nach Kunststudien zu befriedigen. Im Prater und in der Stadt, wo musiziert oder Theater gespielt wurde, überall wollte eben der Christian sehen, hören und lernen. Da mußte das Strickerlein seinen Wochenlohn auf dem Altare der Landsmannschaft opfern. Und er tat es, bis der Christian bezahlter Braubursche wurde und eigen Geld verdiente.

3.

So verging den beiden Jahr und Tag in der schönen Kaiserstadt. Da überkam sie die Wanderlust wieder, aber das Ziel war bei jedem ein anderes. Der ideal angelegte Christian hatte von der Befreiung Griechenlands gehört, und er wäre gern dorthin gezogen, um gegen die Türken zu kämpfen oder anderen zum Kampfe die Trompete zu blasen. Der Stricker wollte von Krieg und Revolution mit der Waffe in der Hand nichts wissen, da seine kleine Statur ihn bloß zum Maulhelden qualifizierte und solche in Griechenland überflüssig waren. Er zog deshalb Böhmen zu und fand Arbeit in Prag. Der Christian nahm die entgegengesetzte Richtung und wanderte über Wiener-Neustadt, Graz, Laibach der Hafenstadt Triest zu, um von dort nach Athen zu kommen.

Ehe er Wien verließ, besuchte er den Färber Blumauer, um die Schuld seines Vetters einzutreiben und Reisegeld nach Griechenland zu bekommen. Er hätte sich in seinem Freiheitsgefühl kein Gewissen daraus gemacht, des Vetters Geld seinem Drang nach Abenteuern und der Befreiung Griechenlands zu opfern und den Färber in Erding mit der Heimzahlung „ad calendas graecas", d. i. auf den „Nimmerlestag", zu vertrösten.

Der Färber Blumauer in Wien war ein ehrlicher Mann. Geld hatte er zwar keines, aber er wollte seine Schuld abzahlen, so gut er konnte, und bot dem Bevollmächtigten als erste Abschlagszahlung einen Ballen gefärbten Zeuges und einige Dutzend Taschentücher an. Unser Christian akzeptierte, lud den Ballen auf seinen Tornister, hing Klarinette und Trompete rechts und links an demselben herunter und wanderte wohlgemut durch Steiermark und Kärnten Triest zu.

Lustig blies er durch alle Gebirgsdörfer bis hinab zur Adria. In Triest nahm er Herberge in dem „Wirtshaus zu den drei Hähnen". Da die Inschrift am Wirtshausschild aber italienisch war, erkannte unser Christian bloß die drei Hähne, fixierte sie, merkte sich das Wort „Albergo" (Wirtshaus) und ging ans Meer hinab, das er am Abend seiner Ankunft noch schauen wollte. Das große Wasser und die vielen Schiffe hielten ihn in Atem, bis die Nacht über den Ozean herabgesunken war. Aber jetzt fand der Christian seine Herberge nicht mehr, auch traf er zufällig keinen Menschen, der ihm deutsch geantwortet hätte.

Als das Fragen vergeblich war, wußte der schlaue Trompeter Rat. Er trat in einen Laden, nannte das Wort „Albergo" und fing sofort an, dreimal „Gigerigi" zu schreien. Die Leute verstanden ihn, lachten herzlich über den klugen Fremdling, regalierten ihn mit Wein und Biskuit und führten ihn in die ganz nahe Herberge.

Vergeblich suchte unser Christian einige Tage lang in Triest auf ein Schiff zu kommen nach Griechenland. Da er völlig mittellos war, wurde ihm überall abgewunken, und für diesmal mußte er seine Sehnsucht nach einer Meerfahrt unbefriedigt lassen.

Jetzt beschloß er, seinem Vetter Färber zuerst den Kattun und die Taschentücher zu bringen und dann heimzukehren. Vor Triest traf er einen steierischen Bauer, der in der Stadt zwei Maulesel gekauft hatte und mit ihnen seiner Heimat zuzog, in die Gegend von Judenburg. Dieser ließ den

jungen Handwerksburschen, der ihm dafür mit Singen und Musizieren die Zeit wohl vertrieb, eines der zwei Tiere besteigen, und so ritt der Christian auf einem Maulesel flott durchs steierische Land. Als Zehrgeld, soweit die Trompete oder die Klarinette nicht dafür aufkamen, mußten die Taschentücher des Färbers Blumauer herhalten.

Mit dem steierischen Bauer hielt er nach manchem Tagesritt Einkehr auf dessen Hof, machte dessen Weib und Kindern noch einige Tage Musik, schenkte ihnen zum Abschied Taschentücher und zog über die Berge weiter nach Salzburg. Hier war unser Christian an der bayerischen Grenze und mit seinem Kattunballen in arger Verlegenheit. Er sollte ihn verzollen, hatte aber kein Geld und verlegte sich deshalb wohl oder übel auf den Schmuggel.

In Salzburg auf der Herberge hatte er einen „Landsmann" getroffen, einen Drechsler aus dem unweit von Hasle gelegenen Städtchen Oberkirch, der mit ihm die Heimreise antreten wollte. Beide überschritten in dunkler Nacht an unwegsamer Stelle das Grenzflüßchen zwischen Bayern und Österreich. Es glückte. Kein Zollwächter ließ sich vernehmen. Bei einem einsamen Bauerngehöfte ward Halt gemacht und Nachtquartier gesucht auf dem Heuboden des Hauses. Kaum hatten sie diesen aber erstiegen, als der Boden durchbrach und beide mit Sack und Pack in die Tiefe stürzten. Sie fielen in des Bauern Scheune und auf einen Wagen mit Heu, das ihr Lebensretter ward. Der Fall war aber immerhin so schwer, daß sie blutend und bewußtlos liegen blieben.

Aus ihrer Ohnmacht weckte sie am frühen Morgen die Heugabel des Bauern, der bei seiner ersten Tagesarbeit, der Fütterung, zwei Handwerksburschen auf dem neuen Heu traf, sie wegen des Kattunballens alsbald für Diebe und Schmuggler hielt und mit der Gabel zu bearbeiten anfing. Erst drohte der ergrimmte Bayer, die zwei Wehrlosen zu erschlagen, besann sich aber eines Bessern und holte einen

„Mautner“ (Grenzwächter), damit er die Strolche in Empfang nehme.

Der Mann kam und forderte zunächst den beiden Halbtoten ihre Wanderbücher ab. Er las, und alsbald reichte er dem schwachen Christian die Hand und sprach: „Grüß di Gott, Landsmann, i bin au von Hasle.“

Der Mautner war des Niederhofers Xaveri und ein richtiger Haslacher, der als fürstenbergischer Soldat zu den Kaiserlichen gekommen war und nach langen Kriegsdiensten einen Friedensposten bei den Bayern gefunden hatte. Vertrauensvoll erzählte der Christian ihm alles, und der Xaveri glaubte ihm alles. Der Bauer aber behielt die zwei verunglückten Schmuggler auf des Mautners Rechnung und Gefahr im Hause, bis sie sich völlig erholt hatten. Jede freie Stunde bringt der Niederhofer beim Christian zu, der ihm von Hasle und den Haslachern erzählen mußte, wofür der Xaveri dem jungen Trompeter von seinen Kriegstaten berichtete.

Nach zwei Tagen verließen die beiden Gesellen frisch und munter den verhängnisvollen Bauernhof, und der Niederhofer-Xaveri gab den Schmugglern das Geleit eine Strecke Wegs ins Land hinein. Rastlos wanderten sie weiter, bis sie in Erding standen im Hause des Färbers, der nicht wenig staunte über die Ehrlichkeit seines Kollegen Blumauer und die Treue Christians, welcher den Kattunballen über Berg und Tal, von Meer zu Land getragen hatte bis nach Erding. Gerne verzieh er dem Neffen, daß dieser die Taschentücher unterwegs „verzehrt“ hatte, was der Christian ehrlich bekannte.

Der Vetter erzählte ihm aber auch, daß die Johanna in Gaisenhausen längst verheiratet sei, weshalb der Christian und sein Kollege ohne Aufenthalt gen Landshut zogen. Hier trafen sie auf einen wandernden Schustergesellen, der Jahr und Tag in Hasle beim „Wachtlerhans“ gearbeitet hatte und eben aus dem Kinzigtal heraufgewandert kam.

Der brachte dem Christian die schlimme Kunde, daß sie seinen Vater vor kurzem begraben hätten.

Die Sehnsucht nach dem Vater allein hatte ihn bewogen, heimzukehren. Er hätte gern dem „Alten" erzählt von den großen Brauereien in Wien, von seinen Fahrten und Wanderungen von Brauhaus zu Brauhaus in Bayern und Österreich. Jetzt ward ihm auf einmal die Heimkehr verleidet. Er hatte seit dem Tage, da er so schmählich die Heimat verlassen mußte, nie mehr etwas von sich hören lassen. Nur der eine oder andere Handwerksbursche war indes heimgekehrt und hatte erzählt, er habe den Christian in der Fremde getroffen.

In früheren Zeiten, wo noch nicht in jedem Bürger- und Bauernhaus eine Zeitung lag, waren die Handwerksburschen die Träger der Tagesgeschichte und die Spezialreporter für ihre Kollegen an Vater und Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, daß mein Vater Handwerksburschen einen Trunk gab, weil sie so vortrefflich zu erzählen wußten.

Der Bericht des Schuhmachergesellen brachte beim Christian alsbald den Entschluß hervor, wieder umzukehren und von neuem durch die weite Welt zu wandern. Durch Böhmen wollte er abermals nach Wien vordringen. In Prag stand er auf dem Hradschin, küßte auf der Moldaubrücke dem heiligen Nepomuk die Füße, suchte vergeblich Arbeit und rückte nach langer Wanderung wieder in die Kaiserstadt ein, wo der Wolfacher ihn zum zweitenmal aufnahm; diesmal mit sofortigem Lohn, den aber unser Christian an Sonntagen regelmäßig für Musik und Theater ausgab, dafür aber in diesen zwei Dingen in erhöhtem Maße sich ausbildete.

Da brachte eines Tages dem Christian ein Haslacher Handwerksbursche, Merlet, die Kunde, auch seine Mutter sei gestorben, das Erbe geteilt und ihm sechshundert Gulden zugeschrieben. Jetzt trieb der Mammon ihn heim, aber auf Umwegen; denn er wollte Berlin noch sehen und den

deutschen Norden. Abermals ging's durch Böhmen Sachsen zu. In dem böhmischen Städtchen Ellbogen traf er den Stricker Schmieder wieder, der seit Jahr und Tag in Böhmen gearbeitet hatte und jetzt auf direktestem Wege dem Kinzigtal zuzog und deshalb dem Christian nicht folgte nach dem Norden. Das Strickerlein hatte genug gewandert; es wollte heim und sich „setzen" und mein Nachbar werden und meine Knabenzeit vergolden helfen. —

In Leipzig ging unserm Christian das Geld aus. Trompete und Klarinette hatten ihm bisher manch Stück Brot, manchen Trunk und manch Quartier verschafft, aber in Leipzig war Not an Mann. Doch in jener guten alten Zeit gab's viele Handwerksburschen auf der Wanderschaft, die Geld im Beutel trugen und ihren Kollegen aushalfen, weshalb selten ein halbwegs anständiger Bursche zum Fechten griff. Heutzutage fechten alle, jung und alt, die Stromer in Lumpen, wie jene, die in moderner Art ihre Habseligkeiten in eleganter Reisetasche dahintragen. Das Ehrgefühl fehlt. Ich habe diese Beobachtung viele Jahre lang als Landpfarrer gemacht.

Gefochten hat der Christian nur in schwerer Not. In Leipzig war's aber auch in der Not gefährlich. Da trifft er einen Landsmann, einen Schlosser Morstadt aus Lahr; der pumpt ihm fünf Gulden auf Wiedererſatz in der schönen Heimat. Aber schon in Wittenberg gerät unser Trompeter wieder ins Gedränge. Er fechtet, wird ertappt und dem Polizeigewaltigen der Stadt vorgeführt. Im Hausgang muß er warten, da sein Richter noch abwesend ist. Eine Tochter desselben sieht den jungen, schönen Christian in der Flur stehen, erbarmt sich seiner und läßt ihn in ihrem Zimmer sich niedersetzen. Sie selbst läßt sich am Klavier nieder und spielt. Da bittet der Christian, sie mit seiner Klarinette begleiten zu dürfen, die er draußen auf seinem Felleisen liegen hat. Es wird gerne gewährt, und bald ist das Mädchen entzückt über die virtuosenmäßige Begleitung.

Der Vater kommt, die Tochter spricht für den Musikanten, er erhält Pardon und von dem Mädchen noch einen schönen Zehrpfennig auf die Reise, die jetzt nach Berlin geht.

Er betrachtet sich Berlin, eine Stadt, in welcher in jenen Tagen selten süddeutsche Handwerksburschen aus- und eingingen. Ich kannte außer dem Christian nur einen alten Haslacher, der in Berlin gewesen war, den Gerber Aiple. Der schwärmte für Norddeutschland und stritt oft in den Wirtshäusern mit den vielen „Wienern" zugunsten Berlins. Aber der Gerber Aiple war eben kein echter, geborener Haslacher, sondern aus Schramberg im oberen Kinzigtal, ein richtiger, praktischer Württemberger. Einem eingeborenen Haslacher paßt das österreichische, gemütlich-leichtsinnige Wesen mit seinem „Alleweil füdöll" viel besser als das berechnende, praktische Preußentum. Das erstere ist eben auch der Grundton in der Herzensstimmung des Haslachers.

In Berlin war reiches Zunftgeschenk dem Christian zustatten gekommen, aber vor Berlin draußen kam die Not bald wieder über ihn. Hungrig wanderte er über Potsdam gen Halberstadt. Seit manchem Morgen hatte er keinen Ton geblasen, sondern war trübselig seines Weges fürbaß geschritten. Da begegnen ihm in der Nähe von Halberstadt Berliner Studenten, die eine Fahrt auf den Brocken machen wollten. Sie ersuchten den Handwerksburschen, auf dessen Tornister sie seine Musikinstrumente gesehen, ihnen eins zu blasen, und alsbald hatte er ihre Herzen gewonnen. Sie nahmen ihn mit auf ihrer Fahrt als Musikanten und Gepäckträger, und ein paar lustige, feuchte Tage waren Christians Lohn. Ja zwei der Studenten, die vom Harzgebirge herab nach ihrer Heimat Braunschweig weiterzogen, dingten ihn in obiger Eigenschaft bis dahin.

So kam er in heiterster Gesellschaft auch nach Braunschweig und von da, von den Studenten mit Geld wohl versehen, über Kassel nach Frankfurt. Hier passierte dem Christian das größte Unglück auf seiner ganzen Wanderung in öster-

reichischen und deutschen Landen. In der Herberge schlief er mit andern Zunftgenossen in der gleichen Stube. Einer der Mitschläfer war früher aufgewacht als die andern, hatte das Felleisen Christians samt Trompete und Klarinette annektiert und sich damit aus dem Staube gemacht. Am schmerzlichsten war dem Christian der Verlust seiner Instrumente, die auf allen Wegen ihn bisher begleitet und auf denen er einst beim „Lichterläufer" zu Haslach das Blasen gelernt hatte.

Vergebens machte er polizeiliche Anzeige, das Felleisen samt dem, was drin, drum und dran gewesen, war und blieb fort. Frankfurter Bürger sammelten in der Herberge für ihn und schenkten dem Bestohlenen sieben Gulden.

Ohne Felleisen heimzukommen war die größte Schmach für einen jungen Handwerker der alten Zeit. Darum beschloß der Christian auch, keine Stunde eher in Hasle einzumarschieren, als bis er sich wieder ein Felleisen nebst Trompete und Klarinette verdient hätte. Überall bat er auf dem Weitermarsch um Arbeit. Vergeblich. So kam er nach Rastatt und suchte die Haslacher Soldaten auf.

Daß die Handwerksburschen auf der Heimkehr im Vorbeigehen die Garnisonen der Soldaten aufsuchten, um ihnen einen Trunk zu bezahlen, war früher allgemein Sitte. Ich erinnere mich noch aus meiner Rastatter Studienzeit, daß der „Walzensepp", ein Schmied, bei seiner Rückkehr aus Wien in der Festung ausstieg, die Soldaten und mich aufsuchte, von seiner Fremde erzählte und Bier dazu bezahlte. Jeder halbwegs ordentliche Handwerker brachte in jenen Tagen noch mehr Geld heim, als er mit fortnahm. Jetzt ist es umgekehrt.

Der Christian machte eine Ausnahme. Er kam ohne Geld und ohne Felleisen, darum nahmen die Soldaten sich seiner an und regalierten ihn, den lustigen Christian, den sie so manches Jahr nicht gesehen. Der eben vom Militär abgegangene Schuhmacher Braun, mein späterer Rastatter

„Philister", nahm den Landsmann Christian in sein Haus auf und schenkte ihm zum Abschied die Klarinette, mit der er selbst vor wenig Jahren noch ein Mitschüler Christians beim Lichterläufer gewesen war.

Aber Arbeit konnten sie ihm keine verschaffen. So zog er am Rhein hinauf, um einen letzten Versuch in Straßburg zu wagen und, wenn der mißlingen sollte, abermals, ohne in der nahen Heimat sich blicken zu lassen, nach Bayern und Österreich zu wandern.

Es glückte. In Straßburg gab's Arbeit, guten Lohn und Gelegenheit, etwas dem Christian sehr Wichtiges zu erforschen. Je näher nämlich die Zeit kam, da er ins Städtle zurückkehren wollte, um so lebhafter erwachte in ihm die Erinnerung an den schmachvollen Abschied, den die Weiber ihm bereitet. Er wollte sich vergewissern, ob seine Schande unter den Haslachern vernarbt wäre und er heimkommen könnte, ohne ausgelacht zu werden. Und dazu hatte Christian in Straßburg reichlich Gelegenheit, denn dahin kamen und gingen fast täglich Boten aus dem Kinzigtal.

In meiner Knabenzeit galt in Hasle die Stadt Straßburg als ein zweites Paris. Wer dort gewesen, hatte eine Reise getan, obwohl es nur zehn Stunden entfernt lag. Die alten Leute hörte ich gar oft von diesem Straßburg und seinen Herrlichkeiten reden, so daß es mir als eine wahre Weltstadt vorkam.

Wenn eine Braut oder eine bessere Frau ein seidenes Kleid brauchte, ward es nur in Straßburg bestellt. Alle Delikatessen kamen von da, Blumenkohl, Kapaunen, Austern 2c. Die letzteren aß der Advokat Benz im Kreuz, die leeren Schalen sammelten wir Buben am Küchenstein und stritten uns blutig darum. —

Von den Boten aus der Heimat erfuhr der Christian, daß die Weiberschlacht längst vom Tagesgespräch verschwunden sei, und wenn die Leute am Abend bei den „Lichtgängen" auch bisweilen davon redeten, vom Christian sei nie oder

nur in edler Art die Rede. Dagegen vergehe kein Tanz und keine Fastnacht, wo nicht mit Sehnsucht seiner gedacht werde. Die Mädchen seufzten, es käme kein Tänzer mehr wie der Christian, und die Burschen, es gäbe keine fidelen Fastnachtstage mehr, seitdem er fort sei.

Da der Christian von den verschiedenen Boten und Bötinnen immer das gleiche hörte, glaubte er es schließlich und rüstete sich zur definitiven Heimkehr.

„Noble Kleider", ein Felleisen, eine nagelneue Trompete und ebensolche Klarinette waren bereits durch längeres Zusammensparen des Lohnes verdient und angeschafft, und mit Ehren konnte Christian daheim einrücken.

Nahezu acht Jahre hatte er sich in der Welt herumgeschlagen, ehe er das Städtchen wieder betrat und sich bei seiner verheirateten Schwester, der Kanonenwirtin, eines Abends einstellte. Wie ein Lauffeuer ging's am andern Morgen durch die Bürgerschaft von Hasle: „Der Christian ist wieder da aus der Fremde!" Seine Kameraden, zum großen Teil schon angehende Bürger und Meister, eilten der Kanone zu, um den Christian zu sehen und zu hören.

Er war ein stattlicher Mann geworden, trug einen eleganten Schnurrbart, redete fein „wienerisch" und wußte zu erzählen, was seit langem kein Haslacher in der Fremde erlebt hatte. Da er viele seiner Jugendgenossen als Meister fand und auch das Stricklerlein, sein einstiger Reisegefährte, sich schon in den Ehe- und Meisterstand begeben hatte, so beschloß auch unser Christian, sich bürgerlich „niederzulassen".

Eben war das untere Tor und die alte Festungsmauer des Städtchens niedergelegt worden. Allenthalben ging man daran, die Festungsgräben aufzufüllen und Gärten daraus zu machen oder Häuschen darauf zu bauen.

Der Christian erwarb auch ein Stück des Wallgrabens vor dem untern Tor und errichtete eine höchst originelle Bierwirtschaft. Er nahm sich nicht lange Zeit, den Graben auf-

zufüllen, sondern schlug große Pfähle in denselben und stellte auf diese einen regelrechten Pfahlbau als Wirtsstube, die schon ihrer eigenen Art wegen die Gäste anzog.

Das Bier sott der Christian im Graben selbst in einem primitiv eingemauerten Kessel. Es war darnach, aber Bürger und Bauern tranken es der interessanten „Zigeunerbrauerei" des Christian zulieb.

Im folgenden Jahre füllte dieser den Graben auf und erbaute ein Haus. Das geschah durch den Murer-Toni zu einer Zeit, da ich noch nicht auf Erden weilte, anno 1834, welches Jahr so guten Wein erzeugte, daß niemand Bier trinken wollte.

Der Christian eröffnete noch im gleichen Jahre, spät im Herbst, seinen „Bayerischen Hof"; aber die Haslacher saßen Tag und Nacht beim Vierunddreißiger und die Bierwirte allein in ihren Stuben. Unser Christian mochte nach Wiener oder Münchner Art brauen, den Haslachern war eben der Vierunddreißiger immer noch lieber als sein Bier. Nur an Sonntagen kamen einige seiner Jugendfreunde und tranken ihm und seiner lustigen Art zulieb einige Maß Bier und ebenso am blauen Montag einige Maurergesellen. An Markttagen, da sein Haus unmittelbar am Viehmarkt stand, trompetete er auch Bauern, Juden und Judengenossen an sein Bierfaß. Aber das war kein Geschäft, wie der Christian es sich geträumt hatte.

Die schöne Kegelbahn, die er gebaut, war noch nicht populär. Er hatte eine neumodische, geradlinige angelegt, und die Haslacher waren noch die alten, krummen Kegelbahnen unter den Eichen auf dem „Grün", von der Stadtgemeinde errichtet, gewohnt. Da mußte man zuerst an die Wand werfen, damit die Kugel eine Kurve machte, um an die Kegel heranzukommen.

Mein Vater erzählte oft von diesen Kegelbahnen, auf denen an Sonntagnachmittagen die Jugend um Geld kegelte, ohne einen Tropfen zu trinken.

Der Christian war in diesen Tagen noch Junggeselle. Seinen Haushalt führte des Stadtmüllers „Gärde" (Luitgard), eine alte, ehrsame Jungfrau, die in meiner Knabenzeit noch bedächtig durch die Straßen ging, ein weißes Häubchen auf ihrem weißen Haar und eine scharfe Adlernase zwischen kleinen, dunkeln Augen. Die Gärde sah wohl ein, daß der Christian so nicht prosperieren könne, und gab ihm den Rat, die Kegelbahn in einen Hühnerhof zu verwandeln und die Eier auf den Markt zu bringen. Sie seien immer teuer, und die Bäuerinnen bekämen ja durchschnittlich für das Dutzend „zwei Batzen".

Das leuchtete dem Sanguiniker Christian ein, der, von jeher ein Freund des Federviehs, sich goldene Berge träumte von einer großen Brut- und Legeanstalt. Zugleich wollte er auch den Haslachern einen „Spuk" spielen, da es eine Schande wäre für sie, daß er eine neumodische Kegelbahn in einen Hennenhof verwandeln müsse, weil die aufgeklärten Haslacher keinen Sinn dafür hätten.

Kaum war der Hennenhof fertig, so schlugen die Eier ab, und während den Nationalökonomen im „Bayerischen Hof" ein Ei auf einen halben Batzen zu stehen kam, verkauften jetzt die Bäuerinnen acht Stück für einen Batzen. Zudem konnte niemand mehr ruhig einen Schoppen trinken beim Christian vor lauter Hahnenschrei und Hühnergackern.

Jetzt wurde die „Gärde" entlassen und die Hennen wieder abgeschafft. Der einzige Profit, den der Christian dabei gemacht hatte, war der, daß ihm vom ersten Tage, da der Hennenhof eröffnet worden war, bis zum letzten seines Lebens der Spitzname geblieben ist — „der Henne-Christe".

Unverzagt wagte dieser einen letzten Versuch, in der Heimat aufzukommen. Er dachte ans Heiraten und mußte daran denken; denn an manchen Sonntagen waren seine einzigen Gäste die Gläubiger, die sein Haus gebaut: der Murer-Toni, der Holzer-Peter, der Schlosser-Sahl, der

Schreiner Hauschel, der Glaser-Hans u. a. und pochten mit Worten und Blicken an das Herz des geldarmen Christian.

Ein schöner Mann — und das war der Henne-Christe in hohem Maße — der Geld braucht, wirft seinen Blick in der Regel auf unschöne Jungfrauen, die mit Geld behaftet sind. Und die häßlichen „Schönen" vermöglicher Eltern suchen schöne Männer. So kam es, daß unser Christian um des Weißgerbers „Stas" (Anastasia) freite und sie richtig erhielt.

Der alte Weißgerber Haberstroh drunten am Stadtbach, ein kleiner, herb und ernst in die Welt schauender Mann, wollte zwar den lustigen Christian nicht, umsomehr wollte ihn aber die Stas. Die legte ihren Stolz darein, den schönsten Mann im Städtle zu haben, und sie bekam ihn; denn schließlich geben bei fortgesetzten Weiberangriffen alle Männer nach und darum auch der alte Weißgerber.

So bekam „der Fink Samen", und der Christian konnte, nachdem er im Sommer 1836 die Stas an den Altar geführt hatte, nicht nur die obengenannten Gläubiger befriedigen, sondern auch einen Wald ankaufen. Schon längst hätte er gern ein Stück Wald sein eigen genannt, drüben am „Helgenberg", der so lieblich grün auf den „Bayerischen Hof" herabblickte. Hierher zog er sich fortan, so oft er konnte, von des Tages Mühen zurück, nahm seine Trompete, schaute in Berg und Tal hinein und blies seine Melodien oder lauschte den Vögeln ihre Weisen ab.

Die Kegelbahn ward wieder restauriert und außerhalb des Städtchens noch ein weiteres Etablissement errichtet, eine poetische Sommerwirtschaft. Droben an der Landstraße gegen Hausach, wo der Urwald mit seinen Granitfelsen scharf gegen die Kinzig vorlangt und Wald und Wasser sich fast begegnen, dort, wo einst zur fränkischen Zeit die Herren von Schwiggenstein saßen, bohrte der Christian in die Felsen einen Keller und baute darüber, unter den herrlichsten Weißtannen, eine Restauration zum „lustigen Trompeter".

Zur Sommerszeit, wenn die Frachtfuhrleute durstig talauf und talab zogen, saß der Christian mit der Trompete auf seinem Felsenkeller und blies sie herein zu seinem drei Tage alten „Wiener Bier" und an Sonntagen die Bauern von Eschach und Fischerbach über die Kinzig herüber zum kühlenden Trunk.

Am Helgenberg und am Urwald vergingen ihm seine schönsten Stunden; denn daheim bei der Stas war wenig Poesie.

Schiller hat behauptet, wenn Strenges mit Zartem und Starkes mit Mildem sich paare, gäbe es einen guten Klang. Es mag das vielfach zutreffen. Aber so viel ist auch gewiß, daß ein lustiger, heiterer Mann und eine mürrische, trübselige Frau nicht zusammenpassen. Und so war's mit dem Christian und der Stas. Sie war eine mürrische, finstere Person und er ein echter, lustiger Haslacher. Wenn er nun seinen Gästen allerlei Schwänke vortrug und Possen machte, wurde sie „wild", schalt ihn einen „Bajazel" und „Komödianten" und erzürnte ihn und die Gäste.

Wenn der Christian aber zornig war über sein Weib, so nahm er seine Trompete, ging hinüber in den nahen Helgenberg in seinen Wald, setzte sich unter einen Tannenbaum und blies den Sturm seiner Seele hinaus, zuerst schmetternd und dann immer weicher und melodischer. Drunten aber im Tal, im „Bayerischen Hof", klang es wider, selbst im Herzen der mürrischen Stas. Sie wurde weich, und wenn der Christian nach einigen Stunden heimkam, war wieder gut Wetter im Land, bis er abermals „Dummheiten" machte, und die ließ er nicht und konnte sie nicht lassen, denn es war seine zweite Natur.

In der Fastnachtszeit, ja schon Monate vorher, ging die Wirtschaft des Christian allein gut, weil er der Pläsiermacher fürs ganze Städtle war und die gleiche Rolle spielte wie in meiner Knabenzeit der Kanonenwirt Thoma.

Viele Wochen vor dem „schmutzigen Donnerstag", dem

Eingang zur eigentlichen Narrenzeit, versammelten sich allabendlich die jungen und alten Narren beim Christian. Er hatte in Wien und in anderen Städten den Karneval mitgemacht, das Jahr über alle lustigen Orte daselbst aufgesucht — und wußte nun eine Menge neuer Dinge zu arrangieren.

Er brachte die Haslacher zuerst auf den Gedanken, an Fastnacht nicht nur Mummereien und Kinderspiel zu treiben, sondern historische Schaustücke aufzuführen. So wurden Wilhelm Tell, Andreas Hofer, die Erstürmung Heidelbergs durch Melac von ihm in Szene gesetzt und die Hauptfiguren von ihm selbst dargestellt.

Es begann Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Glanzperiode für die Haslacher Fastnachtszeit; sie dauerte bis in die sechziger Jahre hinein und scheint in neuester Zeit wieder aufzuleben, wenigstens gaben die Haslacher an Fastnacht 1896 die Schlacht im Teutoburger Wald und im 20. Jahrhundert „den Leutnant von Hasle". —

In jenen Tagen der Glanzperiode im Fastnachtsleben von Hasle sehe ich als Knabe von sechs bis sieben Jahren den Christian zum erstenmal in meiner Erinnerung aufleuchten und kann mir ihn noch ganz lebhaft vorstellen.

Aber als die drei Fastnachtstage des Jahres 1845 vorüber waren und der Aschermittwoch kam, war auch der Henne-Christe, der am Fastnachtsdienstag noch den Andreas Hofer meistermäßig gespielt hatte, verschwunden. Zu Tränen waren die alten Haslacher Weiber gerührt gewesen, als ihn die französischen Soldaten vor das Rathaus zum Tode geführt hatten und der Christian-Hofer ausrief: „Adieu, mein Land Tyrol!" Sie hatten aber nicht geahnt, daß das sein Abschiedsgruß an die Heimat gewesen war, der ihm gerade deshalb so von Herzen ging.

Am Aschermittwoch pflegten in jenen Jahren die Haslacher Bürger nachmittags über die Kinzig zu ziehen, wo in

der „Blume“ zu Schnellingen „Strüwle“ und Stockfische verzehrt wurden mit geschichtlichen Rückblicken auf die eben vergangene Zeit. Bei diesem Rendezvous von 1815 fehlte der Christian, und jetzt enthüllte sein einziger Vertrauter, der Strumpfwirker Schmieder, sein ehemaliger Reisegefährte, die heimliche Reise des Fastnachtskönigs. Staunen erfaßte alle, und der Hafner-Fidele, genannt der Morgenstern, wollte es gar nicht glauben, weil er „vor Tag“ noch den Christian in den Wald habe gehen sehen. Dieser aber hatte nur von seinem Wald Abschied genommen und war dann am Stickerwald hinunter gewandert, Straßburg und — Amerika zu.

Sein Koffer, in welchem die Trompete und die Klarinette lagen, hatte acht Tage früher schon nächtlicherweile den Weg nach Straßburg gemacht mit einem Botenfuhrwerk.

Der Strumpfwirker gab den in Schnellingen sitzenden Haslachern, die allerlei Vermutungen aufstellten über Christians Auswanderung, den Grund dafür richtig dahin an: „Das ganze Jahr und namentlich in der Fastnacht hat der Christian euch den Narren und den lustigen Bruder gemacht, aber ihr habt wenig Bier bei ihm getrunken. So ging sein Geschäft nicht, und darum mußte er fort.“

Es kommt unendlich viel darauf an, in welcher Zeit ein Mensch lebt und wirkt und sein Bier braut. Wäre unser Christian vierzig Jahre später von Wien gekommen und hätte in unserer Zeit, wo alles in Bier aufgeht, nach Wiener Art an der Kinzig gesotten, er wäre ein reicher Mann geworden. So aber trieb ihn in erster Linie das Weintrinken seiner Mitbürger und dann ihre gute, alte Gewohnheit, nicht jeden Tag ins Bierhaus zu gehen, von dannen.

Seine Frau, die Stas, war ganz damit einverstanden; das wenige Bier konnte sie kaufen und wieder verkaufen ohne den Christian, der ihr zudem bei seinem Unternehmungsgeist goldene Berge in Amerika vorzuzaubern wußte. Er würde, so gab er ihr weiter vor, sie gerne mitnehmen, aber die

zwei Mädchen, seine und ihre Kinder, seien noch zu klein. In Wirklichkeit aber war er recht froh, mit ihrer eigenen Zustimmung des mürrischen Weibes einstweilen los zu sein. Er dachte, wie er mir selbst erzählte, bis er aus Amerika zurückkäme, würde die Stas älter und gescheiter geworden sein. Der gute Christian wußte nicht, daß Frauen, welche in der Jugend schon mürrisch und griesgrämig sind, im Alter alles werden, nur keine Engel.

Was den Christian zunächst nach Amerika begleitete, war der Wahn, dort ein reicher Mann zu werden und dann nach Hasle zurückzukehren und da leben zu können, ohne daß die Haslacher sein Bier tränken. —

4.

Wenige Tage später, nachdem diese die Nachricht von Christians Flucht vernommen hatten, schwamm er bereits auf dem „großen Wasser" und blies seinen Zwischendeck-Mitpassagieren, meist Schwaben, die lustigsten Lieder aus der Heimat vor. Er war in kurzer Zeit auch hier wieder die Seele der Unterhaltung. So vergingen die langen Tage auf dem Segelschiff, bis dieses in Neuyork landete, seinen lebenden Inhalt ans Land spie und dem Schicksal überließ.

Unser Christian sah sich in erster Linie die Stadt an, ehe er an seine Zukunft in der neuen Welt dachte. Während er nun durch die Straßen wandert, stürzt auf einmal eine junge Frau auf ihn zu mit dem Rufe: „Ja, Alise, bist du auch in Amerika?!" Die Überraschung Christians war groß, die Aufklärung gab sich aber bald.

Mein alter Jugendfreund, der große Vogelfänger und Menageriebesitzer, der Barnum von Haslach, der „Alise", war, wie ich oben schon erwähnte, ein leiblicher Bruder unseres Trompeters und an Körperschönheit ihm sehr ähnlich. Der Alise hatte aber in seinen Wanderjahren einige Zeit in Bruchsal als Metzgerbursche gearbeitet, wo die Neuyorker

Dame, eine richtige Bruhheinerin, seine intime Freundin und Nachbarin gewesen war.

Als er ins Kinzigtal heimkehrte, war sie nach Amerika ausgewandert und hatte dort einen Schuhmacher geheiratet, den schönen Alise aber nicht vergessen, und als er in Gestalt Christians in der neuen Welt auftauchte, den letztern für ihn angesehen. Für den Christian war's ein Glück; denn die schmucke Schusterin und ihr Mann nahmen sich seiner an, bis er eine Stelle als Bierbrauer fand.

Jetzt war der Bayerisch-Hof-Wirt von Hasle wieder „Bierfax", wie einstens in Wien, mit etwas mehr Wochenlohn — aber ohne Prater und Musik am Sonntag. Und was nützt einem ordentlichen Haslacher das Geld, wenn er nicht wenigstens am Sonntag einen Teil davon verjubeln kann! Das altenglische Sonntagsgesetz war unserm Christian eine Pein. Unter der Woche hätte er gerne gearbeitet, aber Sonntags ohne Vergnügen und Wirtshaus leben, das ging gegen alle Haslacher Urregeln und gegen die „bessere Lebensart", die unser Christian an der blauen Donau kennen gelernt hatte.

An Sonntagnachmittagen saß er in der Familie der Freundin seines Bruders Alois, lamentierte über das langweilige Amerika und erzählte als Labung von den Sonntagsfreuden in Wien und von den Fastnachtsfreuden in Hasle.

So verging die Zeit unter Biermachen an Werktagen und Lamentieren an Sonntagen, bis im kommenden Jahre 1846 der Krieg der nordamerikanischen Freistaaten mit Mexiko losbrach. Die Werbetrommel ging durch die Lande, zwanzig Dollars Sold per Monat ward versprochen und eine Dotation bei längerer Dienstzeit.

Christian war, wie wir wissen, trotz seiner stattlichen Figur seinerzeit nicht Soldat geworden, weil er sich freigespielt hatte. Drum wollte er's jetzt werden; der Drang nach Kriegstaten und die Lust, die Welt zu sehen, trieben

ihn dazu. Er schickt, ohne seine Absicht, Soldat zu werden, zu verraten, die bis jetzt dank des Sonntagsgesetzes ersparten Dollars seinem Weib und seinen Kindern zum Abschied, falls er nicht wiederkäme, und dann taucht er auf dem Kriegsschiff „Nord-Karolina" als Trompeter auf, macht die Fahrt mit nach Mexiko und hilft die Hafenstadt Veracruz belagern und einnehmen.

Unter den mexikanischen Truppen, welche aus der eroberten Stadt freien Abzug hatten, fand der siegreiche Christian auch einen Bekannten und „Landsmann", den Schneider Stock von Niederschopfheim in der Ortenau. Ausgehungert, hatten die Mexikaner die Stadt übergeben müssen, und der Christian tat sich viel darauf zugut, die arme, landsmännische Schneiderseele mit Affenfleisch und anderen Delikatessen erfrischen zu können.

Der Schneider hatte vor zwanzig und mehr Jahren einmal beim „Bureschnider" in Hasle gearbeitet und bei Christians Vater in der Stadtwirtschaft bisweilen ein Glas Bier getrunken und den lustigen Sohn kennen gelernt. Das Schicksal hatte ihn in der alten und neuen Welt so elend herumgeschlagen, daß er schließlich froh war, noch die Nadel mit dem Gewehr vertauschen zu können.

Gerne wäre er bei Christians Korps eingesprungen; aber seine Dienstzeit war nicht um, und er mußte dem mexikanischen Trommler folgen, nachdem er seinen Hunger gestillt und mit dem Christian das „Wie kommst du hierher?" ausgetauscht hatte.

Unser Trompeter blieb mit der nordamerikanischen Besatzung Jahr und Tag in und um Veracruz. Häufige militärische Expeditionen, Jagden und Streifzüge aller Art brachten dem Christian reichlichen Ersatz für die sonstigen, einem süddeutschen Herzen lieben Bedürfnisse und Erholungen. Aber er dachte als ehrlicher Kerl auch an Weib und Kind und teilte redlich seinen Sold mit ihnen. Als er aber eines Tages in einem Briefe gestand, er sei Soldat und Trom-

peter in Mexiko, da kam eine Absage von der mürrischen Stas: „Sie wolle nichts mehr von ihm hören und auch kein Geld mehr von ihm sehen, wenn er es nicht weiter bringe als zum Trompeter."

Kein Unglück schlug je den Christian ganz darnieder. Ehrlich diente er seine drei Kriegsjahre in Mexiko ab und erhielt am Schluß seiner militärischen Trompeterzeit eine Staatsdotation, bestehend in 160 Acres Land in Nebraska Territory.

Stets ein Freund der Natur, dachte er eben daran, sein Landgut anzutreten, um als Farmer sein Glück zu versuchen, als deutsche Kaufleute ihm in Veracruz die Nachricht brachten, daß in Baden die zweite Revolution, die von 1849, ausgebrochen, alles im Aufstand und die Republik proklamiert sei.

Jetzt stand unser Herkules am Scheideweg. Auf der einen Seite friedlicher Landbesitz mit Hühnern und Tauben, und auf der andern das badische Vaterland in Gefahr, als Republik im Kampfe mit den Preußen. Als echter Haslacher schwärmte unser Christian für republikanische Freiheit; er hatte eben einen Krieg siegreich mitgemacht und glaubte eine Rolle spielen zu können unter seinen Mitpatrioten. Es ward beschlossen abzureisen, einen Besuch in der Heimat zu machen, sich mit der Stas zu versöhnen, dem badischen Vaterland zur Freiheit zu verhelfen und dann Weib und Kind aus der kleinen Republik in die große mitzunehmen aufs Landgut nach Nebraska.

Er stellte sich lebhaft vor, daß die Haslacher jetzt in allen Wirtshäusern seufzen würden: „Wenn nur der Christian da wäre!" und daß sie an seine Heldenrollen dächten bei den Fastnachtsspielen, an Tell, Winkelried und Hofer, und daß sie Männer dieser Art jetzt brauchen könnten.

Nach längerer Seefahrt kommt er in Neuyork an, um sich nach Deutschland einzuschiffen, Geld und die Urkunde seiner Staatsdotation in der Tasche, um den Haslachern zu

zeigen, daß er bereits Land erobert und deshalb das Zeug habe zum siegreichen Kämpfer fürs Vaterland.

Aber die Preußen hatten nicht so lange zu tun mit den Badischen als die Nordamerikaner mit den Mexikanern. Gleichzeitig mit dem Christian langten in Neuyork die ersten Flüchtlinge aus der badischen Republik an und meldeten den Sieg der Preußen. Der Christian kannte seine Haslacher und war überzeugt, daß bald auch von ihnen einige „übers Wasser" kommen müßten, um ihm den Untergang ihrer und seiner Hoffnungen des nähern zu verkünden. Er ging deshalb allzeit an den Strand, wenn Schiffe signalisiert wurden, um auf geschlagene Haslacher Republikaner zu fahnden. Und sie kamen, voran der „Nagler-Bührer" und der „Seife-Nazi". Noch manch anderer wäre gerne gekommen, aber „es ging nimmer", oder die Schweiz war ihm näher als Amerika.

Im Brustton tiefster Entrüstung erzählte der Nagler die Geschichte der Revolution in Stadt und Land und benahm so dem Christian jede Lust, übers Meer zu fahren. Aber parat müsse man sich halten, meinte der Nagler, denn die Franzosen hätten die Republik siegreich durchgesetzt. Sie würden, wie ehedem, von Straßburg herüberkommen und die Fahne der Freiheit nach Deutschland und ins Kinzigtal tragen.

Für Ideen und Hoffnungen ist niemand leichter zu begeistern als ein Haslacher Herz, und darum ließ auch der Christian sich bereden, am Strande des Meeres zu hoffen, bis die Morgensonne der Freiheit über den Rhein käme und ihn zu neuen Taten heimriefe ins Kinzigtal.

Er verkauft seine Acres in Nebraska, kauft von einem Alt-Amerikaner aus Urloffen bei Offenburg ein Restaurant, das er „Café français" nennt, und restauriert die durstigen Freiheitsmänner, die aus Deutschland bereits gekommen waren oder allwöchentlich noch frisch ankamen.

Die Leute hatten aber meist mehr Durst als Geld, und bei manchem mußte unser Christian zufrieden sein mit den

Redensarten gegen Despotie und Tyrannei in Deutschland oder mit der Erzählung einzelner Episoden aus der badischen Revolution — sonst bekam er gar nichts für seinen Brandy, sein Bier und seinen Kaffee. Er opferte es aber freudig fürs Vaterland, der gute Christian, bis sein Kriegssold samt Dotation zu Ende ging, ehe die Franzosen über den Rhein kamen.

Er hatte jetzt freiheitliche Redensarten und politische Landsleute, die nicht bezahlten, genug gesehen und gehört und beschloß, sein Café zu verkaufen und mit dem Rest seines Geldes fern vom Meeresstrande sich ein neues Heim zu suchen.

Es war wieder ein Landsmann, der das Café übernahm — ein Wolfacher, der Granatenhändler Hodapp, welcher mit seiner Granatenschleiferei im Kinzigtal Fiasko gemacht hatte und eben in Amerika angekommen war, um sein Glück zu versuchen.

Christian wünschte ihm dies Glück, reiste weiter und kam nach Pennsylvanien. Am Alleghanyfluß ließ er sich nieder und übernahm abermals eine kleine Wirtschaft. Als Hausmeisterin engagierte er eine ganz nahe „Landsmännin" aus dem Gutachertal, des „Moserbure Christine".

Im Gutachertal, jenem waldumsäumten engen Seitental der Kinzig, durch welches die berühmte Schwarzwaldbahn in zahlreichen Tunnels sich hinaufwindet, ist's ebenso wie im Kinzigtal. Die vorgeborenen Söhne und Töchter sind arm und der letztgeborene der Herr; darum wandern jene, wenn sie nicht Knechte oder Mägde in der Heimat bleiben wollen, aus in die benachbarten Städte, manchmal auch übers Meer. So auch des Moserbure Christine. Sie war fast zu gleicher Zeit mit unserm Christian ausgewandert, hatte sich bald da bald dort herumgeschlagen, bis sie den lustigen Haslacher traf und ihm die Wirtschaft führte.

Aber so wenig er als Bierwirt in Haslach prosperiert hatte, ebensowenig gelang es ihm in Amerika, eine Wirtschaft

in Schwung zu bringen. Die Leute haben in Amerika an Werktagen keine Zeit zum Wirtshaussitzen, an Sonntagen aber ist's verboten, und gerade an dem Tage hätte der Christian am liebsten die Leute in seine Bude hineingetrompetet und Theater gespielt.

In kurzem sieht er auch hier wieder den Ruin vor seinen Augen, verkauft darum die Kneipe samt der Christine an einen Sachsen, bezahlt seine Schulden, geht als armer Teufel mit seiner Trompete und seiner Klarinette wieder nach Neuyork und wird Aufseher bei einer Kohlenkompanie am Hafen.

Lautlos, gehorsam und treu versieht er seinen Dienst, trifft aber eines Morgens einen Irischen, der im Etablissement zu stehlen sucht, gerät in Streit mit ihm und wirft demselben ein Stück Kohle derart an den Kopf, daß er zusammensinkt. —

Unser Christian wäre zwar bereit gewesen, für die badische Freiheit zu bluten, und hatte dem Tod vor Veracruz ins Angesicht gesehen, aber ins Zuchthaus wollte er doch nicht, falls der Mann nicht mehr aufstünde. Er rafft eiligst seine sieben Sachen in seiner Wohnung zusammen und flieht, flieht, bis er in Clifflan̄d, im Staat Ohio, Ruhe und eine Stelle in einer Bierbrauerei findet.

Jetzt wird rüstig gearbeitet, obwohl nur als Geselle; er macht Münchner und Wiener Bier, wie sie im ganzen Staat Ohio noch keines getrunken, verdient Geld, legt's auf die „Volksbank", läßt Zins auf Zins stehen, um nach Jahr und Tag etwas Eigenes zu gründen und ein reicher Mann zu werden.

In diesen Träumen bläst er heiter und glücklich seine Trompete am Abend, einsam und allein in seiner Stube. Eines schönen Morgens bringt sein Herr ihm die Kunde, die Volksbank sei „gebrochen" und alles Geld verloren, er selbst sei ein armer Mann geworden.

Christian nahm mit bekannter Resignation sein Felleisen

und seine Musikinstrumente und zog arm und mittellos als Musikant durch den Staat Ohio und an den Ufern des Eriesees hin. Er blies auf einsamen Farmen für Essen und Nachtquartier seine Weisen, bis er in Illery, einem kleinen Städtchen, eine Anstellung fand als Tanzmeister.

Die Jugend von Illery hatte ihn engagiert, um Walzer und Polka von ihm zu lernen, gegen einen Dollar für den Abend und jeden Monat ein Paar „Tanzschuhe". Zugleich gab er einer kleinen Gesellschaft von Liebhabern Unterricht in der Musik und bildete so für das Städtchen ein Musikkorps aus.

In kurzer Zeit war der Christian der beliebteste Mann im Ort; denn er sorgte fürs Vergnügen und lehrte die Jugend der deutschen Einwanderer alle Tänze der alten Heimat tanzen und alle deutschen Weisen blasen. Essen und Trinken kostete ihn nicht viel, er war überall ein beliebter Gast und täglich für ihn der Tisch in jedem Hause gedeckt.

Er selbst sah aber gar wohl ein, daß das keine Existenz für ihn wäre, um ein reicher Mann zu werden und seine alten Tage in Haslach als Rentier am Helgenberg in seinem Lieblingswald verleben zu können. Er sparte an seinem Tanz- und Musiklehrergehalt, so lange und so viel als nötig war, um anderswo eine rentablere Niederlassung versuchen zu können, und dann verließ er Illery und pachtete eine Brauerei in dem Orte Obersandusky von einem Mann aus dem badischen Dorfe Leimen.

Der Pachtvertrag lautete auf fünf Jahre. Unser Christian lebte diese ganze Zeit als Junggeselle, kochte für sich sein Essen, braute sein Bier, verzapfte es selbst und trieb nebenbei seine alte Liebhaberei, großartige Hühnerzucht.

Es waren nur vierzehn katholische Familien in der Niederlassung, und denen brachte Christian den Gedanken bei, eine Kirche zu bauen. Sie wählten ihn zum Vorstand der Kirchengemeinde und zum ausführenden Architekten.

Wenn ein Haslacher eine Idee hat und diese Idee seine eigene Erfindung ist, so lebt und stirbt er dafür. So opferte unser Christian alles für seine Kirche. Er trompetete und sammelte in der ganzen Umgegend für das Gotteshaus, gab seine schönsten Dollars dafür, vergaß das Bierbrauen und das Bierausschenken — und als die Kirche fertig war, war die Pachtzeit aus und auch des Christians Geld. Aber stolz und geehrt verließ der selbstlose Gründer die Stätte seiner Gründung und wanderte dem Staat Indiana zu, all sein Hab und Gut im Felleisen und darüber eine Flinte und seine Trompete, aber, wie immer, heiter und hoffnungsvoll.

Im Staat Indiana war's nichts. Er zog wohlgemut fürbaß und kam in den Staat Tennessee. Hier trifft er unterwegs auf eine Gruppe Goldsucher, die im Begriffe stehen, in die „Blauen Berge" zu ziehen, um, wie andere vor ihnen, ihr Glück zu probieren.

Die Haslacher sind fast durchweg Sanguiniker, und gar unsern Christian brauchte man deshalb nicht zweimal einzuladen, mitzuziehen in die „Blauen Berge". Er malte sich in seinem lebhaften Theatergeist schon goldene Berge aus und glaubte stärker denn je an seinen zukünftigen Reichtum und dessen Glanz an den Ufern der Kinzig. Es war wieder ein Traum.

Die Abenteurer kamen bei den blauen Bergen an, gruben und fanden Gold; aber der Christian mochte eine Mine anlegen, wo er wollte, in seinem Schacht gab's am wenigsten von diesem gelben Ding. Er eroberte durchschnittlich für zwei Dollars Goldstaub im Tage und mußte vier Dollars für Beköstigung bezahlen. Unter diesen Umständen war der Bankrott unvermeidlich.

Aber auch dieses Unglück brachte unsern Helden nicht außer Fassung. Sein Unternehmungsgeist strahlte gerade jetzt aufs schönste. Er wurde Musikant und zwar bei den Goldsuchern selbst. Er zog von Mine zu Mine, von Schlucht zu Schlucht und machte den vereinsamten Goldgräbern, die

nach des Tages und der Woche harter Arbeit auch eine Freude suchten, Musik.

Bald hatte er auf diese Art so viel verdient, daß er einen Esel kaufen konnte und Reisegeld besaß, um auf seinem Lasttier zurückzureiten in das Weltgetümmel.

Nach langen Ritten zieht er eines Tages im Staat Missouri in das Städtchen Hannibal ein, trifft hier einen Bruchsaler, der als „Rasierer" da sein Geschäft treibt und ihn einladet, sich niederzulassen, weil es an einem Tapezierer fehle.

Dies Metier war unserm Christian eine Kleinigkeit. Er hatte in seiner Knabenzeit beim Buchbinder und Stadtrat Gottlieb Hinterskirch manche Stunde Tapeten geschnitten, um „Rollen" zu bekommen, mit denen die Knaben noch zu meiner Zeit ein Hauptspiel trieben. Er hatte dem alten Gottlieb oft zugeschaut, wie er's gemacht. Jetzt fing er selbst diese Kunst an zu Hannibal im Staat Missouri.

Aber gar viele Hannibaliten hatten nichts zu tapezieren, und der strebsame Christian funktionierte deshalb nebenbei noch als Musikant, Musiklehrer und als Gärtner bei einem Arzt. Dieser gewinnt nach Jahr und Tag den lustigen Haslacher so lieb, daß er ihm einen Bauplatz zu einem Hause schenkt nebst Feld. Jetzt baut der Christian ein Haus und verlegt sich auf Schweinezucht. Er kocht und sorgt nicht nur für sich, sondern auch täglich noch für vierzig Schweine, ganz allein in seinem Häuschen lebend und musizierend.

Es machte sich. Er ist eben im Begriff, sein Anwesen zu vergrößern, dann seiner Stas zu schreiben und sie auf seine Farm einzuladen, um mit ihr später als reicher Mann wieder heimzukehren — als anno 1861 der amerikanische Bürgerkrieg ausbricht.

Ein alter Soldat steht nicht ruhig, wenn's Krieg gibt, und ein Haslacher erst recht nicht, wenn Revolution im Lande ist.

In dem Städtchen Hannibal bildeten sich sofort zwei Parteien, Demokraten und Republikaner; die ersteren hielten es mit dem konservativen Süden und die letzteren mit dem liberalen Norden.

Daß die Zahl der Demokraten im Staate Missouri nicht klein war, geht schon aus der großen Menge von Sklaven hervor, die zur Zeit des Krieges im Staate lebten und deren Herren zweifellos Demokraten waren.

Der einzige Moment im Leben, da Christian den Haslacher für einige Zeit verleugnete, trat jetzt ein. Ein normaler Haslacher ist von Haus aus liberal, und so hätte man erwarten sollen, der Christian hätte sich den Republikanern angeschlossen. Er ging aber, aus Rücksicht für seinen Wohltäter, den Doktor, mit den Demokraten und trat bei der in Hannibal gebildeten demokratischen Kompanie als Pfeifer ein und pfiff ihr zum Exerzieren.

Der Krieg ging nun zunächst zwischen den zwei Parteien in Hannibal los, und da sämtliche Deutsche bei den Republikanern waren, wurde der Christian bei diesen umsomehr verhaßt.

Eines Abends kam der Rasierer von Bruchsal in sein Häuschen und drohte ihm den Hals abzuschneiden, wenn er noch länger bei den Südlichen bleibe. Es sei eine Schande für einen Badenser und Deutschen und deshalb von sämtlichen Landsleuten beschlossen, der Christian müsse sterben, wenn er sich nicht zu ihnen bekehre. Er bekehrt sich und wird, weil schon 54 Jahre alt, republikanisch-liberaler Landwehrsoldat und macht als solcher dreizehn Schlachten und Gefechte tapfer mit. Seine Tapferkeit und sein Trompetergenie werden im Feldlager bekannt, und das dritte Missouri-Kavallerieregiment nimmt ihn zum Stabstrompeter.

Nach einem Gefecht, in dem er sein Pferd verliert, gerät er in die Gefangenschaft der Südstaatlichen. Es gelingt ihm aber zu entfliehen. Neunzehn Tage wandert er durch einsame Wälder dem Norden zu. Halbtot sinkt er am

Ende dieses Marsches in einem Walde nieder, als eben eine südliche Kavallerieabteilung daherreitet und den Trompeter findet.

Der Offizier erkennt alsbald den Stabstrompeter; der hatte ihm einmal, als er verwundet auf dem Schlachtfeld lag, im Vorbeireiten mit einer Melone den brennenden Durst gestillt und das Leben gerettet. Jetzt rettet er's dem Christian und hilft ihm, da der Krieg zu Ende war, zur Heimkehr nach Hannibal.

Er wird mit 300 Dollars Ehrensold verabschiedet. Einsam, verlassen und ein Sechziger, lebt er noch in seinem Häuschen, als der Krieg von 1866 in Deutschland losbricht. Er hat schon längst Heimweh, will im Kinzigtal begraben sein, aber auch in Deutschland vorher einen Krieg sehen. Er verkauft Hab und Gut und segelt mit 500 Dollars in der Tasche Europa zu. Aber seine Trompete nimmt er mit und den Säbel, der ihn als Stabstrompeter durch den amerikanischen Bürgerkrieg begleitet hatte. —

5.

Als er ins deutsche Land kam, war der Krieg zu Ende. Ich war zu der Zeit noch lateinischer, geistlicher Schulmeister, zog eben in die Herbstferien und traf in Offenburg einen ehemaligen Studienfreund, der als Berufsoffizier den Krieg mitgemacht hatte und ebenfalls in Urlaub heimging. Es war der spätere, heute längst tote Hauptmann Daniel Merz von Wolterdingen in der Baar. Ich lud ihn ein, in Hasle in meinem Elternhaus zu übernachten. Als wir hier angekommen waren, lautete die wichtigste Neuigkeit: „Der Christian ist da aus Amerika."

Wir gingen auch in den „Bayerischen Hof", um den Christian zu sehen. Hier war's wie ein Jahrmarkt, die ganze Stube voll von alten Freunden des Trompeters. Unter beständigem „well" und „yes" erzählte und antwortete der

Christian, ein heiterer Alter mit kahlem Schädel und jugendlich leuchtenden Augen.

Und die Stas? Die war überrascht wie alle Haslacher, als der Christian kam. Sie hatte sein Soldatenleben verabscheut und nur selten von ihm hören wollen. Aber es war ihr auch besser gegangen als ihrem Manne, der eben nie auf einen grünen Zweig kommen konnte. Wie es ihr ging die ersten zehn Jahre von Christians Abwesenheit, weiß ich nicht, aber von anno 1855 an kam ich oft als Studentlein und Student in ihre Wirtschaft, und da war die Stas im Flor.

Droben im Tal auf dem steilen Felsen der ehemaligen Burg Hornberg braute man ein goldenes Bier, und von dem kaufte die Stas und schenkte es aus. Und sie schlug mit diesem Stoff alle Haslacher Bierbrauer aus dem Feld. Die „Herren" verkehrten fast ausschließlich bei ihr, und da diese in der Regel mehr trinken als die Bürger und die Bauern, so hatte die Stas den stärksten Konsum und damit die beste Wirtschaft.

Aber sie hielt die Herren auch hoch. Sie hatte Rangklassen. Zuerst kamen die Unterlehrer und Lehrer von Stadt und Land, bei denen fing „der Herr" an. Zu ihnen rangierte auch unsereiner bei ihr, ehe ich in den zwei obersten Klassen des Gymnasiums stand. Dann folgten die Registratoren und Aktuare vom Bezirksamt und Amtsgericht. Endlich kamen der Amtmann bezw. Amtsrichter, der Amtsrevisor, der Notar, der Doktor, der Apotheker und die Rechtspraktikanten. Die zwei ersten Rangklassen saßen in der Wirtsstube, die letztere im Separatzimmer der von mir in dem Buch „Aus meiner Studienzeit" beschriebenen „Polyhymnia".

Nach dieser Ordnung wurde auch das Bier verzapft; die oberen Mandarine erhielten den Anstich, dann wurde den anderen kredenzt, und den Rest bekamen die Bauern und die ehrsamen Bürger von Hasle, wenn sich einer dahin verirrte, was nicht sehr häufig geschah.

Ein echter Haslacher und Vollblutdemokrat geht in keine Wirtschaft, wo die Herren zu viel gelten und das beste Bier vorwegtrinken. Die Stas ward deshalb ob ihres „Hochmuts" und ihrer „Herrenvorliebe" nicht nur gemieden, sondern auch mit der Zunge bearbeitet.

Von Bürgern sah ich regelmäßig bei ihr nur des Schindeles Baptist, der in Rußland mit Uhren gehandelt hatte, und den Kaufmann Schättgen, einen stillen, ernsten Mann, der in der Nähe am Klosterbach seine Senfmühle hatte und seinen Abendtrunk bei der Stas nahm.

Ich saß manchmal bei diesen zweien, bis meine Rangkollegen antraten. Beide waren in der Welt gewesen und wußten zu erzählen. Der Baptist wurde aber teufelswild, wenn ich nach meinen geographischen Studien in der Unterquarta seine Angaben über Rußland rektifizierte. Er schwärmte für das Zarenreich, trank zur Erinnerung daran zu jedem Glas Bier ein Gläschen Schnaps und redete im tiefsten Brustton und feierlich, wie ein Orakelpriester, von den Herrlichkeiten an der Newa. Widersprach ich ihm, so fuhr er mich regelmäßig an: „Du bist ein vorlauter Studentenbub und hast noch keinen Rubel gesehen."

Und da lag seines Pudels Kern — im Rubel. Er hatte in Petersburg viel von diesen weißen Dingern verdient. Es war eben die alte Geschichte, die in unseren Tagen wieder ganz neu wird und welche der Dichter Platen so trefflich geschildert hat in jenem Vers, der mit den Worten beginnt: „Der Rubel rollt, der Rubel fällt." —

Weil sie die Herren hatte und diese viel tranken, verdiente die Stas Geld; aber sie lernte dabei mit ihren indes aufgeblühten Töchtern des schönen Christian auch herrenmäßige Gebräuche und Sitten, herrenmäßiges Essen, Trinken und Bekleiden.

Die beiden Mädchen gaben sich in ihrem Verkehr nur mit den Herren ab und hörten die süßen Redensarten der Unterlehrer, Aktuare, Registratoren und Rechtspraktikanten.

Unter den letzteren zeichnete sich durch seine Galanterie mein späterer Freund, Oberstaatsanwalt von Gulat, aus, damals der schönste junge Beamte, den Haslach je gesehen und der in Stadt und Land, in Berg und Tal, beim Bier wie beim Tanz auf Bauernhochzeiten seine Verehrerinnen suchte und fand.

Am liebsten streifte dieser Adonis der badischen Juristenwelt im Mühlenbacher Tal herum, wo die Römer einst ihre Standquartiere hatten und die Venus Abnoba verehrten, deren Altarstein in Mühlenbach entdeckt ward.

In den Tälern, wo Fluß und Wald, Berg und Wiese sich vereinigen, da blühen die schönsten Blumen. Darum hat der gewandte Botaniker und Jurist die Blume seines Lebens später auch in einem Waldtale gesucht und gefunden. —

Die zwei Biernymphen, die Christiane und das Luisle, bekamen denn auch richtig „Herren" zu Männern. Die erstere wurde das Weib eines Registrators, eines wirklich kreuzbraven und soliden Beamten. Sie lebte mit ihm in Karlsruhe, wo ich sie einmal besuchte, als ich das philologische Staatsexamen machte, starb aber, ehe sie ihren Vater wiedergesehen.

Unglücklicher war das schöne Luisle. Schönheit und Unglück sind sehr oft im Leben beisammen. Seit Jahr und Tag waren die Rechtspraktikanten, vorab unser Adonis, versetzt, als anfangs der sechziger Jahre der Bau der Schwarzwaldbahn neue „Herren" ins Land brachte: Ingenieure, Bauunternehmer, Zeichner und Geometer. Sie alle gingen bei der Stas ein und aus. Es war die Hochflut ihrer Wirtschaft.

Unter den Geometern befand sich auch ein älterer Preuße aus Polen. Der imponierte der Stas durch seinen bekannten Dialekt, der ja viel vornehmer klingt für dumme Leute als unser schwäbisches Idiom. Ich war noch Student, als die „Eisenbähnler" anfingen, ihr Wesen zu treiben im Tal, und

bin mit dem polnisch-preußischen Geometer manchmal im „Bayerischen Hof" gesessen. Alle „Herren" erstaunten, daß der das Luisle bekommen sollte; aber die Stas wollte es, und er bekam nach Jahr und Tag das Luisle.

In der Zeit kam der Christian aus Amerika. Und da stets, wo der arme Teufel seinen Fuß hinsetzte, eben auch das Unglück einkehrte, so begann im gleichen Jahre der Niedergang der Stas. Die Eisenbahn wurde 1866 fertig und eröffnet, und die Schar der Beamten, der hohen und niederen Herren, zog ab und damit eine Hauptader des Verdienstes im „Bayerischen Hof". Schon einige Jahre zuvor war das Bezirksamt nach Wolfach gewandert, und das hatte die Zahl der alten „Herren" erheblich gemindert.

Die Krone eines Amtsstädtchens bildete vor dreißig Jahren noch ein Oberamtmann. Ein Pascha in der hinteren Türkei genießt heute nicht mehr Respekt und Ehrfurcht als damals ein Oberamtmann. Im Kulturkampf wurden diese Herren in die Wahlkämpfe herabgezogen; sie mußten den besseren Bürgern und Bürgermeistern von Stadt und Land die Hände schütteln, damit die Wahl gut ausfiel im Bezirk. Und heute gilt ein Oberamtmann kaum mehr so viel als zu meiner Knabenzeit ein Wachtmeister der Gendarmerie oder ein Aktuar.

Es gehört eben auch zu den vielen Krebsschäden unserer Zeit, daß sich alles nivelliert, Standesunterschiede aufgehoben und Mehl und Kleie gemischt werden aus lauter Bürgertum, Freiheit und Humanität. So wird auch hier, wie auf hundert andern Gebieten, eine soziale Revolution angebahnt. —

Ein weiteres Unglück für die Stas kam mit dem Auszug und der Auflösung der „Polyhymnia". Die Seele der Fidelität, der Notar Serger, ward versetzt, mein Freund Hubert Feederle, der Doktor, ging auch bald von dannen; mit dem Rest redete die Stas, durch die „Eisenbähnler" ver-

wöhnt, auch nicht immer kommentmäßig, und die „Polyhymnia" zog aus.

Wenige Jahre nach Christians Ankunft wurde den Haslachern auch das Amtsgericht genommen und damit der Stas die letzten „Herren". Jetzt war ihr Ruin besiegelt; die Aussteuer für die Töchter und das herrenmäßige Tun hatten den Verdienst verzehrt, und sie stand am Ende ihrer Blütezeit kein Haar besser als der Christian zur Zeit, da er nach Amerika gezogen war.

Er selber wurde seit seiner Rückkehr als das fünfte Rad am Wagen betrachtet, weil er in Amerika kein Herr geworden war und bei der Stas nur die Herren noch was galten. Ins Herrenzimmer ließ sie ihn nie, nur den wenigen Haslachern, die im „Bayerischen Hof" verkehrten, durfte er Hornberger Bier kredenzen und von Amerika erzählen.

Nebenbei pflanzte er Kohl und Kartoffeln am Helgenberg und blies zwischenhinein am Rande seines unfernen Wäldchens auf seiner guten, alten Trompete ein Lied hinab ins Tal und ins Städtchen.

Eines Tages erklärte ihm die Stas, sie könne die Wirtschaft nicht mehr halten, man müsse verkaufen. Unser Christian war ja längst gewohnt, auf harte Schicksalsschläge gefaßt zu sein, und heiteren Mutes ertrug er auch dies Geschick. Es blieb ihm nur sein Wäldchen, sein Kartoffelacker und seine Trompete.

Er zog mit seiner Familie ins „Narrenhüsle", wo eine kleine Wohnung um billiges Geld von der Stadt vergeben wird, gegenüber seinem „Bayerischen Hof". Aber wie immer in all den bedrängten Lagen seines Lebens ging unser Trompeter einem ehrlichen Brot nach, und er fand es. Er wurde „Stößer" beim Apotheker Ernst und zerrieb die Heilstoffe für die Kranken von Hasle und Umgegend.

Da aber dieser Beruf seinen Mann nicht völlig beschäftigte und noch manch freie Stunde gewährte, blieb dem

Christian noch Muße genug, um am Helgenberg Trompete zu blasen und zu sehen, wie seine Kartoffeln gediehen.

An Markttagen aber machte er sich ganz frei aus der Apotheke, um ein besseres Stück Geld zu verdienen. Im „Fürstenberger Hof" fehlte es an einem Hausknecht, der den Bauern die Pferde aus- und einspannte, diesen das Futter vorlegte und sie tränkte, während die Bauern kauften und verkauften, aßen und tranken. Den Posten übernahm der alte amerikanische Unions-Kavallerist und Stabstrompeter Christian. Für jedes Stück Pferd gab's 20 Pfennig, die er redlich der Stas heimbrachte.

So vergingen abermals ein paar Jahre, als ein neuer Schlag den schon so oft Geschlagenen traf. Das Luisle hatte seinen in Baden brotlos gewordenen Geometer in sein Polenland begleitet und in Sorg und Elend mit ihm gelebt, bis er am Delirium tremens gestorben war. Mit zwei Kindern kehrte es eines Tages arm zu den armen Eltern heim ins „Narrenhüsle". Das einst so gefeierte Mädchen war zu einem Marterbilde geworden.

In den Tagen ihrer Blüte hatte sie durch den Putz etwas vom Putzmachen gelernt, und damit ernährte sie fortan sich und ihre Kinder. Angeboren ist allen Haslachern, trotz ihrer bösen Zunge, das gute Herz, und das macht sich Luft auch bei gefallenen Größen. So stolz einst die Stas und das Luisle gewesen, ebenso mild und versöhnlich waren jetzt die Haslacher und die Haslacherinnen. Die Frauen und Mädchen ließen sich vom Luisle „putzen", und die Väter der Stadt wählten es zur Industrielehrerin. —

Es war, wie schon oben erwähnt, an einem milden Septembernachmittag des Jahres 1881. Die Herbstsonne verklärte das kleine Gastzimmer, in welchem der Christian und ich beisammen waren. Er lebte auf, da er mit mir einen Rückblick tat in sein vergangenes Leben. Da war keine Klage, kein Jammern. Wie ein armer, alter Invalide gerne zurücksieht auf die Strapazen langer Feldzüge und am Abend

seines Lebens froh ist, sie mitgemacht zu haben, so unser Christian.

Am 30. Mai des folgenden Jahres haben sie den Trompeter, der eines christlichen Todes gestorben, begraben. Aber ehe er das letzte irdische Ruheplätzchen fand, tat das Geschick nochmals kund, daß der Tote kein Glückskind war auf Erden.

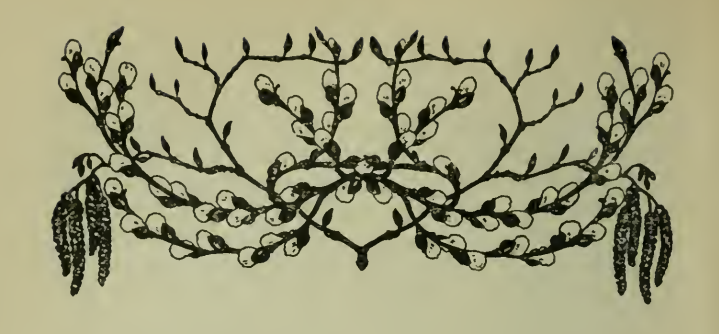
Als die Leichenträger ihn in die kühle Erde hinablassen wollten, zeigte sich das Grab als viel zu kurz. Sie mußten dem Totengräber erst helfen das Grab zurecht machen. Da lag denn unser guter Christian noch eine Stunde im Sarg auf dem Kirchhof, und rings um ihn standen die Haslacher, jung und alt, und beteten: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe" und bemitleideten den braven Mann, den selbst der Tod nicht gleich zur Ruhe kommen ließ.

Und als sie heimgingen vom Kirchhof, die Leute, da meinten sie: „Der Christian war doch seiner Lebtag und bis ins Grab hinein ein Unglückskind; aber, wenn er wüßte, was ihm am Grab passiert, er würde selbst lachen, denn er war bei keinem Unglück unglücklich."

Zwölf Tage später folgte die Stas, gebeugt und gebrochen von Alter und Sorgen, dem Christian im Tode nach, und die im Leben so lange Jahre getrennt waren, hat der Tod im Grabe nebeneinander gebettet.

Das Luisle aber zog mit seinen Kindern nach Amerika, wo es ihm besser gehen soll als einst seinem Vater, was wir ihm von Herzen gönnen wollen.





Der Postsekretär.

Der stillste, brävste und denkendste unter uns Buben in meiner Knabenzeit an der Kinzig war des Sieferts Rudolf. Er wohnte draußen in einem kleinen, sonnigen Häuschen an der Mühlenstraße. Sein Vater, ein Freund des meinigen, betrieb das Zimmermannshandwerk und war ein Mann, der dachte und, was er gedacht, zu reden wußte.

Während wir anderen in der Schule frech und lebhaft waren wie Dorfspatzen, saß der stille, körperlich schwächliche Rudolf ruhig in seiner Bank und paßte auf „wie ein Häftlemacher".

Nur einmal erinnere ich mich, daß der „Siefertle", wie wir ihn nannten, bei einer wilden Tat dabei war. Er kämpfte mit uns in der in meinen Jugenderinnerungen geschilderten „Schlacht bei Schnellingen", geschlagen zwischen den Buben von Hasle und den Knaben des eine Stunde talabwärts gelegenen Dorfes Steinach.

Ich trug die Fahne von Haslach und flüchtete, als der Sieg den „Burebuebe von Steine" zuneigte, in den Schweinestall einer alten Strohhütte, fern dem Schlachtgetümmel.

Der Rudolf hatte den Weg gezeigt zum sichern Zufluchtsort; denn in der Hütte wohnte seine Großmutter.

Diese, eine alte, sinnige „Burefrau", welche ich später ein oder das andere Mal mit ihrem Enkel besuchte, erzählte uns noch von dem „Schwedenkrieg": wie dazumal fast alle Menschen im Dorfe ausgestorben, Dornhecken an den Häusern hinaufgewachsen seien und Wölfe in ihnen gewohnt hätten.

Ja, so berichtete sie uns staunenden Knaben weiter, noch in ihrer Jugendzeit hätten der Wölfe wegen die Männer die „Wibervölker" mit Feuerbränden begleitet, wenn sie in der Weihnachtszeit am frühen Morgen „in die Metten" nach Steinach oder Haslach zur Kirche gingen.

Die „alte Sieferte" von Schnellingen, Rudolfs Ahne, war auch eine gute Doktorin. Sie machte die besten Pflaster für Wunden und Gliederweh, und alles kam zu ihr dieser Pflaster wegen.

Merkwürdig! Diese alte, denkende Frau liebte über alles Mummenscherz. In einem alten Kasten hatte sie stets einige Larven, die sie aufsetzte und damit ihren Enkeln und andern Kindern gerne „zu fürchten" machte.

An Fastnachtstagen kam sie in ihrem höchsten Alter noch regelmäßig nach Hasle, um, zum Verdruß ihrer Söhne und Töchter, die Haslacher Narrenstreiche zu belachen; denn, meinte sie, das Lachen sei sehr gesund und eine Mixtur, welche man in der besten Apotheke nicht bekomme. Ein fröhliches Lachen sei mehr wert als zwanzig Krüge Rippoldsauer Wasser[1] oder Dutzende von heißen Bädern in Baden-Baden. —

Die Buben erben bekanntlich das Temperament nicht von der väterlichen Großmutter, sondern vom mütterlichen Großvater, darum hatte auch unser Rudolf nichts von der Lachlust seiner Muhme.

Der alte Lehrer Blum, den wir aus meiner „Jugend-

[1] Heilwasser aus dem unfernen Bade Rippoldsau.

zeit" ebenfalls kennen, hatte den Rudolf am liebsten, weil er ebenso lernbegierig als ruhig in der Schule war. Aber nicht bloß im Lernen und im Stillsein übertraf er uns alle, sondern er zeigte auch eine staunenswerte Geschicklichkeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Wenn wir in der Herbstzeit die schulfreien Tage auf den Wiesen verbrachten und die elterlichen Kühe hüteten, trieben wir Buben allerlei Kurzweil mit Spiel und Mäusefang, der Rudolf aber saß unter einem Weidenbaum und schnitzte Figuren. Ich erinnere mich, daß er als Knabe ein schönes Kruzifix aus Holz geschnitzt hat, das wir alle höchlich bewunderten.

Schopenhauer hat behauptet, die geistigen Eigenschaften vererbten sich von den Müttern auf die Kinder, während die Charaktereigenschaften vom Vater herkämen. Ich habe diese Behauptung in zahllosen Fällen als probat gefunden. Talentvolle Kinder werden stets geistig geweckte Mütter haben, und der genialste Mann kann Söhne und Töchter von hervorragender geistiger Armut sein eigen nennen, wenn seine Frau „eine Gans" ist.

Das erstere traf auch bei Sieferts Rudolf zu. Seine Mutter, des Metzger Gygers Theres, war eine Künstlerin — im Kleidermachen und im Sticken gewesen. Von ihrer Geschicklichkeit erzählte man sich in der Haslacher Modewelt vor sechzig Jahren Merkwürdiges. Modejournale gab es in jener Zeit nur in Paris, und Exemplare hiervon verirrten sich nicht häufig in ein deutsches Landstädtchen. Der alte Schneider Eisenmann bekam später bisweilen einzelne Herren-Modejournale, und ich erinnere mich noch wohl, mit welchem Staunen die neueste Pariser Herrentracht angeschaut wurde.

Die Haslacher Mädle hätten aber doch gerne ein oder das andere Kleidungsstück nach der Mode gemacht gehabt. Muster davon fuhren im Sommer täglich durch mit den Postwagen und den Postkutschen. Da stellte sich des Metz-

ger Gygers Theres hinab zum „Engel", wo die Postpferde gewechselt wurden, betrachtete die Modedamen beim Ein- und Aussteigen, und das genügte ihr, um ein neumodisches Kleid genau nach dem gesehenen Muster anfertigen zu können.

Sie stickte auch die goldenen Kappen für die besseren Bürgersfrauen, wie z. B. für meine Großmutter, die eine Anzahl schwerer, goldgestickter Kopfbedeckungen im Glaskasten stehen hatte, wo ich ihnen manches Mal die möglichste Bewunderung zollte und deren eine ich heute noch besitze.

Die geschickte Näherin und Rudolfs Mutter starb aber viel zu bald, nicht nur für die modesüchtigen Haslacherinnen, sondern vor allem für ihren Sohn Rudolf und dessen Vater.

Sie hatte dem armen Zimmermann einen großen Teil des täglichen Brotes verdienen helfen. Der alte Siefert war zwar in seinem Handwerk ein Mann erster Güte. Er hatte das große Hotel zum Fürstenberger Hof aufgestellt, das monumentalste Privathaus des Städtchens, und wenn bei Hochwassern die Kinzig die große Brücke wegnahm, mußte der Siefert Plan und Ausführung zum Neubau übernehmen.

Aber sonst gab's in Hasle für die Zimmerleute nur Flickarbeit, und die Errichtung von Schweineställen waren in der Regel die einzigen Neubauten im Städtle.

Alle Zimmerleute waren und blieben deshalb arme Teufel.

So kam es auch, daß der alte Siefert, der die Talente seines Sohnes wohl beachtet hatte, nichts zur weiteren Ausbildung desselben tun konnte, als dieser, der beste und solideste Schüler, aus der Volksschule entlassen ward.

Oft war der Rudolf bei dem schon oben erwähnten Schreiner Kraft gewesen. Der trieb auch die Bildschnitzerei. Er machte den Bauern die Kruzifixe vors Haus und die Feldkreuze. Noch steht ein oder das andere dieser Kreuze im Tal, das der Ferdinand geschnitzt hat.

Die Arbeiten Krafts ließen in dem Knaben mehr und mehr den Wunsch erwachen, ein Bildschnitzer zu werden. Allein der alte Siefert meinte, das sei eine ziemlich brotlose Kunst, und er hatte nicht unrecht.

Droben in dem Nachbarstädtle Wolfe hatte sich als erster seines Metiers ein Lithograph Neef niedergelassen. Zu dem ging eines Tages der alte Siefert mit seinem Rudolf, um ihn als Lehrling vorzustellen.

Aber der Lehrling sollte die Handpresse mit dem großen Schwungrad bedienen und dazu war der Rudolf zu schwach. Auch hörte der Vater Siefert von anderer Seite, die Lithographen seien brotlose Leute. Drum ward nichts aus der Lehrstelle in Wolfe.

Endlich fand der talentvolle Knabe eine Stelle als Schreiber beim Advokaten Benz in Hasle. Der war aber selbst ein armer Mann, weil er den Bauern vom Prozeßführen abriet. Er gab seinem Sekretär monatlich zwei Gulden „Honorar" und zugleich in edler Art Unterricht im Französischen und Lateinischen.

Dieser Ausgleich von Arbeit und Kapital zwischen dem ehrlichen Advokaten und seinem Schreiber ehrte beide Teile in hohem Grade. Was dem Rudolf noch mehr Ehre macht, ist der Umstand, daß er die zwei Gulden allmonatlich bis auf den letzten Heller seinem Vater übergab. Und während wir, seine ehemaligen Schulkameraden, an Sonntagen auf den Kegelbahnen Krakeel machten, saß er still sinnend vor seinem elterlichen Hause und schnitzte Figuren.

Der dicke Anwalt Benz hatte kaum erfahren, daß der Oberamtmann Laroche einen Schreiber in der Amtsstube brauche, als er den Rudolf empfahl, um dessen Stellung zu verbessern. Jetzt bekam dieser acht Gulden im Monat, ein Riesengehalt für den armen Zimmermann und seinen Sohn, welchen letzterer noch dadurch vermehrte, daß er beim Posterpeditor Erhardt, der eine steife Hand hatte, Aushilfe leistete.

So vergingen Vater und Sohn die nächsten Jahre im stillen Frieden. Während der Rudolf an Sonntagen Figuren schnitzte, saß der Vater neben ihm und schmauchte sein Pfeifchen, dessen Inhalt sich besserte mit dem steigenden Gehalt des Dekopisten.

Der Rudolf hatte aber noch nicht alle Hochschulen durchgemacht, die in Haslach damals für einen Schreiber offenstanden. So finden wir ihn bald auch noch auf dem Amtsrevisorat und beim Notar, überall mit Fleiß, Eifer und Pünktlichkeit seine Feder führend.

Die meisten niederen Schreiber gehörten in jener Zeit zur Klasse derjenigen Menschen, welche den Ausgleich für die Trockenheit und Einförmigkeit ihres Standes im Bierhaus suchten. Es liegt diese Versuchung ziemlich nahe und ist, weil nicht sehr unnatürlich, auch teilweise zu entschuldigen. Mit dem Rudolf traten noch zwei von unseren Schulkameraden in diesen Stand, beide talentvoll, aber beide wurden bei ihrer lustigen Haslacher Natur ausgemachte Lumpen und gingen frühzeitig zugrunde.

Übrigens hatte der Rudolf auch große Vorbilder im gleichen Fach, die lustig blieben allzeit und doch was Tüchtiges wurden: so des Dirholden Sepp, der als Amtsrevisor in Schwetzingen, ferner des Hinterskirchs Josef, der als Kanzleirat in Karlsruhe, und des Ölers Amand, der als Amtsrevisor im schönen Heidelberg starb.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie in früherer Zeit in Hasle eine Menge jüngerer Leute dem Aktuarsfache sich zuwandten, dem eigentlichen Studium aber verhältnismäßig wenige.

Ein richtiger Haslacher bohrt, wie man zu sagen pflegt, nicht gerne „harte Bretter", und da das Studium zu den „härteren Brettern" des Lebens gehört und mit der Feder leichter ein „Herrenleben" sich gründen läßt, so begreife ich wohl, daß viele Haslacher ehedem, d. h. solange die Staatsanstalten im Städtle waren, dem Herrendienst sich hingaben.

Vielleicht wäre ich auch ein Schreiber geworden, allein ich schrieb in der Schule bei weitem die schlechteste Schrift, und mich hätte selbst ein Advokat, der noch ärmer gewesen wäre als der Benz, nicht brauchen können. Sonst hätte ich, vom Schreiben abgesehen, wohl das Zeug zu einem richtigen, durstigen Amtsaktuar alter Schule vollauf gehabt.

Man räsoniert immer über den Mangel an Wissenschaft in der vergangenen Zeit und lobt den desfallsigen Fortschritt in unseren neuesten Tagen. Und doch haben, als unser Rudolf anno 1854 am Gymnasium in Offenburg das „Aktuars-Inzipientenexamen" machen mußte, der Direktor des Gymnasiums, Trotter, und die Professoren Blatz und Stumpf den armen Schreiber von Haslach fünf Tage lang geprüft. In der gleichen Zeit kann man sich jetzt auf fünf Universitäten in allen vier Fakultäten zum Doktorwerden mündlich prüfen lassen.

Wahrlich, die Weisheit ist billig geworden in unseren auf ihr Wissen so stolzen Tagen!

Jetzt trat der Holzschnitzer von Hasle als geprüfter Aktuars-Inzipient beim Bezirksamt Gengenbach im Kinzigtal ein mit einem Gehalt von fünfzehn Gulden im Monat. Er wäre lieber in Hasle angestellt gewesen, um mit seinem Vater essen und leben zu können, aber es war keine Stelle frei. Doch ein braver Sohn, wie der Rudolf, machte es auch so möglich, seinen Vater zu unterstützen.

Ein Gengenbacher Metzger gab ihm Kost und Logis für monatlich sechs Gulden; aber das Logis bestand in einer kleinen Kammer im Hof, die vorher zur Aufbewahrung von Kalb- und Schaffellen benutzt worden war, und die neben dem Bett als einziges Möbel einen alten Fruchttrog enthielt, in dem der angehende Staatsdiener seine Habseligkeiten bergen konnte.

Ratten und Mäuse plagten den Aktuars-Inzipienten die Nacht über; allein er hielt wacker aus, um zu sparen, bis sein Vater ihn einmal besuchte und ihm dringend zu-

redete, die elende Behausung zu verlassen und lieber nicht zu sparen.

Der intimste Freund des alten Zimmermanns Siefert war der Schlosser Sahl. Die beiden sah man in ihren alten Tagen noch jeden Sonntag, jeder sein Pfeifchen rauchend, Berg und Tal durchstreifen, wie ein Bruderpaar. Des Schlossers „Käther" aber hatte eben einen jungen Notar in Gengenbach geheiratet; diese nahm nun den Rudolf in ihr Haus auf und rettete ihn von der Mäuseplage in des Metzgers Kammer.

Bald kam noch eine weitere Verbesserung. Der Amtsrevisoratsgehilfe in Gengenbach hatte den Amtsrevisor „angepackt" und wurde entlassen. An seine Stelle trat der friedliche Rudolf, der in seinem Leben noch keinem Kind weh getan hatte, noch weniger einem Amtsrevisor. Dreißig Gulden betrug sein Monatsgehalt, und nun konnte er sich ein Vergnügen erlauben.

Unser alter Oberlehrer Blum war sehr musikalisch und hatte für die Stadtmusik, deren Dirigent er ehedem gewesen, einige Märsche komponiert, die heute noch in Hasle gespielt werden. Der Rudolf war wohl der einzige von uns Buben, welcher mit Verständnis dem Lehrer folgte, wenn er zum Singen etwas vorgeigte. Gerne hätte er das Geigenspiel erlernt, aber zum Stundennehmen war er damals zu geldarm. Auch hatte die Revolution den musikalischen Lehrer vertrieben, und sein Nachfolger, der Scherle, machte uns Musik mit dem Haselstock.

In Gengenbach und mit Gehaltserhöhung, da konnte der Rudolf endlich auch Musikstunden nehmen. Die gab ihm ein ehrsamer Schneider, Dunz, der die Flöte virtuosenmäßig blies und auch auf der Geige ein gewandter Spieler war. Bei diesem Schneider-Virtuosen schon kam dem Amtsrevisoratsgehilfen der Gedanke, neue, noch unbekannte Instrumente zu erfinden.

Es gehört schon ein besserer Bürger und eine genial

angelegte Natur dazu, um nur den Gedanken zu fassen, eine neue Erfindung zu machen. Mir ist so was noch nie eingefallen. Aber dem Rudolf fiel es nicht bloß ein, er hat's auch, wie wir sehen werden, durchgeführt.

Die ersten Versuche, die noch in Gengenbach gemacht wurden, scheiterten. Zuerst sollte eine sogenannte Schelmenpfeife mit Hilfe eines Blechners in ein höheres Blasinstrument verwandelt werden. Dann ließ er durch zwei Haslacher Meister, den Schreiner und Nachtwächter Uhl und den Schlosser Sahl, nach seinen Zeichnungen eine Zither konstruieren zum Streichen. Beide Kunststücke mißlangen, weil der Erfinder zu wenig Kenntnisse in der Physik und in der Akustik hatte.

Die Sache ruhte, umsomehr, als er nach vierjährigem Dienst auf dem Amtsrevisorat weiter strebte. Aber wohin? Notar konnte er nicht werden, und purer Schreiber wollte er nicht bleiben. Da riet man ihm, bei der Eisenbahnverwaltung einzutreten, wo viele Stellen vakant würden für brave Leute, wie der Rudolf.

Er meldet sich beim Postmeister Weizel in Offenburg, der damals im ganzen Kinzigtal bekannt war unter dem Namen „der Schnauzmeier". Der nahm ihn auf, verwendete ihn als Werkschreiber, verrechnete ihn aber als Taglöhner, in deren Rangliste er eingetragen war. Unserem strebsamen Haslacher war jeder Lohn gut genug, wenn er dabei nur etwas lernen und weiterkommen konnte. Und er lernte und studierte in Kürze das Eisenbahn-Papierwesen derart, daß er das Gehilfenexamen in Karlsruhe mit Erfolg bestand und in der Residenz gleich eine Anstellung bekam mit 400 Gulden. Jetzt war des Sieferts Rudolf nach alten Haslacher Begriffen ein „Herr".

Mechaniker von Natur aus, zeigte er große Vorliebe für die Telegraphie, und bald saß er als badischer Telegraphenbeamter in Basel und hatte mehr Gehalt denn unsereiner damals, 1864, als Lehramtspraktikant in Donaueschingen nach langjährigem Studium.

In Freiburg und Karlsruhe bekleidete er später Post- und Bahndienste, bis er als Post- und Bahnexpeditor eine selbständige Stellung errang und bald oben bald unten im Lande dies Amt versah.

Aus dieser Lebenszeit konnte er mir nicht viel erzählen, und in der Tat, die Memoiren eines Bahnexpeditors dürften kurz beieinander sein. Was soll ein Mensch auch erzählen können, dem das Leben jeden Tag, ja jede Stunde die gleiche monotone Arbeit bringt?

Die Post- und Bahnbeamten in Europa sind die eigentlichen Märtyrer des 19. und 20. Jahrhunderts, das sich vor allem auszeichnet durch die Schnelligkeit, mit der die Menschen vom Post- und Verkehrswesen bedient sein wollen.

Je höher die Kultur steigt, um so nervöser und aufgeregter werden die Menschen. Eine Ungeduld ist in die Menschenwelt gefahren, die geradezu schrecklich ist. Darum wurde die Post so lange bestürmt, bis jetzt jeden Tag zweimal der arme Postbote ins armseligste Bauerndorf marschieren muß, damit die Leute, und wenn's nur der Pfarrer, der Lehrer und der Wirt wären, die Neuigkeiten in Brief und Zeitung möglichst bald bekommen.

Wenn die geplagten Postleute an einem Sonn- oder Feiertag einige Stunden frei haben und die „Post" gar nicht oder seltener kommt, so wird's dem Publikum schon langweilig, und es vermißt schmerzlich den Mangel an Briefen und Zeitungen.

Die „Langeweile" unserer besseren Stände ist auch eine Signatur unserer Zeit, und die sogenannten gebildeten Menschen unserer Tage, geistig zu armselig oder zu blasiert, um mit sich allein sein zu können, studieren förmlich, wie sie denselben aus dem Wege gehen. Darum die ewige Sucht nach Abwechslung und nach „Neuem".

Die Eisenbahnen müssen Tag und Nacht fahren, um die Menschen und ihre Bedürfnisse zu befördern, und doch geht's immer noch nicht schnell genug, es kursieren immer

noch zu wenig Züge. Mit den Eisenbahn- und Postbeamten aber hat unsere egoistische Welt kein Mitleid.

Der Fabrikarbeiter hat doch seinen freien Sonntag, der Maurergeselle dazu noch seinen leider ungestraften blauen Montag, aber die armen Menschen, welche „den Verkehr" der übrigen zu besorgen haben, die sind ruhelos. Und daran sind nicht etwa ihre Vorgesetzten schuld, sondern das liebe Publikum mit seiner unersättlichen Hast und Eile.

Wenn aber je ein Mensch zu solchem Märtyrerdienst gepaßt hat, so war es des Sieferts Rudolf von Hasle. Er ist eine stille, anspruchslose Natur von Jugend auf gewesen und war stets zufrieden, wenn er nur kurze Pausen hatte, um etwas zu „besteln" oder über eine mechanische oder musikalische Verbesserung nachzudenken.

Ich bin überzeugt, daß er lautlos zu allen Zeiten seinen Dienst getan hat, solange es ihm möglich war. Daß dieser Dienst aber auch die lautlosen Leute aufreibt, das zeigt heute noch der Rudolf in seinen ernsten, sorgendurchfurchten Zügen. Besonders der Fahrdienst machte ihm viele Sorgen.

Als Post- und Bahnexpeditor in Geisingen an der Donau und in Krozingen bei Freiburg hat er durch seine Umsicht zweimal großes Bahnunglück verhütet.

Das Jahr 1871 brachte in Baden die Trennung von Post und Bahn. Die erstere ging als überflüssig patriotisches Opfer ans Reich, vulgo Preußen, über, und nur die Bahn blieb badisch. Unser Haslacher Post- und Bahnexpeditor ward bei der Teilung dem Reichsdienste zugewiesen und kam als Postsekretär nach der schönen Münsterstadt im Breisgau.

Hier, wo bekanntlich das Pulver erfunden worden[1], erfand auch er endlich ein richtiges neues Instrument, eine Erfüllung längst gehegter Hoffnungen. Er hatte in der Universitätsstadt Gelegenheit, Physik zu studieren und auch durch Vorträge herumziehender Physiker sich belehren zu

[1] Siehe meine Schrift: „Der schwarze Berthold".

lassen, und jetzt kam ihm der Gedanke, ein Saiteninstrument zu erfinden, dessen Mechanik geeignet wäre, die Töne anhaltend erklingen zu lassen, ähnlich dem Harmonium. Es gelang ihm, ein solches Instrument in drei verschiedenen Systemen herzustellen, und er erhielt vom Reichspatentamt ein Patent für alle drei Arten.

Eine Leipziger Musikinstrumentenfabrik hat ihm sein Patent abgekauft, und Rudolfs Erfindung ist bereits als „mechanisches Cymbal" im Handel.

Wie er zu dieser Erfindung kam, erzählt er interessant also:

„Als ich vor etwa 15 Jahren einmal im Freiburger Tagblatt von den außerordentlichen Leistungen einer ungarischen Musikkapelle las, und daß dabei ein sehr gewandter Cymbalspieler mitwirke, der ganz besondere Aufmerksamkeit errege, entschloß ich mich, ein am folgenden Abend im Kaffeehaus zum Kopf stattfindendes Konzert ebenfalls zu besuchen; ich wollte das mir bisher ganz unbekannte ‚Cymbal' hören und sehen. Meine Erwartungen bezüglich der künstlerischen Leistungen wurden vollständig befriedigt; denn jedermann war entzückt von den eigenartigen Tönen des Instrumentes, welches der betreffende Musiker meisterhaft zu spielen verstand und wozu die gute Begleitung einer Violine vortrefflich paßte."

„Als ein Solo gespielt wurde, drängten sich viele Leute herbei, um das Cymbal zu sehen, und auch ich war unter diesen Neugierigen, die nicht nur hören, sondern auch sehen wollten."

„Während des Spielens betrachtete ich nicht nur das Instrument, sondern auch den Musiker. Derselbe war sehr blaß und mager; er sah aus, als hätte er einige Tage im Grabe gelegen. Nach Beendigung des Solostückes frug ich einen in der Nähe stehenden Kollegen des Musikers, einen Klarinettbläser mit behäbigem Aussehen, ob der Mann krank sei, der so schön Cymbal spielen könne. ‚Er is eigentlig

nit krank', erwiderte der Klarinettist in seiner österreichischen Mundart, ‚aber das Instrument'l, das er spielt, is nit gut für die G'sundheit, dös macht nervös, der Janos kann drauf die ganzi Nacht nit schlof'n, wenn er Konzert g'spielt hat. Do is mir mei Blosinstrument lieber; dös strengt zwor die Lungen manchmal an und macht 'ne trockne Kehlen, aber an guater Schoppen drauf hilft allemal glei wieder.'"

„Schon beim Nachhausegehen dachte ich damals darüber nach, ob für das Cymbal, dessen eigenartige Töne mir so gut gefallen, nicht eine mechanische Vorrichtung zu machen wäre, mittels welcher das Instrument wie ein Harmonium gespielt werden könnte."

„Bald hatte ich ein Modell ausgedacht; um meine Gedanken festzuhalten, machte ich sofort auf ein Blatt Papier einen Entwurf und zeichnete später dann die Einzelstücke auch besonders. Weil ich manche derselben wegen Mangel an Zeit und an geeignetem Werkzeug durch Drechsler, Schreiner und Uhrmacher besorgen oder anfertigen lassen mußte, verzögerte sich die Sache aber sehr. Das Probieren und Abändern der oft nicht gut gelungenen Einzelteile kostete nicht nur manche Mark, es erforderte auch viel, viel Geduld und manches Nachdenken. Mehrmals war ich mißmutig und wollte weitere Versuche nicht mehr unternehmen, wenn dieser oder jener Versuch nicht befriedigt hatte. Aber die innere Überzeugung, daß etwas gelingen müsse, ließ mir keine Ruhe, bis ein Modell gelungen war, das bei seiner Ausführung einen guten Erfolg in Aussicht stellte."

„Das günstige Urteil eines Sachverständigen bestärkte mein Vorhaben, für meine Erfindung um ein Patent nachzusuchen, das ich auch am 30. Juli 1886 erhielt, es trägt die Nr. 40 808 (Klasse 51)."

Der Leipziger Fabrikant gestaltete die Erfindung noch weiter aus, und nach Jahresfrist konnte man mechanische Cymbals, die mittels durchlochter Notenblätter mechanisch

gespielt werden und einen prächtigen, sehr kräftigen Ton geben, käuflich haben.

Sieferts Muße beschäftigt sich zur Zeit mit der Herstellung einer Metallsaitenvioline, und die Welt wird vielleicht bald neue Töne vernehmen, erfunden von einem Haslacher.

Die Haslacher sind alle reich an Phantasie, d. i. an Erfindungsgabe, aber erfunden hat noch keiner etwas, nur des Sandhasen Wendel das Biegen der Blechinstrumente, der Schreiner Kraft einen „Schwitzkasten" und des Sieferts Rudolf ein Saiteninstrument. Die letztere Erfindung ist so unschuldig wie der Rudolf selbst, der allezeit „frei von Schuld und jeglichem Frevel" durch dieses Leben wandelte.

Und wer ihn sieht, vor seinem Instrument sitzend und dem Neuling einige Märsche von seinem „Cymbal" herunterdrehend, der muß auf den ersten Blick erkennen, daß er einen Mann vor sich hat, wie er besser keinen finden kann.

Es wird so vieles erfunden zum Schaden der Menschheit, Kriegs- und Friedensmaschinen, und zahllose Maschinen sind Feindinnen menschlicher Arbeitskraft. Wer aber den Menschen Instrumente erfindet, damit sie Musik machen in die Trübsal ihres Lebens hinein, der ist gewiß ein Wohltäter; denn das Herz des Menschen erfreuen, ist segensreiche Arbeit.

Der Rudolf hat wenig Freude in diesem Leben gehabt; Kummer und Sorge blieben ihm nicht erspart im engern Familienkreise, aber er ist unentwegt Optimist geblieben und denkt immer noch ans Musikmachen, und das rechne ich ihm hoch an. Ich halte zwar die Optimisten nicht für die schärfsten Denker, des Sieferts Rudolf aber ist Optimist zu Pferd und hat doch noch etwas erfunden — also gedacht.

Und noch was! Ich weiß nicht mehr genau, aber ich meine, es war Goethe, der gesagt hat:

Es behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Unter Melancholie ist hier der Pessimismus zu verstehen

nach dem bekannten Worte Ciceros: „Alle geistreichen Menschen sind Melancholiker." Der Rudolf ist aber auch noch Dichter und trotzdem nicht Melancholiker, d. i. Pessimist.

Da haben sie im Jahre 1887 die Höllentalbahn eröffnet und deren Eröffnung dichterisch besungen in Verherrlichung des Landesfürsten und der „Ingeniöre". Aber an den armen Postillon, den das Dampfroß aus dem Höllental vertrieben, hat niemand gedacht als der sinnige Haslacher Postsekretär und, ein zweiter Heine, dessen Abschied also besungen:

Heut' kommt die Post zum letztenmal
Gefahren durch das Höllental, —
Die Rosse schauen traurig drein,
Sie traben nicht mehr aus und ein,
Wie ehedem und dazumal
Durchs tannengrüne Höllental.

Der Hirsch verwundert niederschaut
Vom hohen Fels, — lauscht fremdem Laut:
Es wechselt mit des Posthorns Schall
Des Dampfross's Pfiff, der Peitsche Knall,
Der Falkenstein gibt siebenmal
Den Widerhall ins Höllental.

Der Postillon trägt schwarzen Flor, —
Die Tränen quellen ihm hervor,
Nimmt er sein Hörnlein an den Mund,
Gibt seinen Schmerz im Liede kund:
„Behüt' dich Gott, mein Höllental,
Ich fahre heut' zum letztenmal."

„So wie es in der Welt zumal
So geht, — geht's auch im Höllental:
Das eine macht dem andern Platz; —
Leb' wohl, mein herzig lieber Schatz!"

„Leb' wohl, du schöne Wäldermaid!
Ich seh' es wohl, es tut dir leid,

Hörst du nicht mehr des Posthorns Sang,
Des Viergespannes Glöckchenklang."

„Dein schalkhaft Mündchen lacht nicht mehr.
Oh, mach' mir nicht den Abschied schwer
Und weine nicht, — nimm meinen Dank
Für oft gereichte Speis' und Trank."

„Hü, Schimmel! Fort im schnellen Lauf,
Das Dampfroß kommt das Tal herauf!
Die Post fährt heut' zum letztenmal,
Behüt' dich Gott, mein Höllental!"

Was dem Erfinder und Volksdichter aber am meisten Ehre macht, ist seine unerschütterliche Kindesliebe. Für seinen alten Vater, dessen Stolz der Rudolf allzeit war, sorgte er, so gut er konnte und so lange jener lebte. Und der Alte suchte sein Brot zu verdienen, so lange es ihm möglich wurde. Als die Zimmermannsarbeit ihm zu schwer geworden, nahm er zufrieden eine Stelle an als städtischer Waldhüter, und Tag und Nacht waltete er dieses mühsamen Amtes in den steilen Bergwaldungen.

Gar manchmal hab' ich ihn getroffen, wenn ich die Wälder der Heimat durchstreifte, wie er, ein Siebziger, durch die Tannen zog, sein Pfeifchen schmauchend. Und wenn man ihn fragte, wie es dem Rudolf gehe, da strahlte sein Angesicht vor Stolz und Dankbarkeit.

Anno 1874 hat der Tod dem greisen Waldhüter das Pfeifchen aus dem Munde genommen. —

Draußen an der „Günterstaler Allee" zu Freiburg, wo „alle Welt" der Zähringerstadt lustwandelt, hat die Reichspost eine Filiale errichtet. In ihr fungiert als Chef ein Postsekretär. Was spazieren geht und vor dem Spaziergang noch einen Brief geschrieben hat, bringt ihn hier zur Post. Die alten Rentner, die adeligen Herren, die pensionierten Offiziere, die in dieser Avenue wohnen, versenden hier ihre Überschüsse

und geben ihre „Rententitel“ auf nach Frankfurt. Die „Damenwelt“ von der Schillerstraße bis zur „Freiau“ und von der Baronin bis zur Dienstmagd vertraut dem Postsekretär ihre Geheimnisse an. Und dieser Postsekretär war viele Jahre lang des Sieferts Rudolf von Hasle.

In den neunziger Jahren bekam er Wohnung im Hauptpostgebäude und saß noch Jahre lang am Schalter für Posteinzahlungen.

Mit dem neuen Jahrhundert trat er nach 41 Dienstjahren bei der Post in den Ruhestand und erhielt als Anerkennung seiner treuen Verdienste zwei Orden, einen von Baden und einen von Preußen, was er als loyaler Untertan mit freudigem Danke annahm. Dann zog er aus der Stadt in das Dörfchen Ehrenstetten, drei Stunden oberhalb Freiburg.

Als im Jahre 1903 seine gichtkranke Frau starb, nahm er ein Jahr später, 68 Jahre alt, als Pflegerin seines Greisenalters eine ältere, perfekte Köchin zur zweiten Frau, und ich gratulierte ihm aufrichtig zu dieser „tapferen Tat“.

Mit Waldspaziergängen, Lesen, Musizieren, neuen mechanischen Erfindungen, mit Bienenzucht und Hühnerfüttern verging ihm zehn Jahre lang die Zeit. Da wurde ihm 1910 das Häuschen gekündigt, das er bisher bewohnt, weil ein Sohn des Besitzers darauf heiraten wollte.

Nun zog's den alten Postsekretär wieder in sein liebes Freiburg, wo er jetzt in der Oberau wohnt und seine Tage — er ist jetzt 74 Jahre alt — im Frieden zu beschließen gedenkt —





Volksärzte und Heilkünstler.

1.

Wir Menschen leben in Geheimnissen und werden zu allen Zeiten in solchen leben. Die Geheimnisse, die großen und die kleinen, die alltäglichen und die seltenen, sind eine Macht im Menschenherzen. Und alle Aufklärung wird nie imstande sein, diese Macht zu brechen, weil unser armseliges Menschenhirn eben die wenigsten Rätsel der Natur und des Seelenlebens wird lösen können, auch wenn die späteren Gelehrten noch viel gelehrter und ungläubiger sein werden als die unsrigen, die so gerne alles, was sie nicht erklären können, als nicht existierend verschreien. Die Herren fühlen dabei nicht, daß sie damit selber vollendeten Unsinn reden.

Der Glaube an Geheimnisse in der Menschenseele ist eine psychologisch höchst beachtenswerte Erscheinung.

Es gibt im Geiste des Menschen ebensoviele Schwachheiten als in seinem Herzen. Diese Schwachheit zeugt für eine Größe, die ehemals da war, aber verloren ging. Vergebens sucht der Mensch sie zu heben.

Die Fähigkeiten unseres Geistes gestatten ihm nicht, zu verkennen, daß eine übernatürliche Welt uns umgibt; aber

die Schwäche dieser Fähigkeiten gestattet ihm ebensowenig, zu wissen, was er von dieser übernatürlichen Welt zu halten hat.

Unfähig, alles zu wissen, und unfähig, alles zu leugnen, beunruhigt bei der Verneinung wie bei der Bejahung, angezogen von der Wahrheit und wieder zurückgestoßen in den Zweifel, öffnet sich dem menschlichen Geist jenseits dessen, was er begreift, ein unermeßlicher Raum. Dieser Raum, in den er nicht hineinsieht und in dem er doch wichtige Dinge ahnt, ist das Gebiet der Geheimnisse.

Aus diesem tiefen Abgrund sind alle menschlichen Religionen und Philosophien gekommen. Aus ihm kamen und kommen alle Arten von Aberglauben, von Schwindel und Betrug.

Man mag es machen, wie man will, man wird das unaufhörliche Bedürfnis der Seele, in diesem Abgrund zu lesen, nie ganz zu stillen vermögen. Dieser Abgrund bleibt ein Krater, der fortwährend raucht.

Das Christentum hat eine Brücke über diesen Abgrund gebaut, und der Christgläubige hat Licht für die religiösen Geheimnisse und in seinem Glauben an einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde auch Licht für die Wunder der Natur.

Aber es bleiben noch Geheimnisse genug übrig, wenn wir auch von den streng religiösen und von den eigentlichen Welträtseln absehen, und darum wird der Glaube an Geheimnisse in der Menschenwelt nie aufhören, weil die ganze Schöpfung vom Sandkorn bis zur Sonne und vom kleinsten Insekt bis zum Menschen eigentlich nur ein Geheimnis ist.

Zu dem Meere von Geheimnissen, das uns umgibt, gehören nun auch jene im Volke seit Menschengedenken geglaubten und geübten Sympathiekuren, jene Heilmethoden durch Gebet, Beschwörung und durch Anwendung von Gegenständen, die der Krankheit gänzlich ferne zu sein scheinen.

Die Ärzte verlachen sie und nehmen sich deshalb gar

keine Mühe, sie näher zu untersuchen; aber daß manche von jenen Sympathiemitteln wirken, ist eben eine Tatsache, die mit Hohngelächter nicht aus der Welt geschafft werden kann.

Wenn man mit Lächeln, Kopfschütteln und Unglauben die Dinge, welche man nicht begreift, aus der Welt schaffen könnte, so gäbe es schon längst keinen Gott und kein Geheimnis mehr.

Der große Denker Schopenhauer glaubte an diese Geheimnisse und an die Existenz und Wirkung sympathetischer Kuren. Ähnlich spricht Kant von einer uns unheimlich umwitternden Welt.

Und Lavater, Jung-Stilling, Mesmer u. a., die ebenfalls an geheime Kräfte glaubten, waren auch weder Schwindler noch Dummköpfe.

Ich erkläre die Sympathiekuren einfach als unaufgeklärte, tatsächliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Seelen- und der Naturkunde. Daß bei ihnen am leichtesten allerlei Schwindel und Aberglauben getrieben werden kann und getrieben wird, leugne ich umsoweniger, als ich gerade solche Mißbräuche mit zu erzählen beabsichtige.

Ich schildere deshalb auch die „Sympathiedökter", wie der Kinzigtäler die Heilkünstler nennt, wie sie leibten und lebten in meiner Jugendzeit, und wie sie es getrieben haben. Auch sie gehören zu den „wilden Kirschen", weil sie vielfach Originalmenschen waren und in manchen Fällen mehr Erfolg hatten als die studierten und examinierten Mediziner.

Man wird natürlich dabei sagen, es sei eine Schande, daß ein katholischer Pfarrer dem Aberglauben das Wort redet; allein, wenn ich zu wählen hätte zwischen dem Aberglauben, wie er noch im Volke lebt, und zwischen dem Unglauben, den unsere Materialisten predigen, ich würde den ersteren vorziehen. Der Abergläubige glaubt doch noch an Geheimnisse, an Übernatürliches und steht dem echten Glauben weit näher; der Aberglaube ist nur eine Verirrung des

Glaubens, der Unglaube aber ist die kalte, hoffnungslose Leugnung alles Übersinnlichen[1].

Zudem trieben und treiben meine Kinzigtäler Sympathiedökter keine „schwarze" Sympathie, sondern „weiße", d. h. sie heilen im Namen Gottes und nicht unter Anrufung des Teufels.

Ein ehrlicher Mann, der mit Gebet, mit Gottes Wort und dem hl. Kreuzeszeichen umgeht und glaubt, daß der Herr unser Gott und daß der Gottmensch Jesus Christus nicht bloß die Seele, sondern auch den Leib heilen könne, der ist kein schlechter Mensch und vermag sicher oft mehr als unsere approbierten Ärzte, die vielfach weder an Gott glauben, noch viel weniger zu ihm beten.

Der älteste „Sympathiedokter", d. h. der in meinen Knabenerinnerungen rückwärts am fernsten liegt, das war der „Gutacher-Jokele". Eine Stunde oberhalb Haslach beginnt das Gutachertal, einst altwürttembergisches Land. Die Gutacher, namentlich Frauen und Mädchen, sind bekannt im ganzen deutschen Reiche durch ihre originelle, kleidsame Schwarzwäldertracht, welche der Kulturteufel jetzt leider auch mehr und mehr zu verdrängen droht. An Markttagen sind sie im Städtchen Hasle regelmäßige Gäste. Sie handeln mit geräuchertem Speck und „Igschräth"[2] und stechen in ihrer Ruhe bei Handel und Wandel weit ab von den krakeelenden Haslachern.

Unter ihnen wohnte in meiner frühesten Knabenzeit der größte Sympathiedoktor, der Jokele. Ich erinnere mich noch, daß das kleine, alte Männlein evangelischen Glaubens mit seinen ledernen Stumphosen, seinen Schnallenschuhen und dem blauen Wams, auf einen Stock gestützt, über den Markt schritt, ehrerbietig gegrüßt und angestaunt von allen Seiten.

So mochte einst ein Elias durch sein Volk gewandelt

---

[1] Ich habe mich in der Zwischenzeit noch näher über Sympathie ausgesprochen in meinem Buche: „Bauernblut".

[2] Schinken, Rippstücke rc.

sein, wie der Jokele durch die Kinzigtäler. Der galt als Wundermann und Prophet, und wir Buben schauten mit heiliger Scheu, stumm und still, an ihm hinauf. Wenn bisweilen einer von uns vorlaut ward und rief: „Jokele!" — so bekam er alsbald von den Kameraden eine Rüge; der Jokele aber lächelte und nickte freundlich dem Rufer zu.

Meine Großmutter, sonst eine sehr fortschrittliche Frau und deshalb, wie ich anderswo erzählt, eine begeisterte Anhängerin der neunundvierziger Republik, gebrauchte den Jokele als ihren Leib-Sympathiedoktor. In allen Bedrängnissen, so erzählte sie manchmal am Abend in ihrer Stube, während ich lauschend vor ihr stand und sie das Spinnrad drehte, sei sie ins Gutachertal zum Jokele gewandert. Während sie in religiöser Hinsicht alles Vertrauen auf die Muttergottes setzte, war ihr leiblicher Patron der Gutacher-Jokele.

Der Großvater war ein sehr belesener, aufgeklärter Mann und wollte von Sympathie nichts wissen, als er krank ward. Er dokterte, wie es sich für einen besseren Bürger ziemt, beim Physikus, und da der zu einer Badekur in Rippoldsau riet, fuhr er dorthin.

Kaum war er fort, als die Großmutter den Weg unter die Füße nahm und zum Jokele wandelte. Weinend kam sie zurück zu ihren Kindern. Der Jokele hatte in seinen „Bergspiegel" geschaut und verkündet: „Guete Frau, Euerm Mann isch nimme z'helfe, er stirbt in diesem Jahr noch." Jetzt weinten die Kinder mit der Mutter. Der Vater kam elender heim, als er fortgegangen war, und wenige Monate später trugen sie ihn auf den Kirchhof.

Von da an wankten meine Großmutter und meine Mutter nie mehr im Glauben an den Jokele, und beide haben mir von ihm mehr denn einmal die folgenden Großtaten erzählt:

Als die Großmutter Witwe war, kam ihr nächtlicherweile oft Geld aus der Kasse in ihrem Krämerladen, ohne daß sie dem Dieb auf die Spur kommen konnte. Jetzt ward

der Jokele beraten. Meine Mutter, damals noch unverheiratet, wurde ins Gutachertal geschickt. Der Jokele tröstete sie sofort und versprach, den Dieb, wenn er wieder komme, so lange im Laden aufzuhalten, bis jemand vom Hause dazu käme.

Es war im Advent zu Ende der zwanziger Jahre, als Großmutter und Mutter eines Morgens früh mit dem Licht in den Laden traten, um das Geschäft zu öffnen — da sahen sie, wie ein Nachbar, den ich noch wohl gekannt, im Laden stand und beim ersten Lichtschein entfloh. Die Kasse war abermals erbrochen.

Die Großmutter fürchtete den diebischen Nachbar und unterließ jede Anzeige, teilte es aber ihren guten Freundinnen mit, und bald munkelte die ganze Stadt davon.

Einmal, so erzählte die Großmutter oft, war dem Schneider Hils Geld gestohlen worden. Er war ein mühsamer, hartlebiger Mann, der alte Hils, wohnte zu meiner Kindeszeit in unserer Nachbarschaft und saß den ganzen Tag über an einem kleinen Fenster seines zerfallenen Häuschens und nähte. Er trug stets eine weiße Zipfelkappe und war nie recht bei Sinnen. Öfters am Tage machte er sein Fensterchen auf und schrie und schimpfte in die frische Luft hinaus, schlug das Fenster wieder zu und nähte ruhig weiter.

Wir Kinder fürchteten ihn, und ich erinnere mich lebhaft, wie eines Morgens zur Winterszeit der alte Uhlklaus mit seinem Einspänner vor des Schneiders Haus fuhr, wie sie den armen Mann in der Zwangsjacke in den Wagen luden und nach Illenau führten, wo er starb.

In seinen besseren Tagen war ihm Geld genommen worden. Er suchte den Jokele auf, der ihm versprach, dem Dieb so heiß zu machen, daß er das Geld in der folgenden Nacht wieder bringen müsse. Der Schneider möge nur um Mitternacht an seinem Fenster stehen mit dem Garnhaspel seiner Frau und anfangen, den Haspel zu drehen. So schnell, als er den Haspel drehe, müsse der Dieb laufen; aber wenn

er komme, dürfe er nicht „beschrieen" werden, sonst kehre er wieder um.

Der Schneider fängt um die Geisterstunde zu haspeln an; das Mondlicht bescheint draußen die Gasse, und er kann bequem zusehen, wenn der Delinquent ankommt. Da keucht ein Mann atemlos daher; schon nähert er sich der Hütte des Schneiders, und frohlockend ruft dieser seinem Weib, die nebenan im Bett liegt, zu: „Seppe, still, er kunnt!" Beschrieen ist beschrieen; vor der Tür kehrt der nächtliche Wanderer um und nimmt sein Geld wieder mit. Aber Jokeles Ruhm, vom Schneider, obwohl vielfach belacht, überall verkündet, strahlte in neuem Glanze.

Ja meine Großmutter behauptete noch weiter, der Jokele könne auch dem Feuer wehren, wenn ein Haus brenne und er zeitig gerufen werde, was allerdings nur in Gutach selbst möglich sei.

Dann komme er und spreche:

Feuer, du heißest Flamm',
Dir gebeut Christus, der werte Mann,
Daß du mußt stille stehn
Und nicht weiter gehn.
Im Namen Gottes, des Vaters 2c.

Von der Art waren Jokeles größere Leistungen. Das Blut zu stillen, den Brand zu nehmen, Leben und Tod eines Kranken vorherzusagen, war ihm eine Kleinigkeit.

Jokele starb, als ich noch in die heimatliche Volksschule ging, und allgemein ward er betrauert; denn er war sonst auch ein kreuzbraver, frommer Mann, der seine Wunderkraft meist um Gotteslohn ausübte.

Aber ein rechter Sympathiedoktor darf auch nichts fordern für seine Hilfe. Wird er um die Kosten gefragt, so hat er zu antworten: „Gebt mir, was Euer guter Wille ist." Würde er eine spezifizierte oder bestimmte Rechnung machen, so würde er seinen Kredit sofort verlieren. —

In meiner Knabenzeit hatten wir einen bedeutenden Volksarzt im Städtchen selbst, den „Schnider-Miehle“. Er war der Sohn jenes Sicherheitswächters, der, wie früher erzählt wurde, beim Weiberaufstand so schlecht wegkam. Als Schneider hatte er bei Wiedererrichtung des Thrones der Bourbonen in Paris gelebt und hier noch einige Jahre geschneidert unter Ludwig XVIII. Den langen Gehrock und den Zylinder, die er aus Paris mitgebracht, trug er 25 Jahre später noch bei jedem Gang über die Straße.

Da die Haslacher keinen Sinn hatten für seinen Pariser Schnitt und er von seinem Vater allerlei alte „Sympathie- und Kräuterbücher“ ererbt, verlegte er sich auf die Heilkunst und gab die Schneiderei gänzlich auf.

Zur Zeit, da er in mein Erkennen trat, saß er schon am Fenster in einem blumigen, alten Schlafrock und mit einer langen Pfeife im Mund, die er den ganzen Tag nicht ausgehen ließ. Er hatte ein häßliches Urmenschengesicht und trug lange Haare wie ein Student, war aber sonst ein stiller, wortkarger, friedlich aussehender Mann. Sein Weib war die Tochter „des wüsten Neumaiers“, der den alten Schnider-Miehle einst in den Gänsestall gesperrt hatte. Die Verehelichung beider gestaltete sich somit zu einer Art Familienversöhnung à la Montecchi und Capuletti.

Der Volksdoktor war so friedlich, daß sein Weib, eine wahre Hünengestalt und schneidig wie ein Ostwind im Dezember, ihn derart übermannte, daß sie und alle ihre Kinder im Volksmunde nur ihren Geschlechtsnamen trugen. Man nannte das ganze Haus nach ihr. Sie handelte mit Frucht, Bohnen und Viktualien aller Art, brachte den besten Käs ins Land und den feinsten Blumenkohl von Straßburg. So war sie fast ständig auswärts, und der Doktor konnte in Ruhe seine Heilkunst pflegen und seine Pfeife rauchen. Seine Kunden kamen meist aus den nordwestlichen und nordöstlichen Tälern der Gegend.

Es ist Sonntag. Eben hat's in die Frühmesse geläutet.

Der Schnider-Miehle hat bereits die Pfeife angezündet und schmaucht am Fenster. Er weiß, daß jeden Augenblick über die Kinzig herüber Kunden kommen können. Man öffnet die Haustüre, und es läutet. Schwere Tritte kommen die kleine Holzstiege herauf und eine lange Bauerngestalt erscheint unter der Stubentür — es ist der Kostbur droben vom Nillwald.

„Guate Morge, Schnider!“ — „Dank Gott, Kostbur, scho früeh dohunte!“ „Jo, Schnider, der Großvatter isch krank wore, er het so eng, die ganz Nacht kei Rueh und g'schwollene Füeß.“

Der Miehle schaut indes scharf und still an seiner langen Pfeife hinunter und hört ernst zu. „Des isch d' Wasser-sucht, Kostbur! Do isch guat helfe, b'sunders in dere Zit, wo alles blüeht und grüent. Da schickt Ihr morge früeh Euer Hirtebua in Wald, er soll Maibluome hole, dia tuat Eure Frau ins Wasser lege, un von dem Wasser trinkt der Großvatter.“ [1]

Dem Kostbur will das Mittel von den Maiglöcklein nicht recht einleuchten. Er kam ja zum Schnider-Miehle, weil er ihn als Mann der Sympathie hatte rühmen hören. „Aber Schnider,“ meinte er deshalb, „Ihr were (werdet) au sonst noch ebbis (etwas) bruche für den Großvatter?“ Der Schneider versteht diese Anspielung auf die Sympathie und tröstet ihn: „'s ander' will i scho b'sorge!“

Jetzt ist der Bauer befriedigt, reicht dem Doktor einen Sechsbätzner und geht beruhigt über die Kinzig hinüber und bergauf dem Nillwald zu. —

Der Schnider-Miehle gab sich bei seinen Kuren auch mit dem „Unvernünftigen“ ab und ward deshalb in der Richtung noch mehr aufgesucht, weil ein Bauer oft eher Hilfe für seinen Stier holt als für Weib und Kind.

Kaum ist der Kostbur fort, so kommt der Heizebur von Bollenbach. Es ist in seinem Stalle etwas „Ungrades“, der

[1] Die neueste chemische Forschung soll festgestellt haben, daß in der Maiblume ein Hauptstoff gegen Wassersucht enthalten ist.

große Bläß, der Stier, schüttelt seit einigen Tagen bedenklich den Kopf und will nicht mehr recht fressen. Schon oft haben die Leute gemunkelt, auf dem Heizenberg sei es nicht geheuer, und der alte „Barbaraster", der Fürst der Bauern in diesem einsamen Waldtälchen, hat manchmal, wenn er von Haslach her spät am Abend heimfuhr, allerlei Gestalten gesehen in der Nähe des Heizenberges: alte Weiber, Katzen und Pudelhunde.

Es war in diesem Tälchen überhaupt schon viel Böses geschehen. Ich habe manchmal von den Bauern in des Vaters Wirtsstube erzählen hören von den Bergleuten, welche einst die reiche Silbergrube zur heiligen Barbara ausbeuteten und ein gar üppig Leben führten.

Alter Zauber und böses Wesen lagen so in der Gegend von jeher, und darum kommt der Heizebauer bei dem unheimlichen Schütteln des Stieres zum Schnider-Miehle. Der Doktor verspricht selbst zu kommen, und der Bauer empfiehlt sich.

Schon wartet draußen ein Knecht aus dem Bärenbach; er hat sich im Walde gehauen beim Holzholen und will vom Schnider-Miehle, daß er ihm „den Brand" nehme. Der Patient muß nur seinen Namen auf einen Zettel schreiben und kann beruhigt gehen. Diesmal wird nur die Sympathie in Anspruch genommen.

Still und züchtig tritt jetzt ein Mägdlein herein. Der Doktor richtet eben eine neue Füllung seiner langen Pfeife zurecht und zündet mit dem Zettel, den der Knecht beschrieben, den Tabak an; denn die Sympathie wirkt in dem Moment, da der Patient schreibt und der Miehle dazu denkt. Der Zettel kann also unbeschadet als „Fidibus" verwendet werden.

Das Mädchen in dem kurzen, blauen Rock, aus dem die weißen Wollstrümpfe weit hervorschauen, und dem schmalen „Schoben" mit der nur handbreiten Taille und den bauschigen Ärmeln ist 's Roserbure Agathle aus dem Fischer-

bach. Sie will nicht recht mit der Sprache heraus und „zupft" (zieht) mit niedergeschlagenen Augen an ihrem Schurzbändel.

Der Schneider hatte die Gewohnheit, mit jungen Leuten streng hochdeutsch zu reden, wahrscheinlich um ihnen, da sie seine Schneidervergangenheit nicht kannten, in seiner Eigenschaft als Doktor zu imponieren. „Nun Mädchen, heraus mit der Sprache, wem gehörst Du, und was fehlt Dir?" — „I bin 's Roserbure Agathle us 'm Fischebach un (und) hätt' a Bitt' an Euch! — — 's Vogelsbure Andräs isch bi de Soldate z' Rastatt un het no nia g'schriebe. Könntet Ihr nit a weng (wenig) Sympathie bruche (anwenden), daß er mir schriebe tät?" —

„Agathe, da gehst Du jetzt heim und heute nachmittag suchst Du den Heckenlehrer[1] auf und sagst ihm, daß er dem Soldaten einen Brief schreibe, und Du legst einen Zweiguldenschein dazu, dann wird der Bursche schon schreiben." „Des will i gern tua," meint hierauf das Agathle, „aber Ihr müasse au helfe und Sympathie bruche."

„Nun, so setze Dich daher und schreibe Deinen und des Andreas Namen auf einen Zettel, dann will ich Deinem Wunsche nachkommen." Freudig folgt das Agathle; es geht aber hart mit dem Schreiben und deshalb langsam.

Der Schneider hängt indes seine Pfeife an die Wand und vertauscht den Schlafrock mit dem langen Pariser Gehrock. Es hat eben das „Ander" in den Hauptgottesdienst geläutet, und den will er nicht versäumen.

Das Agathle hat die Namen fertig, langt sein blechernes „Riberle"[2] aus dem Unterrocke, gibt dem Schneider einen Sechser, sagt noch: „Vergelt's Gott für d' Sympathie," und hüpft hoffnungsvoll die Stiege hinunter; hinter ihm drein,

[1] Geschildert in meiner „Jugendzeit".

[2] Eine kleine, eiförmige Blechbüchse, wie sie in meiner Knabenzeit allgemein von Bauernfrauen und -mädchen als Geldbörse geführt wurde.

den Zylinder auf dem Haupt, der Helfer — beide der Kirche zu.

Ein Sympathiedoktor muß, wenn er im Volke Ansehen haben will, ein frommer Mann sein, gerne beten und gerne in die Kirche gehen. Er darf kein Flucher und kein Trinker sein. Man legt im Volke an ihn einen so strengen Maßstab wie an einen Priester. Darum versäumte der Schneider nie den Gottesdienst. Wenn er heimkam, waren aber schon wieder Landleute da, und die Konsultationen gingen weiter.

Nach der sonntäglichen Vesper, am Nachmittag, schlich ich manchmal mit seinem jüngsten Sohn, der mein Schulkamerad war, von der Rückseite des Hauses, am Stadtbach, in die Küche, von wo aus man durch ein Fensterchen in der Türe in des Doktors Stube sehen konnte. Sein Sohn hieß wie ich mit dem Vornamen, war so alt wie ich und trug wie ich einen Spitznamen unter seinen Kameraden.

Er wurde „der Hoppaier" genannt, hatte schneeweißes Haar und einen ungemein langen Kopf. Er war ein guter Kerl, der nur seiner Mutter bisweilen ein Stück Schweizerkäs stahl, das wir dann zusammen beim städtischen Waschhaus verzehrten. 's ist das aber schon lange her und der gute Hoppaier vor vielen Jahren in Amerika gestorben.

Ich war zu allen Zeiten meines Lebens wißbegierig, absonderlich aber in meiner Knabenzeit, und wollte immer Geheimnissen auf den Grund kommen oder Geheimnisvolles sehen. Deshalb mußte mich der Hoppaier, trotz des strengen Verbotes seines Vaters, ins Haus lassen, um dem Wunderdoktor zuzusehen. Ich sah aber nie etwas anderes als den Schnider-Miehle mit der langen Pfeife, wie er vor den Klienten nachdenklich auf einem Stuhle saß oder hin und her ging oder aus einem Schrank ein Medikament hergab. Ich sah auch die Patienten schreiben, hören konnte ich aber selten etwas.

Wenn aber der Alte einen „Trank" auf dem Herd bereiten wollte und der Küche zuschritt mit Kräutern in der

Hand, dann mußten der Hoppaier und ich die Flucht ergreifen, und das taten wir schnell wie der Blitz. —

An Werktagen kamen zum Schnider-Miehle die Haslacher; denn von den drei Volksärzten, die in meiner Knabenzeit im Haslacher Gebiet wohnten, war der Miehle der gesuchteste. Namentlich gingen Frauen und Mädchen mit Vorliebe zu ihm, wenn sie an Zahnweh litten. Er legte ihnen zuerst eine scharfe Essenz in den Zahn und ging dann in den Keller. Nach einiger Zeit kam er wieder herauf und entließ die Patienten geheilt. Was er im Keller tat, erfuhr man nie, die Weiber aber sagten, er habe jeweils dort das „Zahnweh vergraben".

Zu kranken Menschen ging der Miehle nie auswärts. Die heilte er aus der Ferne, aber zum „Unvernünftigen" ging er gerne. Wenn der Schneider am Nachmittag mit der langen Pfeife langsam und gravitätisch, weder nach rechts noch nach links schauend, eines der kleinen Seitentäler der Kinzig hinaufschritt, hieß es in allen Strohhütten: „Es muoß ebbis Ungrad's im a Stall si, der Schnider-Miehle goht 's Tal nuff!"

Bisweilen sprang ihm, auf Anraten der Eltern, auch ein Bub oder ein Mädel nach, das einen „bösen Finger" hatte, und rief: „Schnider-Miehle, der Vatter het g'sait (gesagt), Ihr solle so guat si un mir de Brand nehma."

Jetzt schaute er langsam um, grinste tiefernst das Kind an, das ob diesem Anblick erschrocken der Hütte zusprang und den Finger nicht mehr zu zeigen Lust hatte. Die Alten waren aber schon beruhigt, denn sie glaubten, wenn der Schneider den Patienten nur gesehen habe, werde er eine gute Meinung machen, und dann wirke die Sympathie von selbst.

Der Schnider-Miehle war meiner Erinnerung nach einer der wenigen Haslacher, die neutral blieben während der Revolution von 1848/49. Aber das kam daher, weil er unbedingten Gehorsam in allen Lagen des Lebens gewohnt

war. Drum war er auch zum Revolutionieren nicht veranlagt.

Seine Frau hatte ihn gelehrt, sich in alleweg zu fügen. Sie war eine stattliche, schöne Frau, hieß aber mit Rücksicht auf ihren Vater, den wüsten Neumaier, die „wüste Neumaierin“, weil sie auch sehr schneidig auftrat.

Sie war deshalb auch im Gegensatz zu ihrem stillen Mann eine energische Republikanerin.

Es steht noch lebhaft jene Nacht vor mir, in der sie kurz vor der Revolution um Mitternacht von Offenburg her mit der Nachricht kam, die Franzosen seien über den Rhein und schon im untern Tal, und meinen Vater als den damaligen Chef der Bürgergarde herausklopfte.

Ihren Mann, den Volksarzt, nannte sie nur ihren „alten Esel“, der den ganzen Tag über den Büchern sitze und Pfeifen rauche. Zum Glück war sie, wie schon erwähnt, selten einen ganzen halben Tag zu Hause, und der Schneider hatte meist seine Ruhe. Ich erkenne aber jetzt erst, wenn ich mir sein Gesicht vorstelle, welch schmerzliche Resignation in demselben sich abmalte.

Ich war noch Student, als sie den Miehle auf den Kirchhof trugen. Die „wüste Neumaierin“ heiratete abermals einen Schneider a. D., den alten Eisenmann, meinen einstigen Leibschneider, mit dem sie aber besser zufrieden war, denn er half ihr beim Kauf und Verkauf von Bohnen, Zwiebeln und Schweizerkäs. Die Sympathiebücher verstaubten, und die Bauern wanderten zu andern Volksärzten.

Die Neumaierin zeigte übrigens, wenn es drauf und dran kam, auch ein christlich mildes Gemüt. Ich war anno 1863 kaum einige Tage Priester und in der Heimat, als sie eines Nachmittags in meine Kabine stürzte und mich bat, ich möchte doch schnell kommen und eine Litanei beten am Sterbebette ihrer Nachbarin, der „Storchenbeckin“, die Frau könne es nicht „ersterben“.

Es war für mich der erste offizielle Krankenbesuch und

dazu noch in Todesnähe, und mit einigem Bangen folgte ich der Alten. In einer elenden Kammer der Vorstadt lag eine jüngere Frau, bewußtlos stöhnend und mit dem Tode ringend. Ich kniete nieder auf den Boden und fing an zu beten. Die Neumaierin tat das gleiche und betete mit aufgehobenen Händen so kräftig und gefühlvoll, daß ich zum erstenmal im Leben Sympathie für die gefürchtete Frau fühlte. Während unseres Gebetes starb die Kranke. —

Mein „Leibarzt" war der Miehle nie gewesen, er schaute mir viel zu unsympathisch in die Welt. Wenn ich Zahnweh hatte, so suchte ich Hilfe bei seinem Kollegen, dem „Nagile-Karle". Der war ein Sympathiedoktor untersten Ranges und hatte deshalb wenig Kundschaft.

2.

Der Karle, ein blasser, schwarzer, bartloser Mann in den Fünfzigen wohnte in einem elenden Winkel abseits der Mühlenstraße. Ihm gegenüber, beim Essig-Marti, wohnte ein Schulkamerad von mir, der „Nottelhans". Der war einer von den armen Teufeln unter uns Buben, glich aber das häusliche Elend aus durch um so größere Lustigkeit auf der Gasse.

Johann Holderspach war sein Name; er wurde aber von uns „Nottelhans" getauft, weil er ein dicker, wackeliger[1] Kumpan war. Durch ihn ward ich beim „Nagile-Karle" eingeführt, einem blutarmen Hagestolz, der seine Nagelschmiede, seinen Tisch und sein Bett in einer finsteren Stube beisammen hatte. Hier besuchten der Nottelhans und ich den Karle gar oft und vernahmen Worte der Weisheit.

Seine „Sympathie" erstreckte sich nur auf das Heilen von Zahnweh und auf Mittel gegen die Eingeweidewürmer bei Buben. Aber da war er kompetent. Wer mit Zahnweh behaftet zu ihm kam, mußte dreimal Wasser in den Mund

[1] Notteln bedeutet im alemannischen Dialekt wackeln.

nehmen, in das der Nagile-Karle Grund (Erdboden) versenkt hatte, und es wieder in ein Loch in der Stubenecke ausspucken. Dazu machte er noch einige magnetische Streichungen mit seiner schwarzen Hand über die Wange des Leidenden, sprach seine Zauberformel und dann garantierte er für Schmerzlosigkeit innerhalb sechs Stunden.

Er bediente sich dabei jenes uralten Zauberspruchs „fürs Zahnweh", der da also lautete:

„Sankt Petrus stand unter einem Eichenbusch, da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petrus: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Warum sollte ich nicht traurig sein. Die Zähne wollen mir im Munde vergehn. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petro: Petrus, gehe hin in Grund, nimm Wasser in Mund und speie es wieder in den Grund, dreimal im Namen † des Vaters und † des Sohnes und † des hl. Geistes. Amen."

Als Honorar erhielt der Nagile-Karle selten mehr als zwei Kreuzer und war des baß zufrieden. Ich brachte ihm meist nur ein halbes oder ganzes Batzenlaible aus der väterlichen Backstube statt Geld, und auch damit begnügte er sich.

Mir fiel es aber nach und nach auf, daß der Nagile-Karle stets einen einseitig geschwollenen Backen und einen verbundenen Kopf hatte, und vorlaut fragte ich ihn eines Tages, warum er allen Leuten das Zahnweh nehme und selber immer ein geschwollenes Gesicht trage. Der Karle war sonst das Phlegma zu Pferd; aber diesmal fuhr er mich hitzig an: „Du dummer Bua, Du waisch nit, was Sympathie isch! Ich nehm' andere das Zahnweh ab und behalt' es selber."

Heute erst verstehe ich, wie klassisch hier der Nagile-Karle das Fremdwort Sympathie (Mitgefühl) übersetzt hat. Aber eins begriff ich damals schon, daß der arme Nagler ein Märtyrer sei zugunsten seiner Mitmenschen. Ich brachte ihm deshalb manchmal, auch wenn ich nicht an Zahnweh litt, ein „altbaches Halbbatzenlaible", das über Sonntag und Mon-

tag nicht verkauft und von mir von der Mutter „erheischt“[1] worden war, um es meinem Freund zu schenken.

Dafür aber gab der Karle mir Privatissima über die Behandlung der Zähne. Er predigte mir, ja jeden Tag die Zähne zu putzen, im Sommer mit Salbei und im Winter mit Brotkruste; das verhüte viel Zahnweh. Ich erinnere mich noch, wie er eines Abends in den Garten des benachbarten Bierwirts, des „suren Lang“, schlich und mir ein Salbeiblatt brachte, damit ich es erkenne und seinen Zweck erlerne.

Dem Nagile-Karle verdanke ich es, daß ich heute noch gute Zähne habe. Auch habe ich von ihm gelernt, die Menschen darnach zu taxieren, ob sie geputzte Zähne haben oder nicht. „Wer die Zähn' nit putzt,“ pflegte er zu sagen, „isch a Dreckspatz, un wenn er sonscht in Side un Sammet rumlauft.“

Respekt vor dem Nagile-Karle, sage ich! Es gibt heutzutage viele, recht viele Leute, die haben Gymnasium und Universität absolviert, sind noch Doktoren aller freien Künste und stehen in Amt und Würden, aber das Zahnputzen haben sie nicht gelernt. So oft, und es begegnet mir das leider sehr oft, ich einen solchen Gebildeten sehe, denke ich unwillkürlich mit dem Nagile-Karle: „Des isch a Dreckspatz.“

Man lehrt in unseren erweiterten Volksschulen viel zu viel Unnötiges und Unpraktisches. Ich wohnte vor einigen Jahren der Prüfung in einer solchen Schule an und hörte mit Staunen die Mädchen die Längen- und Breitengrade behandeln, eine Kenntnis, die ich mir auf dem Gymnasium nicht erworben. Dann erzählten sie von den Kriegstaten des Cyrus und Alexander mit einer Fertigkeit, als gälte es, damit später sein Brot zu verdienen.

Ich fragte mich angesichts dieser Gelehrsamkeit: Was wird aus diesen Mädchen? Antwort: Die allermeisten sind Kinder ganz armer Eltern und müssen ihr Brot als Dienstmädchen suchen. Jetzt soll ein solches Geschöpf, das die

[1] erbeten.

Längen- und Breitengrade fix kennen gelernt hat und die Taten alter Helden auswendig kann, Holz tragen, Wasser holen, Geschirr spülen ꝛc. Es wird sich im Bewußtsein seiner hohen Bildung unglücklich fühlen. Es weiß ja viel mehr als seine „Herrin", die zu einer Zeit in die Schule ging, wo man den Kindern solche Wissenschaft noch nicht beibrachte.

Auf diese Art bekommen die jungen Leute Größenwahn, und deshalb will, wie Fürst Bismarck einmal richtig gesagt hat, in unsern Tagen niemand mehr Knecht und Magd sein.

Auch hier sehen wir, daß die Kultur, je höher sie steigt, umsomehr Schädigungen mit sich bringt und schließlich jedes Volk ruiniert.

Während aber in unserer heutigen Volksschule so manches Unnütze und Schädliche gelehrt wird, kommt die Schulweisheit nicht einmal zu dem Standpunkt meines Freundes, des Nagile-Karle. Der lehrte uns Buben, wie wir Zähne und Leib gesund erhalten, und das ist millionenmal mehr wert, als daß die Kinder wissen, unter welchem Längen- und Breitengrade sie leben.

Ich habe in unsern modernen Volksschulen schon oft gehört, wie der Buntspecht und die Fledermaus beschaffen sind, wie viele Zähne und Zehen die Katzen haben, aber von der organischen Beschaffenheit des Menschen kein Wort. So kommt's, daß ein Mensch nach achtjährigem Schulbesuch alles kennt, nur sich selber nicht, und nicht einmal weiß, wo sein Magen, sein Herz und seine Lungen liegen, und wie er sich gesund erhalten kann. Drum vivat der Nagile-Karle!

Auch andere Winke gab mir der arme Nagler. „Philipple,"[1] sprach er einmal nach Empfang eines Halbbatzenlaibles, „Du worsch (wirst) Dich hie un da in Finger haue. Do gosch (gehst) als glich zuam Nochber, zuam Schriner Hauschel, un losch (läßt) Dir's zualime (zuleimen)."

[1] Wie ich in meiner Jugendzeit erzählte, hieß ich als Knabe in Hasle der Philipple, weil mein Vater Philipp hieß.

Nicht acht Tage nach dieser Lehre — es steht noch so lebendig vor mir, als wären es erst acht Tage — spaltete ich Holz in der Scheuer und hieb mir dabei das Fleisch am linken Daumenfinger durch. In dem Augenblick trat mein Vetter Karl zu mir und meldete, wir zwei sollten für seinen Vater einen Geißbock holen im Burggraben in Mühlenbach, zwei Stunden abseits im Gebirg. Ums Leben gern ging ich mit, aber mein Finger und das Blut! Da fiel mir das Rezept des Nagile-Karle ein. Zehn Minuten später hatte der dicke Ferdinand Hauschel den Finger verleimt, und im festen Vertrauen auf des Nagile-Karles Sympathie ward beim Burggraben-Bauer der Geißbock geholt[1]. Die Wunde heilte brillant, und nur die Narbe erinnert mich heute noch an die Leimkur des Nagile-Karle.

Die heutige Medizin ist stolz, endlich nach langem Forschen auch auf dem Standpunkt des Nagile-Karle angekommen zu sein und frische Wunden möglichst rasch und gut zu verbinden, um die von außen drohenden Eiterbazillen abzuhalten. —

Noch war der alte Nagler kompetent bei Vertreibung der kleinen Würmer in den Eingeweiden der Buben. Da riet er als Hauptmittel dagegen an, im Frühjahr die ersten Schosse des Brombeerstrauchs zu pflücken, ins Wasser zu legen und von dem Wasser zu trinken.

Mehr denn ein Frühjahr habe ich die Brombeerhecken an der Kinzig hin abgesucht und die ersten Triebe mir annektiert. Sie kamen dann in einen Milchhafen, der mit Wasser gefüllt in meiner Kammer stand, und jeden Morgen ward „darab" getrunken. Der Nagile-Karle meinte, dieses Wasser wäre auch „gut fürs Wachsen", und vielleicht bin ich auch infolge der Brombeerschosse so lang geraten.

---

[1] Dies geschah im März 1851, und am 14. November 1886 traf ich den gleichen Bauer noch rüstig auf dem Jahrmarkt zu Haslach. Und er lebte um die Jahrhundertwende noch, „der Burggräbler" aus dem Mühlenbach.

Nägel machen sah ich den Karle selten. Er hielt auch keine feil am Montagsmarkt und war mit den andern Zunftgenossen nicht konkurrenzfähig. Es fehlte ihm meist an Kohlen und Eisen, und da ist es eine Kunst, Feuer zu machen und Nägel zu hämmern.

Wenn er aber einmal am Feuer stand, so war seine Kabine, in die nie ein Sonnenstrahl drang, magisch beleuchtet, und sein schmerzhaft geschwollenes Gesicht schaute wie verklärt auf den kleinen Amboß. Mit den Nägeln ging er dann hausieren über Berg und Tal zu den Bauern und Bauern-Schuhmachern. Das waren seine besten Tage, da gab's gute Atzung bei den Bauern um Gottes willen und noch etwas Kleingeld in den Beutel.

Ich ging noch in die Volksschule, als der Nagile-Karle sein Quartier aufgab und vor das Städtchen hinaus an den Fuß des Schänzles zog. Von da ab wurde er mir fremder, so daß mir, der ich frühzeitig die Heimat verließ, selbst sein Tod unbekannt blieb. Aber jedenfalls tun ihm schon mehr denn fünfzig Jahre lang die Zähne nicht mehr weh.

Er war hienieden ein stiller, armer, geduldiger Mann, und es geht ihm gewiß in der andern Welt besser als auf dieser. Verdient hätte er's redlich. —

3.

Noch lebte in meiner Knabenzeit ein dritter Sympathiedoktor im Haslacher Kirchspiel, das war Hansjörg, der Bauer in der Sommerhalden. Zwischen der „Gaisbürde" und dem „Helgenberg" zieht sich, am „Pfaffen-Käppele" vorbei, ein reizendes Tälchen hin, nicht breiter, als ein Bächlein und ein schmaler Weg Raum brauchen; ein Tälchen, still, abgelegen, sonnig und blumig, wie wenige im Kinzigtal, ein Tälchen, wie geschaffen fürs Beten und Philosophieren in Gottes freier Natur.

Da, wo dieses lauschige Stückchen Erde in einem dunkeln

Tannenwald verschwindet, liegt auf einem sanften Hügel der Hof des Sommerhalden-Bauers, eine Strohhütte, umsäumt von ewig grünen Bäumen. Hier wohnte in meiner Knabenzeit der Hansjörg, ein schöner, alter Bauersmann mit glattrasiertem Gesicht, gebogener Nase und Augen, blauer als der Himmel über seinem Heim.

Jeden Sonntag nach der Frühmesse saß er, wie schon früher erzählt, bei meinem Vetter, dem Kastenvogt, zweifellos, den Kapuziner P. Leopold nicht ausgenommen, der Frömmste jener ganzen Gesellschaft, aber auch der Frömmste von allen Sympathiedoktoren jener Tage. Er stammte ursprünglich aus dem Prechtal, jenem waldigen Wohnsitz keltischer Bevölkerung, dessen Mittelpunkt, der „Gschasi"-Berg, als höchste Kuppe aus dem Elztal ins mittlere Kinzigtal hineinschaut.

Im dreißigjährigen Krieg waren viele Familien dort ausgestorben, und mancher Hof stand leer; in einen derselben, ins „Jungbure-Hof", zog aus der Schweiz der Ahne unseres Sommerhalden-Bauers, ein Schwyzer namens Kern.

Unser Hansjörg mußte sich als nachgeborener Sohn seines Vaters ein anderes Heim suchen, wenn er nicht auf dem Jungbure-Hof als Knecht bleiben wollte. Auf dem Haslacher Markt erfuhr er, daß die „Sommerhalde" feil sei. Diese hatte damals unter einem Strohdach zwei Besitzer des kleinen Gütchens, den „Häberle-Bur" und den „Christle".

Zwei Könige unter einem Dache kommen auf den Hofgütern des Schwarzwaldes häufig vor. Aber eine chinesische Mauer trennt in der Regel ein Königreich von dem andern, der Länge nach sich durch das Haus ziehend. Die beiden Dynastien verpönen in den meisten Fällen jeden Kommunismus; nicht einmal gemeinschaftliche Brunnen werden geduldet. Nur in Notfällen nimmt einer den andern zu Hilfe und werden Zugtiere oder „Völker" gegenseitig geliehen.

So kommt es, daß diese Doppelbauern meist im tiefsten

Frieden leben, weil sie in allem handeln wie Abraham und Lot, der eine streng rechts, der andere streng links.

So auch einst der Christle und der Häberle-Bur in der Sommerhalde. Ja ihre friedliche Nachbarschaft war so groß, daß sie, als der Hansjörg ihnen das Gut abgekauft, beide ins Städtchen und wieder nebeneinander zogen. Der vermöglichere Christle baute an der Mühlenstraße ein größeres Haus und der Häberle-Bur daneben eine Hütte.

Der Christle machte mit seinem Sohn Bier, und sein Nachbar errichtete ein Fuhrwesen. Beide hatten ihre Geschäfte zu meiner Knabenzeit im besten Betrieb. Der eine braute einen Salvator, der war sauer und pudeldick und erforderte zu jedem Glas einen Schnaps. Alle verschämten Liebhaber des letzteren zogen deshalb zum Christle, weil sein Bier den Genuß des Schnapses rechtfertigte. Er selbst aber, der Christle, in seinen schwarzen, ledernen Stumphosen und mit der schwarzen Zipfelkappe auf dem Haupt, saß neben seinen Gästen und trank — nichts.

Seine Brauerei war zu meiner Knabenzeit die einzige, in der nicht politisiert wurde. Die Gäste saßen da jeder einzeln an einem Tisch; denn mehr als drei waren selten zu gleicher Zeit da. Sie beschäftigten sich lediglich mit dem Trunk und ergaben sich stiller Betrachtung. Stammgäste der Art waren der Näse-Karli, welcher von's Christles dickem Bier behauptete, „es speise und tränke", der Kröpple-Metzger, der krumme Stricker, der Leime-Mathisle und der Schnauzbeck, der Bruder meines Vaters. Wenn der kam, rückten die Trinker zusammen und hörten die wunderlichen Sprüche des Schnauzbecks an. Gesprächig war ferner noch der Häberle-Bur, so oft er kam, aber er politisierte nicht. Staatsformen und politische Freiheiten waren ihm so gleichgültig als seinem alten Schimmel, den er durch Feld und Flur peitschte.

Sein Hauptthema bildete sein Weib, mit dem er in häufigem Hauskrieg lebte. Da er sonst ein äußerst verträglicher,

hilfebereiter Nachbar war, lag die Schuld wohl an „ihr“. Wie dankbar der „Andres“ für den Frieden war, geht schon daraus hervor, daß er in „Friedenszeiten“ seine Frau am hellen Tag per Arm, jedes eine Hacke auf der Schulter, ins Feld führte.

Man sah in jenen Tagen sonst keinen Bürger diesem Komfort huldigen und die Frau per Arm führen, nicht einmal am Sonntag, der Häberle-Bur allein pflegte ihn. —

Also der Christle und der Häberle-Bur waren die Vorgänger des Hansjörg in der Sommerhalde gewesen. Der hatte aber von seinem Vater noch die Sympathie gelernt und sie schon im heimatlichen Elztal praktiziert. Darum waren seine ersten Kunden in der neuen Heimat die Bauern seines Heimattales, welche über die Viereck, an der alten Heidburg vorbei, ins Kinzigtal hinabstiegen und in das liebliche Tälchen der Sommerhalde wanderten zum Hansjörg.

Dieser gab sich vorzugsweise nur mit dem „Unvernünftigen“ ab. Schweine heilte er aus der Ferne, bei Rindvieh aber war seine persönliche Gegenwart notwendig. Kam ein Bauer wegen Borstenviehs, so fragte er ihn, wie weit er nach Hause habe. Dann gab er dem Mann ein Gebet auf „unter den Weg“ und berechnete die Zeit, bis wann der Betreffende daheim sein könnte; war diese Stunde da, so nahm der Hansjörg eine Haselgerte, die er am Palmsonntag hatte weihen lassen, und machte unter geheimer Formel Einschnitte in dieselbe.

War es der Milzbrand, die schlimmste Krankheit unter den Schweinen, so sprach der Hansjörg: „Es reiten aus drei Herren zwischen zwei Seen, der erste heißt St. Lukas, der zweite St. Markus, der dritte St. Johannis, sie strecken aus ihre Hand und nehmen den Brand.“

Item es half und muß geholfen haben; denn selten ging einer fehl, wenn er den Hansjörg aufgesucht hatte.

Bei Rindvieh gestaltete sich die Sache deshalb schwieriger, weil er nicht bloß im Stall gewesen sein mußte, sondern es

durfte ihn auf dem ganzen Weg dahin niemand „beschreien". Traf ihn einer und fragte: „Hansjörg, wohin"? — so war alle Sympathie zum Kuckuck, und unverrichteter Sache mußte der Doktor umkehren.

So kam es, daß er schließlich nur in dunkeln Nächten und auf einsamen Bergpfaden auf die Praxis ging. Er kannte alle Wege und Stege in Berg und Tal, Wald und Feld und wußte jeden Hof auf viele Stunden im Umkreis. Er gab jeweils, wenn er zu kommen vorhatte, Ordre, den Hofhund in die Stube zu tun, in der kommenden Nacht die Stalltür offen zu lassen und ihn, wenn er käme, nicht anzureden. Es sollte alles ruhig ins Bett gehen und schlafen, nur eine Laterne sollte brennen im Stall.

War er hier eingetreten, so sah er sofort unter fünfzig und mehr Tieren, welches krank sei. Er riß nun unter stillen Formeln dem Patienten je drei Haare aus zwischen den Hörnern, auf dem „Bug" und auf dem „Kreuz". War ein fließendes Wasser in der Nähe, so trug er die Haare alsbald dahin; wenn nicht, wickelte er sie in Papier und übergab sie auf dem Heimweg einem Waldbächlein.

Je nach dem Befund gab er dem Tier auch ein Stück Brot zu fressen mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand: „Es gehen drei Jungfrauen über Land, sie tragen ein Stück Brot in der Hand; die eine sprach, wir wollen's zerschneiden, die andere, wir wollen der Kuh des N. N. ihre Krankheit damit vertreiben."

War die Prozedur beendigt, so ging er still, wie er gekommen, von dannen, wenn nicht der Hofbauer, den der Hund durch sein Lautgeben geweckt hatte, unter einem kleinen Schiebfensterchen wartete, bis der Sympathiemann aus dem Stall kam. Jetzt durfte er beschrieen werden, und der Bauer lud ihn ein, „a weng Chriesewasser un Speck" zu sich zu nehmen, oder die Bäuerin stand auf und machte ihm einen Kaffee.

Noch vor dem Morgennebel stieg der Hansjörg wieder

zu Tal, und ehe seine Leute ans Aufstehen dachten, war er wieder in der Sommerhalden.

Bei Menschen vermochte seine Sympathie nicht so viel zu wirken wie beim Unvernünftigen. Konnte er bei den ersteren nicht gleich helfen, so glaubte er, weitere irdische Hilfe sei unnötig, Leben und Tod des Betreffenden hänge von den „Planäte" (Planeten) ab. Er huldigte also jener alten poetischen Anschauung, daß des Menschen Schicksal in den Sternen geschrieben stehe.

Der Hansjörg hatte auch eine Eigenheit, um derentwillen er oft ausgelacht wurde. Er stellte sich in der Kirche stets in die vorderste Bank, die eigentlich nur für die Beamten und die Senatoren der Stadt reserviert war. Es fiel dies auf, weil in jenen Zeiten, kurz nach der Revolution, der Amtmann und sein Gefolge noch in die Kirche gingen. Der Hansjörg postierte sich regelmäßig daneben und betete so laut und kräftig, wie es heute alle Amtmänner im Lande zusammen nicht mehr zuweg brächten.

Wenn man ihn zur Rede stellte, warum er zu „den Herren" in den Stuhl stehe, so sagte er: „Die Herre könne doch nit bette, do muaß halt einer dabi si, der's kann!"

Ganz besonders aber paßte der alte Hansjörg auf bei der Predigt. Die konnte er fast wörtlich beim Kastenvogt reproduzieren. Er verlangte von einem Redner in erster Linie, daß er seine Sache „fest hergebe", d. i. laut spreche. Je lauter, je lieber. War einer von den Kaplänen ein rechter Schreier, so meinte der Hansjörg: „Der Herr kann's am beste, der het au a Redhus!" Nach diesem „Redehaus" taxierte er den Prediger.

Er war ein hoher Achtziger, der Hansjörg, als sie ihn ans „Pfarrers Käppele" vorbeitrugen, das stille Tälchen heraus auf den Gottesacker von Hasle. In Freiburg aber lebt heute noch ein Sohn von ihm und Schulkamerad von mir als Schneider. —

4.

Zu allen Zeiten haben beim Volk nicht bloß Männer Sympathie getrieben, sondern auch die Weiber spielten eine hervorragende Rolle, wenn es galt, in das Gebiet der Geheimnisse einzutreten.

Die Sibyllen der Römer und Griechen, die Hexen und Wahrsagerinnen der alten und neuen Deutschen sind ein und dieselbe Spezies des gleichen Geschlechtes.

Darum gab's auch in Hasle Wahrsagerinnen und sympathieverständige „Damen".

Die älteste aus meiner Jugenderinnerung war des „Gott'sacker-Jägerles Theres", die Frau des Ortspolizeidieners, des Stumperle. Sie war in meinen Knabenjahren eine volle junonische Schönheit, eine Eigenschaft, die so selten ist unter den Weibern an der Kinzig als ein Haslacher ohne gutes „Mundstück". Der Stumperle aber, ihr Gemahl, war ein häßlicher Gnom, mit dem die ganze Welt „Schindluder" trieb.

Sie wohnte unmittelbar hinter dem Pfarrhaus, und während ich auf dem Trippel (Balkon) an der Rückseite des Pfarrhauses manchmal auf meinen Lehrer, den Kaplan, wartete, konnte ich ihre Klientinnen aus- und eingehen sehen. Ich habe von dort herab auch mehr denn einmal ihren Gemahl mit dem lauten Gruß: „Guten Tag, Stumperle!" gehänselt und geärgert, die Frau aber, welche ernst und mit großen Augen wie eine heidnische Seherin dreinschaute, stets mit Respekt betrachtet.

Ihre Kundschaft bestand vorzugsweise aus den weiblichen Elementen des Städtchens. Ältere Frauen holten sich Rat in Krankheiten und sonstigen Familiennöten, und die Jungfrauen ließen sich die Karten legen in bekannten Herzensangelegenheiten. Die ersteren wanderten untertags zur „Veleda" auf dem Graben, die letzteren, wenn Finsternis die Erde deckte oder der Mond über dem Urwald stand.

Merkwürdigerweise hielten die katholischen Bauern der Umgegend nichts auf sie. Sie konnte nur „die Karten schlagen", und dies imponierte ihnen nicht; es war ihnen zu wenig geheimnisvoll. Die „Sympathie" paßte ihnen weit besser. Nur die Bauern des protestantischen Gutachtales hielten was auf die Karten. Sie kamen nach dem Tode ihres Jokele gerne zu der Sibylle von Hasle.

Ich glaube aber auch halb und halb, daß der Teufel in den Karten steckt. Zur Zeit, als ich vom Trippel des Pfarrhauses herabschaute aufs Stumperles Kartenhaus, hatte ich keine Ahnung, was das heiße „Karten schlagen". Ich wurde ein Dreißiger, bis ich als Abgeordneter in einer Residenzgesellschaft die „Dame des Hauses" die Kunst „zur Unterhaltung" üben sah. Sie legte auch mir, wider meinen Willen, die Karte und sagte etwas voraus, das weder sie noch ich wissen konnte. Es traf wenige Tage darauf ein. Sie ersah nämlich aus ihren Karten, daß ich demnächst in der Kammer eine Rede halten werde, die mir vielen Verdruß mache.

Es ist mir seitdem begreiflich, wie Leute, die noch abergläubischer sind als unsereiner, bestochen werden durch diese Zufälle und an den „Kartenteufel" glauben. —

Mehr für Bauern übte in Hasle später eine zweite Dame, die „Birkle-Theres", ihre Kunst. Sie trieb Sympathie und hatte nach dem Tode des Schnider-Miehle gute Kundschaft. Eine große Gestalt mit langen, harten Gesichtszügen, zeigte sie äußerlich schon etwas Hexenartiges.

Die Männerwelt ist an und für sich offener und ehrlicher als das weibliche Universum, darum waren alle „Sympathiedökter", die ich kannte, fromme, ehrliche Leute. Die Birkle-Theres aber, obwohl aus der frömmsten Gemeinde des Kinzigtals, von Hofstetten, stammend, war, wie die Haslacher sagen, „ein durchtriebenes Luder". Sie wußte die besten Bauern für ihre Sympathie zu gewinnen und zu einem baumfesten Glauben an sie zu begeistern.

Ihr Quartier hatte sie in der Vorstadt beim „Sekler-Fid", meinem alten Rossefreund, der ein geschworener Feind der Sympathie war, soweit sie nicht zu Roßkuren taugte. Auch ärgerte ihn der Zuspruch, den die Birkle-Theres von reichen Bauern fand, welche ihr in der Sympathie mehr glaubten als dem Fidele im Pferdehandel und lieber bei jener Rat holten als bei ihm Pferde.

Die Bauern, namentlich aus dem Fischerbach und Waldstein, kamen in der Regel nachts, zu zweit oder zu dritt. Um ihnen Schwierigkeiten zu machen, ließ der Sekler-Fid seinen Hund, den „Tiger", von der Kette, wenn er merkte, daß die Hexe nächtliche Gäste erwartete.

Der Tiger war ferm dressiert, wie alles, was der Fidele in seine Gewalt bekam. Dieser machte alte Gäule jung, junge zahm und seine Hunde zu Hyänen oder Lämmern, wie es gewünscht wurde.

So war der Tiger auf Buren abgerichtet, und zwar nur auf die nächtlichen „Sympathieburen". Wenn am späten Abend alles zur Ruhe gegangen war und nur noch die Birkle-Theres, der Sekler-Fid und der Tiger im Hause wach waren, ließ der Fidele den Hund los und stellte sich auf die Lauer. Mochte ein verspäteter Nachbar heimkehren oder der Nachtwächter seine Runde machen, der Tiger blieb mäuschenstill.

Draußen rauschte die Kinzig über den „Schnellinger Deich" hinab, und deshalb waren die Schritte der Bauern, welche den Fluß passierten, erst ganz in der Nähe hörbar. Der Tiger ließ sie ohne einen Laut bis ans Haus; nur noch wenige Schritte, und die Klienten der Theres waren an ihrer Kammertür. Da fuhr die Bestie los, riß jedem ein Stück aus der Hose oder dem Kittel und hielt zähnefletschend alle vom Hause ab.

Jetzt war der Fidele aber schon auf den Beinen, rief seinem Hund, und der apportierte die Stückchen Zeug. War's Zwilch, so galt es einem Knecht, war's „Manchester"

(Samt) oder Tuch, so kam's von einem Bur[1]. So wußte der Fidele, ob Knechte, Bauern oder gemischte Gesellschaft draußen wäre. Die ersteren, als unschuldige Boten, ließ er frei passieren, die Bauern aber mußten sich entweder durch den Tiger durchschlagen oder unverrichteter Sache über die Kinzig zurückgehen, verhöhnt vom Fidele.

Denen es gelang, zur Seherin zu kommen, die mußten auch hier noch manch harte Probe bestehen. Sie stellte die guten Leute für ihr gutes Geld an einen „Haspel" und ließ sie stundenlang drehen, oder an ein leeres Butterfaß stehen und stoßen — alles, um einen Dieb zu finden, ein Schwein gesund zu machen, Glück in den Stall zu bringen usw.

Weil die Birkle-Theres ihre Sache nicht ehrlich trieb, ward ihr im Städtle niemand hold, und trotzdem die Geprellten stillschwiegen, brachten der Sekler-Fid und sein Tiger das Unwesen der Theres an den Tag. Sie wurde des Betruges überführt und eingesperrt.

Die Haslacher aber spielten sie und ihre Bauern als „Moritat" an der Fastnacht, und der Volksdichter und Bürgermeister, der „Bosche-Kasper", machte dazu das Lied:

's war eine schlaue Weibsperson,
Die nährte sich schon lang' davon,
Nahm manchen schönen Gulden ein,
Und prellt' dafür die Leut' ganz fein.
Mein hochverehrtes Publikum,
Sei nicht so hexenmäßig dumm!

Fehlt's irgendwo in einem Stall,
So wußt' sie Mittel ohne Zahl;
Sie war zu jeder Kur bereit,
Kam selten in Verlegenheit.
Sie brauchte statt Arznei — zum Spaß
Den Haspel und das Butterfaß.
Mein hochverehrtes Publikum usw.

---

[1] Bur (Bauer) heißt der Hofbesitzer.

Selbst in dem finstern Geisterland
War ihre Kunst nicht unbekannt.
Sie brachte manche Seel' zur Ruh,
Der Bauern Geldsack auch dazu.
Mit ihrem Hokus-Pokus-Tand
War sie fast überall bekannt.
Mein hochverehrtes Publikum usw.

Am End' hat's d' Polizei entdeckt
Und sie sofort auch eingesteckt.
Nun sitzt sie fest für Jahr und Tag.
Drum höret, was ich euch noch sag':
Daß ihre Hexerei nichts sei,
Sonst hexte sie sich selber frei.
Mein hochverehrtes Publikum usw.

Ich glaubte, die Birkle-Theres sei schon längst unter den Toten. Da kam ich im Herbst 1888 in das alte heimatliche Kapuzinerkloster, das ich gerne wieder von dem Tode auferstanden sähe. Ich schaute mir die verschiedenen, von den Armen des Städtchens bewohnten Räume an, ob sie auch noch für Kapuziner aufnahmsfähig gemacht werden könnten.

Da öffnete ich eine kleine, rußige Zelle — und siehe, in ihr stand leibhaftig die Birkle-Theres, noch frisch und rüstig ihr Mittagsbrot verzehrend.

Sympathie treibt sie keine mehr; sie hat sich in klösterliche Einsamkeit begeben und sucht ehrliche Arbeit und Brot durch Tagelohn.

Bei näherer Betrachtung war ihre Zelle mir einst wohlbekannt und rief eine alte Erinnerung wach. In ihr wohnte zu meiner frühesten Knabenzeit der Weber-Balde mit seiner Mutter, der Weber-Nanne, einer ehrsamen Wäscherin. Der Balde war mein Schulkamerad und hatte einst eine lichtblaue Taube gefangen, die er in einem Käfig in der Stube eingesperrt hielt. Ich besaß damals noch keine Tauben und

beneidete den Balde um seine Taube wie um ein köstliches Kleinod. Er bot sie mir an für drei Kreuzer, aber ich war arm wie eine Kirchenmaus in jenen Tagen, da man einem sechsjährigen Buben noch keinen Groschen gab, damit er eine Taube kaufe. —

Die Birkle-Theres ist heute längst tot, aber erst im Januar 1909 starb ihr Gegner, mein Freund „Sekler-Fid", 85 Jahre alt.

Anläßlich seines Todes erfuhr ich, daß der Schlauberger bis zu seinem letzten Lebenstag die Kunst der Birkle-Theres selber getrieben habe und besonders geschickt gewesen sei im Heilen des „Brandes". Er hatte also doch was gelernt von seiner Mietsfrau. —

Die dritte im Bunde der Sibyllen von Haslach war des Schlosser-Lorenze Helene. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß jedes Jahr einmal ein wunderschönes, vornehm geputztes Mädchen im Städtchen Aufsehen machte und wir Buben ihm respektvoll nachschauten. Es hieß jedesmal, sie sei bei einer vornehmen Herrschaft weit weg und zu Besuch bei ihrem Vater, dem Schlosser-Lorenz. Dieser sah am Sonntag so rußig und schwarz aus wie am Werktag, und ich konnte es mir damals nicht zusammenreimen, wie die feine Tochter und der schwarze Schlosser verwandt sein konnten.

Jahrzehnte vergingen — da kam die Helene eines Tages heim, verwittert, verblüht und arm. Sie war in allen Weltstädten der Erde gewesen, hatte Europa und Asien bereist mit einer englischen „Herzogsfamilie". Wie es aber gekommen, daß sie schließlich ohne Schönheit und ohne Geld ins Kinzigtal zurückkam, darüber hat sie niemals sich geoffenbart.

Als die Schwarzwaldbahn „ausgesteckt" wurde, zu Ende der fünfziger Jahre, diente die Helene einem greisen Geometer, und als der das Zeitliche gesegnet hatte, heiratete sie einen Weber, den „Bächle-Wald-Andres". Das war der

beste Kerl von der Welt und in seiner Gutmütigkeit wie geschaffen, um der vielgereisten und weltkundigen Helene zu gehorchen.

Sein Vaterhaus ist die poesievollst gelegene Waldhütte im ganzen Kinzigtal. Ich habe sie schon tausendmal gesehen, und jedes Jahr wird sie malerischer, weil seit meiner Kindheit bis zur Stunde niemand an ihrem Äußern etwas gearbeitet hat, außer der Zahn der Zeit.

Am dunkeln Waldrande gelegen, in einem Seitentälchen der Kinzig, schaut sie hinab aufs Städtchen wie ein schüchternes Waldvögelein. Das Strohdach geht zu beiden Seiten herab fast bis zum Boden, und nur an den Giebelseiten sind die kleinen Gucklöcher, sonst Fenster genannt, sichtbar. Auf dem Stroh des Daches hat längst das Waldmoos sich niedergelassen und das Dach mit einem grünen Samtkissen belegt.

Dieses „Bächle-Wald-Hüsle" war das Stammhaus des Webers Andres. Der war, wie gesagt, ein braver Kerl und fromm dabei und ging gerne wallfahrten; aber in seinem Handwerk leistete er nichts Besonderes. Seine Gattin, an Bildung ihm weit über, verlegte sich deshalb auf Sympathie und aufs Kartenschlagen und brachte auch dem Andres einiges von der geheimen Kunst bei. Er glaubte jedenfalls viel fester an die Sache als seine Helene, und bei seiner vielfachen Bekanntschaft mit dem Landvolke sorgte er vorzugsweise für Kundschaft. So wob er und beschwor nebenher Geister in dem Hause des „dicken Metzgers" draußen in der Vorstadt.

Als die Birkle-Theres infolge der Sympathie, welche sie mit den Bauern des Tales trieb, verfolgt wurde, da witterten der Andres und die Helene auch Gefahr für ihre Geheimnisse. Eines Morgens, als die Gendarmen sich dem Hause näherten, stürzte die schöne Helene aus einem Hinterpförtchen und verbarg ein Päckchen in einem Haufen Reisig, das dem Nachbar gehörte. Dieser Nachbar war aber kein anderer als mein alter Freund, der Schreiner Ruf, der mit

seinem Sokrateskopf eben zu seiner Werkstätte heraus in den Hof schaute.

Er wußte, daß die Helene keine Staatspapiere zu verstecken habe, deshalb erlaubte er sich, die Papiere näher anzusehen in der Vermutung, es möchten Geheimnisse darin stehen. Und richtig, es waren die Zauberformeln und das Geisterbuch des Andres und seiner Helene. Der Schreiner nahm sie für sich in Beschlag, ohne der Polizei etwas zu sagen, behielt sie Jahr und Tag, und als er hörte, daß ich nach derlei Dingen fahnde, schenkte er mir das Manuskript.

Ich habe die Papiere durchgegangen und gefunden, daß sie dem abergläubischen Andres gleichsahen. Es sind meist Beschwörungen und Zitationen von Geistern, die unter Gebet und Anrufung der Heiligen, namentlich der heiligen Jungfrau Gertrud, vor sich gehen.

Ich will von den vielen verschiedenen Formeln drei als Muster wiedergeben. Zuerst wird der Geist gerufen. Der Rufer steht in einem Kreis, der auf den Boden gezeichnet ist und allerlei Namen und Kreuzzeichen trägt, und spricht:

„Ich, Andres, ein Diener Gottes, berufe, begehre und beschwöre dich, Geist, durch die Weisheit Salomonis, durch den Gehorsam Isaaks, durch die Segnung des Geschlechtes Abrahams, durch die Frömmigkeit Jakobs und Noes, so in Gott nicht gesündigt, durch die zwölf Geschlechter, durch die Angst und den Schweiß Jesu Christi, durch seine Liebe und Barmherzigkeit, durch seine Strenge und Gerechtigkeit, durch die sieben Worte am Kreuze — daß du mir gehorsam seist und augenblicklich vor mir erscheinst in einer schönen, sichtbaren, sanftmütigen Menschengestalt hiesiger Tracht (Kleidung) und bringest mir aus der Erde oder aus dem Abgrund des Meeres eine Million gutes, unverfälschtes Geld von Silber und Gold, welches hierzuland schlag- und gangbar ist. Dies befehle ich dir bei dem wahren Gott, dem † Vater, † dem Sohn und † dem hl. Geist. Amen."

Ist der Geist gekommen und der Wunsch vollbracht (?), so gibt man ihm den Abschied mit folgenden Worten: „Fahre nun wieder hin, du gehorsamer Geist, wohin dich der gerechte Gott, mein und dein Erschaffer, verordnet hat, mit allem deinem Anhang in der Stille und Sanftmut, ohne Schrecken und Getös, auch ohne Verletzung der ganzen Erschaffung Gottes, und wenn ich dich wiederum durch die göttliche Kraft und Macht begehre, daß du gleich wieder kommst und mir gehorsam seist. Das befehle ich dir durch die allerheiligste Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Geist."

Will der Geist nicht weichen, so wird ihm schärfer zugesetzt mit der folgenden Formel: „Ich beschwöre dich, Geist, daß du sollest von uns abweichen ohne allen Schrecken und Schaden, ohne Schaden des Leibes und der Seele, durch alle hl. Engel und Erzengel, St. Michael, St. Gabriel, St. Rafael, St. Samuel, St. Themal, durch alle Herrschaften und Fürstentümer, durch Cherubim und Seraphim, durch die allerschrecklichsten und vollkommensten Worte Noab, Sahel, Emanuel, Adon, Athonai, El, Eli, Eloim, Dios, Kollo, Petragrammaton, Agley, Josefa, Jonas, Culpio, Hagios, und durch alles, wodurch Salomon, Manasses, Cyprian und Agrippa die Geister bezwungen, und durch was du immer kannst und magst bezwungen werden, und so wie Jesus Christus seinen Eltern gehorsam war, so wahr sei auch mir gehorsam, weiche augenblicklich und lasse das gebrachte Geld in unsern Händen."

Ähnlich wurden die Geister zitiert, die einen verborgenen Schatz hüten, wobei namentlich die hl. Gertrud zu Hilfe gerufen wird.

Wie sich der Andres und die Helene mit ihren Kunden zurechtfanden, wenn der Geist weder kam noch die Million brachte, das konnte ich nicht herausbringen. So viel ist aber geschichtliche Tatsache, daß beide, bald nachdem ihnen die Geheimschriften abhanden gekommen waren, von

Hasle weg nach Straßburg zogen. Es geschah dies um das Jahr 1870.

Straßburg war von jeher eine zauberhafte Stadt für die Kinzigtäler. Ich erinnere mich wohl aus meiner väterlichen Wirtsstube, daß die alten Bauern nach einem heftigen Gewitter oder einem starken Hagelschlag die Behauptung aufstellten: „Das haben wieder die Straßburger Studenten gemacht." Ich hielt mit ihnen damals diese Studenten für wahre Hexenmeister. Es ist mir aber schon längst klar, woher dieser Aberglaube bei den Bauern gekommen war.

Im Mittelalter kamen die Straßburger Studenten als „fahrende Schüler" gewiß oft in das benachbarte Kinzigtal und trieben mit und bei den gläubigen Bauern allerlei Hokus-Pokus. Sie mochten ihnen dabei wohl auch vorgeben, daß sie „hexen" und Wetter machen könnten. So ging dieser Aberglaube durch Tradition von Mund zu Mund bis herab ins 19. Jahrhundert.

In meiner Knabenzeit war Straßburg aber auch berühmt durch eine Somnambule, die in schwierigen Krankheitsfällen beraten wurde. Wenn die Ärzte und die Sympathiedoktoren nicht mehr helfen konnten, ging man zu der „Schläferin" nach Straßburg. Deren Kundschaft mochte die Helene und den Andres bestimmt haben, in Straßburg ebenfalls ihre Geheimkunst nutzbar zu machen.

Wie es hier ging, konnte ich nicht erforschen, da die Helene schweigt und der Andres schon tot war, als ich nach den Sympathiedoktoren Haslachs fahndete. Ich habe zwar den gewandtesten Diplomaten Haslachs, den Dr Wörner, zur Helene geschickt, um ihr Leben zu erfahren; aber sie versagte das Interessanteste mit der Bemerkung, sie habe vor, selbst ein Buch darüber zu veröffentlichen.

So viel allein ist gewiß, daß der Andres und die Helene Ende der siebziger Jahre arm wie die Kirchenmäuse in die Heimat zurückkehrten. Was tun? Ihre Sympathie hatte den Kredit verloren und das Weben ging nicht. Da faßten

beide den ehrlichen Entschluß, mit jeder Arbeit ihr Brot zu verdienen, und machten im Stadtwald Reisig zusammen zu den „Wellen", die alljährlich an die Bürger verteilt werden.

Es lag Schnee auf allen Bergen, und die Tannen im Urwald beugten ihre Zweige unter der Schneelast, da stand die einst schöne Helene mit dünnen Zeugstiefelchen im kalten Wald und bot dem kranken und schwachen Andres das Reisig, damit er es in „Wellen" binde. Bei der Arbeit traf sie eines Tages mein Vetter Karl, der Holzhändler, als er seine Holländerstämme aufsuchte im Urwald. Stets im Leben galant gegen Damen, hatte er Mitleid mit der armen, frierenden Helene und meinte, sie könnte doch gewiß mit Nähen in warmer Stube mehr verdienen als hier im Walde bei der Kälte.

„Ich könnt's," erwiderte die wegen ihrer Vergangenheit im Volke Verdächtigte, „aber es nimmt mich niemand zum Nähen." Jetzt ward das Herz des Großhändlers erweicht. Er lud die Helene ein, morgen zu seiner Frau als Näherin zu kommen. Frau Viktoria nahm sie auf, empfahl sie weiter, und für *sie* war gesorgt. Für den guten Andres sorgte ein anderer, der schon manchem Sterblichen die Last des Lebens abgenommen. Der Andres legte sich bald darauf nieder zum Sterben.

Am Klosterbach, in dem kleinen Häuschen bei der Apotheke, saß die Helene Ende der achtziger Jahre noch in einem behaglichen Stübchen und nähte und dachte an die vergangenen Tage und an die „Beschreibung ihres Lebens". Bisweilen kamen noch neugierige Haslacher Maidle zu ihr, denen sie die Karten legte.

Ihr Nachdenken über die Vergangenheit mochte die Lust in ihr geweckt haben, wieder in die Welt zurückzukehren. Denn eines Tages übergibt sie ihren ganzen Haushalt einer Nachbarin zum Aufheben, bis sie nach einem Vierteljahr wiederkäme.

Seitdem sind Jahr und Tag vergangen, die Helene kam nicht mehr. Ich vermute, sie ging wieder nach Straßburg und schlug Karten, bis der Tod sie ihr aus der Hand genommen hat.

5.

Alle Sympathiekünstler des Kinzigtales hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bauer im untern Kinzigtal kaltgestellt, „der Hättichs-Bur" auf dem Villersberg bei Zell a. H. Er ist ein Hauptmeister in den Geheimnissen der Sympathie.

Ich ging im Frühjahr 1887 einmal von Haslach talab nach Steinach. Da saß am Marterberg der Mellert-Bernhard und klopfte Steine. Ich nahm ihn mit und dazu noch den Altbürgermeister und Kinzigfischer Kreyer, meinen Forellenlieferanten, einen intelligenten Mann, der mir stets vieles zu berichten weiß vom Müller Toweis, dem Bruder meines Großvaters, und von „alte Zitte".

Drunten im Dorf, unter der Kirche, steht ein Bierhäuschen, schmuck und hell, an der Talstraße. Dorthin nahm ich die beiden und ließ mir von ihnen erzählen.

Sie berichteten von den sieben Steinachern, die unter Napoleon in Spanien gedient und von denen nur der Zeine-Benedikt heimkehrte, ein alter Landsknecht, der schon sieben Monarchen gedient hatte. Die anderen galten für tot. Da kam nach Jahr und Tag der Stricker-Toni noch nach. Er war von den Engländern gefangen worden, hatte diesen dienen müssen und kam als „roter Soldat" in englischer Uniform eben heim, als sein Bruder im Adler Hochzeit hielt. Der Toni war Erbherr, er galt aber als verschollen, und darum übernahm sein Bruder den Hof und hielt Hochzeit. Der Zeine-Benedikt und der Stricker-Toni hießen ihr Lebtag „die Spaniolen", der Maier-Landel, der in Rußland gewesen, „der Kosak", und der Jägle-Lenz, der unter kaiserlicher Fahne in Oberitalien gedient, „der Österreicher".

Der Jägle-Lenz war Nachtwächter und „Sicherheit" und trug eine alte Flinte. Eines Tages transportierte er im Auftrag des Bürgermeisters mit seiner Waffe einen Stromer nach Haslach, um ihn dem Amtmann vorzuführen.

Der Stromer diskurierte mit dem alten Krieger und fragte unter anderm auch: „Wer kauft das Pulver für Euer Gewehr, Ihr oder die Gemeinde?" Der österreichische Stratege antwortete: „Pulver kauft weder der Jägle-Lenz noch die Gemeinde, das Gewehr ist nie geladen." „So," meinte der Gauner, sprang davon und rief: „Schießet au, Jägle-Lenz!" —

Von den alten Zeiten kam der Steinklopfer Bernhard auf die neuen und, von mir auf das Thema gebracht, auf den Hättichs-Bur, den großen Sympathiker. Der Bernhard hat vor wenigen Jahren noch im Harmersbacher Tale gedient in einer Mühle; die Müllerin war des Hättichs-Bure Tochter. Er saß also fast an der Quelle und war gut unterrichtet.

In erster Linie behauptete er, der Hättichs-Bur habe einen Bergspiegel, gefertigt aus dem reinsten Bergkristall, und in dem schaue er alle Krankheiten; man brauche ihm nur den Namen des Kranken zu sagen.

Spezialist aber ist der alte Bauer auf dem Billersberg gegen Fieber aller Art. Er hat dem Bernhard selber einmal geholfen durch folgendes Mittel: Drei Morgen mußte er vor Betzeit unter freiem Himmel stehen und sagen: „Sei willkommen, du hochgelobter Tag, nimm dem Bernhard Mellert das siebenundsiebzziger Fieberzeug ab. Nimm es ihm ab, so wahr unser Herr Jesu Christ in einem Stall geboren ist. Im Namen † des Vaters und † des Sohnes und † des hl. Geistes. Amen."

Auch das Blutstillen hat der Bernhard damals gelernt. Man nimmt den Zeigefinger und den Daumen zusammen und spricht:

Auf unseres Herrn Christus sein heilig Grab
Da stehen drei Rosen; die eine brich ab,
Die zweite ist geduldig,
Die dritte ist unschuldig.
Es geschehe, Herr, dein Wille!
Blut, stehe stille!

Oder:

Glückselig sind die Stunden,
Heilsam sind die Wunden.
Christus ist geboren,
War im Grab verloren;
Christus ist wieder gefunden,
Er heilt und still dir Blut und Wunden.
Ist das dein väterlicher Wille,
Blut, stehe stille!

Dann folgen drei Vaterunser und der Glaube.

Der Hättichs-Bur kann aber auch allerlei Vexierkünste, wenn er will. Gehen da einmal einige Nachbarn spät abends mit ihm von Zell heim das Tal hinauf, der Sympathiemann gibt ihnen beim Abschied die Hand, und sie bleiben wie gebannt stehen, bis er vor Betzeit wieder von seinem Hof herabkommt und sie entläßt.

Der Doktor auf dem Billersberg lebte und wirkte und so viel ist gewiß, daß selbst schon aus der Universitätsstadt Freiburg Leute zu ihm gegangen sind. Wenn alle Professoren nicht geholfen haben, hat's der Hättichs-Bur getan zu Ende des vergangenen Jahrhunderts noch.

Er war ein kleiner, breitschultriger Mann mit einem offenen, ehrlichen Bauerngesicht, dabei ernstlich fromm, wie ein Volksarzt sein soll, und einschließlich ein guter Bauer. Ich sprach öfters mit ihm, aber über seine Kunst ließ er sich in kein Gespräch ein. —

Zum Schluß kommen wir noch auf den einzigen ganz reellen Volksarzt im Tale zu reden, auf den alten Schmied von Steinach. Er war Zahntechniker und berühmt an der

ganzen Kinzig hin. Seine Instrumente hatte er selbst gefertigt, und im Ausziehen der Zähne besaß er eine wahre Virtuosität.

Noch als Achtziger ließ er es sich nicht nehmen, seine Patienten zu bedienen. Er lag meist im Bett, wohin Altersschwäche ihn gelegt hatte. Wenn aber sein Sohn meldete, es sei ein Zahn zu ziehen, so mußte er dem Vater den großen Lederschurz aus der Schmiede holen; den zog der Alte nur übers Hemd an, ließ sein „Geschirr" und den Patienten in die Kammer bringen, zog den Zahn und legte sich dann wieder ins Bett.

Dabei beging der alte Zahntechniker jeweils noch eine kleine Bosheit, wenn junge Bauernmädchen zu ihm kamen. Er fragte sie allen Ernstes, ob sie allzeit ein jungfräuliches Leben geführt hätten. Denn je nachdem müsse er eine andere Zange in Anwendung bringen, und eine „falsche" Zange mache, wenn ihm nicht die Wahrheit gesagt würde, viel mehr Schmerzen.

Manche der schmerzgeplagten Mädchen beichteten sofort, andere leugneten und blieben bei der Leugnung trotz der in Aussicht gestellten Schmerzen, einzelne nahmen ihr Wort noch zurück, ehe der Schmied ansetzte und riefen: „Nehmet die andre Zang'!"

Vor wenig Jahren erst kam der Tod und hat an dem alten Schmied selbst die letzte Operation vorgenommen. —





Der Hosig.

1.

Zu den wichtigsten Ereignissen im gewöhnlichen Leben gehört das Heiraten, weshalb das Volk das Eintreffen dieses entscheidenden Falles Hoch-Zeit genannt hat. Die Kinzigtäler Bauern, vorab die Hochtäler im Mühlenbach, fanden an dieser Hochzeit nur eines auszusetzen, daß ein so wichtiger Moment weiblichen Geschlechts sein solle, und haben darum aus d i e Hochzeit d e r „Hosig" gemacht, indem sie den Artikel verstärkten und das Hauptwort Hochzeit in Hochzit, Hosig verkürzten, wodurch das Ganze einen ungemein vollen und kräftig lautenden Charakter bekam.

Je wichtiger eine Angelegenheit ist, umsomehr muß dabei der Verstand das Wort reden und das Herz schweigen. Je mehr Poesie und Gemüt an eine entscheidende Sache verschwendet werden, um so schlimmer fällt sie in der Regel aus, und um so schwerer ist die Täuschung, wenn die nackte Wirklichkeit jener Poesie gegenübersteht.

Darum macht das Volk überall in der Welt einen Unter-

schied zwischen Poesie und Prosa, zwischen Liebe und Heiraten. Wir haben in allen Sprachen eine Menge Liebeslieder, die aus dem Volke herausgewachsen sind; sobald es sich aber ums Heiraten, um die Ehe handelt, da schweigt der Volkspoet, höchstens macht er Klagelieder, das Herz hat ausgesungen, und der Verstand handelt.

Gerade deshalb weiß auch unser Volk nichts von gebrochenen Herzen, von Liebesgram, von Selbstmord und Verzweiflung aus Liebe. Zu diesen modernen, blasierten Kulturblüten ist das Volk viel zu verständig. Und unsere Poeten und Theaterdichter, welche derlei Dinge dem Volke auflügen, begehen einfach eine Lächerlichkeit. —

Eines der heißblütigsten und poesiereichsten Völker, das spanische, hat ein Sprichwort, welches ganz genau übereinstimmt mit der Praxis der Kinzigtäler und aller Bauern der Welt. Und dieses Volkssprichwort heißt:

„Wer aus Liebe heiratet, wird unter Schmerzen leben."

Der Bauer hat Arbeit, Mühe und Sorge genug, er kann nicht „getäuschter Liebe und eitler Hoffnung" nachdenken. Die harte Wirklichkeit läßt ihm dazu keine Zeit. Das ahnte die Volksseele zu allen Zeiten, und darum wird aus Verstandesgründen und mit Verstand geheiratet.

Das fehlte noch zu all dem Elend, das auf dem Volke liegt, daß unsere Bauern und Bäuerinnen sich gegenseitig in den Haaren lägen aus allerlei Liebeskummer und sich Vorwürfe machten, weil die Herzen kälter geworden seien, während draußen im Stall das Vieh brüllt und seine Nahrung haben will, und drinnen in der Stube ein halbes Dutzend kleiner Kinder sich balgen und nach der Mutter schreien oder die liebe Gottessonne den Bauer mahnt ans Heuen und Ernten und die Bäuerin ans Kochen für Mähder und Schnitter, für Knechte und Mägde, für Buben und Maidle, die im Felde standen, ehe die Sonne aufging, und hungrig heimkommen.

Und daß das Volk recht hat mit seiner Nüchternheit, zeigt die Tatsache, daß unsere Bauern und Bäuerinnen viel glücklicher und zufriedener leben, Einheit und Treue viel höher halten als jene Leute, die nach einem Liebesroman und nach tausend Schwüren unsterblicher Liebe und Treue sich gefunden haben, aber ein halbes Jahr nach dem Hosig leben wie Hund und Katze.

Schillers berühmte Worte: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet" — sind eben Poesie und weiter nichts. Wer's nicht glaubt, der lese einmal einem Bauern oder einer Bäuerin diese Worte vor; sie werden ihn anschauen gerade so verständnisinnig, als den Hirtenbub seine Lieblingskuh, wenn er ihr eine Erdbeere vors Maul hält.

Die katholische Kirche, immer praktisch und die Bedürfnisse des Menschen kennend und wissend, was ihm not tut, die fragt den Hans und die Grete, den Emil und die Frida nicht nach ihrer Liebe und nach dem Herzen, sondern ob sie „aus freiem, ungezwungenem Willen und nach reifer Überlegung einander heiraten wollen".

So macht's der Bauer, er überlegt und rechnet. Er huldigt keinem Wahn, kennt darum auch keine Reue und macht deshalb auch jene bekannten Worte Schillers vom kurzen Wahn und von der langen Reue zuschanden.

In den fürstlichen Familien wird ja vielfach auch nicht aus Neigung geheiratet, sondern aus Politik. Man will die Dynastie stärken, erhalten, und darum wird beim Heiraten politisiert. Gerade so macht's der Großbauer im Kinzigtal und allerorts. Er will den Hof „seinem Stammen", wie er wörtlich sagt, erhalten, darum darf der Sohn nicht die Magd heiraten und die Tochter, wenn sie auf den Hof kommen soll, nicht das Knechtlein, und wenn sie einander noch so sehr liebten und seit Jahr und Tag miteinander zum Tanz gegangen wären.

Der alte Bauernfürst hat's wohl gewußt und ein Auge

zugedrückt, gerade so wie der regierende Fürst eins zudrückt, wenn der Prinz Karl August Wilhelm Otto Friedrich Franz die Tochter eines höhern oder niedern Hofbeamten gerne sieht. Wenn's aber ans Heiraten geht, so kommandiert das Familienoberhaupt im Bauernhof und im Schlosse einfach anders, und die „Geschichte hat ein End". Des Stallmeisters Klotilde seufzt und ist unglücklich und der junge Prinz vielleicht auch — aber des Bauernfürsten Andres und die Magd Scholastika seufzen keine Sekunde, noch viel weniger sind sie unglücklich; denn die Scholastika hat sich keinen Augenblick „dem Wahn" hingegeben, daß sie später „Bäuerin" werde.

Louis Veuillot hat einmal geschrieben: „An jedem großen Herrn findet man stets etwas von einem Bauern. Sie lieben beide gleichmäßig ein großes und solides Haus, verachten aber das Mobiliar."

Ein sehr wahres Wort. Man kann kühn den Vordersatz auch umkehren und sagen: „In jedem Bauer steckt ein Stück von einem großen Herrn." Beides deckt sich. Beim „großen Herrn", wie beim Großbauern, der eben in seiner Art auch ein Herr ist, wiegt die Größe und Solidität des „Hauses" alles auf; das übrige, selbst die Kinder, gilt, wenn es sein muß, als Mobiliar, das der Größe des Hauses zu dienen und dem Stammen sich unterzuordnen hat. Nur auf diese Art sind die Großbauern wohlhabende Bauern, und die großen Herren — Fürsten geblieben.

Und so, wie der Fürst seine Heerschau hält, seine Truppen Parade machen läßt, seine Kaskaden im Schloßgarten rauschen hört, seinen Marstall sich hält, so hat's auch, nur in weit poetischerer Art, der Großbauer auf seinen Bergen.

„Gibt es," schreibt der Naturforscher Hensel, „ein entzückenderes Schauspiel, als die Wasser und den Wald rauschen zu hören, das Getreidefeld wogen, den Klee blühen, die Sonne auf- und untergehen, den Tau im Grase glitzern, die Wolken sich bewegen und die Viehherden gedeihen

zu sehen?" — Das sind des Bauern große Fürstenfreuden!

Die Großbauern haben vor den heutigen Fürsten noch etwas voraus. Diese sind meist an eine Verfassung gebunden und durch diese mehr oder weniger beschränkt; der Bauer ist absoluter Herrscher, sein Wille entscheidet alles für Haus und Feld. Und wenn sein Absolutismus bisweilen einen Gegner findet, so ist es derjenige, den sich auch die Fürsten gefallen lassen müssen, es ist die Frau. Auch in der Politik der Bauernhöfe gilt vielfach die Frage Talleyrands: „Où est la femme?"[1]

Die Fürsten thronen auf den Höhen der Menschheit und die Bauernfürsten des Schwarzwaldes auf den Höhen der Natur, auf den Bergen. Unten im Tal, bei der Dorfkirche, da wohnen die Weber, die Schuster, die Schneider und die Tagelöhner, der Plebs der bäuerlichen Bevölkerung; auf den Bergen haust der Adel. Und Fürsten sind die großen Bauern und bleiben es, wenn nicht die moderne Gesetzgebung mit ihrem Gleichmachen ihr altes Erbrecht ruiniert; angefressen hat sie's bereits.

Sie haben ihre Würde von jeher gefühlt, diese Bauern, und drum von altersher und heute noch nennen sie, wir wissen es bereits, ihre Dienstboten „ihre Völker".

Ja, einzelne Großbauern wurden geradezu „Fürsten" genannt. Auf dem rechten Kinzigufer, eine halbe Stunde von Haslach, beginnt das Tälchen Welsch-Bollenbach[2]. Droben auf dem Kamm, der das Harmersbacher Tal vom Kinzigtal trennt, liegt der Barbaraster-Hof. In seiner Nähe finden sich die verschütteten Gruben uralter Bergwerke.

Noch um 1525 betrieb ein Hans Hollen vom Harz, als fürstenbergisches Lehen, die Gruben „St. Katharina, St. Barbara, Zur Haselstaude, Unsere liebe Frau, St. Anna, Zur

[1] Wo ist die Frau?

[2] Offenbar aus Vallis (Tal)-Bollenbach, da am Eingang des Tälchens das Dorf gleichen Namens liegt.

hohen Krone" auf Gold- und Silbererz. In meiner Knabenzeit hieß der alte Barbaraster-Bauer, dessen Hof in der Nähe der ehemaligen Grube St. Barbara liegt, nur „der Fürst vom Barbarast".

Gehen wir über den Berg hinüber, so finden wir heute zwei weitere Fürsten auf den Höhen des andern Tales, den Eckerbur und den Erdrich in der Buchen, zwei gute Freunde von mir.

Der Eckerbur, von mir längst „Fürst Konrad von der Eck" getauft, übersieht von seiner Höhe herab das Rheintal von Straßburg bis Basel und weit in den obern Schwarzwald hinein bis zum Feldberg und Belchen. In einer Mulde unterhalb der Bergesspitze liegt der stattliche Hof mit seinem Riesenstrohdach, welches die Fenster und Türen nur hervorschauen läßt wie kleine Augen unter einem riesigen Pappendeckelschirm. Etwas höher steht das Leibgedinghaus und daneben jedes Bauern Schatzkästlein, der Speicher.

Rechts und links, hinauf bis auf den Grat des Berges und tief hinab ins grüne Wiesental gehört alles dem Eckerbur — Feld und Wald, Wunn' und Waid', Matte und Bosch. Und das alles, samt den drei Häusern und zwei Ställen voll Groß- und Kleinvieh, mit „Schiff und Geschirr", hat der Fürst Konrad vom Vater selig übernommen um 6000 Gulden — sage mit Worten sechstausend Gulden, rund 10 000 Mark. Und diese 6000 Gulden hat er dann noch geteilt mit zwei Geschwistern, so daß das ganze Fürstentum ihn 4000 Gulden kostete. So haben die alten Bauern für die Erhaltung des „Stammen" gesorgt.

Kein Wunder, wenn der junge Eckerbur alt geworden ist ohne Sorgen, und wenn er heute aussieht wie ein Fürst, der vierzig Jahre im Frieden regiert hat. Kein Wunder auch, wenn er einmal in der Woche, am Montag, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, den „Suffkittel" anzieht, seine Hosen in die Stiefel „schobbt", die Braunen einspannt und hinabfährt ins Kinzigtal und nach dem lustigen Hasle.

Brauchen die Knechte alle Pferde zur Arbeit, so nimmt er seinen großen Stock und macht den gleichen Weg zu Fuß. Drunten in „der Sonne z' Hasle", meinem Geburtshaus, spielt er seinen „Rams", bis der Mond über die Dächer des Städtchens geht. Und wenn nach Mitternacht droben am Barbarast der Hofhund laut gibt, so denkt der Barbaraster-Bur in seinem Himmelbett: „'s isch nix G'fährlich's, der Eckerbur goht heim."

Die Sonne will manchmal schon über den Nillwald gucken zur Sommerszeit, wenn der Fürst zur Ruhe kommt. Aber drei Stunden später steht er schon wieder mit seinen Knechten in der Matte und mäht „trotz einem Jungen".

Ins Leibgedinghaus zu gehen und den Hof zu übergeben, daran denkt der Fürst von der Eck noch lange nicht, obwohl seine Haare zu bleichen und zu weichen beginnen, und obschon Söhne und Töchter ihn umgeben und der Jüngste auf den Hof wartet. Er wird noch ein Zehnteljahrhundert regieren und dann noch ein paar Jährle ins Leibgedinghaus oder, wie die Kinzigtäler sagen, ins „Liblinghus" ziehen, bis seine zwei besten Ochsen ihn das Tal hinabführen im Totenbaum nach Zell auf den Kirchhof, denn auch die Fürsten auf den Bergen holt der Sensenmann. —

Wenn wir eine halbe Stunde durch das Gebiet des Eckerhofs auf der Höhe hinauswandern, gelangen wir gegen Norden in ein Miniaturtälchen, so einsam, so klein und friedlich, als ob's die Sternlein geschaffen hätten, um da in der Nacht stille zu stehen und auszuruhen von ihrem Eilmarsch am Firmament hin.

In diesem Eden steht, hinter dem schützenden Bergrücken, auf dem wir hergekommen, zu oberst der Hof „des Erdrich in der Buchen". Schon sein Name Erdrich weist auf einen Mann hin, der reich ist an Irdischem. Sein Hof ist kleiner als der des Nachbars, aber die Fernsicht in die Welt noch größer, und an barem Geld ist er „richer".

Der Erdrich war lange Bürgermeister für die Tal-

gemeinde drunten und ist ein sehr belesener Mann, und was er gelesen, weiß er nach Jahren noch fast wörtlich auswendig. Der Eckerbur steht mit den Wissenschaften, so man aus Büchern erhält, auf gespanntem Fuß; eine Kegelpartie im Sommer und ein Kartenspiel im Winter sind ihm lieber als das „schönste Lesen". Darum ist der Erdrich ein wahrer Philosoph ihm gegenüber. An Sonntagen, wo sie regelmäßig von den Bergen herab der Kirche im Tal drunten zuwandern, erzählt der gelehrte Nachbar dem andern das Wissenswerte, und das genügt dem Eckerbur.

Der Erdrich hat seine Heimat drüben auf den gegenüberliegenden Bergen des Nordracher Tals, wo heute noch die „Schottenhöfe" liegen, einst Eigentum der Benediktinermönche von Gengenbach, die, weil sie aus Schottland gekommen, vom Volke Schotten genannt worden waren.

An Sommer- und Frühjahrsabenden sitzt der Buchhofbauer auf seinem neugebauten Balkon, im Kinzigtal Trippel genannt, und schaut hinüber in die grünen Berge und Wälder der Heimat, von wo sein Stammhaus „auf Mühlstein" zu ihm herüberschaut, das er als ein nachgeborener Sohn verlassen hat, um „in der Buchen" Bauer zu werden.

Kein Fürst hat vom Balkon seines Schlosses aus eine schönere Fernsicht als der Buchhofbauer im Ober-Entersbach von seinem Trippel. Vom alten Bergrücken des Kniebis bis hinab zu den waldigen Höhen, in deren Mitte der Mummelsee seine schwarzen Wasser versenkt hält, liegen alles Bergland und alle Täler vor ihm so nah und so klar, als gehörten sie zu seinem Hof. —

Die älteren Bauern des Kinzigtales hätten das Wohlgefallen des großen Philosophen Schopenhauer schon deshalb, weil sie keine Bärte tragen und stets glatt rasiert sind. Es gibt dies vielen von ihnen ein geistliches und geistiges Aussehen, und namentlich hat der Erdrich den Gesichtsausdruck eines gelehrten Benediktinermönchs, während der Eckerbur mehr einem adeligen Prälaten alten Stiles gleicht, die

viele Würden und Pfründen, aber weniger Wissenschaft hatten.

Diese Großbauern sind aber nur die „primi inter pares“[1]. Sie arbeiten mit ihren Knechten in der Regel vom Morgen bis zum Abend, und auf dem Felde oder im Wald kann man den Herrn von den Knechten nicht unterscheiden. Ebenso ist eine rechte Bäuerin nur die erste Magd auf dem Hof.

Ein Unterschied zeigt sich nur darin, daß der Bauer und die Bäuerin auf den Wochenmarkt fahren und dort „Brotis“[2] essen, während die andern daheimbleiben, und daß die Bäuerin sich bisweilen in der Woche ein „Schüssele voll Kaffee“ genehmigt. Aufs Feld geht die „Büre“ (Bäuerin) nie, aber dafür kocht sie allein für Menschen und Kleinvieh und versieht sämtliche Tagesarbeiten im Hause.

Trotzdem so die „Herrlichkeit“ eines Bauern und einer Bäuerin nicht sehr groß ist, wird doch streng diplomatisch verfahren, ehe ein Bauernprinz oder eine Prinzessin ihren Einzug auf einen „Hof“ halten kann. Unsere Bauern haben für diesen Fall ihre Geschäftsträger und diplomatischen Agenten, die oft für ihren Zweck weit besser unterrichtet sind als ihre Kollegen in höheren Missionen. Besehen wir uns diese Leute einmal.

Da sind in erster Linie die Schuhmacher und Schneider vom Dorf drunten, die drei- bis viermal im Jahr auf jeden Hof kommen, um, in der Regel eine Woche lang, ihr Metier auszuüben. Am Sonntag sind sie dann noch Ehrengäste und speisen gratis an der „Hoftafel“.

Diese Leute wandern so dienstlich auf allen Höfen in Berg und Tal herum und wissen Bescheid über Haus und Feld, über Eltern und Kinder.

Die besseren und solideren Kundschafter unter ihnen sind die Schuhmacher. Im Schuhmacher ist noch ein Stück Kraftmensch. Er schwingt seinen Hammer, wenn er das

[1] Die ersten unter ihresgleichen.
[2] Gebratenes Kalbfleisch.

Leder auf dem eigenen Leib klopft, daß das ganze Haus widerhallt und man drunten im einsamen Tale und auf stiller Bergeshöhe von weitem schon hört, daß der Schuhmacher auf einem Hof ist.

Seine Arbeit ist härter. Sein Draht, mit Pech behaftet, geht durch widerspenstiges Material. In seinem ganzen Wesen ist deshalb mehr Ernst. Der Schneider ist lustig und leicht wie seine Arbeit. Da diese in die Rubrik Weiberarbeit gehört und ihm die Damenwelt in Stadt und Land scharf Konkurrenz macht, so hat der Schneider auch verschiedene weibliche Fehler.

Es ist merkwürdig, wie selbst das Volk diesen Unterschied fühlt. Kommt der Schneider auf einen Bauernhof, so ist er der Liebling seiner Kolleginnen, der Weibsleute, vorab der Bäuerin, die dem Schneider weit besser kocht als dem Schuster, der „den Rang" bei ihr nicht hat. Jener teilt mit ihr den Extrakaffee, dieser nicht.

Ich erinnere mich lebhaft eines alten Schneidermeisters, der, im Elztal, an der Grenze des Kinzigtales, geboren, seinen Lehrmeister einst auf die Höfe begleitet und später am Bodensee sich niedergelassen hatte — wie er mir, seinem Ortspfarrer, mit Stolz erzählte, daß die Schuhmacher im Essen und Trinken bei den Bäuerinnen stets unter den Schneidern gestanden hätten.

Der Schneider kann vermöge seiner Nadelverwandtschaft mit dem andern Geschlecht flattieren, er kann darum auch lügen und hat seinen Anteil an jenen Leistungen, die Schopenhauer also schildert:

„Das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, schickt täglich dreimal so viel Lügen in die Luft als das männliche, und noch dazu mit einem Schein von Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt."

Der geschwätzige Kundenschneider weiß nun den ganzen Tag der Bäuerin und im Winter auch den Töchtern und Mägden, die mit ihren Spinnrädern um ihn herumsitzen,

während die „Mannsvölker" dreschen und draußen Schneegestöber über Berg und Tal niedergeht — zu erzählen von „guten Partien", reichen Bauernsöhnen und „stolzen" Töchtern. Er übertreibt manches und lügt für eine Schüssel Kaffee oder einen Eierkuchen das Doppelte, aber seine Botschaft ist kein ganz leerer Wahn, und die Bäuerin weiß schon das Nötige abzuziehen.

Dem Bauer und den Knechten gilt der Schuhmacher. Er ist nicht so geschwätzig und bleibt weit mehr bei der Wahrheit. Statt der Kaffeeschüssel, nach der jeder Dorfschneider lechzt, holt ihm der Bauer für seine soliden Berichte am Abend ein Extraglas kräftigen „Chriesewassers" und entschädigt ihn auf diese Art für die schmälere Kost der Bäuerin. Stimmt sein Bericht mit dem des Schneiders im großen und ganzen überein, so glaubt der Bauer auch dem letzteren, wenigstens einen Teil. —

Weitere Kundschafter sind die Metzger, die jede Woche einmal durch die Höfe streifen und nach Kälbern, fetten Rindern und Schweinen fragen. Der Metzger auf „dem Gai" (Gäu), wie das Volk den Geschäftsgang desselben heißt, ist noch weit aufgelegter, sein Interesse zu suchen, als der Schneider „im Kundenhaus". Bei ihm handelt sich's um höhere Werte als um die Kaffeeschüssel.

In der Regel trifft er die Bäuerin allein zu Hause, die anderen sind in Feld und Wald. Beim Großviehverkauf hat der Bauer das Haupt-Wort, bei Kälbern und Schweinen die Bäuerin, weil sie diese Tiere pflegt und tränkt. Hat der Metzger „das Vieh beschaut", so setzt er sich zu einem Glas „Chriesewasser" in die Stube und eröffnet, schmeichelnd, mit der Bäuerin die Verkaufspräliminarien, bis der Bauer kommt. Nebenbei kann er Auskunft geben über alle „Haushaltungen" in Berg und Tal und kennt alle reichen Söhne und Töchter.

Am besten aber ist er informiert über die Ställe auf den einzelnen Höfen, weiß, wo das schönste Vieh steht und wo die größte Ordnung herrscht. Und dieser Punkt

fällt bei den Bauern sehr in die Wagschale, wenn es sich darum handelt, zu prüfen, ob der Hans die Gret' bekommen soll.

Die Haslacher Metzger alten Schlags, d. h. die zu meiner Knabenzeit und meine Zeitgenossen, welche diesem blutigen Gewerbe sich hingaben, waren und sind durchweg Originale. Den „dicken Metzger", meinen Nachbar, hab' ich bereits in meiner „Jugendzeit" charakterisiert. Damals lebte noch der „alte dicke Metzger", der nicht des Vorgenannten Vater war, ihm aber Konkurrenz machte im Leibesumfang. Der alte dicke Metzger trug stets beim Ausgehen einen kleinen Zylinder, rauchte aus einem hölzernen Pfeifchen und hatte ein gar „böses Maul", wie alle seine Innungs- und Ortsgenossen. Sein Sohn, des „dicke Metzgers Xaveri", besaß diese letztere Eigenschaft im Superlativ und war in beißenden Stichelreden zweifellos der größte Haslacher des 19. Jahrhunderts.

Er hatte sein Glück in Amerika versucht und war nur deshalb, wie er selbst gestand, wieder heimgekommen, weil ihm die englische Sprache nicht in den Kopf wollte, und er auf englisch nicht den ganzen Tag „sticheln" konnte. Gleichmäßig teilte er mit seinem Vater einen mächtigen Durst, der schließlich beide in den Ruin zog.

Der eleganteste und schönste Metzger war damals mein Vetter, der Metzger Franz, den ich in den achtziger Jahren erst zu Grabe geleitete. Ihm machten sein Sohn Karl und ich die schon in meiner „Jugendzeit" erzählten Geschäftsgänge, und es ist mir noch wohl erinnerlich, wie er am Morgen in seiner Metzig an die „Damen" Alt-Haslachs die lieblichsten Redensarten verschwendete, bis sie das alte Kuh- und Geißenfleisch, das Karl und ich am Vorabend beigetrieben, — in ihren Körben hatten. Sein Sohn, den jetzt auch seit Jahren das Grab deckt, hatte die verschwenderische Höflichkeit des Vaters gegen weibliche Wesen in hohem Grade ererbt.

Dieser Vetter und Metzger Xaver Franz, dessen Mutter die Schwester meines Großvaters war, redete mich als Knabe nie anders an als „Cousin“. Dieser Titel, den ich kaum recht verstand, imponierte mir in hohem Grade und machte mich nicht wenig stolz auf die Verwandtschaft mit dem galanten Mann. Alle anderen Menschen nannten mich entweder Heinrich oder Philipple, der Metzger Franz allein titulierte mich so vornehm.

Sein Bruder, der Metzger-Karle, ein langer, steifer Mann, war im Punkte der Höflichkeit das Gegenteil von ihm. Trocken und wortkarg, konnte er im ernstesten Ton den dicksten Ulk vortragen und glaubhaft machen. Wenn er vom Gai kam und ziemlich Kirschenwasser im Leibe hatte, da war mit ihm nicht zu spaßen, ja man durfte ihn nicht einmal fragen, woher er käme. Er sah dies als eine Anspielung auf seinen „Brand“ an.

Ich erinnere mich lebhaft, daß er uns Buben infolge dieser Frage einmal auf der Kinzigbrücke in die wildeste Flucht schlug, und wehe dem, den er erwischt hätte. Nur die Schnelligkeit unserer Beine rettete uns vor dem vom Chriesewasser entflammten Metzger-Ajax.

Als der bestsituierte unter den alten Metzgern meiner Knabenzeit galt der Metzger Köbele, genannt der Polterer. Er kaufte den Bauern nicht bloß ihr Vieh, sondern auch ihr Holz ab, mit welch letzterem er einen schwunghaften Handel nach Straßburg trieb. Er hielt beim Handel und Wandel viel auf ein „ehrliches Brusttuch“[1], wie er zu sagen pflegte. Tiefer hinein brauche die Ehrlichkeit nicht zu gehen. Den Namen Polterer trug er von seiner Art zu reden, die einem Gepolter ganz ähnlich war.

Weil er neben seinem ehrlichen Brusttuch noch für einen frommen Mann gelten wollte, hatte er von den Haslachern vielen Spott und Hohn zu ertragen und wurde teufelswild, wenn einer in der Richtung Anspielungen machte.

[1] Brusttuch = Weste.

Mein Vetter Bosche-Kasper machte ein satyrisches Gedicht auf ihn, das mit dem Urteil schloß, daß dereinst nur das ehrliche Brusttuch des Köbele, aber nicht er selber in den Himmel komme.

Doch bisweilen nahm er es auch mit Humor auf. So proponierte diesem Metzger eines Tages, wenige Jahre vor seinem Tod, mein Zeitgenosse, der listige Schneider Eisenmann, er wolle ihm etwas sagen, was er in seinem ganzen Leben noch nie gehört hätte, wenn er eine Flasche Champagner bezahle. Köbele trank eben mit einem Bauer, dem er etwas abgehandelt, im Kreuz Schaumwein. Er hatte zweifellos einen guten Handel gemacht und ging, weil ausnahmsweise bei guter Laune, auf des Schneiders Vorschlag ein.

Jetzt fragt der schlaue „Isemännle", ob er es dürfe laut oder nur dem Metzger ins Ohr sagen. Dieser entschied für die Öffentlichkeit. Da sprach der Meister Zwirn ernst und gemessen: „Köbele, das habt Ihr in Euerm ganzen Leben gewiß nie gehört, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid!" Diese Lösung des Rätsels hatte der Köbele nicht erwartet, machte aber gute Miene zu des Schneiders bösem Spiel, zeigte sich diesmal ehrlich und bezahlte.

Sie sind jetzt alle tot, die alten Metzger, die ich noch als rüstige Männer, gefolgt von ihren Hunden, eiligen Fußes über Berg und Tal aufs Gai ziehen sah. Selbst der lustige Schneider, mein Schulkamerad, liegt bei ihnen drunten auf dem Kirchhof am Stickerwald. Aber die Metzger sind im Städtle nicht ausgestorben, der Alten Rednergabe, Durst und zum Teil auch die Ehrlichkeit sind auf ihre Nachfolger übergegangen, und die bringen den Bauern heute noch „Bericht" wie ehedem ihre Vorfahren. —

Der ehrlichste Mann, der den Bauern auf den Hof kommt und als Sachverständiger in Hochzeitsangelegenheiten Auskunft geben kann, das ist der Hechler, der im Spätherbst mit seinen Hecheln den Berg heraufkeucht, um den Hanf der

Bäuerinnen, „Werg“ genannt, in „Riste“ und „Kuder“ zu verwandeln, d. h. von den „Häckseln“ zu reinigen und spinngerecht zu machen.

Dieses Gewerbe treibt in der Regel der Dorfweber. Jahraus, jahrein, während der Schuster und der Schneider von Hof zu Hof wandern, sitzt er allein in seinem kleinen Häuschen am Berg oder am Dorfbach. Zur Sommerszeit, wenn alles auf dem Feld ist, hört man im Dorf nur noch den monotonen Schlag der Weberlade, und im Winter, wo andere Leute Zeit hätten, ihn zu besuchen, kann er sie nicht brauchen, da er ganz mit seinen Fäden beschäftigt ist und jede Unachtsamkeit Verwirrung brächte. Mit eigenen Gedanken kann er sich auch nicht unterhalten, der Lärm seiner „Lade“ stört ruhiges Denken, und die Fäden erfordern seine volle Aufmerksamkeit.

Nur an Sonntagen kommt er an die Luft. Da nimmt er seiner Hände Arbeit von der vergangenen Woche an einem Stock auf den Rücken und trägt sie „heim“. Gut Essen und Trinken gibt ihm jede Bäuerin, der er ihr Stück Tuch bringt, und auch ein Extratrinkgeld, das beim Weber üblich ist, doch in der Regel zwanzig Pfennig nicht übersteigt.

Im Herbst aber, wenn die Oktobernebel über den Tälern liegen, da steigt der Dorfweber auf die Höhen, wo im blassen Sonnenschein zwischen den grünen Tannenwäldern und dem gelben Laubgehölz die Bauernhöfe aus dem Nebel herausgucken. Jetzt beginnt seine „Kirchweih“, und die ist armselig genug. Draußen sitzt er in der Scheuer, hechelt und schwenkt die „Häcksel“ mit Schnaps hinunter und hustet sie dann wieder herauf. Aber das Hecheln ist doch eine Abwechslung, mit Speck, Schinken, Knöpfle und vielem „Chriesewasser“ gewürzt, und dem armen Weber ist's doch weit wohler als das ganze übrige Jahr drunten in seiner Hütte, wo „Schmalhans“ Küchenmeister ist und eine Schar hungriger Kinder um die gleiche Schüssel herumschreit.

Am Abend sitzt das keuchende, pustende Männlein noch beim Laternenlicht bis sechs Uhr in der Scheuer und hechelt, dann aber wärmt er sich auf der Ofenbank. Bei der warmen Mehlsuppe und dem letzten Gläschen taut er auf und diskuriert mit dem Bauer und der Bäuerin, bis diese in ihre „Schlafkammer“ gehen. Jetzt legt auch er sich auf die Ofenbank und schläft, soweit er's kann vor Husten. Am andern Morgen sitzt er um sechs Uhr schon wieder neben der trüben Laterne und hechelt, bis der Bauer den ersten Schnaps bringt und die Mägde zur Suppe rufen. Das ist des Dorfwebers „Kirchweih“ im Spätherbst, bei der er auch ausgehorcht wird über andere Höfe, auf denen er gehechelt hat. —

Meine Mutter pflanzte alljährlich ein Stück Hanf und verspann ihn im Winter. Aber im Städtchen gab sich kein Weber zum Hecheln her. Ein richtiger Haslacher geht ungesunder Arbeit gern aus dem Weg. Da mußte ich als den Hechler von Schnellingen holen über der Kinzig drüben. Er hieß Landel (Landolin) und war ein kleines, altes Philosophenmännlein; sein Gesicht, aus dem ein Paar kluge Äuglein schüchtern herausschauten, von einem spärlichen Bart umrahmt.

Wenn er dann in der Scheuer saß, neben seiner Hechel, deren Zacken wie Sonnenstrahlen glänzten, das Schnapsglas, so leistete ich ihm jeden Tag einige Zeit Gesellschaft. Er war sehr wortkarg, der kleine Huster, weil Gesellschaft nicht gewohnt. So oft er aber in meiner Gegenwart aus dem Glase, in welchem die Hadern nach Myriaden herumschwammen, trank, pflegte er zu sagen: „Schau, Büble, me kriegt a grusige Durst bi dem G'schäft.“ Er mochte es aber nicht leiden, daß ich ihn öfter trinken sah, und suchte mich nach einiger Zeit unter allerlei Anpreisungen des Wetters draußen oder der Kameraden, die auf der Gasse lärmten, von dannen zu treiben, um ungestört mit seinem Gläschen philosophieren zu können. —

2.

Der Art sind die Kundschafter der Bauern. Wenn also ein Bauernsohn auf einen Hof kommt und um die Tochter anhält, so ist der Alte schon ziemlich unterrichtet, da er seit Jahr und Tag von seinen Agenten gehört hat, wie es auf den Höfen steht weitum. Die Tochter wird gar nicht gefragt, wenn der Freier im Hause erscheint, was in der Regel an einem Sonntag geschieht. Der Vater erklärt einfach bei einem Glas „Chriesewasser", das er dem Ehestandskandidaten kredenzt: „I will mit'm Maidle am Dunnstig in der nächste Woch' kumme un B'schau halte."

Am bestimmten Tag zieht das Maidle sein „Sunntigshäs" an und schreitet neben dem Vater her, stumm und still wie ein Lämmlein, bergab und bergauf, bis sie bei dem Hof des Freiers angekommen sind. Hat das Maidle keinen Vater mehr, so tritt der „Götti"[1] in dessen Rechte und begleitet die zukünftige Bürin auf die B'schau.

Am Ziele angelangt, beginnt nach kurzer Begrüßung die Revue in Haus und Hof, von deren Ausfall es abhängt, ob sich „das Herz zum Herzen findet".

Der Rundgang beginnt mit dem Stall. Den großen Misthaufen vor dem Haus hat der Brautvater im Anmarsch schon fixiert. Sein Aussehen ist nicht ohne Bedeutung. Wenn er schön geflochten daliegt, als hätte ein Damenfriseur ihn aufgesetzt, so zeugt dies von Ordnung auf dem Hof und fällt sehr mit in die Wagschale.

Im Stall wird das Vieh ruhig und still geprüft. Die Bauern auf dem Schwarzwald haben es nicht gerne, wenn im Stall viel gesprochen wird, am unliebsten aber, wenn man dies oder jenes Stück Vieh lobt. Sie gleichen darin ganz den alten Griechen zur Zeit Homers, die bekanntlich es ungern hörten, wenn man zu splendid war mit dem Loben. Sie fürchteten den Neid der Götter.

[1] Taufpate.

Drum, wenn ein Laie in bäuerlichen Gebräuchen im Stalle etwa sagt: „Das ist eine schöne Kuh!" — fällt der Bauer gleich ein: „Gott b'hüt' sie!" Beim Eintreten sprechen: „Glück in Stall!" und dann schweigen, das liebt der Bauer im Kinzigtal.

Der Brautvater, dem die Tochter stumm auf dem Fuße folgt, sieht im Stall namentlich scharf darauf, ob der Heiratskandidat auch „Ufzüglinge", d. h. ob er viel Jungvieh zum Aufziehen angebunden hat. Viel Jungvieh ist ein Hauptzeichen von Wohlstand. Der Bauer, welcher Geld braucht, verkauft bekanntlich seine Kälber.

Vom Stalle geht's in das Heiligtum des Bauern, in die Schatzkammer. Neben jedem Hof, durch einen Weg von diesem getrennt, steht möglichst solid gebaut und ohne Strohdach der „Spicher". Da sind des Landmanns Schätze aufgespeichert: die Frucht, das Kirschen- und Zwetschgenwasser, der Speck, die Schinken, die Bratwürste, letztere in den Fruchtkästen im Korn oder Weizen versteckt, der Hanf, der Zwilch, der „Anken" (ausgelassene Butter), das Schmalz, die Bohnen usw. Sein Geld hat der Bauer im Kasten neben dem Bett, in eine Schweinsblase gebunden.

Den Schlüssel zum Speicher trägt der Bauer, auch wenn er zu Markt oder zur Kirche geht, stets bei sich. Und in der großen Innentasche seines Kittels sind in der Regel der Speicherschlüssel und das Gebetbuch beisammen.

Der Speicher ist mit dem Stall der beste Zeuge für den Wohlstand eines Hofes. Wer diese beiden gesehen, kann daraus leicht die Größe des Hofes und die Qualität seiner Felder bemessen. Darum beschränkt sich die B'schau meist nur auf sie.

Hat's dem Alten gefallen, so bestellt er den zukünftigen Schwiegersohn auf einen bestimmten Tag auf seinen Hof, um da den letzten Bescheid in Empfang zu nehmen. Der Bauer entscheidet nie allein und auf der Stelle, er will da-

heim auch der Bäuerin noch berichten und ihre Ansicht hören. Er denkt wie Cervantes:

Der Weiber Rat ist nicht viel wert,
Doch ist ein Narr, der nicht drauf hört.

Hat die Bäuerin ihre Zustimmung auch gegeben und kommt der Heiratskandidat, so wird ihm das Maidle zugesagt. Ob ihr der Hof und der Hochzeiter gefallen haben, darüber wird sie gar nicht gefragt, und darüber äußert sie sich in der Regel auch nicht. Sie weiß, daß sie „gut versorgt" wird, auf einen schönen Hof kommt, und das genügt ihr vollständig.

Verläßt der Alte einen „beschauten" Hof mit den Worten: „Ich will wieder Bericht sagen lassen", so steht die Sache schon schlimm, und der „Bericht" lautet dann fast ausnahmslos abschlägig.

Ist die Hauptfrage günstig entschieden, so geht's den andern Tag gleich zum Notar ins Städtle hinab, um den „Hiret", d. i. den Heiratsvertrag, zu machen; am dritten Tag wird der Pfarrer aufgesucht und gleich darauf der Linden- oder Ochsenwirt, um das Hochzeitsessen zu bestellen, denn in drei Wochen ist der Hosig.

Von sogenannten „Verlobungen" weiß das Bauernvolk auf seinen Bergen noch nichts. In den Städten müssen sich die Leute zuerst einige Monate „verloben", damit der Herr Bräutigam Gelegenheit bekommt, eine Zeitlang den Charmanten und Soliden zu spielen und seine wahre Natur erst wieder herauszukehren, wenn er „sie hat".

Man könnte diese Verlobungen in vielen Fällen richtiger „Verlogungen" nennen; denn gar oft lügt man sich in der Zeit gegenseitig an und kennt sich deshalb trotz der vierteljährigen Verlobungs- und Bekanntschaftszeit erst recht nicht.

In neuerer Zeit hat sich in einzelnen Gegenden des

badischen Ländchens selbst beim Landvolk der Kulturfortschritt darin gezeigt, daß Verlobungskarten versendet werden. Wenn ein armer Teufel sein gutes Recht suchen muß, zahlt er Stempelsteuer an die hohe Obrigkeit. Daran denkt man aber nicht, die Verlobungskarten zu besteuern. Diese Steuer würde zudem gerne bezahlt, da die Menschen in jener Zeit sich in dem Stadium befinden, wo ihnen der Himmel voller Baß-geigen hängt. Jede Verlobungskarte würde ich mit drei Mark besteuern; erlaubt sich aber ein Bauer den Luxus, so zahlt er fünf Mark.

Bei den Kinzigtäler Bauern besorgen das Amt der Verlobungskarten noch „die Hochzeitsläder", Originalmenschen, von denen jeder mehr Poesie repräsentiert als ein ganzes Tausend armseliger, kalter Verlobungskarten, selbst wenn sie vergoldete Initialen tragen.

In jedem Dorfe sitzt irgend eine Existenz, welche, von Glücksgütern verschont, mit so viel Geschick von der Natur ausgestattet ist, daß sie es versteht, sich manchmal einen guten Tag zu verschaffen oder mit leichter Mühe ein paar Groschen zu verdienen. Oft ist dies ein findiger Schneider, der das Sitzen nicht immer verträgt, oder ein verarmtes Bäuerlein, dem Durst und Schicksal seine Habe genommen und bloß das „gute Maul" gelassen haben. Diese halten das ganze Jahr hindurch die Ohren möglichst offen, um flugs bei der Hand zu sein, wenn sie hören, es sei eine Hochzeit im Anzug.

Haben sie Kunde, daß ein Hiret stattgefunden, so sind sie am ersten Morgen in aller Frühe schon auf den Höfen der Braut und des Bräutigams. Dort erhält jeder einen „dürren", d. i. künstlichen Strauß an seinen Hut gesteckt, jenen hohen, schweren Filzhut des Kinzigtälers, dessen Filz so dick ist wie die Panzerplatten eines Kriegsschiffes. Die „Hochzeiterin" holt im Garten jedem einen Zweig der Lieblingspflanze der Bauern, Rosmarin, und steckt ihn dem Hochzeitsläder ins Knopfloch seines langen Zwilchkittels. Kriegsrat, wohin jeder zu wandeln hat, damit keiner dem andern

„ins Gai" kommt, ist gehalten, und nun geht's über Berg und Tal, um zur Hochzeit zu laden.

Den besten Teil hat jeweils der, welcher „ins Städtle" darf; dort wohnen die Leute näher beieinander, und es gibt mehr bares Geld.

Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit vorzüglich an zwei Hochzeitsläder. Der eine war der schon in meinen Jugenderinnerungen gezeichnete „Heckenlehrer". Neben seiner Praxis als Lehrer der Hirtenbuben betrieb er vorzugsweise auch das Hochzeitsladen und schlug hier alle Konkurrenz aus dem Felde, weil er seine Einladungen stets in Reimen vorbrachte und jedem bedeutenderen Brautpaar einen besondern passenden Spruch verfaßte.

Der Heckenlehrer steht noch lebhaft vor mir als Hochzeitsläder. Den Filzhut auf das rechte Ohr gedrückt, einen langen Zwilchkittel an und einen mächtigen Naturstock in der Rechten, schritt er daher, zwei kleine, ebenso kluge als listige Augen hinter einer Römernase hervorschauen lassend.

Von seinen vielen Reimen konnte ich keinen mehr auftreiben. Der Mann starb ja versunken und vergessen. Die großen Menschen unter dem Bauernvolk sterben „unbeschrien". Sie gleichen den echten wilden Kirschen, welche, wenn die Waldvögel sie nicht holen, am Baum verdorren und vom Wind in der Einöde begraben werden. Ihnen gilt das Wort der hl. Schrift: „Sie gingen dahin, als ob sie nicht gewesen, und geboren waren sie, wie nicht geboren." —

Der andere Herold kam aus dem obern Kinzigtal, ich weiß nicht mehr, aus dem Einbach oder dem Adlersbach. Er hieß „der Leimesepple" und war ein kleines Männlein mit einem roten Trinkergesicht und einer mehr als gutmütigen Physiognomie. In seinen Leistungen als Einlader stand er meilenweit unter dem Heckenlehrer. Er brachte seine Rede kaum aus dem Gehege seiner Zähne. Das wußte er, und deshalb kam er auf den Gedanken, auf andere Art zu imponieren. Er behielt nämlich seinen Hut auf in der Stube,

wie ein Soldat im Dienste seinen Helm, stellte seinen Stock vor sich hin und begann seine Rede: „Der Leimesepple schwätzt nit viel, aber er moint's guat. Jez solle Ihr höflich iglade si (eingeladen sein) zuam Hosig. Des Philipples-Bure Andres heiratet dem Schwobe-Bur si Agath. Der Hosig isch am nägste Dunnstig: Kirch' am nüne z' Huse (Hausach) un derno goht's ins Wirtshus, in d' Krone im Eimbe (Einbach)."

Nach dieser Rede nahm er erst seinen Hut ab, um darin seine Gabe in Empfang zu nehmen. Den sonst üblichen alten Hochzeitsspruch konnte er nicht sagen aus Mangel an Beredsamkeit.

Den Heckenlehrer ausgenommen, hatten und haben bis zur Stunde die „Läder" den gleichen Spruch, in den nur die wechselnden Namen eingesetzt werden. Ein Nachfolger des Heckenlehrers im Fischerbachtal war der „Schnider-Karle" von Eschach, jenem kleinen, reizenden Gehöfte an der Kinzig hin. Unmittelbar am Flusse liegen die Strohhütten, hinter ihnen die waldigen Höhen des Nillkopfes und vor ihnen, jenseits des Flusses, der Haslacher Urwald. In jedem dieser Häuser war ich als Knabe und habe die Bewohner alle gekannt, vom Martins-Bur an bis herab zum „Kummis-Mathis".

Vor sechzig Jahren stand noch über der Kinzig drüben am Felsen die Sommerwirtschaft des Christian, und an Sonn- und Feiertagen kamen die Haslacher das Tal herauf zum Bier und über den Fluß herüber „die Ledigen" von Eschach und Fischerbach. Da es keine Brücke gab, hatte ein Eschacher, der Kummis-Mathis, einen Kahn am Ufer liegen und beförderte für zwei Kreuzer die Bauern herüber, und die Haslacher, welche am andern Ufer heimkehren wollten, hinüber.

Die ganze Fahrt dauerte zwei bis drei Minuten, war mir damals aber ein höherer Genuß, als wenn ich heute den Lago maggiore hinabführe. Der Kummis-Mathis war ein großer, stämmiger Mann, der die Woche über auf der Landstraße jenseits des Flusses Steine klopfte und für seinen

eigenen Transport den Kahn sich gezimmert hatte. Er hatte sein ganzes Leben hindurch seine Sache auf nichts gestellt und war gerade deshalb stets lustig. Wenn er an Sonntagen als Ferge einige Kreuzer verdient hatte, so johlte und sang er, daß es weithin den Fluß hinauf und hinunter tönte.

Unweit von seiner Hütte stand das Haus des Schneiders, der in den achtziger Jahren noch zu den Hochzeiten lud. „Um ein Viertele Wein" hat er mir einmal z' Hasle im Kreuz den schönen alten Spruch diktiert mit den Namen, für die er eben einlud. Der Hochzeitsläder tritt ein und spricht, in der Regel hochdeutsch, also:

„Ehrsame, gute Freunde und Nachbarn! Ich hoffe, Ihr werdet es mir nicht für übel haben, daß ich Euch so frech angeredet und so grob in Eure Stube eingetreten bin und vorher nicht um Verzeihung gebeten habe. Es geschieht aber nicht wegen meiner, sondern es geschieht wegen den zwei ehrsamen Hochzeitsleuten. Es schickt mich zu Euch, als guten Freunden und Nachbarn, der ehrsame Jüngling, der Andres, des Stampfers Sohn im Waldstein, mit seiner ehrsamen und züchtigen Jungfrau und Hochzeiterin Karoline Heitzmann, Euch auf ihre eheliche Hochzeit zu berufen und zu laden, daß Ihr am nächsten Donnerstag sollt in das löbliche Kronenwirtshaus auf die Morgensuppe kommen oder wie man pflegt zu sagen."

„So will ich alle freundlichst eingeladen haben: Bur und Bürin, alle Söhne und Töchter, alle Knechte und Mägde, alle Hausleute und Taglöhner, Hoch und Nieder, Alt- und Junggesellen, Frauen und Jungfrauen."

„Die Jungfrauen werden ihre Kränze aufsetzen und den Hochzeitspersonen in das Hochzeitshaus vorangehen, dem Gottesdienste beiwohnen vom Anfang bis zum Ende, auf daß Gott den Hochzeitsleuten verleihen wolle einen guten Anfang und ein seliges End."

„Gott der Vater hat die Ehe eingesetzt im Paradies, so wird sie auch der Herr Pfarrer in Weiler einsegnen und bestätigen."

„Und wenn die Ehe geschlossen und der Priester das geweihte Wasser über sie ausgeteilt hat, so wollen wir miteinander in das löbliche Kronenwirtshaus und das hochzeitliche Mahl essen und genießen. Gott der Allerhöchste wolle es segnen und gebenedeien. Der Wirt sagt auch, er sei gerichtet mit guter Speis und gutem Wein, er wolle jedem Gast aufwarten, daß er ohne Klage sei."

„Daneben wollen wir singen und tanzen, bis die Sterne am Himmel glanzen."

„Indessen wünsche ich Euch allen wie den Hochzeitsleuten viel Glück und Segen, nach diesem Leben die ewige Freud' und Seligkeit. Das gebe uns Gott der Vater, Sohn und heilige Geist."

Als Gabe erhält der Läder in den Städtchen des Tales fünf bis zehn Pfennig, in Wirtshäusern ein Glas Wein oder Bier. Auf dem Lande ist er zur Mittagszeit Ehrengast; unter der Zeit bekommt er Schnaps oder ein Stück Speck, bisweilen auch einiges Kleingeld. In der Regel ist ein Hochzeitsläder ein „trinkbarer" Mann, der viel schlucken kann, und am Abend hat der Läder sich selbst am meisten „aufgeladen". — —

Während die Hochzeitsläder tätig waren, hat der Dorfpfarrer nicht vergessen, die Brautleute in der Kirche auszurufen. Dabei ist es Sitte, daß, sobald der Pfarrer auf der Kanzel zu verkündigen anfängt: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich entschlossen der ledige" rc., alles in der Kirche das Knie beugt, und bei jedem Paar, das genannt wird, wiederholt sich die Kniebeugung. Ich kann mir diese Reverenz, die sonst dem höchsten Sakramente, dem des Altars, zuteil wird, nur denken als Zeichen der großen, wichtigen Tat, um die es sich handelt.

Die Kinzigtäler haben scheint's ein den Russen verwandtes Gefühl. Ein russisches Sprichwort sagt: „Wer in den Krieg zieht, soll einmal beten, wer übers Meer fährt, zweimal, und wer eine Frau nimmt, dreimal."

Als ich nach langer Zeit in den achtziger Jahren in der Kirche zu Haslach diese Sitte wieder sah, hat mich dieser Respekt tief gerührt und es hat mich gefreut, daß die jungen Haslacher die alte Mode beibehalten haben, die mir jetzt erst wieder lebhaft in die Erinnerung kam. Die kleinen Buben von damls machten, gerade wie wir vor vierzig Jahren, ihre „Reverenz" am tiefsten. Ihre Knie berührten den Boden, und dann schauten sie sich voll fragender Pläsier an, als ob die jungen Schelme ahnten, daß die Erwachsenen mit dem Heiraten vielfach einen Schritt machen, den sie büßen müßten, und daß sie, die Buben, in ihrer absoluten Ledigkeit eigentlich die Glücklichsten in der Kirche wären. —

Am Vorabend der Hochzeit findet bei der Braut, aber nur wenn sie vorher nicht gefallen ist und als Jungfrau gilt, der sogenannte „Schäpel-Hirsche"[1] statt. Der Bräutigam kommt dann mit seinen Kameraden auf den Hof des zukünftigen Schwiegervaters. Die Braut ladet ihre besten Freundinnen aus den benachbarten Höfen ein. Ein Musikant mit Klarinette fehlt auch nicht. Es wird Essen und Trinken serviert in Hülle und Fülle, vorab Nudeln und Rindfleisch, ein Lieblingsgericht der Bauern, und zwischenhinein getanzt.

Zum Schluß erscheint der Schäpel-Hirsche, bestehend aus einer Schüssel voll Hirsebrei, der oben bekränzt ist mit Rosmarinzweigen, deren es so viele sind, als der Bräutigam Kameraden mitgebracht. Mitten im Brei steht ein solcher Zweig aufrecht, und der ist für den Bräutigam bestimmt. Sobald dieser aber, als der erste, darnach langt, wird ihm die Hand von den um den Tisch sitzenden Burschen in den Brei geschlagen. Ähnlich geschieht es jedem von diesen, wenn er seinen Zweig von der Schüssel wegnimmt. Gegessen wird der Brei nicht.

[1] Schäpel, vom altfranzösischen Worte chapel, bedeutet in der mittelhochdeutschen Sprache einen Kranz von Laub oder Blumen, auch ein Haarband mit Edelsteinen besetzt. Es bedeutet aber auch die reizende Flitterkrone der Braut, wie sie jetzt noch in den alten Volkstrachten des Schwarzwaldes erscheint.

Jeder steckt seinen Zweig an den Hut und dann wird aufgebrochen. Es ist in der Regel gegen Mitternacht, da der Bräutigam mit seinen Genossen den Hof verläßt und heimzieht, oft noch stundenweit über die Berge durch die Nacht hin.

Am kommenden Morgen findet bei Braut und Bräutigam die „Morgensuppe" statt. Daß diese, wie der obige Hochzeitsspruch des Schnider-Karle erwähnt, im Wirtshaus sich abspielt, ist sehr selten und nur der Fall, wenn die Hütte des Hochzeiters oder der Hochzeiterin zu weit abliegt. So die „Stampfe"[1] im Waldstein, darum hielt der Stampfers-Sohn seine Morgensuppe in der Krone.

Wenn es Zeit ist zum Aufbruch in die Kirche, was sich nach der Entfernung richtet, treten der Bräutigam resp. die Braut vor die Eltern und danken ihnen für alles, was sie von ihnen erhalten haben von Kindestagen an bis zur Stunde, und bitten um den elterlichen Segen.

Ist dies geschehen, so tritt der „Hochzeitsläder" vor und spricht im Namen der Gäste, die an der Morgensuppe sich beteiligt haben: „Geehrteste Hochzeitsgäste! Wir haben jetzt gegessen und getrunken und danken für das, was wir empfangen haben. Jetzt wollen wir die Brautleute in die Kirche begleiten vor den Altar, wo sie das heilige Sakrament der Ehe miteinander beschließen vor dem Priester, wir wollen es ihnen helfen bestätigen, den Segen und den Tau des Himmels auf sie herabflehen von Gott dem Allmächtigen, daß er sie an zeitlichen und ewigen Gütern segnen wolle, und daß auch die Brautleute an ihren Kindern Freude erleben. Dazu verhelfe uns Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist."

Nach diesem Spruch werden fünf Vaterunser und der Glaube gebetet und dann noch zwei Vaterunser für die „nächst versterbenden" Verwandten der Brautleute. Unter

[1] „Stampfen" heißen die Ölmühlen, weil der Ölsamen von herabfallenden Hölzern zuerst zerstampft wird.

der Stubentüre gibt jedes der Anwesenden dem Bräutigam beziehungsweise der Braut das Weihwasser aus dem Gefäß, das in jeder Bauernstube am Türpfosten hängt.

Ist das alles nicht Poesie und Religion in schönster Vereinigung! —

Unter Tränen verläßt der Zug das Haus und geht der Kirche zu. Sind Braut und Bräutigam aus dem gleichen Tal, so trifft man bei irgend einem Kreuzweg zusammen. Wohnt eines der Brautleute entfernter, so vereinigt man sich in einem Wirtshause unweit der Kirche. Der Hofig wird stets da gehalten, wo die Brautleute sich niederlassen.

An der unteren Kinzig, im Hanauerland, wird nach der Morgensuppe vom Brautführer des Bräutigams in dessen Namen nochmals förmlich um die Braut in deren Elternhaus angehalten, wobei nicht der Vater antwortet, sondern ein Verwandter der Braut, der den Namen „der Anbeginner" führt.

Hören wir solch einen Vorgang:

Brautführer: „Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter, mit seines Vaters Verwandten und Bekannten samt allen Umstehenden."

„Wir bedanken uns freundlich für das gestrige Nachtessen, sowie für das jetzige Morgenessen; deswegen soll auch jedes ein andächtiges Vaterunser beten, hernach wollen wir sagen, was unser Begehr ist."

„Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter, und sprechen Euch an um Eure eheliche Tochter, dieselbe auf den heutigen Tag in die christliche Kirche zu führen; der Hochzeiter will den heiligen Ehestand mit ihr antreten, wie es Landesgebrauch und Recht ist."

Anbeginner: „So nehmet nun mit Essen und Trinken verlieb und ziehet in Gutem wieder hin."

Brautführer: „Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter, und sprechen Euch wiederum an um Eure eheliche Tochter. Der Hochzeiter will sich mit

ihr halten, wie es einem ehrlichen Manne gebührt, er will sie als eine Hauswirtin halten über alles, was er hat und was ihm Gott beschert."

„Wir hoffen, Ihr werdet unsere Bitte nicht abschlagen."

Anbeginner: „Wir möchten auch wissen, wo Ihr Euch niederlassen werdet, damit wir Euch auch zu finden wissen, es sei in Freud oder in Leid, doch allezeit lieber in Freud als in Leid."

Brautführer: „Was dieses anbelangt, so hat er mir schon gesagt: wo die Braut ausgeführt wird, soll sie nicht wieder eingeführt werden, denn sie haben ihre ‚Gelegenheit'[1]; so Gott will, so werden Vater, Mutter, Geschwister und andere gute Freunde zu ihnen kommen, es sei in Freud oder Leid."

Anbeginner: „Wenn er das tun will und will sich mit ihr halten, wie es einem ehrlichen Manne gebührt und seiner Ehre wohl ansteht, wenn er nicht will poltern und sie nicht will schlagen und nicht allzulang in den Wirtshäusern sitzen, so will ich ihm eine Frau und eheliche Tochter an die Hand liefern."

Brautführer: „Was dieses anbelangt, so halte ich dafür, sie werden schon vor der Zeit miteinander geredet haben, daß wir nicht viel disputieren dürfen. Er ist kein Tyrann, er will sich mit ihr halten, wie es einem ehrlichen Manne gebührt. Wenn Ihr mit uns in die christliche Kirche gehen wollt, so kommt im Namen des Herrn." —

Bei der Trauung ist der Taufpate jeweils der Brautführer. Während die Brautleute am Altare stehen, wird scharf darauf geachtet, auf welcher Seite des Altars die Kerzen heller oder trüber brennen. Bei welchem Brautteil sie trüberes Licht geben, dessen Tod erfolgt zuerst.

Es ist schön, daß die Menschen im vollsten Flor des Lebens an den Tod denken. Aber unglücklich ist deswegen dasjenige, dem der Tod zuerst blüht, nicht. Es wird ja nicht

[1] Gelegenheit heißt ein Gut, das genügend Unterhalt gewährt.

verkündet, wann dies Scheiden eintritt, und einmal muß ja doch geschieden sein. Das Einmal denkt sich aber die vom Kerzenlicht bestimmte Person sehr spät, und darum betrübt sie sich nicht, und der trübe Kerzenschein kann die helle Hochzeitsfreude nicht stören.

Nach der Kirche geht's ins Wirtshaus zum eigentlichen Hosig. Die Dorfmusikanten, in der Regel zwei Klarinettisten, zwei Geiger und ein Hornist, sich und ihre alten Instrumente mit roten Bändern verziert, ziehen dem Paare voraus, dem Tanzboden zu. Dieser ist in den Bauernwirtshäusern des Kinzigtals möglichst primitiv in einem Anbau an das eigentliche Haus. Auf Komfort wird bei ihm nicht gesehen; da ist nicht der geringste Schmuck, alles kahl an den Wänden und überall Naturtannenholz. Aber eines muß jeder Tanzboden haben: er muß elastisch sein und beim Tanz auf- und abgehen mit Mann und Maus.

Wenn einmal zwanzig und mehr Personen tanzen, so schwankt und zittert das ganze Gebäude, daß man jeden Augenblick seinen Einsturz befürchten zu müssen glaubt. Die Bauern stampfen und traben mit den Füßen, als flöge ein Kürassierregiment im Galopp über die Bühne. Dazu wird „gejuchzt", daß die Wände zittern. Es ist dies Natur in „stiller Größe".

Wenn man die tanzenden Bauersleute im Kinzigtal mit neapolitanischen Lazzaronis, die am Strand von Neapel eine Tarantella tanzen, vergleicht, so sagt man noch zu wenig, wenn man behauptet, der Unterschied sei weit größer als der zwischen einem Tanzbär und einem Kolibri.

Auf dem Tanzboden angekommen, wird der „Vortanz" getan, an dem nur die Brautleute, der „Ehrengesell" und die „Ehrenjungfrau" teilnehmen. Ist dies geschehen, so geht's an „die Irde", d. i. die Hochzeitstafel, zu welcher alle Verwandten geladen sind auf Rechnung des jungen Paares. Dafür erwartet dieses eine Gegengabe. Wenn die Eingeladenen am Abend aufbrechen, so geben die Weiber der

Braut bares Geld in den Schurz oder sie versprechen, am nächsten Sonntag etwas für den neuen Hausstand zu bringen, meist ein Stück Leinwand.

Ein ländliches Hochzeitsessen im Kinzigtal bei einer bessern Bauernhochzeit mitzumachen, ist eine Riesenleistung, die nur ein Magen von Gußstahl und ein Herz von Granit zu übernehmen imstande sind. Für das letztere ist die Sache deshalb sehr schwierig, weil nach jedem „Gang" an der Tafel ein Tanz auszuhalten ist. Der Magen profitiert durch die Unterbrechung; dafür muß aber das Herz um so schärfer ins Zeug.

Es ist kulturhistorisch nicht uninteressant, das Menu, wie es seit Jahrhunderten bis heute im Kinzigtale besteht, hier anzuführen. Zunächst kommen zwei Suppen, eine Brotsuppe und eine Nudelsuppe, dann Rindfleisch mit Rahnen und Meerrettich. Jetzt erscheint das Hauptgericht, „gebeiztes Rindfleisch mit Nudeln und Gugelhopf". Fehlte das bei einer Hochzeit, so wäre es ein förmliches Unglück. Es folgt Schweinefleisch mit Sauerkraut und Bratwürsten, dann Kalbfleisch mit Salat, endlich gebackene Kalbsfüße und Zwetschgen und schließlich nochmals eine Suppe. Letztere weicht jetzt manchmal dem Kaffee.

Nach dem Hauptgericht, ehe wieder ein Tanz getan wird, gehen der Hochzeiter und die Hochzeiterin bei allen Gästen herum und kredenzen jedem einen Trunk. Der Hochzeiter trägt die Weinflasche und die Braut das Glas, das sie jedem der Anwesenden reicht mit der Formel: „I will i's brocht ha!"

Zwischenhinein machen auch die Musikanten draußen auf dem Tanzboden einmal eine Pause und sehen sich nach einem „Benefice" um. Sie stellen sich an die einzelnen Tische und spielen den daran Sitzenden ein Extrastück mit Gesang. Dafür wird dann mit einem Teller der „Spiellohn" gesammelt. Meist sind die Lieder erotischen Inhalts oder enthalten eine Verherrlichung des Bauernstandes. Der alte Heckenlehrer dichtete sie früher den Musikanten, oder der Scherenschleifer

von Hasle, auch der Pfannensepp genannt, machte sie als Kapellmeister der besten Hochzeitsmusik selbst, z. B.:

> Wir Lit uf'm Land sin lustig und froh,
> Wir führe a Lebe, 's könnt besser nit go.
> Drum kummet, ihr Städter, kummet uf's Land,
> Und lernet au schätze der Bure ihr Stand.

Das Leiblied des Scherenschleifers war folgendes:

> Als ich ein jung' Geselle war,
> Nahm ich ein steinalt Weib.
> Sie quält' mich alle Tage, ja Tage
> Nur bloß zum Zeitvertreib.
>
> Da ging ich auf den Kirchhof hin,
> An diesen Schreckensort,
> Und bat den Tod von Basel[1],
> Schaff' mir mei Alte fort.
>
> Als ich wieder nach Hause kam,
> Da war meine Alte tot.
> Ich spannte Roß und Wagen an
> Und fuhr die Alte fort.
>
> Als ich auf den Kirchhof kam,
> Das Grab war schon gemacht.
> Ihr Träger, leise, sachte,
> Daß die Alte nit erwacht!
>
> Scharrt zu, scharrt zu, scharrt immer zu
> Das alte, böse Weib!
> Sie hat bei ihrem Lebenstag
> Geplagt die jungen Leut'.
>
> Als ich wieder nach Hause kam,
> Fehlt mir's an Zeitvertreib.
> Da ging es kaum drei Wochen,
> Nahm ich ein junges Weib.
>
> Bei meiner lieben, jungen Frau,
> Da war die Freud' sehr groß.
> Doch dauert's kaum drei Tage
> So ging der Teufel los. [lang,
>
> Selten kommt was Besseres nach,
> Wie drückt das neue Joch!
> Ach, lieber Tod von Basel, Basel,
> Hätt' ich mei' Alte noch.

Wie oft hab' ich den Scherenschleifer mit seiner Geige vor den Bauern gesehen und gehört, wie er dieses Lied vortrug und dazu seine ganze Mimik und Gestikulation mitspielen ließ! —

Am Nachmittag erscheinen, wie schon früher erzählt, die

---

[1] Anspielung auf den berühmten Totentanz von Basel von Holbein.

Haslacher auf der Bühne. Da sind alle Wirte und alle Geschäftsleute vertreten, die mit den Bauern in Sachen des Verdienstes verwandt sind. Jeder Wirt, jeder Kaufmann und jeder Handwerker sucht dann bei der Hochzeit die Bauern auf, welche, wenn sie ins Städtle kommen, zu seinen Kunden gehören, und bringt ihnen zu trinken. Ich habe manchmal mit der Mutter in den bäuerlichen Wirtsstuben herumgehen und die Flasche halten müssen, während sie es den Bauern „brachte".

Ich sage „m ü s s e n"; denn so gerne ich auf die Hochzeiten ging des Essens, Trinkens und des Schauens wegen, das mochte ich nicht leiden, daß man den Bauern so hofierte und flattierte mit dem Zubringen.

Es mag den Haslachern allen diese „Mode" kein besonderes Vergnügen sein, allein sie gehört zum Geschäft, und ein kleiner Geschäftsmann hat sich zu allen Zeiten viel gefallen lassen müssen um das tägliche Brot.

Die Leute aus dem Städtle bringen in der Regel einige Unterhaltung in das Hochzeitsleben. Der Bauer führt nicht gerne Tischgespräche. Wenn er am Essen sitzt, will er seine Ruhe haben und widmet dieser Arbeit seine volle Aufmerksamkeit. Und er hat eigentlich recht.

Die Haslacher machen den Bauern einige Aufregung durch allerlei Grüßen und Fragen, wobei es an Witz und Humor nie fehlt. Auch in die Tänze der Bauern mischen sich die Städtler, und die Haslacher Hoteliers tanzen gerne mit den Bäuerinnen, die an Markttagen vor ihrem Gasthof anzufahren pflegen.

Während sich die Haslacher dann noch in den andern Dorfwirtshäusern herumtreiben, haben die meisten Bauern im Hochzeitswirtshaus schon anspannen lassen und sind talauf und talab heimgefahren, der Jugend den Tanzboden überlassend. Fährt ein Bauer mit der Bäuerin ab, so kommen der Hochzeiter und die Hochzeiterin mit hinaus, bringen ihnen noch einen Trunk aufs „Bernerwägele", und die Musikanten blasen

eines. St. Johannes-Segen trinken heißt das Volk diesen Abschiedstrunk, in den noch manche Träne fällt, wenn Vater und Mutter den letzten Abschied nehmen und heimfahren, während das Kind am Abend in sein neues Heim zieht.

Sind die angesehenen Hochzeitsgäste fort, so macht auch das neue Paar sich auf den Weg. Am andern Morgen müssen die jungen Eheleute beizeiten wieder aufstehen und drunten in der Dorfkirche erscheinen, wo in altherkömmlicher Weise eine hl. Messe für die toten Blutsverwandten gelesen wird. So verbindet das katholische Volk in sinniger Art das volle Leben mit der Erinnerung an den Tod.

Nach dem Gottesdienst wird mit dem Wirte abgerechnet, und dann geht's heim auf den Hof, wo die Prosa des Lebens beginnt; und da die beiden ohne Poesie in die Ehe eingezogen sind, erschrecken sie nicht ob der Prosa und nehmen in Gottes Namen das Leben, wie es kommt und geht. —

Das ist der „Hosig" im Kinzigtal. Die Neuzeit hat daran noch wenig geändert, weil der Kinzigtäler Bauer am Alten hängt und namentlich auch an seiner Volkstracht festhält. Wo diese schwindet, kommt der Kulturteufel mit sieben Gesellen ins Bauernvolk, und es zieht gar oft auch der alte Glaube und die alte Sitte mit dem Zwilchkittel und dem Mieder aus.

Unsere Staatsmänner machen Gesetze und Verordnungen zum Schutze von Altertümern; alles schöne und kunstvolle Alte in Holz und Stein, auf Papier und Leinwand soll geschützt und erhalten werden. Die alten Volkstrachten und damit die alten Volkssitten zu schützen, daran denkt kein Mensch, höchstens noch die Maler. Kirche und Staat sollten ihre Pfarrer, ihre Amtmänner und Lehrer anhalten, den Bauern zu predigen, an den Trachten festzuhalten.

Wenn früher ein Mädchen fiel, setzte man ihm einen Strohkranz aufs Haupt und stellte es vor die Kirchentüre. Das war vielfach hart und lieblos. Aber jedes Bauernmädchen und jeder Bauernbube, welche die Bauerntracht im

Dorf mit der Kleidung der Städter vertauschen, die gehören mit Strohkränzen vor die Kirche oder das Schulhaus gestellt und von der ganzen Gemeinde ausgelacht.

Ja, sagt das humane Gesetz, das wäre Zwang! Leiblichen Zwang perhorresziert der moderne Staat, aber der Gewissenszwang floriert. Wenn ein Bauernmädchen seine alte Tracht ablegt, schweigt der Polizeistock, aber eine Kapuzinerkutte, die duldet er nicht im Lande. Freiheit, wo es der Lumperei zugeht, und Zwang und Tyrannei, wenn die Menschen nach ihrer Art fürs ewige Leben sich vorbereiten wollen!

Am meisten ärgert es mich, wenn ich sehe, wie die Bauernjugend, die in ihrer Volkstracht so schmuck und natürlich aussieht, in den Stadtkleidern einherschreitet wie David in der Waffenrüstung Sauls. Wenn Bauernmädchen in moderner Kleidung sich aufputzen, sieht man ihnen das bäuerische Wesen viel mehr und auf den ersten Blick an. Sie trampeln daher wie junge Tanzbären in Krinolinen.

Als ich im Frühjahr 1892 durch ein abgelegenes Seitental der Kinzig schritt, begegneten mir gar Bauernbuben auf Velozipeden. Ich hätte auf die Kerle schießen können, so hat mich der Anblick dieses modernsten Kulturfortschritts geärgert.

Aber so muß es kommen.

Die Kultur ist eben ein Feuer, das jeden verbrennt, der mit ihm in Berührung kommt. Sie wärmt und leuchtet, aber sie zerstört auch. Sie hat bis jetzt alle Nationen, die mit ihr zusammenkamen, verbrannt, und die Weltgeschichte zeigt uns die Aschenhaufen.

Wenn sie es einmal so weit gebracht hat, daß die Schwarzwälder Bauern Verlobungskarten ausschicken statt der Hochzeitsläder, daß sie sich Visitenkarten machen lassen und ein halbes Jahr vor der Hochzeit verloben und gegenseitig anlügen, daß sie statt des Schäpel-Hirsche eine preußische Bowle trinken, Verlobungs- und Trauringe tragen, in

Glacés und Frack vor den Altar treten, Française und Kotillon tanzen und auf Velozipeden ins Städtle fahren, dann sind die letzten Zeiten germanischer Kultur gekommen, die Aschenperiode beginnt, und ich bin froh, daß ich bis dorthin nicht mehr lebe.

Der Anfang zu diesem zukünftigen Untergang des Volkstums ist bereits gemacht: Kultur und Mode sind eifrig an ihrer Totengräberarbeit! —



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Vierter Band

Schneeballen

Erste Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.



Schneeballen

Erste Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

In meinen „wilden Kirschen“ habe ich vorzugsweise Originalmenschen aus dem Kleinbürgertum, wie es in meinem heimatlichen Landstädtchen ehedem sich zeigte, dargestellt.

Ich habe mir nun seit dem Erscheinen des genannten Buches öfters vorgenommen, noch eine Stufe weiter ins Volk hinabzusteigen und einmal Charakterköpfe zu schildern aus dem Bauernstand, aus der Landbevölkerung, mit der ich als Knabe schon innig bekannt und vertraut wurde und unter welcher ich fünfzehn Jahre als Pfarrer am Bodensee gelebt und gewirkt habe.

Ich nenne diese Leute Schneeballen. Und wie und warum kam ich zu diesem Namen?

Der Titel eines Buches ist nicht bedeutungslos. Er soll in aller Kürze besagen, was das Buch enthält und bietet. Er ist das Aushängeschild des Schriftstellers und soll anzeigen, was der Mann feilbietet.

Wenn nun ein Schriftsteller gar ein solches „Kunterbunt“ und Durcheinander auf den Markt bringt, wie unsereiner, so ist es doppelt schwer, einen richtigen Titel für solch eine „Feilträgerei“ zu finden. So ging es mir schon manchmal und namentlich auch diesmal, da die Originalbauern mir immer und immer in den Kopf kamen und mich plagten, geschildert zu werden. Aber der Titel?

Da war ich denn im vergangenen Sommer, wie so oft schon, einige Tage in dem kleinen, reizenden Seitentälchen, das südlich von Hasle dem Elztale zu liegt — in Hofstetten beim Jörg, dem Forellenwirt. Von meinen Zimmern aus

hatte ich die schönste Sicht auf der Heimat Berge und Täler, die ich nach Lust und Laune durchwandeln konnte.

Eines Morgens war ich nun mit dem „Großvater", dem Onkel Jörgs und langjährigem Bürgermeister des Dorfes, auf der Heidburg gewesen und hatte mir von ihm erzählen lassen von all den einsamen Höfen, an denen wir vorbeizogen und deren einstige Bewohner ich auch noch gekannt.

Am Nachmittag lag ich unter meinem Fensterchen, träumte ins Tal hinab, dachte an die Bilder, welche der Großvater mir diesen Morgen wachgerufen, und sagte mir: „Es liegt doch noch in jedem Dorfe eine Menge Poesie begraben, wie ein ungehobener Schatz." Und die Bauernköpfe, die alten, die schon lange mich plagten, und die neuen, die der Großvater diesen Morgen in mir wieder aufgefrischt, traten alle drängend vor meine Seele. — „Du mußt doch was über sie schreiben," sagte ich mir aufs neue — „aber der Titel?"

Da fiel mein Blick auf das Schild meines Wirtes Jörg. Unmittelbar unter dem Fenstergesims hing es, und auf ihm standen die Worte: „Gasthaus zu den drei Schneeballen". Und wie ein Lichtstrahl durchzuckte es mich: „Der Titel ist gefunden, du nennst deine Bauern Schneeballen."

Und alsbald kam auch die Lösung, warum dieser Name passend sei. Schnee gibt's auf allen Bergen und in allen Tälern des Schwarzwalds, Schnee gibt's auch an den Ufern des Schwäbischen Meeres, und überall da wohnen auch meine Bauern und Landleute.

Der Schneeball ist von allen „Ballen und Ballons" der am schnellsten und in der kürzesten Zeit gebildete und geformte. So auch der Bauer. Auf seine Schulbildung verwendet man am wenigsten Zeit. Um einen Schneeball zu machen, kostet's wenig Vorbildung, um ein Bauer zu werden bedarf es wenig des theoretischen Unterrichts.

Wie der Schneeball wertlos als Kanonenfutter der

Knaben benützt und hin- und hergeworfen wird, so ist auch unser Bauernvolk der Prügeljunge und das Kanonenfutter der menschlichen Gesellschaft im Großen. Mit Schneeballen werfen die kleinen Buben den großen Leuten die Fenster ein, mit dem Bauernvolk werfen die großen Herren einander die Grenzpfähle ihrer Länder um.

Auf dem Schnee fahren die Kulturmenschen Schlitten mit Halli und Hallo, und doch ginge ohne ihn dies Vergnügen nicht. Auf dem Bauer prügelt seit Jahrhunderten alles herum, und doch hätte alles Vergnügen und alle Lebenslust bald ein Ende, wenn er nicht da wäre.

Der Schnee schützt die Saaten, damit im Sommer alles Brot habe, und der Bauer schützt „die Staaten" und verhütet, daß nicht alles revolutionär wird.

Der Schnee kommt vom Himmel und kehrt mit den Dünsten der Erde wieder dahin zurück, und der rechte Bauer bewahrt vorab den schönen Glauben, daß er vom Himmel komme und dahin zurückkehre.

Und wie im Frühjahr der Schnee vergeht, einsam vergeht in den Tälern und Bergen und spurlos versinkt in die Erde, so vergeht des einfachen Landmannes Leben. Einsam und ungekannt von der Welt hat er gelebt in seinem stillen Dorf oder auf seinem abgelegenen Berghof, und wenn er ins Grab sinkt, kümmert man sich in der Welt draußen so wenig darum, als um den geschmolzenen Schnee. Unbeschrieen vergehen diese Schneeballen des Menschenlebens zu Hunderttausenden und Millionen. Und doch sind es vielfach Menschenseelen gewesen, origineller, poetischer, charakterfester, als die Gummi- und Woll- und Kautschukballen in der Kultur- und Modewelt.

Drum sollen wenigstens diejenigen, die ich kannte oder von denen ich weiß, nicht so unbeschrieen aus der Welt gegangen sein und hinausgehen, und deshalb will ich im folgenden sie schildern unter dem Titel „Schneeballen"; Ballen, mit denen ich nebenbei auch, was man ja mit Schneeballen

so gerne tut, zeitgemäße Würfe nach anderen Leuten tun kann.

Es gibt unter den Schneeballen zwei Sorten, wie jeder aus seiner Knabenerinnerung weiß, weichere und härtere. Die letztern nannten wir in meiner Knabenzeit „saftige". Sie entstanden, wenn man Schneeballen machte zu einer Zeit, da ein Bruchteil des Schnees seine Natur etwas verändert und sich in Wasser aufgelöst hatte, das nun ein treffliches Bindemittel abgab beim Formen.

So habe ich auch zweierlei Schneeballen; die weicheren, elegischern, das sind meine Bauern vom Schwarzwald, und die härteren, poesielosern, das sind meine Rebleute vom Bodensee, welch letztere durch einen Zusatz von Seewasser, d. i. von Kultur, ihre Natur etwas verändert und etwas von der stillen Größe des Landvolkes verloren haben. —

Ich bemerke noch, daß meine Schneeballen so wenig, als die „wilden Kirschen", erfunden sind. Sie haben geleibt und gelebt und leben teilweise noch, so wie ich sie darstelle.

Nur bei einer Erzählung, beim „Vogt auf Mühlstein", habe ich, an die wirklichen Tatsachen und Personen anknüpfend, die Entwickelung des Ganzen in naturgemäßer Weise dichterisch wiederzugeben versucht. Sonst sind meine Schneeballen meist lose und kunstlos nebeneinander gelegt, wie es Kinder und ungeschickte Erzähler tun. —

Dem vorliegenden Bändchen wird in Bälde ein neues folgen, das den „Eselsbeck von Hasle", den „Vogt auf Mühlstein" und den „Jakobele in der Grub'" enthält.

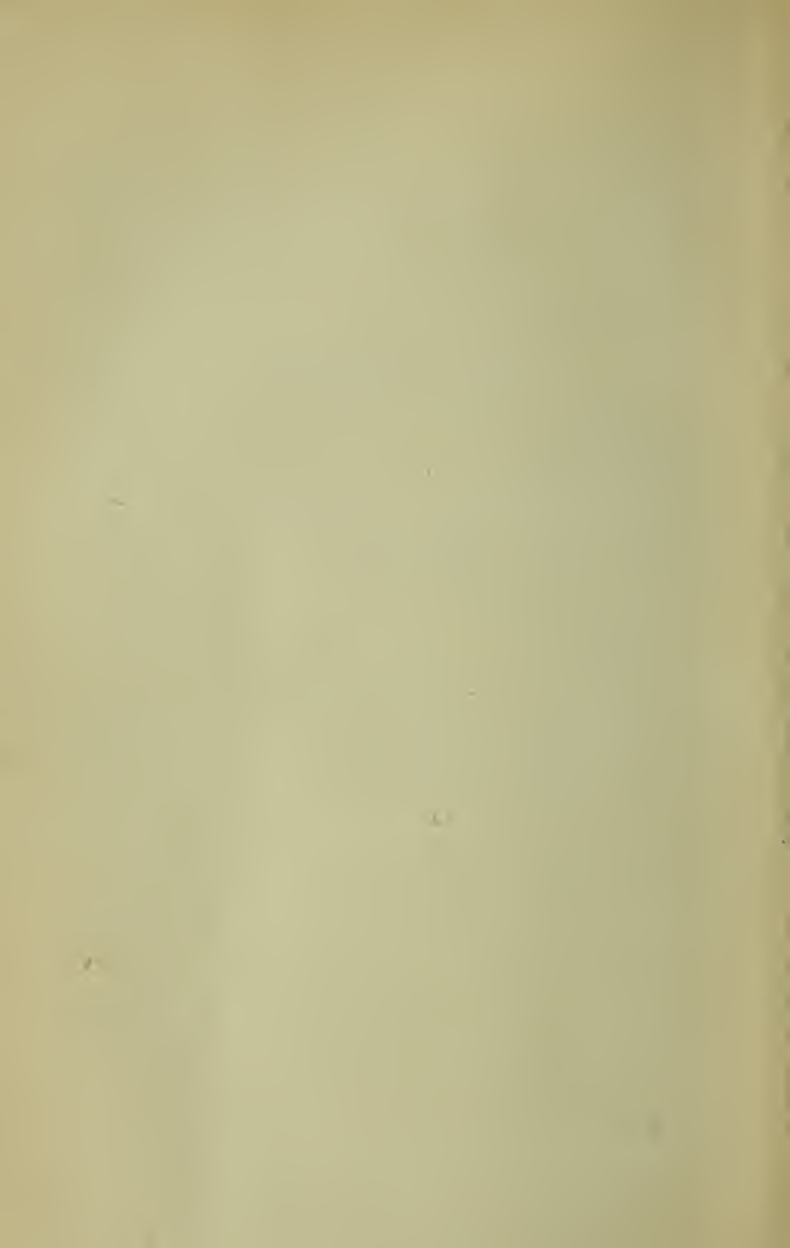
Eine später erscheinende zweite Folge soll dann die „Schneeballen vom See" bringen.

Freiburg i. B., Ende September 1891.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Karfunkelstadt	11
Der Wendel auf der Schanz	81
Der letzte Reichsvogt	124
Der Gotthard auf dem Bühl	206





Die Karfunkelstadt.

1.

Er war ein winzig kleiner Mann, in kurzen Lederhosen, hohen Stiefeln, langem Zwilchrock und schwerem Filzhut, der alte Ramsteiner Jokele aus dem „hintern Fischerbach", einem engen Waldtälchen kaum zwei Stunden östlich von Hasle. An Markttagen ritt er regelmäßig auf seinem kleinen Braunen ins Städtle, tief aus dem einsamen Seitentale heraus, das östlich von Hasle dem waldigen Nillkopf zuzieht. Beim „Becke-Philipp", meinem Vater, stieg er ab.

Bald darauf kam sein Sohn, der große Michel, ein schmucker, dunkler Bursche, der äußerlich vom Vater nichts hatte, als auch ein schielendes Auge wie dieser. Der Michel ging zu Fuß wie ein Heldensohn aus der Nibelungenzeit hinter seinem kleinen Rittervater her.

Marktware brachte in der Regel weder der Vater Jokele, noch Michel, der Sohn. Denn der Jokele hatte einen „rauhen Hof", meist nur Wald und Weidfeld. Das bischen Haber und Korn, das wuchs, brauchte der Bauer selber. Bisweilen kam die Bäuerin mit, eine große, hagere Frau, und dann fuhr der Jokele auf seinem „Bernerwägele", das nebst Bäuerin und Bauer eine „Zeine" voll Butter trug. Oder

an Jahrmärkten zog der Michel ein Rind hinter sich drein zum Verkauf.

Sonst kamen Vater und Sohn nur, um Käufer zu suchen für Holz und Kohlen oder den Viehpreis zu erkundschaften, damit sie den Haslacher Metzgern, wenn sie in den hintern Fischerbach kamen, nicht alles zu glauben brauchten. Und der lange Sohn ging mit dem kurzen Vater, weil der Michel ein geborener Schlaumeier, der Jokele aber die billige Denkungsart zu Pferd war.

Der Michel gehörte zu jenen für den Handel glücklich veranlagten Naturen, welche hinter einem ganz blöden Gesichtsausdruck ungemeine Klugheit verbergen und so eine Firma tragen, die sie eigentlich gar nicht vertreten. Wer dann auf die gutmütige Firma hin mit solchen Leuten ein gutes Geschäft zu machen sucht, ist in der Regel „der Dumme" gewesen, wenn das Geschäft fertig ist.

Die Weiber haben stets den richtigen Instinkt in solchen Dingen, und so auch des Jokeles Frau und des Michels Mutter. Sie hatte es längst heraus, daß der Jokele im Städtle zu billig verkaufe und zu gut sei für die Haslacher Metzger. Da des Sohnes Michel Schlauheit aber nach dem natürlichen Erbrecht, vermöge dessen die Kinder den Geist der Mutter erben, ihre eigene war, so wurde der Michel eben immer beordert, als Spion und Aufpasser dem Vater nachzumarschieren.

So oft der Jokele sein Pferd sattelte vor seiner alten Strohburg, ging der Michel in seine Kammer und machte sich reisefertig. War dann der Alte hinter dem Kostwald verschwunden, so trabte er hintendrein. Und kaum war der Jokele abgestiegen und saß bei einem Gläschen Schnaps bei meinem Vater, dem Becke-Philipp, so kam der lange Michel unverhofft zur Türe herein als unwillkommene Schutzwache gegen die Handelskniffe auf dem Haslacher Markt. Der Jokele schimpfte alsbald über „das Hintedrilaufe", schimpfte nicht blos wegen der Spionierung, sondern auch

aus einem andern Grunde: Er trank gern über den Durst, der kleine Mann, und wackelte dann auf seinem Rößlein; darum sandte die Mutter den Michel auch aus leiblicher Sorge für den Vater. Beim Heimweg marschierte deshalb der Michel stets scharf hinter dem Schweif des braunen Rößleins.

Der Jokele aber war drum doppelt bös, weil das Erscheinen Michels ihn an zwei Schwächen erinnerte, an seine geistige Schwäche und seine Stärke im Trinken. Er brummelte einige Zeit und ließ den Michel neben sich sitzen, ohne ihm „das Glas zu bringen", was gegen den ersten Wirtshausanstand der Bauern verstößt. Der Michel aber schaute mit seinem „unschuldigen" Schlaubergergesicht bescheiden und still vor sich hin, bis der Alte, seinem Schicksal sich ergebend, das Glas ihm hinüberschob: „Do trink', Du Gendarm!" Der Michel überhörte gerne den Gendarm, nahm das Glas, sprach: „G'seng Gott[1], Vater", und trank. Und damit war der Friede bis zum nächsten Markttag geschlossen. Beide gingen dann auf den Markt und machten ihre Geschäfte oder schlossen den Verkauf im „Becke-Hus" ab.

Der Jokele und mit ihm der Michel waren guten, uralten Bauerngeschlechts. Vor vielen Jahrhunderten, als noch der Ram, wie die alten Deutschen den Steinbock nannten, vom Rill- und Kostwald herab bis zum Schornfelsen wanderte, da saßen vorn im Tal auf dem Felsen bei der Michelskirche die Ritter von Ramstein; Edelknechte der Grafen von Fürstenberg.

Ihr Geschlecht pflanzte sich auch in Bastarden fort, die Ramsteiner hießen. Einem solchen gehörte ursprünglich der Hof des Jokele, und da auf dem Schwarzwald die Höfe wie die Burgen in der Regel den Namen des ersten Besitzers forterben, hießen die nachfolgenden Bauern alle nach dem Hof „Ramsteiner" und darum so auch der Jokele, welcher seines Geschlechtes ein Heizmann war.

[1] Gesegne es Gott.

Heizmann, Räpple und Armbruster heißen die meisten Buren im Fischerbachertale. Ramsteiner von Geschlecht gibt's heute noch, aber wenige. Sein letzter großer Vertreter in meiner Knabenzeit war der Bur auf der Bergeck — Gregor Ramsteiner — in Gesicht und Gestalt ein adeliger Ritter des Mittelalters. Er wandelte aber unter seinen Mitburen als der „Bergecks-Gori", den ich in meiner väterlichen Stube gar oft gesehen habe. Erst anno 1861 haben sie ihn, den Kinderlosen, begraben. —

Der Ramsteiner Jokele besuchte Hasle nur an Markttagen. An Sonn- und Feiertagen wanderte er über den Sattel des Nillwaldes in die Reichsstadt Zell am Harmersbach. Dahin hatte er näher in die Kirche als in seine Dorfkirche zum hl. Michael vornen im Haupttale der Kinzig. Und in Zell ist zudem eine Wallfahrt, und da gibt's auch bessere Wirtshäuser und bessere Bratwürste und in der Fastenzeit bessere Stockfische, ein Lieblingsessen der Bauern meiner Heimat.

Nach Hasle geht's mäßig bergab und „heimezu" ebenso mäßig bergauf, nach Zell steil bergauf und bergab. Deshalb ritt der Jokele nach Hasle und wanderte zu Fuß nach Zell.

In Zell gab's nichts zu handeln für die Buren in Fischerbach. Die Buren aus den nächsten Tälern rechts und links von Zell besorgten dies, und vom Gaul konnte der Jokele auch nicht fallen, weil er im Heimweg auf keinem saß, und so ging der Michel in der Regel nicht hintennach, wenn der Vater wallfahrtete, sondern er zog mit den andern hinaus in die Dorfkirche.

So kam es, daß dem Jokele einmal an einem Wallfahrtssamstag in der Fastenzeit ein kleines Malheur passierte. Er hatte im Löwen in Zell gute Gesellschaft getroffen. Der alte Eckerbur, sein Nachbar über der Wasserscheide drüben, hatte beim Schmied in Zell Geld eingezogen für gelieferte Kohlen, und da gab's „Kohlewi", d. h. vom besten Wein,

wie üblich, wenn die Bauern im Harmersbacher Tal Kohlen ins Städtle geführt haben.

Der „Kohlewi" im Löwen besteht in der Regel aus Durbacher Weißherbst oder einem starken Vermersbacher, ist also ein Herrenwein erster Klasse. Der Eckerbur kehrte am Nachmittag über den Gröbenerhof, wo auch eine Wirtschaft war, heim und den Entersbach hinauf, der Jokele aber wollte keinen Umweg machen mit seiner Last „Kohlewi" und ging seinen geweisten Weg durch den Schreilesgrund und über die Buchhöfe dem Kamm zu, der das Tal des Harmersbaches vom Fischerbach trennt.

Ganz oben steht einsam ein „Bildstock", von den Bauern der „Bußbildstock" genannt, wohl weil hier einem Bauer Namens Buß, eines im Harmersbacher Tal häufigen Geschlechts, einmal was Schlimmes zugestoßen war. Man hat eine herrliche Schau bei diesem „Marterl", wie die Tyroler sagen, über den Schwarzwald und die Vogesen hin.

Wenn der Wanderer auf dieser Bergwand steht, sieht er auf der einen Seite nach Osten tief unten des Jokeles Hof und auf der andern nach Westen den Hof des Eckerburen. Der alte Eckerbur mochte noch im Gröbenerhof bei einer neuen Auflage „Kohlewi" sitzen, da der Jokele beim Bildstock ankam, müde und keuchend, denn noch lag der Schnee auf allen Bergen, und es war, obwohl Mitte Februar, grimmig kalt. Der Schnee seufzte unter den hohen Stiefeln des kleinen Mannes, dem der „Kohlewi" mächtig zu schaffen machte. Die Last war immer schwerer geworden in der frischen Luft und bergauf.

Endlich oben angekommen, murmelte der Jokele ein „Gott Lob" und schaute sich, stillstehend, um. Er schaute aber zu weit ins Tal hinab, Zell zu, und nach der Richtung des Eckerhofs, so daß er ins Schwanken kam, das Gleichgewicht verlor und mit „allen Vieren" auf die Schneewand fiel, die steil ab sich senkte dem Eckerhof zu. Der Schnee war fest und der Mann leicht, und darum sank der Jokele

nicht ein, konnte sich aber auch nicht mehr aufrichten und rutschte (glitt) nun sachte die Schneebahn hinab, wie ein Frosch.

Drunten waren die Knechte des Eckerburen und sein Sohn Konrad, der heutige Fürst auf der Eck, eben am Dreschen in der offenen Tenne. Die sahen ein schwarzes Ding den Berg herabgleiten, froschähnlich sich fortbewegend, wie ein Riesenamphibium aus der „Saurierzeit". Sie staunten nicht wenig, als sie in dem Ankömmling bald darauf den Jokele erkannten, hoben ihn lachend auf, legten ihn einige Stunden auf die Ofenbank, wo er den „Kohlewi" ausschlief, um am Abend sicher über die weiße Decke seinem Hof zuzuwandern. —

Eines Tages, ich weiß nicht mehr genau, war es im Februar 1850 oder 51, kam der Jokele in unsere Bäckerstube. Hintendrein alsbald der Michel. Nach dem üblichen Friedensschluß zwischen beiden sprach der Jokele zu meinem Vater: „Philipp, Ihr müßt mir auch einmal etwas abnehmen. Ich brauche Geld; geschlagenes Holz hab' ich keins, wirklich auch kein Vieh und keine Kohlen zu verkaufen, aber einen schönen ‚Eichbosch', den geb' ich Euch zum Abholzen und zwei Jahre als ‚Reutfeld' um 200 Gulden."

Mein Vater schaute den Michel an und der Michel schielte zu ihm hinauf und sprach: „Jo, Philipp, ich un d'Muatter sind au iverstande." Ich stand daneben und hatte eine Weltsfreude, daß wir einen Wald bekommen sollten. Der Becke-Philipp meinte, es sei sonst nicht seine Sache, solche Geschäfte zu machen, wenn aber dem Jokele ein Gefallen geschehe, so wolle er den „Bosch" in den nächsten Tagen beschauen und dann den Handel fertig machen.

Schon am andern Morgen ging der Vater ins Fischerbachtal; ich durfte nicht mit, der Schule halber, erhielt aber das Versprechen, das nächstemal den Vater begleiten zu dürfen, wenn der Handel richtig wäre. Als der Vater am Abend heimkam, war der Kauf perfekt, und ich jubelte über den Eichbosch, als wäre er ein Rittergut.

Am Sonntag darauf in aller Frühe, während die ersten Bauern aus dem nahen Schnellingen und Bollenbach vor dem Kirchgang ihren üblichen Schnaps bei uns tranken, kamen zwei kleine Bauersmänner, die ich vorher nie gesehen, in unsere Stube, präsentierten sich dem Vater und sprachen: „Wir sind zwei Holzmacher aus der Karfunkelstadt; der Jokele, unser Nachbar, schickt uns zu Euch. Wir wollen den Eichbosch abholzen und alles z'weg richten um 60 Gulden und jede Woche eine Maß Schnaps und vier Laib Brot."

Ich schaute die zwei Männlein in ihren hohen, schweren Filzhüten und den langen, leinenen Röcken an wie zwei Menschen aus einer andern Welt, weil sie gesagt hatten, sie seien aus der — Karfunkelstadt. Vom Karfunkelstein, dem fabelhaften, hatte mir längst die „Lenebas" erzählt, die Schwester meiner Großmutter, daß er so rot und so glänzend sei, daß er leuchte, selbst wenn er in einem Ofenloch läge. Und jetzt sah ich gar Leute vor mir, die aus der Karfunkelstadt kamen, wo ich mir alles voll dieser schönen Steine dachte.

Der Vater schloß mit den zweien das Geschäft ab und setzte ihnen Brot und Schnaps vor. Ich machte mich gleich neben sie und fragte, ob sie keine Karfunkelsteine bei sich hätten. „Büble," sprach der ältere, „in der Karfunkelstadt gibt's keine Karfunkelsteine, da wohnen nur arme Leute." Ich aber konnte nicht klar werden über den wundersamen Namen der Karfunkelstadt, und es gingen von da ab 40 Jahre ins Land, bis ich mir ihn zurechtlegte und in diese wunderliche Stadt hineinkam. Ich sah sie vorher stets nur von ferne, und es ging mir wie Moses, der bloß einen Blick tun durfte ins gelobte Land.

Der Tag, da ich zum erstenmal in die Karfunkelstadt hinabschaute, ist mir unvergeßlich. Es war der 10. März eines der obengenannten Jahre. Der Vater hatte mir erlaubt, aus der Schule zu fragen, um in aller Frühe mit ihm in den Fischerbach zu gehen. Er wollte nachsehen, was die Karfunkelstädter im „Eichbosch" schon hantiert hätten.

Wenn ich heute mit einem Extrazug unentgeltlich und mit allen Bequemlichkeiten einer behaglichen Reise um die Welt fahren dürfte, hätte ich keinen Teil der Freude, wie an jenem trüben Märzentag.

Bis zum „Hirschen" in Fischerbach war mir die Welt bekannt. Bis dorthin war ich mit unseren Bäckerjungen Sepp und Peter manchmal im Spätsommer am schmalen Fischerbächlein hinaufgezogen, um wilde Hopfen zu holen. An diesem winzigen Forellenbächlein, das einst die Grenze bildete zwischen den Diözesen Straßburg und Konstanz, wuchsen, an den Erlen- und Haselstauden rankend, die schönsten wilden Hopfen, und die brauchte mein Bäckervater zum Backen anstatt der Hefe.

In der Regel gab uns der Vater für zwei Mann einen Sechser (20 Pf.) und jedem ein halbes Groschenlaible auf den Weg, der um Mittag angetreten wurde. Hopfensuchend zogen wir, am kleinen Bächlein angekommen, an seinen hüpfenden Wassern hinauf bis zum Hirschen. Da wurde der Sechser „vertrunken" in drei Schoppen sogenannten Bieres, das heute kein Mensch mehr trinken würde, uns aber als wahrer Göttertrank galt.

Mit duftenden Hopfenranken beladen, eilten wir am Abend selig aus dem Tälchen der Heimat zu. —

An jenem 10. März gab's aber für mich eine Reise in eine neue Welt. Der „Hirschen" liegt am Scheideweg. Links von diesem Wirtshaus geht's in den Fischerbach, rechts in den Waldstein, zwei enge Waldtälchen, in denen nur der Weg und die Bächlein auf der Talsohle liegen, während zu beiden Seiten die Bergwände mit den vereinzelten Höfen steil abfallen.

Beim „Hirschen" fing es an zu regnen, und der Vater meinte, das sei heute gar nicht gut; denn es sei der Tag der 40 Märtyrer und wenn es da regne, regne es 40 Tage. Wenn er gesagt hätte, es regne 40 Jahre, hätte er die Freude meines Herzens, in die Karfunkelstadt zu kommen, nicht

stören können. Eine Sintflut allein hätte den Sonnenschein in meinem Innern zu begraben vermocht, sonst nichts.

Im Weiterschreiten zeigte mir der Vater die einzelnen Höfe, deren Besitzer ich alle kannte, weil sie beim „Becke-Philipp" ihre Einkehr hatten — den Schüttebur, den Bur im Rechgraben und den auf dem Holzberg. Droben neben dem Kostwald, einem Besitztum des Fürsten von Fürstenberg, thronte der Kostbur, gleich hinter ihm tief unten im Tälchen der Löchlebur. An den erinnere ich mich gar wohl. Er hieß Mathis und war ein stiller, stiller Mann, während sein Nachbar, hoch oben an der dem Kostwald entgegengesetzten Bergwand, der Vogelsbur, ein geborener Redner war, heiter und lebenslustig, wie ein Vogel.

Nach einer starken halben Stunde sollte meine Sehnsucht gestillt werden. Wo der Weg sich teilt, der eine hinab ins „Löchle", der andere dem Nillkopf und dem Ramsteiner Jokele zu, da hielt der Vater an, zeigte oberhalb dem Löchlehof, drunten im tiefen, engen Talrisse, auf drei elende Hütten, die fast nebeneinander standen, und sprach: „Des isch Karfunkelstadt."

Ich war schon enttäuscht, als der kleine Holzmacher mir gesagt, in der Karfunkelstadt wohnten arme Leute, aber noch mehr, als ich die Strohhütten mit dem duftigen, glänzenden Namen ansah. Doch der Vater konnte mir den Namen nicht erklären und auch der Jokele und der Michel nicht, auf deren Hof wir zuerst einrückten und von dem aus die arme Karfunkelstadt noch besser zu sehen war.

Mich aber hielt der Name, den die armseligen Hütten trugen, fortan wie ein Zauber im Banne bis zu seiner Lösung nach vielen, vielen Jahren.

Beim Jokele wurden der Vater und ich hoch aufgenommen, und ich traf alte Bekannte, die ledigen Kinder Jokeles, die an Jahrmärkten in unser Haus kamen und die ich wie Michel, den Gardisten, alle kannte — den Sepp und Jokele, den Jüngern, die Kreszenz, die Sibylle, die Agnes,

die Fränz und die Helene. Sie waren alle älter als ich, und die Agnes machte mir anno 49, als die Preußen im Tal lagen, einmal viel Kopfzerbrechens. Eines Sonntags sah ich sie mit einem preußischen Unteroffizier, den ich heute noch malen könnte, und der beim Nachbar Strumpfstricker im Quartier lag, spazierengehen. Ich kam aus dem kindlichen Staunen nicht heraus, wie und warum der fremde Preuß' und die schwarze Agnes aus dem hintern Fischerbach sich gefunden hätten. In aller Unschuld fragte ich die Zwanzigjährige später einmal, und sie gab mir, dem Zwölfjährigen, die niederschmetternde Antwort: „Des goht kleine Buabe nichts an." —

Nach dem „Diner", aus Schinken, Eiern und Bratwürsten bestehend, führten uns der Bauer und sein Gardist in ein Miniaturtälchen unter dem Nillkopf hin, das so einsam und verlassen daliegt, daß ich wohl glaube, es habe es seitdem nie mehr ein Fremder, auch nicht einmal ein Haslacher, betreten. Es widerhallte heute von den Axthieben der zwei Karfunkelstädter, die von diesem Tage an meine Freunde wurden.

An Sonntagen kamen sie und holten für sechs Tage ihren Schnaps und ihr Brot, und unter der Woche mußte ich, einmal in der Regel, zu ihnen in das einsame Tälchen und schauen, wie es gehe. Der eine hieß Philipp, der andere Theodor und gehörten beide zum Geschlechte der „Armbruster".

Der Philipp war Hausbesitzer und Herr einer der drei Strohburgen in der Karfunkelstadt. Drum hatte der Bauer ob der Karfunkelstadt, der Jokele, ihm auch seine Tochter, die Marie-Anne, zum Weib gegeben, ihm, dem Taglöhner, der nur zwei Kühe hatte.

Sein Bruder Theodor war „Stadtkorber", das ist Korbmacher in der Karfunkelstadt. Im Spätjahr und zur Winterszeit zog er von Hof zu Hof und fertigte den Bauern aus den am Bache selbstgezogenen Weiden Körbe, Zeinen und

„Bennen" (für die Wagen), und im Frühjahr machte er Holz.

Der Theodor fungierte aber noch als etwas anderes in der Karfunkelstadt. Er war der „Stadtmetzger". Kälber und Rinder wurden aber in der Stadt nie gemetzget, höchstens ein oder das andere Ziegenböcklein oder Schwein. Was der Stadtmetzger aber in Hülle und Fülle schlachtete, das waren Hunde und Katzen.

War der Korber in seinem Gewerb' bei irgend einem Bauer und hörte, daß ein Hund oder eine Katze, sei es wegen Alters oder Krankheit, das Leben lassen müsse, so erbat sich der Stadtmetzger das Tier, trug die Katzen in einem Sack und führte die Hunde an einem Strick heim, auf daß man sehe, daß er lebendiges Fleisch schlachte. Am andern Morgen oder in der Nacht noch metzgete er die Bestie, beizte sie ein und verzehrte sie mit seinem Bruder Philipple.

Hatte er Überfluß, so wurde ein Teil des Fleisches geräuchert oder die ganze Karfunkelstadt konnte sich laben.

Der Philipp und der Theodor hatten noch einen dritten Bruder, den ich nie zu sehen bekam. Er hieß „Andres", wohnte ebenfalls beim Philipp samt Weib und Kind und trug den offiziellen Titel „Stadtschnider". Der Schneider aus der Karfunkelstadt war natürlich der einzige Stadtschneider in Fischerbach und Waldstein und darum gesucht auf allen Höfen. An Werktagen schneiderte er und an Sonntagen dinierte er, wo er während der Woche geschneidert hatte, und darum bekam ich ihn nie zu sehen.

Mit Stolz erzählte der Philipp, daß auf seiner „Burg" stets der „Stadtschnider" gewohnt und er selber von seinem Vetter, dem Schnider-Philipp, die Burg und den Namen, der „Andres" aber die „Stadtschniderei" überkommen habe.

Was mir jungem Haslacher am meisten auffiel, war die gemessene Ruhe und die ernste Stille der beiden Holzmacher; Eigenschaften, die ich im Städtle an den Menschen gar nicht gewohnt war.

Ich lag oft stundenlang in der Nähe der zwei Männlein am Waldrand und ruhte mich vom Marsche aus; aber keiner sprach ein Wort bei der Arbeit, auch mit mir nicht. War ich am Nachmittag gekommen und hatte ihnen regelmäßig eine Extraflasche Schnaps mitgebracht, so brach der Philipple, wie er seiner Kleinheit halber überall hieß, nach einiger Zeit das Stillschweigen mit den Worten: „Bruader, komm mir welle s'Vierebrot nehme!" Dann setzten sie sich in meine Nähe, aßen Brot und tranken Schnaps.

Jetzt wurden sie etwas gesprächiger, aber beide redeten so langsam und monoton, als machte das Sprechen ihnen die größte Mühe. Wenn ich dann immer wieder nach der Karfunkelstadt fragte, da meinte der Philipple regelmäßig: „Die Karfunkelstadt ist die ärmste und kleinste Stadt auf der Welt. Da wohnen luter ‚kripplige Lit, voll' übel' Zit'[1]." „Ja," fuhr dann der Bruder „Korber" weiter, „es ist ein Spott, daß drei so kleine Hüsle mit armen Liten Karfunkelstadt heißen."

Woher der Name käme, konnte mir damals auch keiner von ihnen und bis heute kein Karfunkelstädter sagen, ich mußte es selber finden.

Hatten die beiden Männlein ihr Vieruhr-Brot genommen, so sprach der Philipple zu mir: „So, Kleiner, jetzt mach Dich auf den Weg, sonst kommsch in d'Nacht. Wir lassen den Vater grüßen und danken für den Schnaps. Am Sunntig kumme mir (wir) au wieder na (hinab)."

Ich schnitt mir noch einige schöne Gerten, ließ mir im Vorbeigehen beim Jokele noch einige Äpfel oder Nüsse einstecken und hüpfte munter in den Frühlingsabend hinein aus den Bergen dem Tale zu.

Es war meistens dunkel, wenn ich ans Räpple-Michels Bildstock kam bei der Ausmündung des Fischerbacher Tälchens ins Kinzigtal, und da fürchtete ich mich regelmäßig.

Im Juni 1847 war hier der alte Räpple-Michel, ein Leib-

[1] Armselige Menschen voll mühsamen Lebens.

gedingmann, der beim „Hirschen" wohnte, wie die Inschrift auf dem Bildstock erzählt, „in die Hände seiner Feinde gefallen; sie mißhandelten ihn barbarisch und zogen ihn hinab in den Bach und ließen ihn halbtot liegen."

Der Steinhauer, der die Legende in den Stein gemeißelt, war Dichter; denn zum Schluß läßt er den Räpple-Michel sprechen: „Adieu Ihr Schwestern und Brüder, am Tag des Gerichts sehen wir uns wieder."

Ich las oft diese Beschreibung im Hinweg, und beim abendlichen Rückweg überkam mich jeweils einiges Grauen, und ich verdoppelte meine Schritte. Noch genau erinnerte ich mich an die grausige Tat, sie war ja kaum einige Jahre zuvor geschehen.

Um den „Hirschen" stehen, was sonst nirgends im Fischerbach der Fall, einige Höfe beisammen. In dem einen saß der Räpple-Michel als einstiger Besitzer und Pensionär (Leibgedinger). Er hatte einem Verwandten den Hof übergeben. Unfern davon stand des Nachbars, des Moserbauern, Hof. Der brannte eines Tages nieder, und der Nachbar erhielt ein neues Haus. Der Räpple-Michel meinte, es sei das nicht mit rechten Dingen zugegangen, und so oft er, was nicht selten war, einen Schnaps zu viel getrunken hatte und dann den „Moser-Romme" am Kopf sah, riß er sein Schiebfensterle auf, schrie: „Mordbrenner" und schloß es wieder.

Daß grimmiger Haß den Nachbar Roman erfaßte, ist begreiflich. Aber auch in seinem eigenen Haus hatte der Michel einen Feind, und das war Hans, der Bur. Ein Leibgedinger ist in der Regel unwert, und wenn's der eigene Vater ist.

In Stadt und Land können alte Eltern von dieser Welt scheiden, ohne große Trauer zu hinterlassen, wenn die Kinder einmal alles haben, was jene besaßen. Auf dem Land muß zudem der Bauer dem Leibgedinger „von allem Besten" geben, was wächst und was er pflanzt in Haus und Feld.

Drum kommt es bisweilen vor, daß man betet um ein baldiges seliges Ende für den Vater, Schwiegervater oder Vetter Leibgedinger. Ist dieser gar noch hart und besteht auf pünktlicher Ablieferung alles dessen, wozu er berechtigt ist, so ist „der Teufel beim Bauer bald los".

Der Räpple-Michel, den ich noch wohl kannte, war ein harter Mann und, wenn er zuviel getrunken, mit einer bösen Zunge behaftet. So war es leicht, mit Hans, dem Bur, und mit Roman, dem Nachbar, in Zwiespalt zu kommen. Beide verabredeten demnach, dem Michel aufzupassen und ihn gehörig durchzuhauen, wenn er einmal draußen in Weiler im „Ochsen" seinen Schoppen trinke und heimkehre. An Peter und Paul des genannten Jahres gab's Gelegenheit. Sie lauerten dem Michel am Abend auf und verübten die Tat in einer Weise, die den Tod zur Folge hatte. Am Morgen fanden die Knechte vom Roserhof den Halbtoten am Bache liegen; er konnte die Täter noch nennen, und dann starb er.

Ich sah sie von den Gendarmen ins Städtle bringen und manchmal in den kommenden Wochen die blutjunge, schöne Frau des Hans in Tränen vor unserm Hause vorübergehen, wenn sie aus dem Gefängnis kam oder dahinging. Der Roman erhielt acht, der Hans fünf Jahre Zuchthaus. Der letztere lebte noch samt seiner Frau bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und es muß dem Hans schlimmer zumute gewesen sein, wenn er am Bildstock unfern seines Hauses vorüberging, auf dem er als Mörder gebrandmarkt ist, als einst mir, dem Knaben, wenn ich am Abend von meinen Karfunkelstädtern her an jener Stelle vorüberkam. —

2.

In den halben Sommer hinein arbeiteten der Philipple und der Korber für den Vater, und ebensolange dauerten meine Besuche im stillen Tälchen am Nillkopf. Die zwei

Holzmacher brachten an Sonntagen nach und nach auch die andern Häupter der Karfunkelstadt mit, den „Stadtmurer" Eble, den Besitzer der zweiten Strohburg, und den Heizmanns-Jörgle, einen Bruder des Ramsteiner Jokele, den Herrn der kleinsten und letzten Hütte der Stadt.

Der Stadtmurer vertrat das Parlament der Stadt; er war Redner und trug einen „fermen" Schnurrbart, während alle andern nur mit Ohrenbärten behaftet waren. Der kleine Jörgle in seinen kurzen Lederhosen repräsentierte in der Karfunkelstadt den puren Bauer. Er trieb lediglich seine paar Feldchen um, hielt einige Geißen und eine Kuh, gab sich aber in vollster Genügsamkeit mit keinem Nebenverdienst ab. Ja, er teilte seine Burg, die nicht drei Wohnräume hatte, noch mit zwei Brüdern, die ich aber nie sah. Sie arbeiteten bei den umliegenden Bauern als Taglöhner und kehrten abends heim in die Burg der Väter.

Der Jörgle hatte nur einen Sohn, den Bonifaz, den wir später kennen lernen, der Philipple aber eine „ganze Herde" kleiner Kinder, der Stadtmurer gar keine. Drum war er in der Lage, von seiner Burg noch ein Gemach abzutreten für die Witwe eines dritten Bruders des Jörgle und für deren Tochter, das Gritle, von dem wir noch mehr reden werden. Um acht Gulden pro Jahr hatte der Stadtmurer sie ins Quartier genommen. Diese beiden sah ich in meiner Knabenzeit nie, nur der Stadtmurer und sein Weib kamen nach Hasle.

Ehedem war des Stadtmurers Burg mit Kindern bevölkert. Sein Vormann im Burgbesitz, der Arnolde-Basche, hatte zehn lebendige Kinder, und als er frühe starb, verlegte sich seine Frau nach alter Art auf „Raubritterei". Sie stahl Geißen und Kühe, führte sie weit über Berge und Tal auf Jahrmärkte und verkaufte sie. Die Gemeinde Fischerbach hatte keinen Sinn für derartige ritterliche und mütterliche Taten zum Ernähren der Kinder. Die „Ritterin"

wurde nach Amerika geschafft und ihre Kinder im Tale bei Bauern und Verwandten zerstreut. Die Burg aber kaufte der Maurer Eble und wurde dadurch „Stadtmurer".

Die vier Karfunkelstädter, der Philipple, der Korber, der Stadtmurer und der Heizmanns-Jörgle saßen in obengenannter Zeit manchen Sonntagmorgen in unserer Stube, ein Bild der Einigkeit. Ihre Hütten standen fast so nahe beisammen, als sie selber in meines Vaters Stube beisammen saßen und von der Karfunkelstadt redeten, wo, wie der Stadtmurer zu sagen pflegte, kein Bürger lesen und schreiben könne, keiner über die Armut hinauskomme, alle im Frieden und so tief unten im Tale lebten, daß Sonne und Mond kaum zu ihnen hinabschauen könnten.

Die Karfunkelstadt, meinte der Stadtmurer weiter, sei die einzige Stadt der Welt, die kein Wirtshaus habe, keine Schule, kein Gericht, keine Polizei und keine Stadtlaternen.

Doch hatten die Karfunkelstädter in der Nähe ihre Zusammenkünfte, die das Wirtshaus ersetzen sollten.

An Sonntagnachmittagen und an Winterabenden ist es öde und einsam in den Gehöften der Täler und Berge des Schwarzwaldes. Ein Hof ist vom andern zu entfernt, und so sind die Bewohner der einzelnen Höfe meist auf ihre eigene Einsamkeit angewiesen.

Die Karfunkelstädter wohnten zwar so nahe beisammen, wie die Bäume im Wald, allein sie konnten sich in keiner ihrer Burgen ein Rendezvous geben, weil jede zu klein war, um die sämtlichen Stadtleute zu fassen. Hinauf zum Ramsteiner Jokele war es nicht gar weit, es ging jedoch bergauf. Aber unter der Karfunkelstadt, „im Löchle", da saß als der nächste der „Löchlebur", der Mathis, und der hatte eine Stube, groß genug für die Karfunkelstädter, und dahin gingen sie und spielten Karten mit dem „Bur" und seinen Knechten.

Daß die Karfunkelstädter arm und genügsam waren,

dafür zeugt ihr Spielwert. Sie spielten in der Regel um Nüsse und Bohnen und, wenn's hoch herging, um Kirschenwasser. Und wenn sie spät am Abend vom Löchle hinüberwanderten in ihren stillen „Grund", da waren sie, wie der Stadtmurer, der in der Fremde gewesen, meinte, seliger und zufriedener, als die Geldspieler in Baden-Baden. —

Wie alles in der Welt hörte auch einmal der Holzschlag für den Becke-Philipp zu Hasle auf und mit ihm die Besuche der Karfunkelstädter, die ihren Weg, wie zuvor, meist wieder nach Zell nahmen. Der Ramsteiner Jokele verließ im folgenden Frühjahr diese Erde. Er war richtig einmal nachts ohne den Michel von Hasle heimgeritten, vom Pferde gestürzt und im Talbächlein ertrunken.

Der Michel wurde Bauer. Ich erlebte es noch beim Beginn meiner Studien, daß er, der wegen der Schulden seines Vaters, die er mit dem Hof übernommen, ringsum im Kinzigtal keine Frau fand, eine ebenso brave als schöne Schappacherin dem Nillwald zuführte. Bald hernach verließ ich selber das Elternhaus, um in Rastatt an der öden Murg meine Tage zu vertrauern als Quartaner.

Die Karfunkelstädter sah ich fortan nie mehr. Ausflüge machte ich in den Ferien keine, ich lag als kleiner Lyzeist in den Wäldern um Haslach und als großer im Bierhaus. So kam ich höchst selten aus dem größern Rayon des Städtchens hinaus. Nur den Michel sah ich bisweilen an Markttagen und erinnere mich noch wohl, wie er mir eines Tages weinend die Hand gab zum Willkommen und erzählte, er habe seine Frau verloren. Noch nach Jahren, wenn ich ihn wiedersah und fragte, wie es gehe, konnte er weinen, daß der Tod ihm seine erste Frau genommen. Er hatte zwar eine zweite aus dem Tal geholt, aber „die reichte der ersten das Wasser nicht".

Es folgten nun Zeiten, in denen ich auch den Michel nicht mehr sah. Nach vollendeter Studienzeit kam ich selten in die Heimat, nie an Markttagen, und hatte seit dreißig

Jahren von Michel und von den Karfunkelstädtern weder etwas gehört noch etwas gesehen.

Da trat im Sommer 1890 eines Tages eine kleine, blasse Frauensperson aus der unteren Volksklasse in mein Pfarrzimmer zu Freiburg und präsentierte mir den „Hochzeitszettel" zum Verkünden. Ich las und ersah, daß sie die Tochter eines „Philipp Armbruster aus Fischerbach" sei. Jetzt fuhr mir wie ein Blitz aus der Tiefe der Seele ein Gedanke auf aus alter Zeit und ich fragte hastig: „Sind Sie aus der Karfunkelstadt und die Tochter des Philipple?" Richtig, so war es, und sie hatte mir mit einem Schlag meine Erinnerungen an die Karfunkelstadt wachgerufen.

Zu den Bauerngestalten, die seit Jahr und Tag in mir herumgingen, kamen nun auch die Karfunkelstädter und ließen mir keine Ruhe, bis ich nach Wochen des Philipples Tochter zu mir berief und mir alles erzählen ließ aus der Karfunkelstadt, was immer sie wußte.

Der Vater ist tot. Er starb 1885, der wackere, kleine Philippus. Die letzten fünfundzwanzig Jahre hatte er drüben im Zeller Stadtwald, dem Hermesgrund, für die alte Reichsstadt und ihre Bürger Holz gemacht. Nach „Hasle" kam er fast nie mehr. Er hatte vor Jahren einen Fuß gebrochen unter einem Holzwagen und ging fortan hinkend an einem Stecken in seinen Wald, wohin sein Weib, die Marie-Anne, ihm das Essen trug; denn die Kinder hatte er bis auf die älteste, die der Mutter die wenigen Felder bebauen half, wegschicken müssen, damit sie ihr Brot selbst verdienten.

So waren die jüngeren drei Mädle alle mit sechs Jahren schon aus der Karfunkelstadt fortgeschickt worden als Kinds- und Hirtenmädchen zu den benachbarten Bauern. Die Fränz, meine Erzählerin, kam glücklich ins Löchle, also ganz in die Nähe der Karfunkelstadt, die Kreszenz hinüber auf den Barbarast, zum größten Bauer im Welschbollenbach, und die Anna in den Waldstein zum Dirhold. Ähnlich die Buben Moritz, Willibald und Jörg.

Die Mutter starb und der Philipple holte drüben im Entersbach eine Stiefmutter, der es doppelt lieb sein mochte, daß die Kinder „versorgt" waren.

Der Korber blieb ledig und sein treuer Bruder und Gefährte; er wanderte mit ihm in den Wald, so oft er nichts zu „korben" hatte. Der „Stadtmurer" mauerte bald da, bald dort in den Tälchen und auf den Bergen herum, schließlich hat er „sich hinterdenkt", er, der Denker und der Sprecher der Karfunkelstadt. Er war jahrelang zeitweilig „von sich", und dann war ihm die Karfunkelstadt zu klein und zu eng. Er spielte den großen Herrn und arbeitete nichts. War „dieser Geist" wieder von ihm gewichen, so mauerte er unverdrossen, bis der Tod ihn von allem erlöste.

Die Kinder Philipps wurden groß und er selbst älter und älter. Es ging immer mühsamer am Morgen den Berg hinauf und dem Walde zu, aber es ging, und es mußte gehen, und der „Hermesgrund" mit seinen Tannen und Buchen war seine Freude.

Dem ältesten Mädle, der Lis, die daheim geblieben, war das Herz hinabgeflogen bis unter den Kostwald, wo auf einem grünen Hügel der Holzbergerhof liegt und wo ein nachgeborener Sohn Schneider geworden war. Der bisherige Stadtschnider, der „Andres", Philipps und Theodors leiblicher Bruder und Mitbewohner der größten Burg in der Karfunkelstadt, hatte seine Mädle auch längst von der Tischlade weggeschickt. Eine war bis nach Straßburg gekommen und hatte sich verheiratet. Die wollte der Stadtschneider-Vater einmal besuchen, denn Straßburg, die wunderschöne Stadt, hatte noch kein alter Karfunkelstädter gesehen. Er ging und kam nicht wieder.

Straßburg sehen und sterben, war bei dem alten Stadtschnider eins. Weil aber bei jedem Unglück ein Glück sich findet, so war der Tod des alten Stadtschniders das Leben eines neuen. Der Moritz Heizmann vom Holzberg bekam jetzt des Philipples „Lis", wurde in Ehren Stadtschnider

und noch mehr. Der alte Holzmacher gab ihm auch die Burg und alles Feld im Burgfrieden samt einer Kuh, zwei Geißen und etlichen Hennen.

Im Leben des Philipple machte das keine Änderung; er ging eben jeden Tag, den der liebe Gott vom Himmel gab, in den „Hermesgrund" und jeden Sonntag in die Kirche nach Zell. Er und sein Weib, die Barbara, aßen jetzt mit dem Stadtschnider, aber am gleichen Tisch und vom gleichen Brot, wie vorher.

Am Ostermontagmorgen des schon genannten Jahres 1885 wanderte der greise Philipple aus der Karfunkelstadt herauf über den Berg hinab nach Zell in die Kirche. Es war sein letzter Kirchgang, von dem er lebend nicht mehr heimkehren sollte. Am andern Morgen fand ihn sein Bruder, der Korber, im Hermesgrund tot unter einer Tanne. Der Tod hatte ihn auf dem Heimweg vom Kirchgang dahin getrieben, damit er sterbe, wo er meist gelebt — im Walde.

Auf einer Bahre von Tannenästen und Tannenreisig trugen sie den Toten hinüber in die Karfunkelstadt und am zweiten Tage das Tal hinaus auf den herrlich gelegenen Gottesacker des Pfarrdorfes Weiler. Und alle Karfunkelstädter begleiteten ihn, den Ältesten ihrer Stadt. —

Das Kriegsjahr 1870 fand auch einen Soldaten aus der Karfunkelstadt auf der Walstatt. Es war Philipples Jüngster, der Jörg, der bis dahin als Hirtenbub und Knecht in Berg und Tal gedient. Er holte sich keinen Schuß und kein eisernes Kreuz, aber eine Krankheit, die schlimmer ist, als invalid, ja schlimmer als der Tod. Der arme Kerl wurde nach dem Feldzug bisweilen von einem Starrkrampf befallen, der ihn bei vollem Bewußtsein jeder Bewegung und jeden Lautes beraubte und wie tot niederlegte. So lag er einmal zwölf volle Tage in der Karfunkelstadt auf dem Heuboden, hörte, wie sie ihn suchten, vernahm jedes Wort, aber konnte kein Zeichen geben. Später, als Knecht auf der Schnellinger Mühle, lag er einmal drei Tage und drei Nächte an der Kinzig, bis man durch Zufall ihn fand.

In allen Zeitungen stand damals von dem armen Jörg, aber dem Bedauernswerten aus dem Invalidenfonds etwas zu verschaffen, daran dachte niemand.

Er lebt heute in Schuttern bei Offenburg als zufriedener, alter Taglöhner, hat aber seine Anfälle verloren.

Der Moritz, Philipples Ältester und ein Jahr älter als ich, war Taglöhner draußen in Weiler beim Ochsen, hatte sich als Knecht ein eigenes Häusle verdient und lebte Tage harter Arbeit, trotzdem kam er um seine geringe Habe und zog als Waldarbeiter mit Weib und Kindern ins nahe Städtle Wolfe, wo er 1902 starb.

Am besten versorgt ist der Willibald. Er war Knecht auf dem Barbarasterhof und des „Hüsle-Lorenzen" Tochter von Bollenbach, dem lieblichen Dörfchen unten an der Kinzig, die Magd. Der Hüsle-Lorenz gab ihnen das „Hüsle", sie heirateten sich und der Willibald wurde ein wichtiger Mann in Bollenbach und in Welschbollenbach. Er ist zwar nicht Bürgermeister und nicht Bezirksrat, aber Kohlenbrenner und Strohdecker, zwei Ämter, die ihren Mann erfordern, gesucht sind, und voll von einer Poesie, von der der Meister zwar selbst nichts fühlt, die aber doch über ihm waltet.

Ein gutes Strohdach ist in jenen Tälern des Bauern erste Haussorge, weil er keine Gipsdecke über seinen Kammern hat und zwischen ihm und dem Dachraum nur lose gefügtes Bretterwerk die Grenze bildet. Drum wird das beste Stroh und der beste Dachdecker gesucht, um einen guten Strohpanzer über des Bauern Haupt und seine fahrende Habe zu legen. Dieser Panzer ist zugleich der Pelzmantel fürs Haus, wenn der Schnee auf den Bergen liegt und zu den kleinen Fensterchen der Höfe hereinschaut.

Der Willibald hat's dem alten Strohdecker, der während seines Knechtstandes auf dem Barbaraster die Panzer legte, abgeguckt und so das wichtige Geschäft flott gelernt.

Dazu war er noch bis in seine alten Tage herauf Kohlenbrenner. Wenn der Sommer sich enden will, führt der

Bauer das geringe Holz, das nicht verkäuflich ist, auf den einsamen „Kohlplatz", fern vom Hof, und dann bestellt er den „Kohler". Der baut über dem Holz seinen Meiler, schlägt daneben unter einem alten Erlenbusch seine Strohhütte auf, und wohnt Tag und Nacht drei Wochen lang neben dem still rauchenden Meiler in tiefster Einsamkeit, wachend, schürend und dem Ausschlagen der Flamme wehrend.

Ist die Kohle gebrannt, so kommt der Bauer und bringt sie ins nächste Städtle dem Schmied, der an Markttagen sein Roß beschlägt, seinen Wagen flickt und unterm Jahr die Pflugschar schärft. Und der Kohler darf, wenn der Bauer ein rechtes Herz hat, mit in die Stadt und mit dem Bauer den „Kohlewi" trinken.

Der Willibald hat mit dem Dachdecken so viel zu tun, daß er das Kohlenbrennen, welches zudem für alte Leute beschwerlich ist, aufgab und nur noch Strohdächer macht. Wenn's auf mich ankommt, muß der Willibald das Herstellen des brandsicheren Strohdaches von Gernentz machen lernen, und dann ist er erst ein Meister in seinem Fach. —

Das sind die Söhne des Philipple. Und seine Maidle? Die Lis wurde, wie wir gehört, Stadtschniderin und ist's heute noch. Die Kreszenz war Magd auf dem Barbaraster, wurde aber so schwer krank, daß sie der Landarzt ins Freiburger Spital sprach. Hier gesund geworden, blieb sie in der Dreisamstadt, wo es bessern Lohn und feinere Kost gab. Sie rief die Fränz und die Anna von den Banernhöfen, wo sie dienten, ebenfalls in die Stadt. Erstere wurde krank, lag lange im Spital und mußte, zum Dienen untauglich, heim. Siech und elend konnte sie aber nicht in der Karfunkelstadt leben, weil diese zu weit weg ist von Doktor und Apotheker. Da nimmt der Willibald, der wackere Köhler, sie in sein „Hüsle" zu Bollenbach und pflegt und hegt das kranke „Maidle" drei volle Jahre lang. Sie genest und geht abermals nach Freiburg in Dienst. Nach Jahr und Tag lernt

sie einen Gipser kennen; den heiratet sie und erinnert mich bei diesem Anlaß an die Karfunkelstadt.

Sie war wenig zu Hause von ihrem sechsten Jahre an und konnte mir nur von der Burg ihres Vaters erzählen und von ihres Vaters Dynastie in der Karfunkelstadt. Ich wollte aber noch mehr wissen und bekam zudem eine Art Heimweh nach der Karfunkelstadt, in die ich in meiner Knabenzeit nie hinabgekommen, da ich zu meinen Holzmachern nur den Weg, der hoch über ihr hinzieht, gegangen war.

3.

Es war ein wolkiger, warmer Augusttag des Jahres 1890, als ich von meinem Sommersitz in den „drei Schneeballen" zu Hofstetten aufbrach, um die Karfunkelstadt heimzusuchen. Mein Wirt, der Jörg, war noch nie dort drüben gewesen, obwohl der waldige Nillkopf als höchste Kuppe des Tales von ferne stattlich herübergrüßt zu den „drei Schneeballen". Er ging mit. Meinen alten Freund, den Erdrich in der Buchen, der jenseits der Karfunkelstadt auf der Höhe wohnt, hatte ich an den Kostwald bestellt, auf daß er mir den Führer mache in die Karfunkelstadt, in deren Nähe ich seit fast vierzig Jahren nicht mehr gewesen war.

Es war mir eine bittersüße Wanderung von der Kinzig bis hinein ins einsame Seitental von Fischerbach. Süß ob all der Erinnerungen, die sie mir wachrief. Jeder alte Baum und jede alte Hütte rief mir die Knabenzeit zurück. Wenn ich aber nach den Menschen fragte, überkam mich bittere Wehmut.

Tot, tot hieß es überall. Droben am „Ochsen" vor Eschau, in dem ich als Knabe so manche Hochzeit mitangesehen, manchen Lebkuchen und manche Bratwurst verzehrt, in Glückseligkeit schwelgend, da war alles öde. Das Haus meiner höchsten Kindesfreude still und zerfallen. Und als ich nach dem Schmied aus dem Hagenbach fragte, der daneben

seine Esse hatte und damals lustig drauflos hämmerte in seinem schwarzen Lockenkopf, da hieß es: „Gestorben, und seine rothaarige, starke Frau auch!“

Weiter hinten im Tal hackte ein alter Mann seine Rüben am Wege; den sollte ich noch kennen. Richtig! Es war des „Berghof-Bure Andres“, der als rotbackiger Bursche im „Kreuz“ in Hasle Knecht gewesen war, da ich noch als Knabe dahinkam, um fremder Fuhrleute Rosse zu tränken und zu reiten. Später war er Ölerknecht drunten am Klosterbach neben unserer Matte, die ich als Studentlein oft besuchte der Äpfel- und Zwetschgenbäume wegen.

Die alte, zerfallene Mühle dort drunten am Bächlein ist seine Heimat geworden. Ich nehme ihn mit, den alten, braven Kerl, und zahle ihm einen Schoppen in der nahen Wirtschaft „zur Krone“, die einsam am Weg liegt, und schlage aus ihm all die Erinnerungen an längst vergangene, schöne Tage wieder heraus, wie Goldkörner aus herbem Granitstein. Er ist noch der gleiche, stille Phlegmatiker, der Andres, wie vor vierzig Jahren, einer jener glücklichen Menschen, die nichts auf Erden aufregt, so lange die Sterne nicht vom Himmel fallen.

Ans Räpple-Michels Totenstein nehmen wir Abschied für immer, denn der Andres ist bald darauf heimgegangen. Ich war beim Abschied innerlich bewegt, er gleichgültig, als hätten wir uns vor einer Stunde und nicht vor vierzig Jahren das letztemal gesehen. Ich beneidete den Mann, der das Leben so kühl über sich hingehen ließ, wie sein altes Mühlrad das Wasser des Bächleins.

Von da ab traf ich keinen Bekannten mehr aus der Jugendzeit. Der Hirschwirt hinten im Tal, ein Ramsteiner, ist längst tot. Tot auch der Kostbur, den ich noch als bildschönen, jungen Bauersmann vor mir sah. Auch den Löchlebur, den stillen Mathis, den alten Bur im Rechgraben, den Schüttebur und den Roser-Hans, sie alle hat man schon vor Jahren zu Grabe getragen.

Am alten Kreuz, das die Wege scheidet, den einen zum „Löchle" und in die Karfunkelstadt, den andern dem Nill zu, stand heute, einer Verabredung gemäß, der Erdrich, der Akademiker und Geschichtsforscher unter den Bauern in diesen Bergen, um mir den Führer zu machen durch die Karfunkelstadt und hinüber zu den Buchhöfen.

Wir gehen bergab, Forellen spielen in dem frischen Bergwasser, das von dem Nillkopf herunter in die Tiefe fällt, die wir in wenig Minuten erreichen. Die prächtigen Fischlein haben Ruhe hier vor den lüsternen Kulturmenschen. Im Löchle und in der Karfunkelstadt werden keine Forellen gefangen und keine gegessen. Zwischen dichten Erlen führt der schmale Weg am Bächlein hin, das herabkommt aus der Karfunkelstadt und hinübereilt, um die Mühle des Löchleburs zu treiben. Wir gehen am Wasser aufwärts. Der Pfad verläßt Bächlein und Erlen und nähert sich der Bergwand, an deren letztem Gesenke drei Hütten liegen — die Karfunkelstadt.

Die erste und größte bezeichnet mein Führer als die des „Philipple". Aber alles ist totenstill ums Haus, nur die Bienlein summen bei ihren Körben, die vor den Fenstern stehen und einige Hühner picken im Grase. Wir pochen vorn und hinten an den rauchgeschwärzten Holztüren. Kein Wesen regt sich. Auch in der andern Hütte, die kaum zehn Schritte davon liegt, nimmt niemand Notiz von den Fremdlingen in der Karfunkelstadt. Aber dort ist eine Türe auf, und wir dringen ein.

Jetzt erscheint ein junges, blasses Weib aus der Stubenkammer. Sie kennt nicht einmal den Buchhofbauer, obwohl er keine Stunde von ihr drüben auf dem Bergrücken sitzt, an dem sie hinabeilt, wenn sie nach Zell in die Kirche geht. Sie läßt uns ein in die Kammer mit dem Bedauern, daß sie nichts habe, um den „fremden Leuten" aufzuwarten, als etwas Speck. Sie bleibt voll stoischer Ruhe, wie nur Menschen sie in der Einsamkeit bekommen, und frägt uns

weder woher wir kommen, noch was uns in die Karfunkelstadt führe.

Sie antwortet auf meine Fragen mit dem gleichen Mangel jeder Neugierde. Im Nachbarhaus, sagt sie, sei alles fort: Der Stadtschneider sei im „Kundehus"[1] im Waldstein, die Frau aber droben im Berg und hole Kartoffeln. Ich fragte nun: „Wo ist mein alter Freund, der Theodor, der Korber, Philipple's Bruder?" „Der lebt noch und ist drüben im Waldstein und wohnt beim ‚Schliffer-Peter' und korbt immer noch. Er ist fortgegangen aus der Karfunkelstadt nach dem Tode des Philipp."

's muß ihm hart geworden sein dem kleinen, stillen Männlein, nach so vielen Jahren die Karfunkelstadt zu verlassen. Aber er war wohl unwert beim neuen „Stadtschnider", darum wanderte er aus zu dem Sohn des Schliffers, der über der Karfunkelstadt einst daheim und ihm gut Freund war.

Er lebte noch dort gegen das Ende des Jahrhunderts in kleiner, dunkler Hütte im engen Tale und liebte es bis an sein Ende, Hunde und Katzen zu metzgen und als Delikatesse zu verspeisen. —

Aus alten Zeiten weiß die blasse Frau nichts mehr. Sie ist erst seit zehn Jahren in der „Stadt", von draußen, von Eschau an der Kinzig hereingekommen als Weib des neuen Stadtmurers, der Haus und Gewerbe des alten Murers übernommen. Ihr Mann ist fort heute, im Tal draußen an der Arbeit. Ihre Schwiegermutter, meinte sie, sei nicht da, die wisse noch mehr aus alten Zeiten, die sei in der Stadt daheim, aber eben drüben im Entersbach und „sage zu einer Leich".

Der Erdrich versprach mir, die Bekanntschaft mit der ihm und unter dem Namen „das Gritle" auf allen Höfen der Gegend wohlbekannten Alten zu vermitteln.

Vor dem Haus bat ich die Frau, die uns gefolgt war, noch um ein Glas Wasser. Jetzt kam die Poesie der Kar-

[1] d. h. er arbeite auswärts bei Kunden.

funkelstadt zur vollen Geltung. Die Stadtmurerin entschuldigte sich, daß sie kein Glas habe und das Wasser aus einem „irdenen Hafen" schöpfen müsse.

Glückselige Karfunkelstadt, dachte ich, wo kein Glas sich findet am Ende des 19. Jahrhunderts, dir wird die Kultur, die draußen in der Welt alles aussaugt und umbringt, noch lange nichts anhaben! Und der Brunnen! Der quoll aus einem viereckigen Loch unter dem Rasen der Bergwand und über dem Loch lag eine schützende Steinplatte, damit der Rasen nicht auf ihn herabfalle. Das war die einzige Fontäne der Karfunkelstadt und das Wasser kristallhell und frisch, wie ein sonniger Wintermorgen.

Und ich trank aus dem „irdenen Hafen", der mir den Trunk doppelt süß machte, weil er zu meiner Freude mir sagte, in der Karfunkelstadt gibt's noch keine Gläser, und weil die Hebe, die ihn kredenzte, eine Eigenschaft nicht besaß, die sonst alle Damen der Welt besitzen, die Neugierde. Sie ließ uns kommen und gehen, ohne zu fragen, wer die fremden Männer wären und was sie hierhergeführt. Ich würde um dessentwillen dieser „Stadtmurerin" den höchsten Orden verleihen, den Weiber tragen dürfen.

Doch daß man, auch ohne Gläser zu haben, zu viel trinken kann, erfuhr ich bei der dritten Burg der Karfunkelstadt, in der zu meiner Knabenzeit der Heizmanns-Jörgle gewohnt. Sie ist die kleinste, aber jüngste Burg. Und daß sie jung wurde, dafür hat, wie die Leute sagen, der Mann gesorgt, der heute vor derselben stand.

Es war Bonifaz, der Sohn des Heizmanns-Jörgle, des schon genannten Bruders des Ramsteiner Jokeles, und der einzige Erbe der väterlichen Burg. Der Bonifaz, in jenen Tagen, da ich die alten Karfunkelstädter kennen gelernt, ein Knabe wie ich, hatte, als er Mann geworden war und der Vater die Burg ihm nicht abgeben wollte, sich nach Süden gemacht und drüben im Dorfe Mühlenbach ein „Hüsle am Berg" samt einem Weib errungen.

Aber trotzdem es im Mühlenbach viel lustiger hergeht als in der Karfunkelstadt und es dort viel schöner ist, so bekam der Bonifaz, ein schwarzer, dunkler Kerl, doch Heimweh und namentlich ein heißes Verlangen, die Burg seines Vaters sein eigen zu nennen.

Der Vater Jörgle aber wollte die alte Hütte um keinen Preis abgeben. Er pflegte zu sagen: „In dem Hus will ich Meister si (sein), so lang ich lebe." So oft der Bonifaz nun kam und den Alten bat um Übergabe der Burg, wurde er mit dem obigen Spruch entlassen. Immer bitterer ging der Bonifaz von dannen und hinüber in den „Müllebach".

Es war ein schöner Sommertag des Jahres 1861 und zugleich das Fest Christi Himmelfahrt. Die Karfunkelstädter hatten sich über den Berg gemacht nach Zell in die Kirche. Nur die Heizmännin, welche mit ihrer Tochter „Gritle" in der Nachbarsburg des Stadtmurers wohnte, war daheimgeblieben und hütete die unmündigen Kinder der Karfunkelstadt in des Murers Stube. Da sieht sie plötzlich Rauch aufsteigen aus ihres Schwagers Hütte und im gleichen Moment einen dem „Bonifaz" ähnlichen Mann aus dem Heuschober springen, erst bergauf und dann talab dem Kinzigtal zu.

Wenige Minuten später aber, und die Strohhütte brennt lichterloh und sinkt vor den Augen der hilflosen Frau zusammen, ehe vom Eckerhof, von den Buchhöfen und den Hütten oberhalb der Karfunkelstadt einzelne menschliche Wesen herbeigeeilt waren.

Der alte Jörgle aber hätte, da er am Morgen in die Kirche ging, sagen können: „Heute Herr einer Burg in der Karfunkelstadt und nimmermehr", denn als er um die Mittagszeit heimkam, war sein Häuschen ein glühender Aschenhaufen. Niemand ahnte, woher das Unglück gekommen, und die einzige Zeugin der Tat schwieg aus Furcht vor — dem, der das brennende Haus flüchtig verlassen hatte. Der kam, sobald er es gehört haben konnte, und kondolierte dem

Vater Jörgle. Dieser aber weist auf den Aschenhaufen hin und spricht: „So jetz hesch den Äschehufe, ich bau' nimme!" Das hatte der Bonifaz gewollt. Er ging hin, verkaufte sein Hüsle am Berg in Mühlenbach, rückte in die Karfunkelstadt ein und fing an zu bauen. Die umliegenden Buren führten dem durch Brand Verunglückten Steine und Holz gratis zu, wie es im Kinzigtale üblich ist. Bald stand eine neue Hütte, der man die Spuren der Neuheit längst nicht mehr ansieht. Der Jörgle aber ging bald nach ihrer Erstehung zur ewigen Ruhe ein.

Vor seiner so unheimlich erworbenen Burg stand heute, da ich vor derselben ankam, der Bonifaz, das Bild eines vom Schnaps und vom Schicksal versteinerten Menschen. Er brachte kaum eine Antwort heraus auf meine Fragen. Nicht einmal, wie alt er wäre, wußte er. Als ich hierüber staunte, rief eine schneidige Weiberstimme: „Der isch so dumm, daß er nimme weiß, wie alt er isch; er word so sechsafufzgi si."

Droben unter dem Dach zeigte sich ein in Lumpen gehülltes Weib mit rotem Gesicht und funkelnden Augen, einen Bund Stroh unter dem Arm. Es war des Bonifazius' Weib — eine echte und rechte Mühlenbacherin mit altem Römerblut.

Der Ehegatte ließ ruhig seine Dame gewähren und steckte den Schimpf ein, als ob er auch den nicht verstanden hätte. Sicher ist, daß der Bonifaz heute keine Burg mehr mit der Brandfackel erobern würde.

So schrieb ich anno 1890 und hatte mich richtig in dem Bonifaz getäuscht.

Drei Jahre später ging ich im Mai eines Nachmittags das Tälchen hinab von Hofstetten nach Hasle. Von unten herauf schritt, ich erkannte ihn am Strauß auf dem Hut, ein Hochzeitsläder. Als er näher gekommen war und ich ihn fixiert hatte, sprach ich: „Das ist ja der Bonifaz aus der Karfunkelstadt!" Und richtig, er war es, hell und frisch, wie ein rechter

Hochzeitsläder. Als ich staunend fragte, wie er zu diesem Amte gekommen, meinte er: „Das Trinken sei rar in der Karfunkelstadt. Drum hab' er sich als Hochzeitsläder aufgetan, um seinen Durst zu stillen und dazu noch einige Pfennige zu verdienen, die er seinem Weib heimbringe, welches schaffe, während er umherziehe."

Der Bonifaz ist also nicht so dumm, als er damals aussah, da er im Zeichen des Alkohols unter dem Tor seiner Burg stand.

Ich fragte ihn nach seinem Hochzeitsspruch, den er, den Hut abnehmend, feierlich vortrug. Als er mein Geschenk für die Einladung erhalten, setzte er seinen Hut wieder auf und hielt noch eine andere Rede an mich: „Der Kaze-Krämer von Hasle, bei dem er krome, habe ihm aus einem Buch von mir vorgelesen, er hätte seinem Vater das Haus angezündet. Jetzt verlange er von mir, daß ich, wenn wieder ein Buch herauskäme, schreibe, der Bonifaz habe das Haus nicht angezündet." — Ich versprach ihm, dies zu tun und erkläre deshalb, der Bonifaz ist der Mann nicht gewesen, den die Heizmännin an jenem Himmelfahrtstag vom brennenden Haus weggehen gesehen hat. Er schüttelte mir die Hand und schied.

Wenige Tage darauf war Maienmarkt in Hasle und ich dabei. Mitten im Gewühle der Landleute traf ich abermals den Bonifaz und mit ihm sein Weib, beide voll Freude, mich zu sehen. Ich lud sie ein zu einer Flasche Wein beim Sonnenwirt und machte die zwei Karfunkelstädter überglücklich.

Die Frau erzählte mit Stolz, daß jetzt auch fremde Menschen in die Karfunkelstadt kämen und nach dem Bonifaz fragten und nach seinem Weib.

Der Bonifaz aber erinnerte mich wiederholt an das Kapitel vom Hausanzünden, damit ihn die Leute nicht darum ansähen, namentlich die Fremden nicht.

Heute, 1910, sind der Bonifaz und sein Weib unter den Toten. —

Ich schritt an dem obgenannten Augusttage des Jahres 1890 aus der Karfunkelstadt hinaus und hinüber zum Hof, in welchem zu meiner Knabenzeit der Ramsteiner Jokele und später sein Sohn Michel, der Schlaumeier, residierte. Da sah alles noch aus, wie vor vierzig Jahren. Nur der Michel war auch fort in die Ewigkeit, aber er starb als vermöglicher Bauer, eine Eigenschaft, die sein Vater Jokele sich nicht errungen hatte.

Auch in das weltabgeschiedene Tälchen schaute ich, in welchem einst unser „Eichbosch" gestanden. Es war noch gleich einsam, aber wieder bewaldet, nachdem es seitdem wohl mehr wie einmal kahl gemacht worden war. —

Wir stiegen aufwärts dem Buchhof zu. Auf der Höhe öffnet sich zunächst das Entersbacher Tal. In diesem wohnte zur Zeit, da der Philipple in der Karfunkelstadt sein mühsames Dasein fristete, ein lustiger Mann, trotzdem er noch weniger besaß, als sein Nachbar in der Karfunkelstadt. Es war dies der „Spänen-Benedikt". Er hatte im obern Teile des Tales eine Hütte und darin nichts als ein Bett, einen Trog und seinen Spänenhobel; vor der Hütte ein Rad und ein wenig Bergwasser, um den Hobel in Bewegung zu setzen.

Seine Arbeit bestand nun darin, die Buchen, welche die Bauern von Berg und Tal ihm zuführten, in dünne, glatte Späne zu hobeln, die angezündet den Bauern ihre Stube und den Bäuerinnen die Küche erhellen sollten.

Der Spänen-Benedikt war bei dieser einsamen Arbeit stets heiter und lustig und nach derselben erst recht. An Sonntagen, bei Kirchweihen und Tänzen war er allzeit vornan und spielte seine Rolle, als wäre er der reichste Bauer. Er trug stets schönes „Häs" und trank roten Wein. Da er Geld verdiente und allein war, konnte er sich das leisten.

Einst hatte er sich an einer Kirchweih am Polizeidiener vergriffen und war eine Woche in Gengenbach eingesperrt worden. Er nahm all seine Kronentaler mit, und als die

Sitzung um war, geht er in den „Salmen" zu Gengenbach und verlangt eine vierspännige Chaise. Weil er's bar bezahlt, bekommt er sie, fährt vierspännig das Tal hinauf bis zu seiner Spänhütte, zum großen Staunen aller Bauern, was für ein großer Herr durch's Tal fahren möchte.

Von der Hütte fährt er wieder talab und hinein nach Zell vor den Hirschen, wo er bereits hat melden lassen, es käme eine englische Herrschaft vierspännig.

Als sein Wagen über das Pflaster daherrollt und vor den „Hirschen", springen Wirt und Wirtin und Knechte daher mit Stühlen zum Absteigen und zur Begrüßung, und aus dem Wagen steigt — der Spänen-Benedikt.

„Eingesperrt sein, gilt als eine Schande," sagte dieser, „und ich muß mich jetzt wieder in Ehren zu bringen suchen." Zu Fuß ging er dann heim und hobelte wieder Späne.

Der Benedikt war auch Naturdichter, und noch geht eine dichterische Charakteristik aller damaligen Entersbacher Buren und Häuserbesitzer im Tale um, die der Spänenhobler verfaßt hat, und die seinen Humor und seine scharfe Beobachtungsgabe verrät. Sie lautet:

Der Fürst isch der Bur uff der Eck,
Der Dame-Karli het lange Säck.
Der Maier-Zimpfe[1] mit der schwarzen Zipfelkapp,
Der Schilli-Basche[2] het a dicke Sack.
Der Vollmer-Hans isch an der Wand[3],
Und der Martisbur fahrt ins Wiland[4].
Der Bruecher brucht' a baar große Schua,
Und der hinter Stricherbur bringt s'Mul nimme zua.
Der vorder Bur am Lehen
Het den Gasthof voller Flöhen.
Der Galli-Valli wohnt am Knobel,
Und der Späne-Benedikt sitzt am Hobel.

---

[1] Symphorian, ein häufig vorkommender Name, weil der so genannte Heilige Patron des Zeller „Kirchspiels" ist. [2] Sebastian. [3] d. h. am aushausen. [4] Damit charakterisiert er ihn als Weintrinker.

Der Breig lebt arm am Rain,
Und der Halter hets Geld allein.
Im vordere Mirebach hän si a schwarz Beiserle,
Und im hintere gar kein Schnäuzerle[1].
Der Müller drunte am Weg
Und die untere Bure[2] henn alle guate Täg'. —

Über den Hof meines Führers Erdrich und über Zell kehrte ich am Abend mit dem Schneeballenwirt zurück nach Hofstetten. Aber die Hauptperson, die einzige noch in der „Stadt" lebende alte Karfunkelstädterin, das „Gritle", hatte ich nicht getroffen. Ich wollte sie selbst sprechen, und der Buchenbauer sollte sie mir nur bestellen auf seinen Hof, wenn ich einmal käme. —

4.

Fast genau zwei Monate später fand die Begegnung statt, abermals von Hofstetten aus. Es war ein frischer, duftiger Herbstmorgen, da ich, diesmal auf anderm Wege, den Höhen über der Karfunkelstadt zusteuerte. Ich ging die Kinzig abwärts dem Dorfe Bollenbach zu und von da wollte ich das Welschbollenbacher Tal hinauf.

Jeder Schritt war mir auch hier durch Jugenderinnerungen versüßt, namentlich als ich in dem abgelegenen Dörfchen Bollenbach angekommen war. In jedem Häuschen kannte ich vor vierzig Jahren die Menschen und heute sah ich kein bekanntes Gesicht. Sie sind fortgegangen, die alten Bollenbacher, fortgegangen wie mir selber „Jugend, Sang und Frühlingsluft". Lassen wir sie hier wieder aufleben.

Da wohnte in meiner Knabenzeit gleich links am Dorfeingang in dem malerischen Bauernhause der alte „Winacker" mit seinen kurzen Hosen, seinen Schnallenschuhen,

[1] Der Bauer im vordern Mirenbach hat einen kleinen schwarzen Hund und der hintere Bauer gar keinen, was sonst nicht vorkommt.
[2] Die Bauern im untern Teile des Tales und der Müller haben gute Tage, d. i. gute Höfe, die ihren Mann erhalten. —

mit dem langen Zwilchrock und dem Kopf eines römischen Konsuls aus den besten Tagen der Republik.

Er kam mir vor wie ein stolzer Bauerngeneral, wenn er als an Markttagen in unsere Wirtsstube trat, ernst, vornehm, schneidig, kalt und ruhig.

Wenn ich mit dem Brotwägele an seinem Hause vorüberzog und das Brot meines Bäckervaters zu einer Hochzeit führte ins „Kreuz" oder in die „Krone" — und der Winacker schaute zu einem seiner kleinen Fensterchen heraus, so grüßte ich ihn feierlich, so respekteinflößend machte er ein Gesicht. —

Weiter drinnen im Dorf, in des Roser-Hansen Haus, wo eine Base von mir wohnte und ich als Kirchweih-Küchle holte, ist alles fort; zwei Generationen sind seitdem ausgestorben, und das alte Haus kam mir heute vor, wie ein modernder Sarg, in dem so manche glückliche Stunde meiner Knabenzeit begraben liegt.

Dort drüben, links von meinem Wege, liegen die zwei obengenannten Wirtshäuser. Die erschienen mir in jenen Tagen als wahre Freudenpaläste und Paradiesgärten, wo alles zu haben war, was des Knaben Herz erfreute: Essen, Trinken, Musik, Lebkuchen und lustige Menschen. Heute lagen sie vor mir da tot und einsam und verlassen und klein und traurig und armselig, wie Leichenhäuser, in denen nie ein Mensch heiter gewesen.

Mitten im Dörfchen ging ich an der kleinen Hütte vorüber, in welcher vor vierzig Jahren der Mann wohnte, der für uns Haslacher Buben die merkwürdigste Erscheinung war, die über die Kinzig herüber vom Land ins Städtle kam. Und das war der „Muser-Hans" oder „Schnauz-Hans" von Bollenbach.

Er hieß Hans Armbruster, war als Schmied in die Fremde gegangen, hatte sich anwerben lassen und diente in Neapel unter König Murat als Grenadier. Nach seines Königs Ende kehrte er heim ins Kinzigtal und ins stille Dörf-

chen seiner Väter, wo man ihn längst für verschollen gehalten. Aber er hielt es nicht lange aus in dem einsamen Dorfe. Er bekam, wie alle, die einmal mit dem Herzen dort waren, Heimweh nach Italien. Mittel hatte er keine, und so beschloß er, sich als Schmiedgeselle mit Fechten bis nach Neapel durchzuschlagen.

Fechtend kam er bis Zürich, wurde verhaftet und über die Grenze spediert. Er wanderte nach Donaueschingen und nahm hier als Alt-Fürstenberger Untertan Arbeit bei einem Schmied.

Des Schmieds Tochter verliebte sich in den stolzen Grenadier, und als ihr Gatte und mit ihrem kleinen Vermögen kam er abermals in seine Heimat zurück und baute sich ein Häuschen, um sein Handwerk zu treiben. Mit dem Bau war ihm aber das Geld ausgegangen, und ehe er dazukam, in seiner Schmiede zu hämmern, ward ihm das Häuschen versteigert. Es blieb ihm nichts als eine Herberge darin für sich und sein Weib, das sich, was man ihr als Evastochter nicht verübeln kann, durch eine mehr als billige Denkungsart auszeichnete.

Doch der Hans verlor seinen Mut nicht. Er ließ sich von der Gemeinde als Mäusefänger anstellen und trug deshalb den Namen „Muser-Hans". Unermüdlich stellte er jahrzehntelang den Maulwürfen nach und nebenbei, da das Amt eines „Musers" seinen Mann nicht ernährte, in verbotener Art den Füchsen, Hasen, Mardern, Fischottern und den Fischen.

So schlug sich der kinderlose Mann kümmerlich durchs Leben. Er war schon bejahrt, als ich ihn kennen lernte und bewunderte. Der einstige königliche Leibgardist vom Golf von Neapel hatte nichts gerettet aus seinen Kriegsdiensten als die Bärenmütze des Grenadiers. Und die trug er jeden Sonn- und Feiertag ins Städtle zum Kirchgang.

Dazu hatte er stets ein langes Koller an aus rohem Kalbsfell, die Haare nach außen. So kam er am Sonntag-

morgen das Vorstädtle herein, kerzengrad, die Hände auf dem Rücken und mit einem kriegerischen Ernst, als ob er vor König Murat defilieren müßte. Ein Riesenschnurrbart, der ihm noch den Namen „Schnauz-Hans" verschaffte, gab seinem Gesicht den nötigen martialischen Ausdruck.

Buben lachen und spotten gerne, wenn alte Leute sich absonderlich kleiden, aber den Muser-Hans zu verlachen, daran dachte keiner. Sein Auftreten war ein derart imponierendes, daß uns jeder Spott verging. Ja, er zwang, mir wenigstens, noch etwas anderes ab — Mitleid. Man sah dem Hans die Sorge und den Kummer des Lebens an, aber gleichwohl schaute er, wenn ich ihn jetzt mir vorstelle, aus, wie einer, der sich von keiner Last beugen läßt, und je mehr man ihm auflädt, um so gerader sich stellt.

In ein Wirtshaus ging er aus Geldmangel nie, und ich bin überzeugt, daß er manchmal hungrig ins Städtle kam und hungrig hinausging, aber immer gleich stolz und gleich gerade.

Er war ein willensstarker, schmerzverachtender Mann und lebte noch, als ich bereits Student war. Eines Tages erzählte mir mein Freund Feederle, der junge praktische Arzt des Städtchens, daß der Muser-Hans bei einem Unterleibsleiden mutig den Leib mit einem Rasiermesser sich aufgeschnitten habe, um selbst den Schaden zu besehen, weil der Arzt so lange nicht kam.

Dieser traf ihn noch an der schrecklichen Arbeit und rettete ihm das Leben.

Einmal hatte sein Weib, die hochgradig eigensinnig war, wie alle dummen weiblichen Wesen, Streit mit dem Hauseigentümer. Der schlug sie nieder, daß sie nicht mehr aufstand. Um den Totschlag von sich abzuwenden, behauptete der Täter, der Hans habe seine Frau noch vollends erwürgt. Der Muser-Hans meinte ruhig, wenn er so was hätte tun wollen, wäre es früher geschehen und nicht erst am Ende seines Lebens. Seine Frau sei ihm schon vor dreißig Jahren entleidet gewesen. Er ward freigesprochen.

Der Tod hat ihm schon längst die Bärenmütze abgenommen, dem armen Mann, der verachtet war als Mäusefänger, verfolgt von den Jägern und Fischern und verspottet von alten Eseln in Stadt und Land, die nicht ahnten, daß in dem Muser-Hans eine starke Seele wohnte, die sich groß fühlte auch im Elend.

Es gibt viele Leute unter den sogenannten Gebildeten, die hochnasig und protzig in der Welt herumlaufen. Es ist mir dies bei derlei Leuten immer ein Zeichen von innerer Hohlheit. Wenn aber ein armer Teufel, wie der Muser-Hans, stolz einhergeht und mit imponierender Würde sich trägt, so fühlt der Mann eben trotz seiner Armut, daß er zu etwas Besserem geboren wäre und es anderen Leuten unverdient besser gehe, als ihm. Und er hat recht, wenn er so denkt und so fühlt. —

Am Dorfbach blieb ich stehen und schaute die Hütten hinauf und hinunter. In einer derselben wohnte in meiner Knabenzeit der „Schweiß-Jörg", der Inhaber eines kleinen Gutes, der Mann von 's „Dolde-Blasis Theres" von Lachen.

Dieses Lachen ist ein reizender Weiler, einsam an der Kinzig gelegen, unterhalb Steinach. Die Theres aber hatte in ihrer Jugendblüte viele Freier, darunter auch den „Schilli-Basche" von Ober-Entersbach, Besitzer eines großen, schönen Bauernhofes. Dem Vater „Dolde-Blasi" war dieser „Bur" angenehm, der Therese aber ein armer Bursche von Steinach, genannt der Metzger-Seppli, noch viel angenehmer. Er diente mit ihr auf dem Hofe des „Bunke-Stines" im benachbarten Zinken Niederbach.

Sie war Magd und der Seppli Knecht. Als nun der Vater sie eines Sonntags nach Lachen beorderte und ihr erklärte, sie müsse auf Micheli heim und den Schilli-Basche heiraten, die Hochzeit sei noch vor Martini — da war ihr das ein schweres Leid.

Sie klagte es dem Metzger-Seppli am Abend und beide beratschlagten, was zu tun wäre. Der Seppli wußte keinen

Rat. Die Eva-Therese aber war findiger und schlauer. Sie meinte, es hänge zunächst davon ab, die Hochzeit für Jahr und Tag zu verschieben, und da gäbe es nur ein Mittel, der Seppli solle dem Schilli-Basche den Hof anzünden.

Das leuchtete dem Steinacher Helden ein. Am folgenden Abend schon sollte die Tat vollbracht werden.

Es war im Herbst, die Bäuerin im Niederbach saß spät mit ihren Mägden noch am Äpfelschnitzen zum Dörren in der Stube. Die Theres war unruhig und mahnte zum Aufhören, sie wolle ins Bett.

Als alles zur Ruhe gegangen, holte sie in ihrer Kammer das weiße Leintuch von ihrem Lager und der Seppli den Rappen aus des Bauern Stall. Das Maidle legt die weiße Decke über den Gaul, der Seppli besteigt ihn und reitet über die Kinzig hinüber dem Entersbach zu. Der Schippenwald, eine hohe Bergwand an der Kinzig, trennt den Entersbach vom Kinzigtal, auf dessen linkem Flußufer Lachen und Niederbach gelegen sind.

Die Theres geht nicht ins Bett, sondern auf den Hügel hinter dem Hof und schaut über die Höhen des Schippenwaldes, über denen Feuer und Rauch in der sternenhellen Nacht signalisieren müssen, ob das Werk gelungen.

Als nach einer Stunde eine Feuersäule hinter dem Schippenwald heraufstieg — da erwachte bei der nächtlichen Schauerin plötzlich das Gewissen. Sie eilt in ihre Kammer, jammert und stöhnt und weckt dadurch ihre Mitmagd, der sie auf Befragen, warum sie weine, alles gesteht, was sie angerichtet.

Der Seppli aber ritt, als das Feuer zum Strohdach hinausschlug, auf seinem „Schimmel" davon und rief durchs ganze Tal: „Feuer, Feuer! Es brennt beim Schilli-Basche!" Die vom Schlaf aufgeschreckten Bauern halten den Schimmelreiter für einen „Feuerreiter" und springen harmlos an ihm vorüber der Brandstätte zu.

Schon ist er wieder am Ausgang des Seitentals, in

welchem Entersbach liegt, als der Vogt von Entersbach, der damals in „Stöcken" wohnte in dem alten Posthaus am Eingang zum Kinzigtale, ihm entgegenspringt und von weitem ruft: „Wo brennt's?"

Der Seppli kennt den Vogt an der Stimme; er glaubt sich verraten, wenn er an ihm vorbeireitet und darum sprengt er querfeldein. Dem Vogt wird der flüchtige Reiter verdächtig; er schaut ihm nach und sieht, wie er talaufwärts reitet. Am andern Morgen findet man ein Hufeisen, das der Schimmel verloren. Der Schmied von Steinach, dem das Eisen und später der Rapp des Bunke-Stines zum Beschlagen gebracht wird, bringt's an den Tag.

Eines gibt das andere, und am Ende wird der Metzger-Seppli als Brandstifter nach Hasle ins Amtsgefängnis geführt. Aber jetzt ist er Kavalier, er verrät seine Dulcinea nicht und nimmt alles auf sich. Die mitwissende Magd schweigt. So kommt der Metzger-Seppli — trotzdem man allgemein von der Therese munkelt als Mithelferin — allein ins Zuchthaus, wo er nach kurzer Zeit stirbt. Die schöne Theres von Lachen aber hatte durch die aus Liebesnot und im Liebesrausch erfolgte Tat zwei Hochzeiter auf einmal verloren.

Sie heiratete später hinauf nach Bollenbach, den Schweiß-Jörg, der, ein braver Mann, seinem Namen alle Ehre machte. Im „Schweiße" arbeitete er und rang nach irdischem Gut vom Morgen früh bis abends spät. Der schönen Therese blühten so beim Jörg keine Rosen, wohl aber sieben Töchter und zwei Söhne, alle gute Kinder.

Den Schweiß-Jörg sehe ich heute noch lebhaft vor mir, wie er zur Sommerszeit mit seinen Birnen und Äpfeln ins Städtle fuhr auf den Markt und uns Buben den Mund „wässerig" machte, denn er hatte immer die erste und die schönste Ware.

Ich fragte heute einen Mann, der vor seiner Hütte stand, ob der Schweiß-Jörg und seine Frau schon lange

tot wären. „Er ist schon lange gestorben," war die Antwort, „aber sie starb erst diesen Sommer, über 90 Jahre alt." —

Da ich gerade vom Vogt von Entersbach gesprochen, will ich noch etwas einschalten, eine größere Tat eines Vogts von Stöcken[1], die nirgends geschrieben steht.

Es war im Dreißigjährigen Krieg, anno 1646, als eines Tages Schweden von Lahr her ins Kinzigtal einfielen und bei Stöcken ihr Lager aufschlugen, um von da aus das Städtchen Zell zu überrumpeln. Der Vogt, der von seinem einsam gelegenen Hause aus sah, wie sie die Kinzig überschritten und auf dem rechten Ufer sich festsetzten — eilte nach Zell und schlug Lärm. Die Bürger der kleinen Reichsstadt und die Entersbacher Bauern überfielen nun unter Führung des kriegsgewandten Vogts die Schweden, schlugen sie in die Flucht und eroberten das Feldlager mit sechs Geschützen.

Dem tapfern Vogt aber wurde aus der Beute ein mit Silber beschlagenes Schwert überreicht, das in der Gemeinde fortan bewahrt wurde. Alljährlich aber feierten die Bauern die Erinnerung an den schwedischen „Schurtig" (Schauertag) in festlicher Art.

Das schönste Maidle und der gewandteste Bursche wurden als Schwertmeisterin und Schwertmeister gewählt. Die beiden gingen dann mit dem Schwert von Hof zu Hof und drückten dasselbe jedem Bauer in die Hand, für welche Ehre er einen Kronentaler zu bezahlen oder einen Schinken zu spenden hatte.

Für das so gesammelte Geld ward Wein gekauft, und nun ging die Jugend ans Schmausen, vom Sonntag nachmittag bis Montag abend beim Schwertmeister und vom

[1] Stöcken heißt der kleine Weiler am Scheideweg von Kinzig- und Harmersbachtal. Er gehört zur nahen Gemeinde Unterentersbach, die ihre Vögte nicht selten aus dem Nebenort bekam und nahm. Hier waren einst die Zollstöcke (Barrieren) und eine uralte Poststation.

Dienstag früh bis Mittwoch abend bei der Schwertmeisterin.

Das Schwert ward dabei als Trophäe, als Sieges- und Festzeichen mitgeschleppt.

Als einst an einem „Schurtig" Händel entstanden und ein Mord mit dem Schwert begangen wurde, gab der Reichsschultheiß von Zell den ihm unterstellten reichsfreien Entersbacher Bauern ein hölzernes und nahm ihnen das silberne, das seitdem längst verloren ging.

Das Landvolk, allezeit ein gutes Kind, feierte unverzagt sein Fest auch mit dem hölzernen, so lustig, wie zuvor.

1845 war der letzte Schurtig. Dann kamen das Hungerjahr 1847 und die Revolutionsjahre 1848 und 49. Der Festtag unterblieb bei dem loyalen Volk von Entersbach.

Und nach der Revolution kam die Zeit der Reaktion, und da hatte der Oberamtmann von Gengenbach den traurigen Mut, den Schurtig zu verbieten. So starb der schöne Tag, und das Volk, das immer mehr mit Papier und Aktenzwirn regiert wird, kam um ein poetisches Fest und um eine schöne Erinnerung an eine Großtat, wie sie noch kein Oberamtmann geleistet.

In der „Stampfe" zu Entersbach, wo die Bauern ihre Gerste stampfen lassen, wohnte der letzte Schwertmeister, und dort ruht heute noch das hölzerne Schwert, das der Oberamtmann zu konfiszieren vergaß. —

In Stöcken im Posthaus residierte von alters her die Familie „der Schweißen", und die beiden Vögte, die wir erwähnt, gehörten wohl dieser Bauern- und Posthaltersdynastie an.

Ihre Nachkommen zogen später ins benachbarte Dorf Biberach und blieben allzeit lustige Leute und tapfere Männer in Tat und Trunk. Ich hab' manch einen von ihnen gekannt.

Einer der würdigsten Vertreter „der Schweißen von Stöcken" wohnt heute, 1910, noch in der schönen Dreisam-

stadt. Er ruft seine Mitbürger zum Streit nicht gegen die Schweden, wohl aber gegen die Welschen. Und unter Alfreds Führung ward schon zahllosen Franzosen der Garaus gemacht und mancher Schurtig gefeiert, denn er ist Generalvertreter der Firma Venoge & Kompanie in Epernay. —

Und nun zurück auf unsern Weg nach der Karfunkelstadt.

Auch eine „wilde Kirsche" ist in Bollenbach gewachsen, an die ich heute, am Dorfbach stehend, erinnert wurde. Hinter dem Haus des einstigen Schweiß-Jörg liegen an einer Berghalde, hier Rain genannt, zerstreut einzelne kleine Häuschen.

Die Besitzer derselben tragen alle im Dorf den Beinamen Rain, zu dem noch der Vorname des einzelnen als Unterscheidung kommt. So gab es zu meiner Knabenzeit einen Rai-Jörg, einen Rai-Jok, einen Rai-Xaveri und andere.

Der Rai-Xaveri war zugleich „Sicherheit", d. i. Polizeidiener. Er konnte aber weder lesen noch schreiben. Wenn er nun ein Schriftstück mit der „Ortsschelle" bekannt machen sollte, so mußten es ihm seine Frau oder seine Kinder so lange vorlesen, bis er den Inhalt auswendig konnte. Alsdann schritt der Rai-Xaveri stolz durchs Dorf und las den Ukas auswendig herunter. Dabei war der Xaveri ein trinkbarer Mann, wie jeder ordentliche Dorfpolizist. Sein Dienst und sein Gütchen vertrugen aber wenig Wirtshausspesen, drum mußte er sich sonst zu helfen suchen.

Es ist nun Sitte, daß jeder Bauer im Wirtshaus dem eintretenden Bekannten das Glas „zubringt", auf daß er trinke. Dem Polizeidiener gönnt es gar jeder. Der Xaveri pflegte bei solcher Gelegenheit das dargebrachte Glas bis auf die Nagelprobe zu leeren. Wenn er aber auf eigene Rechnung einen Schoppen trank, so ließ er sich vom Wirt das kleinste Glas geben aus Furcht, es möchte ihm einer auch so machen, wie er es den andern.

Des Xaveris nächster Nachbar war der „Rai-Jok“, der Vater der „wilden Kirsche“, die aber ihren Geist, wie allgemein, von der Mutter schöpfte, welche die Tochter des alten Dorfschullehrers Echle war.

Der „Rai-Jok“ war ein ebenso braver als armer Mann. Im Stall stand ein mageres „Kühle“, und um das Häuschen lagen einige wenige Felder. Aber das reichte nicht für eine Familie mit fünf lebendigen Kindern. Der Jok bebaute deshalb mit seinem Weib noch bei den Bauernfürsten im angrenzenden Welschbollenbacher Tal Reutfeld um den dritten Teil, d. h. die Bauern gaben das Feld und bekamen den dritten Sack Kartoffeln oder die dritte Garbe bei der Ernte.

Die Theres, seine Frau, spann im Winter das Garn zum Zwilch, der, blau gefärbt, für alle Familienglieder die Kleidung abgab. Das brave Weib spann manchen Winter neben ihren fünf Kindern und der Sorge für die Haushaltung 100 Ellen Zwilch. Sie saß bis zwölf Uhr abends am Spinnrad und um vier Uhr morgens setzte sie das Rädchen schon wieder in Gang.

Vor solch einer Hausfrau habe ich, nebenbei gesagt, mehr Respekt als vor der schönsten und vornehmsten Prinzessin des Deutschen Reiches, die ihr Lebtag noch nichts geleistet und sich stets nur hat bedienen und hofieren lassen.

In der Fastenzeit kommen alljährlich am frühen Morgen viele arme Bübchen vom Land nach Hasle und bringen Froschschenkel und „Ritschile“ (Ackersalat). Die Frösche haben sie in der vorhergehenden Nacht gefangen, mit brennenden Buchspänen an den Wassergräben und Teichen der Wiesen des Tales hinziehend. An Weiden gekoppelt, werden dann im Städtle die Froschschenkel feilgeboten, zu meiner Zeit das Dutzend zu zwei und drei Kreuzer.

Den ersten „Ritschile-Salat“ brachten in der Regel die Schnellinger und die Bollenbacher Buben, da beide Dörfer sonnig liegen. Die Rebe und der Pfirsichbaum kommen

in ihnen noch fort, kurz ehe der Schwarzwald dies unmöglich macht.

Unter den „Ritschile-Buabe" zu Ende der fünfziger Jahre befand sich auch des „Rai-Joken" Ältester, der „Sepp", ein blasser, schmächtiger Knabe mit kleinen, lebhaften Augen und einem schwarzen Krauskopf. Er eilte hurtig von Haus zu Haus mit seinem Salat und, wenn er allen verkauft, ebenso schnell mit seinen wenigen Kreuzern heim zur Mutter.

Am Nachmittag mußte er dann in die Bergwälder der Bauern und Holz lesen fürs Vaterhaus.

Noch ehe er aus der Schule entlassen war, verdingte der Rai-Jok seinen Sepp, um ihn von der Tischlade wegzubringen, dem „Heizenbur" in Welschbollenbach als Hirtenbub.

Der Heizenbur, den ich noch gar wohl kannte, war ein kreuzbraver Mann, der in meinem elterlichen Haus seine Einkehr hatte, wenn er zum Markt kam.

Er hatte sechs Söhne und sechs Töchter, die ihm als Knechte und Mägde den Hof bearbeiteten. Zwei Hirtenbuben waren die einzigen Fremdlinge auf dem „Heizenberg".

Da hörte man kein unpassendes Wort, und jeden Abend betete der Heizenbur mit seiner ganzen Familie dreizehn Vaterunser, den Glauben und den Englischen Gruß, an Sonntagen aber den Rosenkranz.

Als der Sepp aus der Schule kam, in der er trotz seines Hirtenlebens der erste war und blieb bis zum Ende, — hätte er gar gern „studiert". Aber der Pfarrer von Steinach riet ihm ab, weil er gar zu arm sei. Betrübten Herzens mußte er sich fügen.

Vom „Studenten" zum Steinklopfer ist ein großer Sprung abwärts, aber den mußte der Sepp machen. Er tat ihn unverdrossen, um seinen Eltern etwas zu verdienen, und klopfte in den sechziger Jahren beim Bau der Schwarzwaldbahn in und um Haslach von morgens fünf Uhr bis

abends sieben Uhr Steine und zwar so fleißig, daß er täglich nahezu einen Gulden verdiente und anno 1866, als der Krieg ausbrach, sich eine Zeitung, das „Mainzer Volksblatt", halten konnte, um seine Neugierde und seine Lesesucht zu befriedigen.

Als die Bahn im gleichen Kriegsjahr fertig wurde, war es auch mit dem Geldverdienen aus, und der Vater Rai-Jok beschloß, aus dem Sepp einen Schreiner zu machen.

So kam es, daß ich eines Tages, in der unmittelbarsten Nachbarschaft meines Elternhauses, wo ich gerade zu Besuch weilte, den blassen, schwarzen „Ritschile-Sepp" von Bollenbach als Schreinerlehrling bei Meister Hauschel sah. Vom Handwerk lernte er bei diesem nicht allzuviel, denn seine Werkstätte war das Parlament für verschiedene Haslacher Politiker und Volksredner. Und von denen hat der Sepp zweifellos mehr gelernt, als in der Schreinerei. —

Zehn Jahre später hielt ich eines Abends in einem Dörfchen drunten bei Renchen eine Volksversammlung, um mich den Bauern als Kandidaten für den Reichstag zu empfehlen. Da erhob sich nach mir ein junger Arbeiter und hielt eine Rede, die zweifellos besser war, als die meinige. Ich hörte ihn von einer Nebenstube an, und als er geendet, trat ich auf ihn zu, um ihm zu gratulieren. Ich staunte nicht wenig, da er sich entpuppte als des „Rai-Joke Sepp" von Bollenbach.

Er hatte als Schreinergesell die Welt durchwandert, lange in Berlin gearbeitet und, eingedenk der Haslacher Parlamentarier in des Schreiner Hauschels Werkstätte, sich in katholischen Vereinen der Reichsstadt zum Volksredner herausgebildet, der selbst in Berlin Furore machte.

Es vergingen abermals ein paar Jahre und eines Tages traf ich ihn wieder während eines Landtags in Karlsruhe. Er hatte hier in einer Möbelfabrik gearbeitet, sein Drang, vorwärts zu kommen, ihn aber auf die Kunstgewerbeschule getrieben. Hier blieb er unter Hunger und Entbehrungen

aller Art drei Jahre lang, studierte bis nach Mitternacht und machte dann das Examen als Zeichnungslehrer, und zwar als der beste seines Kurses.

Und heute ist der kleine, blasse „Ritschile-Händler" und „Steinklopfer" Gewerbeschullehrer in einer der ersten Städte des badischen Ländchens.

Ist das nicht eine „wilde Kirsche"?

Und seine brave Mutter hat ihres Sohnes Sieg erlebt. Als der Sepp in die Fremde mußte, sollte er noch eine Reisetasche haben, nachdem die Kleider notdürftig aufgebracht waren. Da nahm die Mutter einen schweren Korb „Kohlsetzlinge" aufs Haupt und den Sepp an die Hand und wanderte mit ihm gen Zell, wo an Samstagen Wallfahrt ist und die Bauernweiber des rauheren Harmersbacher Tales „Setzlinge" kaufen. Der Erlös für die Setzlinge reichte gerade hin, um die lederne Tasche zu zahlen. Da weinte die arme Frau und sprach: „Jetzt muaß i mi Geld alles hergebe für den Bua und in der Fremdi wird er villicht a Lump."

Hungrig und durstig zogen beide wieder den weiten Weg heim; aber der Sepp wurde kein Lump, und die gute Mutter freute sich noch jahrelang in ihrem Häuschen „am Rain" in Bollenbach des braven Sohnes, der ihr in jeder Art die alten Tage versüßte. —

5.

Ich schritt das Dorf hinauf dem Tälchen Welschbollenbach zu, das mich auf die Höhe bringen sollte. Da stand nahe an seinem Eingang einsam und zerfallen die Mühle des alten Odilo Schöner, des Ölers von Bollenbach, wunderbar malerisch mit ihrem großen, bemoosten Schaufelrad, ihren von Winden und Wettern längst aufgerissenen Holzwänden und dem von der Zeit grün gewordenen Strohdach darüber.

Er kam während meiner Knabenzeit oft in unser Haus,

der Odilo, ein Mann mit einem riesigen Schädel und krausem, grauem Haar, nicht unähnlich dem französischen Bürgerkönig Louis Philipp. Damals schon war er ein armer Mann, zurückgekommen, wie mein Vater erzählte, durch seinen „Herrendienst". Der Öler war in den dreißiger Jahren Vogt für Dorf und Tal Vollenbach gewesen und, weil sehr gescheit und witzig, äußerst beliebt bei den Beamten. Und ihm selber schmeichelte es, mit den „Herren" verkehren zu dürfen. Er blieb bei jeder Gelegenheit bei ihnen sitzen als guter Unterhalter, und daheim stand seine Mühle still und sein Gut ward schlecht bestellt.

Er konnte meisterhaft erzählen, und wenn er in unsere Stube kam, so führte er unter den Bauern das erste Wort, und aller Augen hingen an seinem Riesenkopf.

In seiner Ölmühle, wohin ich ein oder das andere Mal kam, um Öl zu holen, war er eine komische Gestalt. Aus seinen schmutzigen, mit Öl getränkten, groben Zwilchkleidern schaute sein großes Medusenhaupt grauenhaft hervor, und wer ihn nicht gekannt, wäre geflohen. Dabei war er in seinen hohen Jahren noch äußerst beweglich und sprang behend in sein altes Wasserrad, wenn es zu wenig Wasser hatte, und trieb es an; ein Kunststück, das er gerne zum besten gab.

Die Leistungsfähigkeit seiner primitiven Mühle war nur eine kleine. Er „rollte" den Bauernweibern Gerste zu Suppen und preßte Nüsse und Buchkernen aus, welche die Leute ihm brachten. Den Lohn nahm er in natura und verkaufte dann seinen Anteil an Öl und Gerste auf dem Haslacher Wochenmarkt. Er brachte aber meist seine ganze Ware auf dem Rücken in einem langen Sack, und der ehemalige Vogt und Herrenunterhalter trug in allem den Typus des armen Mannes.

Aber der Öler hat zu allen Zeiten Schicksalsgefährten seiner Art in Menge gehabt. Denn es ist für den gemeinen Mann, der keine Besoldung hat, von der er leben kann,

stets gefährlich, in jenes Reich einzutreten, das jeden Menschen verdirbt, in das der „Bureaukratie". —

Noch einen Sonnenschein erlebte der Öler-Vogt am Ende seines Lebens. Er brachte, trotzdem er ihr nichts geben konnte, seine alternde Tochter bei einem alten Mann an in Biberach. Die Hochzeit ward im „Kreuz" zu Bollenbach gehalten und ich als Knabe mit meiner Mutter auch dabei. Mich freute es, anwohnen zu dürfen, als wäre es die Hochzeit einer Prinzessin und nicht einer alten, armen Ölerstochter. Und keine Hochzeitsfeier der Welt könnte mir heute jenes Vergnügen bieten.

Schon in der Frühe war ich im Dorf gewesen mit unserem Lehrbub, dem Peter. Wir hatten Brot ins „Kreuz" geliefert und eine „Zeine" voll dem Öler gebracht zur „Morgensuppe". Und am Nachmittag rückte ich im Sonntagsgewand mit der Mutter bei der Hochzeit an. Ich war stolz, das erstemal ein Hochzeitsgast zu sein, und jener Tag ist mir noch gut in Erinnerung. Ich könnte, so ich Maler wäre, die Hochzeiterin noch malen und den alten Öler, der an der Hochzeitstafel präsidierte, dazu.

Es war im Herbst 1893, einundvierzig Jahre nach diesem schönen Tag, als eines Morgens eine alte Frau in der Kleidung der Bauernweiber des mittleren Kinzigtales die Stiege meines Pfarrhauses in Freiburg heraufkam und meiner Schwester die Hand zum Gruß bot. In diesem Augenblick trat ich hinzu und sah, wie meine Schwester die Frau wildfremd anschaute. Ich aber rief alsbald: „Das ist des Ölers Nanne von Bollenbach!" Von ihrem 35. Lebensjahre bis zum 76. hatte ich sie nicht mehr gesehen, aber die goldene Knabenzeit hatte mir das Bild der Hochzeiterin so diamanten in die Seele geschrieben, daß ich es auch in der Greisin alsbald wieder erkannte.

Ihr Mann ist längst tot. Sie hat, kinderlos, Haus und Gärtchen einem Verwandten ihres Mannes abgetreten und sich nur eine Stube vorbehalten. Sie will aber auch

im Alter der Welt noch nützlich sein und erzieht jeweils bis zur Schulentlassung ein Kind, das Waise ist oder eine Mutter hat, die nichts für dasselbe tun kann. So hat sie jetzt einen armen Knaben und dem wollte sie eine Freude machen und Freiburg zeigen. So kam sie zu mir, und ich hatte eine größere Freude an der Nanne und der Erinnerung an ihren Hochzeitstag, als wenn eine Fürstin mich besucht hätte.

Sie hatte nur einen Wunsch, das Buch zu besitzen, in dem „von ihr geschrieben stehe". Sie bekam es und ein schönes Gebetbuch dazu.[1] —

An jenem Hochzeitstage sagte der Alte zu meiner Mutter: „Becke-Philippi, Euer Bua, den Heiner, müsse Ihr kei Beck werde lasse, er isch z'bleich dazu."

Die Hochzeit hatte des Alten letzte Groschen gekostet. Er kämpfte fortan mit Nahrungssorgen, und als sie ihn bald darauf über den „Bollenbacher Steg" über die Kinzig und auf den Steinacher Kirchhof trugen, da haben sie den gescheitesten Vogt im Tal, aber einen blutarmen Mann begraben.

Heute stand ich vor seiner Öle. Kein Mühlrad rauschte, keine Seele ließ sich blicken, der Öler ist längst verschwunden, der da gewohnet hat, — aber lebendig stand vor mir, dem „bleichen Heiner" mit den bleichenden Haaren, die Erinnerung an den Alten. In tiefer Wehmut ging ich weiter. —

Wir kommen ins enge Bergtälchen hinein. Hier wohnen die Großbauern, im Dorfe die Taglöhner. „Dorfer" und Taglöhner ist in der Gegend meist ein Wort. Die fünf Bauern im Tal haben mehr Eigentum, als die „Dorfer" alle zusammen.

Im ersten Hof, dem „vorderen", schaut die Bäuerin eben zum Fenster heraus, eine alte Bekannte von mir. Sie war in meiner Studentenzeit das schönste Mädchen in Müh-

[1] Sie starb erst im 20. Jahrhundert in der Armenanstalt zu Fußbach, drei Stunden unterhalb Hasle.

lenbach und heiratete auf den „vorderen Hof". Aus der schlanken, stolzen Jungfer von damals ist aber eine breite Riesendame geworden, trotzdem ihr wenig Rosen geblüht im einsamen Hof des stillen Tälchens. Sie hat bereits zwei Männer begraben müssen und lebt jetzt mit dem dritten. Der Hof ist ihr zudem in den siebenziger Jahren abgebrannt.

Bei diesem Brande geschah eine Heldentat und zwar von einem kaum dem Kindesalter entwachsenen Bauernmädchen. Dieses war mit der närrischen Mutter des Bauern und einem Häuflein Kinder an einem schönen Maientag des Jahres 1874 allein in der hintersten Stube des großen mit Stroh gedeckten Bauernhofes. Die närrische Alte entfernte sich und steckte in ihrer Narrheit das Haus in Brand. Bald darauf hörte das Mädchen ein Knistern, und als es die Türe öffnet, schlägt ihm schon dicker Rauch entgegen.

Es rettete, wie die ältern Kinder es nachher erzählten, nun eines der Kinder um das andere durch Rauch und züngelnde Flammen hindurch hinaus ins Freie. Schon glaubte das brave „Maidle" seine Arbeit beendet, als ihm einfällt, das jüngste Kind schlafe noch in der Wiege. Mutig stürzt die kaum Fünfzehnjährige abermals in das brennende Haus, um auch dies letzte Kind zu holen.

Die junge Heldin kam nicht wieder. Verkohlt fand man ihre Leiche unmittelbar vor der Haustüre, das Kind im Arm. Noch wenige Schritte und ihr Rettungswerk wäre gelungen — da stürzt der Dachstuhl, bedeckt den Ausgang und begräbt sie.

Droben im Berg aber saß die närrische Großmutter und lachte über das Werk, so sie angerichtet. Das Mädchen, welches mehr Seelengröße bewiesen, als mancher „berühmte" Mann, hieß Afra Uhl und war aus dem Dorfe Mühlenbach.

Es steht wahrscheinlich kaum mehr ein Kreuz über seinem Grab auf dem Kirchhof in Steinach; drum wollen wir es hier nicht vergessen im Vorbeigehen am „vorderen Hof".

Die vordere Bäuerin aber, die heute so lebensfroh zum Fenster hinausschaute und vergeblich mich einlud, bei ihr anzukehren, hat wohl damals nicht daran gedacht, daß man auch sie bald hinabtragen würde auf den Gottesacker von Steine. —

Ich ging langsamen Schrittes weiter. Nach einer Viertelstunde erscheint wieder ein mir wohlbekanntes Gehöfte. Es ist der „Schilli-Hof". Da wohnte bis vor zwölf Jahren mein Freund, der „Jaköbele", als Hofbauer. Wir waren so ziemlich gleichalterig und kannten uns schon von den Knabenjahren an. Wenn ich als zehnjähriger Bube da vorbeiging zu meinen Schafen auf dem Dierlisberg und er am Bache saß und Pfeifen schnitzte, ging er mit mir.

Der Jaköbele war zu seiner Zeit zweifellos der körperlich kleinste und schmälste Bauer des Schwarzwaldes, eine Miniatur, welche in dem langen schwarzen Samtrock fast verschwand. Seine Fistelstimme und sein bartloses, blasses Gesicht paßten eher für eine winzige Nähmamsell, als für einen Bauer im Kinzigtal.

Fürs Bauerngeschäft taugte der Jaköbele nie recht, er war zu schwächlich für die harten Arbeiten auf dem steilen Gebirgshof. Er legte sich deshalb einen kleinen Weinberg an hinter dem Haus und pflanzte darin einen guten Rotwein, mit dem er nicht geizte, wenn Gäste kamen. Auch weilte er viel in seiner kleinen Mühle am Weg und machte Mehl, so lange er Wasser hatte.

Zur Winterszeit, wenn die Knechte Frucht droschen, saß der Jaköbele in der Stube und machte Figuren für seine Weihnachtskrippe: Hirten, Jäger, Drei-Könige, Apostel. Und hierin leistete er, ohne je etwas der Art gelernt zu haben, Großes.

Ich war einmal in der Mitte der siebenziger Jahre über die Weihnachtszeit bei ihm und sah seine Krippe. Er hatte sie im „Stubenwinkel" zwischen den Fenstern. Vor dem heiligen Krippenkind defilierten in vom Jaköbele selbst

geschnitzten Figuren die Hirten, die Drei-Könige und die zwölf Apostel.

Sein Brunnen vor dem Hause setzte die Figuren durch kunstreiche, von dem kleinen Bauer angelegte Transmissionen in Bewegung. Das ganze zeigte Kunst- und Scharfsinn.

In jener Zeit besuchte er mich einmal in Karlsruhe, um den Landtag anzusehen und einer Kulturkampf-Debatte anzuwohnen; denn der Jaköbele war der feurigste Bekenner des Zentrums im ganzen Tal und ein tiefgläubiger Mann. Er war noch nie in einer größern Stadt gewesen und hatte deshalb meinen Bruder, den Sonnenwirt von Hasle, seinen Herbergsvater an Markttagen, mitgenommen.

Als nun beide am Abend im Hotel in einem Zimmer sich zur Ruhe begaben, protestierte der Jaköbele energisch gegen das Vorhaben des Sonnenwirts, die Stiefel vor die Zimmertüre zu stellen, weil sie unfehlbar gestohlen würden. Der Sonnenwirt gab dem ängstlichen Männlein nach.

In der Nacht seufzte das Bäuerlein, daß man „in dem Karlsruhe" so kurze Betten habe. Er sei doch so klein, vermöge sich aber trotzdem nicht zu decken und friere. Sein Cicerone steht auf, zündet ein Licht an und sieht nach. Da liegt der gute Jaköbele nicht im Bett, sondern bloß unter dem „Plumeau", das begreiflicherweise den ganzen Mann nicht deckte.

Der Hausknecht, wissend, daß in der betreffenden Nummer zwei „Herren" logierten, klopfte am Morgen und fragte nach den Stiefeln. Da schrie der Kleine mit seiner Fistelstimme, er solle machen, daß er fortkomme. Das habe er, der Jaköbele, nicht nötig, die Stiefel herzugeben, damit sie gestohlen würden.

Der Sonnenwirt gab die seinigen ab, der Jaköbele aber trennte sich um keinen Preis von seinen Stiefeln, traute selbst seinem Herbergsvater nicht und glaubte, man wolle ihn in Verlegenheit bringen, damit er in Karlsruhe nicht ausgehen könne.

Er dachte wohl an das im Kinzigtal viel gesungene Volkslied:

> Z' Lautebach hab' i mei Strümpf verlore,
> Ohne Strümpf geh' i nit heim —

und drum wollte der Jaköbele seine Stiefel nicht in Karlsruhe verlieren.

Seine Frau, die Käther, Tochter vom obersten Hof im Tal, vom Barbaraster, war ebenso klein, wie er, aber in dem Grad korpulent, in welchem der Jaköbele mager. An Gutmütigkeit und Bravheit übertraf sie alle Bäuerinnen weithin und paßte in ihrem stillen, ruhigen Wesen vortrefflich zu dem aufgeregten, zappeligen Jaköbele.

Sie starb in jungen Jahren, und nach ihrem Tode sandte mir das Bäuerlein ihre Photographie zum Andenken mit dem folgenden von ihm gefertigten Vers auf der Rückseite:

> Mei' Käther ist gestorben
> Nach Kummer, Sorg und Müh'.
> Und mir ist alle Freud' verdorben,
> Doch nie vergeß ich sie.

Der Jaköbele lebte nur noch wenige Jahre nach ihrem Hinscheiden, und dann führten sie auch ihn im „Totenbaum" das Tal hinaus.

Sepp, der Sohn und Stammhalter, hat bald darauf mit Hilfe einiger Juden „Hab und Gut" verloren. Traurig und öde sah es heute aus, wohin ich blickte. Die gute Käther würde sich zu Tod weinen, wenn sie wiederkäme. —

Die folgenden Höfe im Welschbollenbacher Tälchen liegen alle abseits des Weges auf den Höhen und sind nicht sichtbar, bis hinauf zum obersten, zum Barbaraster.

Der Weg wird immer steiler. Mühsam drängen kleine Bächlein zwischen Erlengebüsch in tausend Windungen talabwärts, aus den zerrissenen Bergwänden herabfallend, an deren einer wir emporsteigen müssen. Je höher wir

kommen, um so lichter wird's, und der Blick wird frei hinaus ins große Kinzigtal und über die Kinzig hinüber in die Seitentäler ihres linken Ufers. Wo ich hinschaue, auf die Berge, Wälder, Höfe — überall tauchen Jugenderinnerungen vor mir auf, wie längst Tote, die wieder auferstehen. Ich stehe oft und lange still und lasse diese Auferstandenen an mir vorüber- und mit Wehmut und mit Lust in meine Seele hineinziehen.

Bevor die Höhe vollends erstiegen ist, liegt, geschützt von der Kuppe der das Tälchen abschließenden Bergwand, der letzte und größte Hof in Welschbollenbach, der Barbarastier.[1]

Am Wege, entfernt vom Hof, liegt einsam der Garten der „Barbarasterin". In ihm blühen heute zahlreiche Astern in allen Farben. Diese mir so sympathischen Herbstblumen, welche ihr volles Leben zeigen, wenn die Natur sich zum Sterben anschickt, kamen mir ungemein vornehm vor in diesem verlassenen Gebirgswinkel. Sie erschienen mir wie verirrt in diese Einsamkeit, wo der Buchwald nebenan seine gelben, toten Blätter auf sie herabwirft und wo auch nirgends ein Grab ist, das sie schmücken können zur Allerseelenzeit; denn die Toten des Barbarast werden hinabgeführt, zwei Stunden weit, ins Dorf Steinach an der Kinzig.

Aber noch ein Gedanke kam mir. Wie viele Blumen blühen auf der weiten Erde und nur Gottes Auge schaut sie. Sie kommen und gehen, und kein Mensch hat sie gesehen, die Blumen auf einsamer Heide, oder die Alpenrosen und das Edelweiß auf unzugänglichen Bergen.

Und so geht's auch mit vielen Menschen. Sie leben und sterben einsam und ungekannt von der Welt — Schneeballen. Und wie viele Seelen leben mitten in der Welt, und nur Gottes Auge schaut ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Siege, weil sie niemandem sie sagen und klagen! — Edelweiß und Alpenrosen! —

---

[1] Siehe „Wilde Kirschen" das Kapitel „Der Hofig".

Doch die Astern auf „Barbarast" blühten nicht so einsam, wie ich glaubte. Während ich so dastand, kam die Bäuerin mit einer Schar kleiner Kinder, lauter Mädchen, vom Hof herüber und führte sie in den Garten. Frühlingsblumen der Menschheit und Herbstblumen der Natur, wie wunderbar stimmte das zusammen.

Und wie ich ein alter Mann geworden, das fühlte ich auch. Den Großvater der Bäuerin, die auch gegen vierzig gehen mag, hab' ich noch gekannt, als wär' er erst gestern gestorben. Es war der alte Prinzbach droben im Fischerbach, ein stattlicher, behäbiger Bur in seinen kurzen „Stumphosen". Geld und Gut hatte er mehr als genug. Ich war einmal dabei, als ihm mein Vater ein Faß voll „eingemachte Kirschen" abkaufte, um Kirschenwasser daraus zu machen und durfte bei ihm Honig essen im Überfluß. Drum hab' ich ihn nie vergessen.

Seine Tochter, die Theres, die Mutter der Barbarasterin, war das schönste Mädchen an der obern Kinzig. Sie heiratete den Dreher-Simon von Esche, einen stillen Mann.

Der Großvater ist längst tot, Vater und Mutter sind auch tot und die Barbarasterin nähert sich der „Asternzeit" des Lebens. Sie ist jetzt, da dies Buch wieder neu erscheint, auch tot und ihr braver Mann, der Barbaraster, ebenso. Und da soll unsereiner nicht alt sein und voll werden von Gedanken menschlicher Armseligkeit und Vergänglichkeit! —

Ich ging vom Weg, der durch den Buchwald führt, ab und in gerader Richtung das Weidfeld des Barbarasters hinauf, um auf die Höhe zu kommen. In diesem Buchwald, der noch zahlreiche zerfallene Gänge von Silbererz-Gruben zeigt, spielte sich unter dem alten Barbaraster, dem Vater des jetzigen Bauern, öfters eine lustige Szene ab zur Nachtzeit.

Der alte „Fürst vom Barbarast", den ich noch gar wohl

kannte, ein Mann von großem Humor, hatte zwei Schwäger im obern Kinzigtal, im Weiler Breitenbach bei Husen, — den Goresbur und den Mathesenbur.

Diese hatten Mangel an Buchwald, und das war vor vielen Jahren noch ein empfindlicher Mangel, denn die Buchspäne waren die Kerzen, welche an den Winterabenden des Bauern Stube erleuchteten, und um welche die „Wibervölker" saßen und spannen, während die „Mannsvölker" auf der Ofenbank lagen und rauchten. Die schönsten und glattesten Buchen wurden zu diesem Zweck gehauen und auf der Sägmühle in Lichtspäne verwandelt.

Der Barbaraster hatte seinen zwei Schwägern versprochen, sie dürften miteinander alljährlich in seinem Buchwald eine Span-Buche holen, aber es müßte dies heimlich geschehen, ohne daß sein Hund belle und er und seine Knechte etwas merkten, bis die Buche gefällt sei, und der Goresbur und der Mathesenbur müßten selbst mit dabei sein.

Die zwei wohnten weit, fast drei Stunden vom Barbarast entfernt. Den gewöhnlichen Weg, den ich heute gemacht, konnten sie nicht machen wegen des Hundes. Sie mußten also den Hof umkreisen. In einer hellen Frühjahrs-Mondnacht brachen sie jeweils mit ihren Knechten, welche Säge und Äxte trugen, an der obern Kinzig auf, zogen am rechten Flußufer auf engen Gebirgswegen dem Fischerbach und der Karfunkelstadt zu und kamen über den Vogelsberg auf die Höhe über dem Barbarasterhof und zum Buchwald.

Mit Hilfe des Mondlichtes, das durch die Blätter sich hindurchdrängte, ward ein stattlicher Baum ausgesucht. Und nun begannen sie zu sägen, leise und immer leiser, bis der Stamm fiel. Da rauschte es mächtig im Walde. Drunten im Hof gab der Hund laut, der Bauer und seine Knechte wurden wach, und die Obertäler jauchzten ins mondbeglänzte Tälchen hinab.

Jetzt ward's lebendig auf dem Barbarast. Die Holzhauer kamen herunter, die Bäuerin servierte eine „Morgensuppe" nebst Käs und Kirschenwasser. Sobald das erste Morgenrot über die Schornfelsen hereinbrach, gingen die Obertäler Bauern daran, die Buche zu entästen, und der Barbaraster befahl seinen Knechten, den Wagen zu richten, damit die Buche „in Ehren" heimgeführt werde.

Er selbst schritt mit seinen Schwägern und ihren Knechten hinter dem Wagen drein. Vor jedem ordentlichen Wirtshaus bis hinauf in den Breitenbach ward eingekehrt, und die Obertäler zahlten die Zeche.

Heiter und angeheitert, kam der Barbaraster spät in der Nacht mit seinen Knechten heim aus dem Obertal, wohin sie „Licht" gebracht für zwei Höfe auf einen Winter lang.

Das heiße ich Volkshumor in seiner Eleganz, im „Sonntagshäs". —

6.

Ich war auf der Höhe angekommen. Die Sonne hatte den Winterduft des Morgens hinabgeworfen in die Wiesengründe des Kinzigtales, und eine herrliche Fernsicht erfreute mein Herz. Hatte ich bisher das Tälchen hinauf mit allerlei Wehmut gekämpft bei der Erinnerung an vergangene Menschen und Zeiten, so ward es jetzt helle in meiner Seele beim Ausblick in die ewig junge und ewig schöne Natur.

Vom Kniebis bis hinab zu den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes im Oostale bei Baden-Baden, von da am Straßburger Münster vorbei und an den Vogesen hin bis hinauf zum Belchen und von diesem im Halbkreis wieder herüber zum Kniebis lag die Gebirgswelt im frischen Sonnenlicht eines Herbsttages vor mir.

Dort drüben sah ich zwei Menschen. Der eine saß auf einem Stein und der andere, eine „Gräze" auf dem Rücken,

stand vor ihm. Unbekümmert um das Naturbild sprachen sie miteinander. Ich schritt auf sie zu und erkannte alsbald im Sitzenden Konrad, den Fürsten von der Eck, d. i. den Eckerbur. Er hatte ein Gewehr über den Knieen liegen, den blauen Wollschoben an und eine runde Wollkappe auf seinem Haupt, das hell und frisch in die Welt schaute, wie der heutige Herbstmorgen. Der Mann vor ihm war ein Schwarzwälder Uhrenhändler.

Der Fürst befand sich auf einer Morgenjagd in seinem Hochpark, den aber nur Heidekraut, Stechpalmen, Wachholder, spärlich vermischt mit Föhren und Tannen, ausmachen. In den Taschen seines Schobens hatte er, in der einen einen „Pudel" Kirschenwasser und in der andern ein Stück „rohen Speck". Seinen Hund hat er abgeschickt zum Suchen, und während er auf dem „Anstand" sitzt, kommt der Uhrenmacher aus der Karfunkelstadt herauf, und da gab „ein Wort das andere", bis ich von der andern Seite auf der Bergeshöhe erschien.

Es war ein prächtiges Bild. Eine einsame Höhe. Ringsum die große Natur. Ein Bauersmann sitzt mit der Flinte auf einem Stein, und ein fremder Hausierer erzählt ihm von seinen Wanderungen über Berg und Tal, auf denen er den vereinsamten Menschen seine Holzuhren feilbietet, damit sie die flüchtige Zeit messen.

Der Fürst von der Eck hatte gewußt, daß ich nächstens einmal auf die Berge komme, aber nicht wann. Sein Nachbar in den Buchen hatte erst gestern meine Depesche erhalten, und die zwei wohnen eine halbe Stunde voneinander entfernt. Er war erstaunt, daß ich so früh am Morgen schon ihn auf der Jagd überraschte.

Mit dem Jagen war's jetzt fertig. Er pfiff seinem Hund zum Rückzug. Ich lud ihn ein, bis Zell hinab mitzugehen. „Da wäre ich heute so wie so hin", meinte der Konrad, „denn heut' isch mein sechzigster Geburtstag. Ich wollt' ebe ein Häsle schießen und dann hätt' i den Suff-

kittel anzoge und wär' mit dem Häsle uff Zell in ‚Löwe' und hätt' neue Durbacher dezua trunke."

Indeß kam aus dem fernen Buchwald des Barbarasters, der sich bis an die Grenzen des Eckerhofs erstreckt, ein Gespann daher, in welchem mein Vetter Franz, der Kreuzwirt von Hasle, meine beiden Reisebegleiter brachte, die ich in Hasle verlassen hatte, weil ich allein und zu Fuß durch den klassischen Boden meiner Jugenderinnerungen wandern wollte — den schwäbischen Kriegsminister General von Steinheil und seinen Adjutanten Major Funk.

Sie waren, dank dem ebenso kühnen als geschickten Rosselenker und kraft seiner beiden überkräftigen Schimmel, glücklich den ebenso steilen als elenden Gebirgsweg zu Wagen heraufgekommen.

Beide waren voll des Entzückens über die Schönheit dieses Teiles des Schwarzwaldes und über den herrlichen Ausblick von dieser Höhe.

Wir gingen jetzt dem Eckerhof zu, wo der „Fürst" im alten, mächtigen Strohhause in einfachster Art wohnt und wo der Rauch, kaminlos, zu allen Poren des Palastes herausdringt.

Aber sein Speck und sein „Chriesewasser" waren fürstlich, und als er uns, auf meinen Wunsch, in den „Spicher" führte und wir alle seine Schätze sahen, bestehend in Frucht, Speck, Schinken, Kirschenwasser, Hanf, Leinwand, Schmalz, Wolle, die alle in Fülle vorhanden waren, da kam uns der Konrad in der Tat vor wie ein alter alemannischer Häuptling, dem die Keltenbäuerlein ringsum den Zehnten von allem gebracht haben.

Weil er aber das alles selbst „gepflanzt" und vom eigenen Gute gewonnen, steht er noch größer da.

Als wir uns aufgemacht hatten, um zum Buchhof hinüber zu gehen, zog oben über den Kamm des Berges, von der Karfunkelstadt herauf, die wir ihrer tiefen Lage wegen nicht sehen konnten, eine weibliche Gestalt. Es war,

wie ich gleich dachte, das „Gritle", welches dem gleichen Ziel zusteuerte, wie wir.

An den Grenzen seines Gutes stand der Buchhofbauer, der Erdrich, um uns zu empfangen und uns auf seinen Hof zu begleiten. Auch er ist ein Fürst, und sein Wahlspruch lautet:

Es gibt kein schöner Wappen in der Welt,
Als des Bauern Pflug im freien Feld.

Er ist leider schon „herrenmäßig" eingerichtet und sein Empfangssalon tapeziert. Während meine Begleiter hier dem Schinken und den Bratwürsten, dem Zeller Roten und dem Kirschenwasser zusprachen, suchte ich zunächst die Alte aus der Karfunkelstadt auf. Sie war vor uns angekommen und saß in der großen Bauernstube, ein winziges, altes Keltenweiblein mit kleinen, dunklen Augen und im Gesicht von einer merkwürdigen Ähnlichkeit mit dem „Ramsteiner Jokele", dessen Geschlecht sie angehört.

Zuerst fragte ich sie natürlich, warum sie „Gritle" genannt werde. Mit allem Pathos, dessen sie fähig war, sagte sie: „Ich heiße Margarita, nicht Margareth, und aus der Margarita und meiner kleinen Person haben die Leute in den Bergen, zu denen ich komme, schon so lang ich denken mag, Gritle gemacht, und weil ich eine ledige Weibsperson bin, heiße ich eben „das Gritle"[1].

Wir sehen aus dem Namen „Margarita", einem Wort, das Perle heißt, daß die alten Karfunkelstädter doch eine Ahnung hatten von Karfunkel und Edelgestein. Ich bin überzeugt, daß der Name Margarita in der ganzen Umgegend nicht vorkommt.

Des Gritles Leben ist kurz erzählt. Sie hat, erwachsen, als Magd gedient im Adlersbach und im Prinzbach, zwei

[1] Mädchen und ledige Frauenspersonen werden in der alemannischen und schwäbischen Volkssprache stets als Neutra behandelt.

Talgemeinden an der Kinzig — und „ledigerweise“ einen Sohn bekommen, den jetzigen „Stadtmurer“. Dann ging sie heim und blieb seitdem in der „Stadt“. Nach Hasle kam sie in ihrem Leben „fast nie“, um so öfter nach Zell. Von den alten Karfunkelstädtern konnte sie mir nicht viel mehr erzählen, als ich selber schon wußte, und sie wollte gar nicht begreifen, woher ich das alles wisse.

Nur von ihrem Vater hat sie mir etwas „Wunderbares“ berichtet. Der war des schon genannten Heizmanns-Jörgles Bruder und hieß Sebastian, wegen seiner Leibesstärke der „dicke Basche“ genannt. Er war „grausam fleißig“ und arbeitete Tag und Nacht als Holzmacher; selbst in mondhellen Nächten ging er in den Wald zur Arbeit.

Da machte er, so erzählte das Gritle, einmal „Wellen“ auf dem „Kaneckle“, unter dem Nillkopf. Um Mitternacht kam ein schwarzer Hund daher und stellte sich vor ihn hin. Mein Vater schlug nach dem Hund, er traf ihn nicht und der Hund wich nicht. Da erfaßte den Vater ein Schrecken; er ging heim und ward von Stund an krank, wurde nimmer gesund und starb in den besten Jahren. —

Auf mein Befragen, wovon sie lebe, sagte mir das Gritle: „Ich mache Altartüchle und sage zur Leich.“ In der Karfunkelstadt ist keine Kirche und weit und breit davon auch nicht, wozu also „Altartüchle“? Jetzt klärte mich die Alte auf und verklärte sich selber in meinen Augen zu einem Stück Poesie.

In jedem Bauernhaus des Schwarzwaldes ist ein Altar, an den ich, als ich von Altartüchern hörte, gar nicht gedacht hatte. Es ist die vorderste Ecke in der Stube, zwischen den Fenstern, und heißt „Herrgottswinkel“, weil das Kruzifix in ihr hängt. Vor diesem Herrgottswinkel hat jede Bäuerin ein Brettchen, auf dem kleine Heiligenfiguren und Bilder stehen. Dieses Brettchen aber ist am Rand mit farbigem Papier behangen und dieses heißt „Altartüchle“. Und solche Altartücher fertigt das Gritle in der Karfunkel-

stadt für die Bürinnen der Berge und Täler rechts und links von ihrer Heimat.

Auf die Osterzeit erneuert jede Bäuerin das Altartüchle, und das Gritle hat den ganzen Winter über solche gemacht. In Zell beim Buchbinder kauft es Papier von allen Farben, auch Gold- und Silberpapier, und daraus macht es seine Tüchle „fein und fürnehm".

Geht die Fastenzeit dem Ende zu, so bricht das Gritle aus der Karfunkelstadt auf, zieht von Hof zu Hof und verkauft seine poetische Ware um den Preis von 20 und 40 Pfennig, je nachdem mehr oder weniger Arbeit und Goldpapier daran ist. Kommt dann der Ostertag, das Fest des Frühlings und der Auferstehung, und zieht das Volk der Berge in seinen bunten Trachten der Kirche zu, so hat sich auch der „Herrgottswinkel" neu gekleidet und schimmert silbern und golden in die einfachen Holzstuben und erfreut die Herzen des Volkes, dieses Naturkindes.

Und das hat mit seinem Schneiden und Zieren das Gritle aus der Karfunkelstadt getan. Da sage mir einer, in der Karfunkelstadt lebe nicht noch der Geist vergangener, glänzender, funkelnder Tage. Er lebt und wirkt durchs Gritle. Und wie die Ahnen der Karfunkelstädter, wie wir gleich sehen werden, einst Edelgestein und Geschmeide hinabtrugen auf die Schlösser und Burgen, so trägt jetzt das Gritle seine goldenen und silbernen Altartüchle auf die Höfe der heutigen Bauern.

Und dieser Geist im Gritle beweist mir, daß ich recht habe mit dem, was ich unten über die Karfunkelstadt mutmaße.

Das Gritle hat mir bald nach unserm Rendezvous ein Altartüchle geschickt, das ebenso naiv als harmonisch farbenprächtig beweist, daß das Volk von Natur aus nicht bloß Poet, sondern auch Maler von Gottes Gnaden ist. —

Das ganze Jahr über treibt die alte „Perle" aus der Karfunkelstadt noch einen andern Beruf. Sie ist „Leichenbitterin", ein trauriges und mühsames Geschäft in jenen

Bergen, aber doch nicht ohne Volkspoesie. In unsern von der Kultur ausgesogenen Städten, da besorgt das „Tagblatt“ und die gedruckte „Todesanzeige“ in trockenen und stereotypen Sätzen die „Leichenbitterei“.

Auf den Bergen des Schwarzwaldes geht ein altes, armes Weiblein als Todesengel von Hof zu Hof, sagt in christlich schönen Worten zur Leiche und bittet um das Gebet für „das Verstorbene“. Es weiß dann auch noch des Ausführlichen zu berichten, wie und an was „das Tote“ gestorben. Und da wir Menschen auch am Leid des Mitmenschen und an seinem Tod den Reiz des „Neuen“ finden, so ist die Leichenbitterin auf den einsamen Höfen nicht unwillkommen. Sie berichtet, was auf anderen Höfen vorgeht, und wenn es auch nur ein Todesfall ist. Daß sie in echt weiblicher Art auch andere Neuigkeiten bringt, versteht sich von selbst.

Ihr Lohn ist Brot oder Bohnen, Schmalz, Mehl, Speck. Und am Abend, wenn die Frau von den Bergen heimkehrt, hat sie Viktualien, so viel ihr Schurz und ihre Rocktaschen tragen können. Sie ist zwar todmüde, hat aber wieder wochenlang Zeit zum Ausruhen in ihrer einsamen Hütte. —

Ich verabschiedete mich gebührend von der poetischsten Gestalt der heutigen Karfunkelstadt. Auch die Bäuerin, Erdrichs freundliche Frau, ließ das Gritle nicht leer von dannen ziehen, und hurtig, wie gekommen, eilte es über den Berg „der Stadt“ zu[1].

---

[1] Das Gritle lebt heute, 1910, noch 86jährig. Es hat aber seinen Wohnsitz oberhalb der „Stadt“ aufgeschlagen und lebt beim Rechenmacher „in den Muren“. Das Weib ihres Sohnes, die gleiche Person, die mir Wasser zu trinken gab, und sie kamen nimmer aus miteinander. Aber Altartüchle, die jetzt gar nicht mehr begehrt sind, weil die Weiber neumodisches Lumpenzeug kaufen, macht es keine mehr und kann auch altershalber nicht mehr „zur Leiche sagen“.

Ich versüße ihm sein Alter von Zeit zu Zeit mit einer Geldsendung, die mein Freund Erdrich ihm über den Berg her bringt.

Meine Begleiter hatten indes in Erdrichs „Salon" gespeist und getrunken. Die zwei Soldaten fanden namentlich das Kirschenwasser ganz vorzüglich. So ein echtes Schwarzwälder „Chriesewasser" ist aber auch ein Labsal für ein Soldatenherz. Schon die „Vorder-Bäuerin", von mir avertiert, hatte die Herren am Wege begrüßt mit einer „Zeine voll Küchle" und einer Flasche Kirschenwasser. Und seitdem kam auf jeder Station solches, eines älter und feiner und süßer als das andere, so daß der General meinte, in diesen Bergen wäre „das Kirschenwasser-Paradies".

Am Nachmittag stiegen wir vom Berg zu Tal, hinunter in den Harmersbach. Der Major und ich gingen mit den zwei „Bergfürsten" zu Fuß durch den Wald hinab, der General fuhr mit seinem gewandten Rosselenker.

Drunten im Tal wohnt Erdrichs Bruder, der Joseph, ein Bauernfürst außer Dienst. Er hat sein Fürstentum übergeben und lebt, das Bild eines alten Ritters auf dem „Leibgeding", nur noch seinem Gott, seiner Seele und der Pflege seines Weinkellers.

Er hat noch 1868er Bermersbacher, die Blume aller Weine am Kinzigstrand. Diesen „Firnewein" haben wir an jenem Tage auch noch gekostet, den Keller des Joseph inspiziert, und dann fuhren wir Fremde der alten Reichsstadt Zell zu. Der Konrad von der Eck, der Erdrich von der Buchen und der Kurfürst Joseph, der fromme, stille, ewig heitere Besitzer des Bermersbachers, gingen fürbaß hintendrein.

In Zell bei der Löwenwirtin ward nochmals Einkehr gehalten. Sie hat den besten Rotwein im Lande Baden und gehört in die Erinnerungen meiner Studienzeit. Ihr Bruder „Louis", ein musikalisches Genie, war ein Studienfreund von mir. In seinem Elternhaus, im „Bären" zu Zell, haben wir als Studenten manchmal tagelang gesungen. Seine Schwester Anna, die heutige Löwenwirtin, war damals ein frisches, heiteres Mädchen und sang oft

mit uns oder war Zeugin unserer Lebenslust. Sie ist jetzt auch alt geworden und das Singen ihr längst vergangen, wie mir auch.

Bei ihr ward noch angestoßen mit „einem roten Durbacher" auf das Wohl Konrads, des Sechzigers von der Eck, und dann fuhren wir ins Kinzigtal hinaus, Hasle zu. General von Steinheil aber meinte, als wir von den drei Bauern Abschied genommen: „Wahrlich, das sind Fürsten, und der Tag auf diesen Bergen gehört zu den schönsten meines Lebens."[1] —

7.

Einige Tage später kam auf meine Pfarramtsstube in Freiburg eine greise Dame in ärmlichen Kleidern und brachte mir ihren „Hochzeitsschein" zum Verkünden. Dieser besagte, daß sie Arnold heiße und in Fischerbach — der Gemeinde, in welcher die Karfunkelstadt liegt — geboren sei. Der Geschlechtsname fiel mir auf und ich fragte: „Seid ihr nicht aus der Karfunkelstadt?" Getroffen, so war es und sie die Tochter des einstigen Besitzers der mittleren Burg und jener Mutter, von der ich oben berichtet, daß sie nach dem Tode ihres Mannes „Raubritterei" trieb und deshalb von Gemeinde wegen nach Amerika spediert wurde.

Die Braut wußte aber aus der Karfunkelstadt nur noch den Tod ihres Vaters und das außereuropäische Schicksal ihrer Mutter, von der „man nie mehr etwas gehört". Sie selber kam, wie die übrigen Kinder, als kleines Mädchen fort und wurde im Waldstein vom Großvater erzogen. Später heiratete sie einen „armen Mann" im „Müllenbach" bei Hasle. Als der starb, war eine Tochter von ihr in Freiburg verheiratet, und die rief die Mutter in die Dreisamstadt.

---

[1] Die genannten drei Fürsten leben heute, 1910, noch alle drei; aber der General von Steinheil, ein Ehrenmann erster Güte, ist heimgegangen und auch die Löwenwirtin.

Diese fand hier in ihren alten Tagen noch einen Hochzeiter, einen „Zementarbeiter", und mit diesem, einem biederen, alten Knaben, hab' ich sie richtig „zusammengegeben" und mich gefreut, in einem Jahre zwei Damen aus einer Stadt, die nur drei Häuser hat, getraut zu haben.

Die Alte mußte wohl gemerkt haben, daß ich an ihr, als einer geborenen Karfunkelstädterin, mein Wohlgefallen hatte. Als ich an Weihnachten eine Bescherung armer Schulkinder veranstaltete, kam eines Morgens ein kleines Mädchen und bat weinend, ihm doch auch etwas zukommen zu lassen, die Großmutter habe es zu mir geschickt und „die Großmutter sei aus der Karfunkelstadt". — —

Und nun, nachdem wir so viel aus ihr erzählt, einmal eine Antwort auf die Frage: Woher Ursprung und Name der Karfunkelstadt?

Ich behaupte kühn, die Karfunkelstadt, diese einsamste und armseligste auf Erden, ist römischen Ursprungs und Namens, und ich beweise dies.

Zunächst ist Karfunkel ein römisch-lateinisches Wort, und es bedeutet carbunculus, in dem Latein der Kaiserzeit einen glänzenden Edelstein. Es heißt aber wörtlich „ein Stückchen Kohle". Haben die Römer wohl geahnt, daß der herrlichste und kostbarste Edelstein, der Diamant, nichts anders ist, als flüssige Kohle? Bei Plinius finden wir als carbunculus amethysticus den Rubin bezeichnet und mit carbunculus carchedonius den Granatstein.

In unserer Karfunkelstadt nun haben die Römer Edelsteine gegraben und geschliffen, wie man bis vor wenigen Jahren noch im benachbarten Städtchen Zell Granaten schliff. Noch im 18. Jahrhundert hat man nicht weit von der Karfunkelstadt, im Wolftale, Gruben auf Achat und Jaspis bebaut.

Die neueste geologische Forschung[1] sagt, daß „am Vo-

[1] Vogelsang „Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigtäler Bergbaues". Karlsruhe 1865.

gelsberg, (an dessen Fuß die Karfunkelstadt liegt) im Nillwald und am Kostberg (beide in der Nähe der Stadt) herrliche violette, bräunliche, rauchgraue, lebhaft glänzende Kristalle sich vorfinden".

Drüben über der Kinzig im „Prinzbach", zwei Stunden von der Karfunkelstadt, war eine römische „Münzstätte" mit Silbergruben, angelegt vom Kaiser Hadrian. Dieses Prinzbach ist möglicherweise die verloren gegangene Stadt „Adrianotheros[1]."

Eine Stunde von der Karfunkelstadt, gerade über dem Berg, der es deckt, drunten lag das Tal Harmersbach, wo die Römer die Erze vom Prinzbach pochten und schmolzen.

Und in der Karfunkelstadt wurden edle Steine gewonnen, teilweise da geschliffen und mit dem Silber der Nachbarschaft gefaßt. Ich bleibe den Beweis hiefür nicht schuldig. Die heutigen Karfunkelstädter haben, wir wissen es, so wenig als ihre nächsten Ahnen auch nur einen Schimmer, woher der Name komme. Aber etwas anderes hat sich erhalten.

Gerade oberhalb der Karfunkelstadt, nicht zehn Minuten von den drei Hütten entfernt, welche diesen Namen tragen, weil bei ihnen wohl die Eingänge waren zum Karfunkelstein des Berges, liegt ein Häuschen, und das heißt bis zur Stunde „die Schliffe" (Schleife), und sein Besitzer trägt jeweils den Namen von ihr.

In meiner Knabenzeit wohnte da der „Schliffer-Christe", ein Steinhauer, und sein Sohn, der „Schliffer-Hans", ist heute Besitzer. Zu schleifen gibt's aber schon längst nichts mehr da oben; jeder Bauer hat im Hause seinen Schleiftrog, und der heutige Name „Schliffe" kann

[1] Wer sich an der griechischen Endung stoßen wollte, der möge sich erinnern, daß zu Hadrians Zeit die römischen Gebildeten und besonders die Hofleute griechisch redeten, wie ihre heutigen Standesgenossen französisch. Und wir wissen ja, daß manch ein deutscher Fürst seinem Schlößchen französischen Namen gab. Hadrian besonders schrieb und redete mit Vorliebe griechisch.

nur auf alte Zeiten gehen. Und ich sage: Da, wo sie steht, standen die römischen Schleifsteine, und ihr Dasein hat sich im Namen vererbt bis zur Stunde.

Noch mehr! Keine fünfzig Schritte von der „Schliffe" entfernt wohnt ein armer Rechenmacher, der Reche-Peter, und da, wo seine Hütte steht, heißt man's im ganzen Fischerbach „in den Muren" (in den Mauern). Auf den Hauptrümmern der einstigen Karfunkelstadt entstand jene Hütte, und das Volk sagt mehr als genug mit jenem Beiwort, das es dem Reche-Peter und seinen Vorfahren gegeben hat.

Ich bin noch nicht zu Ende. Wenn man von der Karfunkelstadt herauf durch das Miniatur-Tälchen meines einstigen Eichbosches über den Bergrücken unter dem Nillkopf hinübergeht, kommt man in den „hintern Waldstein"; da liegt allerlei Gestein, und fragen wir das Volk ringsum auf den spärlichen Gehöften, so sagt es uns: „Da stand eine Heidenkirche." Heidenkirche und römischer Tempel sind beim deutschen Volke stets identisch; denn die alten Kelten und die alten Germanen bauten keine Kirchen. Das Volk will also sagen, daß dort einst ein Heiligtum der heidnischen Römer stand.

Also kurzum, hier in dieser Einöde, die heute noch nicht einmal ein Tourist des badischen Schwarzwaldvereins betritt, saßen die Römer, jenes größte Volk aller Zeiten, vor dem ich allen Respekt hätte, auch wenn ich von ihm gar nichts wüßte, als daß es vor zwei Jahrtausenden den Weg gefunden hat in die einsame Karfunkelstadt und in den weltfernen Waldstein.

Was sind wir Neugermanen und Preußen mit all unserem Größenwahn für armselige Schlucker gegen jenes Volk! Ich bin ein bekannter Verehrer aller heutigen Großdeutschen, d. i. der Preußen, aber zwischen ihnen und den Römern, die unterm Nillkopf Silber und Edelsteine verarbeiten ließen, ist ein ebenso großer Unterschied als der zwischen der heutigen Karfunkelstadt und zwischen Berlin. —

Es ist gar nicht unmöglich, daß der Kaiser Hadrian, der im Jahre 121 n. Chr. in der Gegend war[1], auch die Karfunkelstadt besuchte, in der, ich wette, noch kein badischer Amtmann des 19. Jahrhunderts gesehen wurde. —

Die Völkerwanderung gab der Karfunkelstadt (statio carbunculorum) und dem Weltreiche der Römer den Todesstoß. Zwar mögen die Karfunkelstädter noch lange nachher ihre Steine hinausgetragen haben auf die römischen Kastelle, wo nach dem Sturz des Römerreiches alemannische Herren saßen, und besonders hinüber auf den „Schwiggenstein", oberhalb Haslach, Eschau gegenüber, wo heute noch das „geschwiegen Loch" und das „Schwiegbrückle" an die alemannischen Grafen von Schwiggenstein erinnern, denen alles Land gehörte von da ab bis hinunter nach Achern. Aber die Blütezeit der Karfunkelstadt war mit den Römern dahin.

Auch die Franken, welche die Alemannen hier verdrängten, waren keine Römer; der Export ins Weltreich fehlte, und so ging die Karfunkelstadt fast spurlos unter, noch ehe die Mönche von Gengenbach, denen ein fränkischer Herzog die Grafschaft Schwiggenstein schenkte, hierherkamen und noch ehe sie die Urkunden schrieben über ihre Besitzungen.

Und als im elften Jahrhundert die Bauern drüben im Waldstein einen Abt von Gengenbach erschlugen im Streit um eine Klostermühle — da mochte von der Karfunkelstadt kaum viel mehr übrig gewesen sein, als heute, und nur das Klosterbäuerlein, welches auf dem heutigen Ramsteinerhof „unter den Muren" saß, mag damals die Klosterherren interessiert haben.

So sank die Stadt mit dem glänzendsten Namen aller Städte auf deutscher Erde in völlige Vergessenheit. Und der Bauer, welcher bis Ende der achtziger Jahre über der Kar-

[1] Gregorovius „der Kaiser Hadrian" S. 75.

funkelstadt auf dem Vogelsberg saß, mein alter Jugendbekannter, der „Vogelsbur", er konnte auf die arme Stadt die folgenden Spottverse machen:

D' Karfunkelstadt ist vornen und hinten nit fest;
D' Karfunkelstadt ist nur ein Bettelnest.

Mir aber ist der einsame Ort von einem Zauber umsponnen von den Tagen an, da der Philipple und sein Bruder, der Korber, zum erstenmal in unser Haus kamen — bis zur Stunde. Und wenn ich nicht „von Hasle" wäre, so möchte ich aus der Karfunkelstadt sein.





Der Wendel auf der Schanz.

1.

Acht Jahre nach meinen ersten Wanderungen in das Gebiet der Karfunkelstadt bummelte ich als langer Rastatter Lyzeist während der Herbstferien oft am rechten Ufer der Kinzig hinab nach dem lieblichen Dörfchen Schnellingen. Vor dem Dörfchen draußen, unfern des Flusses, war die Mühle, lustig gelegen wie selten eine. Vor sich die rasch dahineilenden Bergwasser und über diesen die dunklen Tannen des Strickerwalds, hinter sich die üppigen Baum- und Rebgelände des Dörfchens, die auf der Höhe abermals dunkler Wald abschließt.

Neben der Mühle baute damals eben der Kaufmann Gotterbarm von Hasle eine Ölfabrik und in der Mühle hatte das Kontor sein „Prokurist", des Fabrikanten Bruder und mein Freund, „der Franzsepp". Und wenn ich an schönen Werktagen im Städtle keinen Kumpan fand, der mit mir im „Bayerischen Hof" Bier trank und kegelte, so wanderte ich manchmal am Fluß hinab und war in zwanzig Minuten beim Franzsepp.

Der war zehn Jahr älter und damals zehnmal gescheiter und ebensovielmal lustiger als ich. Al pari standen

wir uns nur im Biertrinken. Er hatte bereits 1848/49 in großer Politik gemacht und war auch für die „Haslemer Republik" gesessen. Wallendes Lockenhaar umgab sein schönes Demokratenhaupt, und in seinem Herzen schlug es trotz Gefängnis immer noch warm für die Freiheit.

Wenn ich kam, lag er über seinen Folianten und trug das Soll und Haben ein. Er legte aber alsbald diese Arbeit nieder, und wir haslacherten, d. h. wir schwatzten über alles mögliche, wie's uns eben auf die Zunge kam. Waren wir zu Ende mit Scherzen, Spotten und Räsonieren, so gingen wir bisweilen hinauf zum alten Müller.

Das war ein merkwürdiger Müller, der alte Fehrenbacher. Dort drüben über dem Strickerwald auf dem hohen Gebirgsrücken, den die Österreicher im vorigen Jahrhundert mit Hilfe der Bauern verschanzt hatten, um die das Tal heraufrückenden Franzosen abzuhalten, war er Bauer gewesen.

Es ist eine herrliche Sicht „von der Schanz" aus hinab ins Tal und hinüber zur sagenreichen Burg Geroldseck. Hinter der Schanz, geschützt gegen Sturm und Wind, mit dem Blick nach dem tief unten im Tale gelegenen Dörfchen Hofstetten war der Hof des Fehrenbachers da, wo das enge Tälchen Altersbach auf der Höhe des Gebirges seinen Anfang nimmt.

Wald und Feld auf der Höhe und tief in den Altersbach hinab gehörten zum Hof. Sorgen hatte der Bur keine und noch Geld zum Gut.

Er war einst selbst Bürgermeister von Hofstetten gewesen, aber im Laufe der Zeit wegen seiner Prozeßsucht und Geldgier bei den Hofstettern mehr und mehr mißliebig geworden. Drum dachte er ans Fortgehen.

Da wurde drunten im Tal, drüben über der Kinzig, die Mühle feil, und es fiel dem alten Witwer ein, Müller werden zu wollen.

Buben und Mädle hatte er nach Auswahl; denen über-

ließ er es einstweilen, das Hofgut umzutreiben, bis der Jüngste, der Wendel, als Erbprinz einmal das hoffähige Alter hätte. Eine oder die andere Tochter war auch schon verheiratet, und die „Jüngste", die schöne „Mine", nahm der Vater mit hinab auf die „Schnellinger Mühle", die er im Elendjahr 1853 billig gekauft hatte.

Zur Strafe dafür, daß die Advokaten und sonstige Schreier im Lande Baden sinn- und kopflos Revolution gemacht hatten, wurde in der darauffolgenden Reaktion mit aller Schärfe das Zwangsverfahren gegen arme Bauern angewandt. So geschah es, daß eine Menge Anwesen unter den Hammer kamen, deren Besitzer fast alle zu retten gewesen wären, wenn die badische Bureaukratie nicht so gewütet hätte — gegen die Unschuldigen.

So war die Mühle in Schnellingen unter den Hammer gekommen und drunten in Steinach gar ein Haus für zehn Gulden versteigert worden. Spekulanten wurden reich, aber eine Menge braver Leute im Tal an den Bettelstab gebracht und nach Amerika getrieben.

In jenen Tagen kaufte der Bauer vom Altersbach die Mühle samt Feldern und Matten. Vom Mahlen verstand er nichts, er hielt sich einen „Mühlarzt", während er im langen, schwarzen Samtrock ab und zu, meist aber hinüber ins Schnellinger Wirtshaus ging, wo er wenig trank, aber umsomehr redete und Karten spielte.

Viel wußte er zu erzählen von seinen „Mühlärzten", die den Alten betrogen, wo sie konnten. Doch hatte er stets ein Einsehen, wenn sie bei ihren Manipulationen zu seinen Ungunsten es nur recht schlau machten; dann pries er sie drüben beim „Blumenwirt".

Noch mehr als über seine Müllerfüchse hatte der alte Sepp in der ersten Zeit über die fürstenbergische Rentamtskanzlei in Wolfach zu klagen, die ihn gleich bei seiner Ankunft verklagt hatte wegen des noch von seinem Vorgänger her rückständigen Zehntens, bestehend in zehn Sestern

Korn und einem „Mutterschwein". Er weigerte sich, für andere zu bezahlen, verlor aber den Prozeß und mußte für acht Jahre nachliefern. Nun suchte er sich zu rächen.

Als der Rentamtmann eines Tages zum Einzug der Gefälle in den Fürstenbergerhof nach Haslach gekommen war, fuhr der Schnellinger Müller vor. Auf einem Wagen hatte er acht Säcke Korn und acht junge Mutterschweine. Er rief den Rentmeister ans Fenster, zeigte ihm seinen Zehnten und sprach: „Herr Rentmeister, da ist Eure Ware, macht damit, was Ihr wollt." Dann ließ er die acht Schweine springen, stellte die Säcke vors Haus und entfernte sich.

Der Müller hatte zwar den Prozeß verloren und damit den Schaden, der Rentamtmann aber den Spott, und das wog dem alten Fuchs alles auf. —

Ein besseres Geschäft hatte er einst, da er noch Bauer auf der Schanz war, drüben in der Stadt Lahr gemacht. Nach dieser Industriestadt haben die Bauern des Kinzigtales wenig Verkehr. Sie liegt zu weit ab, und der Weg dahin ist zu beschwerlich. Der Fehrenbacher gehörte zu den wenigen Bauern, die von jeher dort bisweilen verkehrten. Obwohl er von seinem Hof aus die Burg Geroldseck, die berühmteste Nachbarin der „Lohrer", vor sich liegen sah, trennten doch hohe Berge und tiefe Täler den Bauer auf der Schanz von Burg und Stadt.

Über den Hessenberg und Gaisberg und durch den Durenbach führen Saumpfade hinab ins Schuttertal und von da nach Lahr, und diese Pfade wandelte der Bauer von der Schanz mehreremal im Jahr, um Handel und Wandel auf den Lahrer Märkten kennen zu lernen.

So kam er auch eines Morgens müde und staubig von den Bergen herab in die Stadt des „groben Lotzbeck". Er nahm seine Einkehr ausnahmsweise im „Schlüssel", wo bereits einige biedere Lahrer Bürger beim Frühschoppen saßen.

An der Tracht sahen sie, daß der Bauer kein Schutter-

täler war, und das blasse, pustende Männlein mit seinem bartlosen Gesicht reizte ihren Humor. Sie übersahen ob der großen, gebogenen Nase die klugen, schwarzen Augen des Bauersmanns und fingen an, mit ihm Scherz oder, wie die Kinzigtäler sagen, Schindluder zu treiben, um auf des Bäuerleins Kosten sich zu unterhalten.

Als sie ihn fragten, was für Geschäfte er in Lahr machen wolle, meinte der Sepp von der Hofstetter Schanz: „Um von Eurem Schnupftabak zu kaufen, bin ich welleweg (jedenfalls) nit über die Berg' rumgloffe." „Nun," höhnte der Schlüsselwirt, „da wollt Ihr mir vielleicht mein Wirtshaus abkaufen? Ich geb's Euch billig. Für 15 000 Gulden könnt Ihr alles haben."

Den Schlüsselwirt hatte es geärgert, daß der Bauer vom Schnupftabak gesprochen, und jetzt wollte er ihn foppen mit Tausenden. Der Altersbacher Bauer kannte aber den „Schlüssel" in Lahr längst von außen und hatte schon gar oft gesehen, daß die „Lahrer" fleißig da aus- und eingingen. Er stellte sich auf den Antrag dumm, und erst als der Wirt sein Angebot wiederholte, fragte der Kinzigtäler ganz bescheiden: „Ist's Euch Ernst, Schlüsselwirt?" Der antwortete: „Unbedingt, aber diesen Morgen noch muß der Kaufschilling bar bezahlt werden." Dem Bauer in seinem alten Samtkittel traute er keinen Kredit in Lahr und noch weniger so viel Geld in der Tasche zu. Jetzt erhob sich der Bauer, reichte dem Schlüsselwirt die Hand und sprach: „Es gilt, in zwei Stunden ist's Geld da!"

Die „Lohrer" Bürger lachten und der Schlüsselwirt mit, der Bauer aber ging. Er hatte in der Stadt zwei vermögliche Bekannte, den Bierbrauer Wolf und den Kaufmann Lakay, die den Alten von der Schanz wohl kannten als reichen Bauer. Er hatte mit dem Kaufmann schon oft Geldgeschäfte gemacht.

Der Fehrenbacher erzählt seinen Geschäftsfreunden den Fall; die lachen brav, geben ihm aber das Geld sofort.

Es sind noch lange nicht zwei Stunden um, da kommt mein Bauer in den „Schlüssel" zurück mit einem „Stumpen Napoleons", legt ihn auf den Tisch und spricht: „So Ihr Herre, jetz welle mer (wollen wir) den Kauf schribe." Jetzt standen dem Schlüsselwirt die Haare zu Berg; denn sein Anwesen war weit mehr wert, als er's dem Bauer angeboten, den er nur mit einigen Tausenden hatte erschrecken wollen. Auch den Lahrer Stammgästen, die der Bauer als Zeugen anrief, verging das Lachen. Man begann nun mit dem Gefoppten zu parlamentieren, aber der war hart, wie eine welsche Nuß, und der Schlüsselwirt, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand, bot immer mehr Reugeld.

Als er bis auf 1500 Gulden gekommen war, sprach der Fehrenbacher: „Wenn Ihr mir 1500 Gulden gebt und ein gutes Roß und einen schönen Wagen dazu schenkt, damit ich in allen Ehren heimfahren kann, so stehe ich vom Kauf ab, anders aber nicht."

Wohl oder übel mußte der Wirt darauf eingehen, und unser Kinzigtäler, der am Morgen müd und matt zu Fuß dahergekommen war, fuhr am Nachmittag mit einem Sack voll Geld und elegantem Gespann dem Kinzigtal zu. Im Schlüssel zu Lahr aber sollen sie, so lange jener Schlüsselwirt lebte, keinen Bauer aus dem Kinzigtal mehr gefoppt haben. —

Im Frühjahr 1858 hatte der Alte seine Mühle an den Kaufmann Gotterbarm verkauft, und im Spätjahr machte ich ihm mit dem Franzsepp meinen ersten Besuch. Er hatte sich eine Wohnung im zweiten Stock vorbehalten und etwas Feld für zwei Kühe. Auf den Hof, droben auf der Schanz, wollte er nimmer zurück. Es war ihm zu weit den Berg hinauf für seine Kurzatmigkeit und zu fern vom Blumenwirt. Aber er verschaffte auch dem Hof einen definitiven Herrn und übergab dem Jüngsten, dem Wendel, das Gut um billigen Preis und gegen Lieferung aller, dem abtretenden Bauernvater gebührenden üblichen Naturalien.

Jetzt war der Wendel gebietender Herr auf der Schanz, aber er hatte noch keine Frau. Doch auch für die sorgte der Alte. Eines Tages war er den Wald heraufgestiegen und auf die Schanz gekommen und sprach zum jungen Bauer: „Wendel, leg' (ziehe) Di a, mir (wir) welle a Wib suache." Der Wendel geht über seinen Kasten, zieht das Sonntagshäs an und folgt dem Vater, stumm und still, wie Isaak einst dem Vater Abraham, ohne zu fragen, wo er geopfert werden sollte.

Der Alte geht mit dem Wendel vollends die Höhe über dem Hof hinauf und über den Kamm des Berges hinüber. Jetzt merkt der Wendel, daß er kein Weib aus seiner Heimatgemeinde Hofstetten bekommen sollte, denn sonst wäre es bergab gegangen.

Tief unten liegt in einem engen Seitentale, das parallel mit dem Hofstetter dem Tale der Kinzig zuzieht, das Dorf Welschensteinach. Es wohnen aber in diesem stillen Gebirgsdörfchen keine Welschen, sondern seit vielen Jahrhunderten gute deutsche Bauern. Die Mönche von Gengenbach, denen einst all das Land ringsum gehörte, nannten das Tal, welches beim Dorfe Steinach ins Gebiet der Kinzig ausmündet, Vallis-Steinach (Tal von Steinach), und aus dem lateinischen Worte Vallis wurde das verdächtige Welsch. Ebenso ist es mit dem Dorf Bollenbach und dem Tal Welschbollenbach auf dem andern Ufer der Kinzig. —

Es ging lange bergab; als aber endlich Kirche und Dorf sichtbar wurden, schwenkte der Alte mit seinem Stock rechts ab, und der Wendel merkte, daß seine Zukünftige auch nicht im Dorf Welschensteinach wohnen möchte.

Als sie bei der Hammerschmiede, in der mein alter Jugendfreund, des Sandhasen Xaveri von Hasle, viele Jahre das Eisen schmiedete für die Bauern der Umgegend, auf der Talsohle angekommen waren, lenkte der Vater die Schritte abermals abwärts in der Richtung nach Steinach.

Dort unten stand rechts in einer Hohlgasse der Hof

des Gassenwirts Jäckle. Der hatte im einsamen Tälchen ein großes Gut und eine Wirtschaft, die kein Fremdling je besuchte. Nur die wenigen Bauern der zerstreuten Gehöfte unter- und oberhalb des Hofes und bisweilen ein Haslacher Metzger kehrten da ein.

Es ist das Vaterhaus meines alten Jugendnachbars, des Sattler-Jäckle, genannt der Regenbogen, der in Wien und dort viel schönere Regenbogen und einen größeren Vollmond gesehen hatte, als im Kinzigtal.

Der Alte von der Schanz wirbt heute mit kurzen Worten um die „Vef" (Genovefa), die schmucke, stattliche Tochter des Gassenwirts, für seinen blassen, magern, „übelsehnigen" Wendel. Der Vater der „Vef" weiß, daß der Fehrenbacher von Hofstetten kein Bettelmann ist, sagt sofort mit der Tochter eine „Beschau" zu, und vier Wochen später ist des Gassenwirts „Vef" aus der Hohlgasse hinaufgestiegen auf die Schanz und Bäuerin auf dem schönsten Hof weit und breit.

Jetzt weiß der Alte von Schnellingen seinen „Stammen" versorgt und teilt seine Lebenszeit zwischen dem Bett und dem Wirtshaus.

Im erstern Stadium besuchten der Franzsepp und ich bisweilen den Alten. Er lag regelmäßig am Nachmittag noch in den Federn, eine schwarze Zipfelkappe auf dem Haupte, und hustete. In hustenfreien Augenblicken erzählte er von seinen galanten Abenteuern, seinen finanziellen Spekulationen und den vielen Prozessen seines Lebens, lustig, heiter, boshaft, wie ein alter Satyr.

Aber seine Zuhörer gastierte er auch. Die „Mine", seine Tochter, ein bildschönes, blasses, schwarzäugiges Mädchen, mußte eine Flasche Wein holen oder Kirschenwasser, dazu rohen Speck und Brot. Wir zwei Haslacher Jünglinge scherzten oft mit der schlanken Nymphe, aber sie verstand wenig Spaß und verließ jeweils die Stube auf Nimmerwiederkehr, selbst wenn wir noch keinen Speck und keinen Wein hatten.

Freund Franzsepp mußte in diesen Fällen, auf das Drängen des Alten, den Speck selbst von der Seite schneiden in der Küche, was er, weil die Mine verschwunden und kein großes Messer zu finden war, mit einer Sichel vollbrachte.

Der Mine Sprödigkeit erklärte uns der Vater bei einem der ersten Besuche. Beide standen schlecht, weil die Tochter, entgegen dem ortsüblichen, meist auch vernünftigen Brauch der Kinzigtäler Bauern, dem Vater nicht gestattete, ihr Herz nach seinem Belieben und nach der Größe des Hofes zu verschenken.

Der Alte gab seiner Tochter ein schön Stück Geld mit, aber das wollte er auch auf einem „rechten" Hof sehen. Die Mine hatte aber ihr Herz einem zugesagt, der keinen Hof hatte, und daher kam des Vaters Zorn und der Mine Herzeleid.

Noch als sie auf dem elterlichen Gut war, hatte die Mine ihre Liebe vergeben. Dort drüben bei der alten Heidburg, wo die Wasserscheide ist zwischen Elz- und Kinzigtal, steht einsam und allein auf luftiger Bergeshöhe das Gasthaus zum „Rößle". Da treffen sich an Sonn- und Feiertagen des Jahres die jungen Leute aus den anstoßenden kleinen Tälern und den steilen Höhenzügen beider Flußgebiete. Da kommen sie herauf aus dem Ullerst und Salmersbach, von der Breitebene und der Schanz einerseits und aus der Bachere, Frischnau und dem Biederbach anderseits — zum Tanz.

Und bei solch einem Tanz lernte die schwarze Mine aus dem Kinzigtal einen Burschen aus dem Elzgebiet kennen, und das war des „Heide-Christle's Augustin". Sein Vater hatte ein Häuschen auf dem „Heidenacker", südlich unter der Heidburg, hieß Christian und war seines Zeichens ein „Sauhändler", aber, wie die meisten seines Gewerbes im Schwarzwald, kein reicher Mann. Sein Gehilfe war der Augustin, ein bildschöner Bursche, der eben von den Grena-

dieren heimgekommen war, als die Mine ihn sah, den jungen Sauhändler.

Es gibt Leute, die fast einen Krampfanfall bekommen, wenn man von einem „Sauhändler" nur spricht. Wenn sie aber Schinken und Tee, Bratwürste und Sauerkraut genießen, schwelgen sie in Wonne. Und doch haben an diesen duftigen Genüssen die verachteten Sauhändler einen wesentlichen Anteil.

So wie der Wind über den Schwarzwald hin zahllose Samen von Gräsern und Blumen trägt, die zur Sommerszeit das Auge des Wanderers erfreuen, so führt der Sauhändler des Schwarzwaldes den „Speckſamen", wie die Bauern die jungen Schweine nennen, über Berg und Tal. Wo zuviel ist, holt er, und wo nichts ist, bringt er hin. Und wenn die Menschheit zur Winterszeit nach altem Brauch ihre Schweine abschlachtet und jung und alt sich freut, so dürfte sie wohl auch mit mehr Hochachtung vom „Sauhändler" reden.

Es umgibt den Sauhändler ein großer Zauber, eine gewisse Poesie. Wenn in meiner Knabenzeit der „Brucker-Landel" aus dem Hirlinsgrund, oder sein Bruder, der Sepp aus dem Eschbach, mit einem Wägelchen voll junger Schweine vors Vaterhaus fuhr, und der Vater einem von ihnen zwei Stück dieser saubern, glatten Tierchen abkaufte, da hatte ich so viel Vergnügen als ein Stadtkind, wenn der Papa den ersten Kanarienvogel heimbringt.

Und wie mühsam treiben diese „Sauhändler" des Schwarzwaldes ihr Gewerbe! Tag und Nacht fahren sie mit ihren Einspänner-Wägelchen in alle Täler hinein und auf alle Höfe an den Bergen hinauf, kommen nachts spät heim und müssen am Morgen wieder in aller Frühe fort, um in den Städtchen beizeiten am Markt zu sein. Ihr Geschäft verlangt es, daß sie in allen Wirtshäusern auf dem Lande anhalten und selbst dann trinken müssen, wenn sie keinen Durst haben; denn der Wirt weiß aus dem Gespräch

der Bauern am Sonntag, wo „feile Sau" stehen oder wer solche sucht.

Dazu großes Risiko. Hat er teuer gekauft und kommt auf den Markt, so hat's abgeschlagen. Oder der Kleinbürger im Städtchen, der im Frühjahr die Schweine gekauft hat, kann an Martini nicht bezahlen, und zu holen ist auch nichts bei ihm; oder die Tiere werden krank und verenden, ehe sie verkauft sind.

So kommt es, daß der Mann, den die alten Griechen in die Reihe der „göttlichen Menschen" gestellt haben, meist ein geplagter, armer Teufel bleibt trotz seines Verdienstes um die Kultur der Menschheit, die bekanntlich vom Magen ausgeht.

Die Stadtmenschen rümpfen die Nase bei seinem Namen, und nur der Bauer, dieser Prügeljunge der andern Stände, dieses vielfach so poetische Naturkind, ästimiert ihn, weil er weiß, was er an ihm hat.

Der Sauhändler ist in der Regel auch Tierarzt und war es früher in hohem Grade. Kommt er auf einen Hof und der Bauer hat was Krankes im Stall, so weiß er seinen guten Rat, der meist auch hilft[1]. Jeder Bur freut sich drum, wenn er den Sauhändler kommen sieht, denn er kann mit ihm über alles reden, was sein Herz und sein Haus bewegt.

Wer mich tadeln wollte, daß ich diesen Menschen Poesie abgewinne, der möge einen weit größeren, als mich, zuerst tadeln, weil er selbst Schweine besungen hat. Uhland meint:

Ihr Freunde tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe.
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge. —

In die Zunft der Sauhändler also gehörten der Christle

---

[1] Im 16. Jahrhundert lebte in Hasle ein Sauhändler, der alle Operationen an den Menschen ausführte und namentlich als Geburtshelfer sehr gesucht war.

auf dem Heidenacker und sein Sohn Augustin. Und des reichen Fehrenbachers „Mine" war poetisch genug angehaucht, um den Augustin seines Handels wegen nicht zu verschmähen, ja weit höher zu stellen als den Zorn des Vaters und die dummen Redensarten von uns zwei Haslacher Maulhelden.

Nachdem der Alte uns beide in das Geheimnis seiner Tochter eingeweiht hatte, wurde es ihm nicht schwer, uns auch zu bestimmen, die Mine zu verspotten wegen ihres Augustin auf dem Heidenacker. Aber jetzt flogen die Blitze wie Dolche aus ihren Augen auf uns hernieder, und der Franzsepp mußte den Speck fortan stets mit der Sichel schneiden, denn die Mine verschwand, sobald sie uns erblickte.

Obwohl durch Berg und Tal getrennt vom Augustin, und obwohl er es nicht wagen durfte, in der Schnellinger Mühle sich sehen zu lassen, sah die Mine ihn doch. Die beiden gaben sich manch Rendezvous im Buchwald an der Elzacher Eck' oder bei der Heidburg, während der Alte glaubte, die Mine sei droben im Altersbach auf dem väterlichen Hof.

Zu allen Zeiten hat die Standhaftigkeit des Weibes manchen Sieg errungen über das starke Geschlecht, und so siegte auch schließlich die Mine über den alten Müller. Er willigte ein, kaufte dem Augustin einen kleinen Hof in der „Bachere", unweit des Heidenackers, und gab ihm die Mine. Dies geschah anno 1859. Lassen wir die Mine, die ich seitdem nie mehr sah, in der „Bachere" — glücklich sein, bis wir 30 Jahre später wieder von ihr hören. —

Der alte Satyr stand tief am Nachmittag von seinem Bette auf und begab sich hinüber zu seinem Freunde Wendel, dem Blumenwirt, dessen Haus einsam an stiller Straße stand. Die beiden diskurrierten oder spielten dann bis tief in die Nacht hinein. Der Wirt war auch aus der Gemeinde Hofstetten, wie der alte Müller und Bur. Er stammte vom Läuferhof in Mittelweiler, wo auch die Wirtin her war, „des Mathisles Walburg".

Während der Vater beim Wirt saß, machte bisweilen der junge Bauer auf der Schanz einen Besuch in des Vaters Mühle. Sah er, daß dieser eine schöne Kuh im Stalle hatte, so brachte er am andern Abend eine von seinen alten vom Hof herunter, stellte sie in des Vaters Stall, nahm die gute Kuh mit an der Blume, wo der Alte spielte, vorbei und führte sie auf die Schanz.

Kam der Müller-Vater dahinter, so schimpfte er beim Blumen-Wendel zuerst über den Schanzen-Wendel, seinen Sohn, dann wich der Zorn aber einem Lob über die Schlauheit des jungen Bauern, der eben doch ein „durchtriebener Kerl" wäre.

Eines Tages sprach der Blumenwirt auch von seiner Lust, einmal Straßburg zu sehen, wo der alte Fehrenbacher daheim war, so gut, wie in Lahr und Offenburg. Dieser offerierte sich als Führer, wenn Freund Wendel ihm die Reise bezahle. Er schlug ihm dazu noch vor, ein Geschäft zu machen. Der Wendel kaufte Stammholz für die Wolfacher Schifferschaft. Einen Stamm wollte der Alte dem Blumenwirt zu Brettern sägen auf seiner Säg-Mühle, die neben der Mahl-Mühle stand. Die Bretter könne man dann in Straßburg gut verkaufen und die Reisekosten am Profit herausschlagen.

An einem schönen Morgen fuhren sie mit einem Wagen voll Bretter in aller Frühe das Tal hinunter, dem Rhein und Kehl zu. Hier übernachteten sie beim Salmenwirt, der selbst ein Holzhändler war und die Bretter um einen guten Preis übernehmen wollte. Das litt aber der Führer nicht und meinte, der Salmenwirt verkaufe die Bretter doch auch nach Straßburg, sie könnten seinen Profit auch noch einstecken.

So fuhren denn die zwei Kinzigtäler Bauern wohlgemut über die Schiffbrücke Straßburg zu und zum Metzgertor hinein. Allein jetzt ging das Leiden an. Sie fuhren zwei Tage lang in der großen Stadt hin und her, von Pontius

bis zu Pilatus, aber niemand wollte Bretter kaufen. Endlich erbarmte sich ein Straßburger Schreiner und handelte ihnen die Ware weit billiger ab, als der Salmenwirt hatte zahlen wollen.

Das Frankengeld konnte der Wendel nicht gut zählen und auch nicht gut ausgeben. Darum nahm der alte Müller den Beutel in Verwahrung und schlug dem Blumenwirt vor, nach zwei so leidensvollen Tagen sich auch einen Tag recht wohl sein zu lassen. Und nun weihte er den Wendel in alle Sehenswürdigkeiten und Genüsse der Stadt ein, von der Münsterspitze bis hinab zur Champagnerflasche.

So vergingen abermals drei Tage in Lust und Freude. Endlich kommandierte der Müller zur Heimfahrt. Glücklich angekommen im stillen Heim, fingen sie in der Blume an zu rechnen, und siehe da, die ganze Ladung Bretter war draufgegangen. Der Wendel verschwor sich, nie mehr mit dem alten Fuchs nach Straßburg zu gehen.

Aber Feindschaft gab es keine; denn der Wendel war ein kinderloser Mann, und seine stille, sanfte Frau schwieg.

Sonst war der Blumenwirt nicht der feinste. Namentlich fühlte er sich gekränkt, wenn man in der Wirtschaft etwas verlangte, was er nicht hatte. Er wurde dann grob. Wenn so ein lüsterner Haslacher kam und sagte: „Wendel, i hätt' gern a Stückle kalte Brote (Braten)" — so pflegte der Blumenwirt, der meist weder kalten noch warmen Braten hatte, zu sagen: „Fresset Käs, Ihr Haslacher, zum Fleisch henn (habt) Ihr do (doch) kei Geld!"

Die Haslacher durfte man nicht zweimal heißen, um den Wendel, nachdem sie seine Schwäche kannten, extra zu reizen. Kaum hatte der empörte Gastgeber den einen mit dem Braten abgefertigt, so verlangte ein anderer Schinken und ein dritter saure Leberle. Jetzt wurde der Wendel teufelswild und meinte, wenn ihm nur die verfluchten Haslacher aus dem Hause blieben; denn wenn sie im Städtle droben oder drunten in Bollenbach genug „g'fresse und g'soffe" hätten, kämen sie erst zu ihm.

Und so war es. Beim Blumenwirt in Schnellingen kehrten die Haslacher meist erst ein, wenn sie von dem Dorfe Bollenbach heraufkamen von einer Hochzeit und schon alles im Überfluß genossen hatten.

Ich erinnere mich noch gar wohl, daß ich am Sylvesterabend des Jahres 1858 mit dem langen Bürgermeister Wölfle von Hasle und mit dem Kreuzwirt Merkle von Bollenbach herkam, wo wir in der Krone roten Herrenberger und Bratwürste für zehn Mann genossen hatten. Auf dem Heimweg kehrten wir in der stillen Blume ein.

Der malitiöse Wölfle, einst Kaufmannslehrling in Köln, hielt dem Wendel eine schöne preußische Eingangsrede: „Wendel, heut ist Sylvester und morjen Neujahr! Wir sind jewiß, daß Sie an einer solchen Zeitwende etwas Jutes in der Küche haben. Sicher hat Ihnen der Landolin Kienast, der Jäger oben im Berg, einen Hasen oder so was jeschossen!"

Einstimmig fielen wir zwei andern ein: „Ja, Wendel, nur heraus damit."

Jetzt stürzte der ergrimmte Wendel der ins Gastzimmer mündenden Küchentüre zu, öffnete sie und rief in die Küche: „Wite (Wirtin), koch dene hungrige Haslacher unser Wäschseil, sie welle Hasebrote!"

Dann schloß er die Türe und hielt uns eine grimmige Standrede, wie wir dazu kämen, von ihm Hasenfleisch zu verlangen. Wir sollten heim und beim Kreuzwirt in Hasle solches essen; aber da sei es teurer, von ihm aber verlange man solche Dinge halber geschenkt. Aber „so dumm ist der Wendel nit. Bei mir gibt's nur Käs!"

Unser Zweck war erreicht. Wir empfahlen uns, ohne daß der Wendel seinen Gästen das neue Jahr angewunschen hätte. Er schimpfte noch hinter uns drein, weil die Haslacher keinen „Käs fressen" wollten. —

Oft ärgerte sich übrigens der Wendel nicht über die Haslacher. Er saß meist allein mit dem alten Müller in seiner Stube. Und der Alte kam, so lange es ging, und es ging

bis zum Jahre 1865. Da klopfte der Tod in der oberen Stube der Schnellinger Mühle an, und der Fehrenbacher, der fast alle Prozesse im Leben gewonnen, verlor, als der Sensenmann ernstlich mit ihm anband. Aber vor seinem Tode zog noch ein volles, großes Stück Poesie in die alte, zähe, geldgierige Seele des Bauern von der Schanz.

Er ließ, als er merkte, es gehe „dem Letzten" zu, seinen Sohn Wendel, den jungen Bauer, von der Schanz herabrufen und sprach zu ihm also: „Wendel, jetzt muaß i sterbe. Aber begrabe will i si (sein) in Hofstette und drobe uf unserm Hof will i noch en Tag und a Nacht liege, wenn i tot bin. Wenn Du B'richt (Nachricht) bekommst, daß es fertig isch (ist) mit mim Lebe, so bringst Roß und Wage und führst mich uf de Hof und am andere Tag wieder rab (herab) und ins Grab."

Nach diesen Worten reichte er dem Wendel die Hand und nahm „Behüt Gott" für dieses Leben. Der Wendel ging mit den tröstenden Worten: „Vater, wenn's Gotts Will isch', words au wieder besser wäre (werden) mit Euch!"

Aber schon nach wenig Tagen kam Bericht von Schnellingen auf die Schanz, der Vater sei g'storbe. Jetzt spannte der Wendel ein und fuhr bergab Schnellingen zu, um den Toten zu holen. Und mit diesem fuhr er im Rückweg an Kirche und Gottesacker von Hofstetten vorbei und den steilen Berg hinauf zum Hof. In der Stube ward die Leiche aufgebahrt, und Tag und Nacht knieten Kinder und Kindeskinder des Alten um seine Leiche und beteten den Rosenkranz mit dem Refrain: „Herr gib ihm die ewige Ruh, und das ewige Licht leuchte ihm."

Am dritten Tag lud der Wendel den toten Vater wieder auf den Wagen und führte ihn, die Beter hintendrein, auf dem gleichen Weg hinab ins stille Dörfchen und auf den Friedhof. —

Seinem alten Freund Wendel, dem Blumenwirt, hinterließ der alte Fehrenbacher großes Heimweh.

Er hielt es nur noch wenige Jahre aus in der einsamen „Blume" und verkaufte dann 1869 seine Wirtschaft dem Sohne seines heimgegangenen Freundes, dem Philipp, und zog mit seinem kinderlosen Weib nach Hasle, wo er in der Vorstadt privatisierte beim Bruckersepp, dem Maurermeister, bis ihn 1876 der Tod holte.

Seine Frau, die Walburg, einst eine ländliche Schönheit, blieb noch bis 1897 in Hasle. Dann trieb sie die Todesahnung nach dem elterlichen Hof, wo sie nach vier Wochen starb.

Wie oft hab' ich in meiner Knabenzeit den Wendel und die Walburg als junge fröhliche Leute in ihrem Wirtshaus gesehen! —

Der alte Fehrenbacher hinterließ ein merkwürdiges Andenken in dem kleinen Dörfchen Hofstetten. Er war, wie oben schon erwähnt, in den dreißiger Jahren einmal Bürgermeister der Gemeinde geworden. Als Liebhaber vom Lesen und in getreuem Pflichtbewußtsein, auch die Vergangenheit der Gemeinde kennen zu lernen, wollte er die alten Akten zur Winterszeit auf seinem Hof durchstudieren.

Da er stundenweit weg von dem Schul- und Rathäuschen im Berg oben wohnte, kam er eines Tages mit seinem „Bernerwägele" vorgefahren und lud mit Hilfe des Ratschreibers das ganze Archiv der Gemeinde aus früheren Zeiten auf und führte es auf seinen Hof.

Hier stöberte er, während der Schnee über Berg und Tal lag, die alten Papiere durch. Namentlich fahndete er auf Prozeßakten; denn das Prozessieren war seine Freude. Stets trug er die badische Prozeßordnung in seinem langen Manchesterrock.

Was er gelesen von den Akten, legte er unter die Ofenbank in der Stube, wo die Wibervölker einen guten Teil nach und nach herausgeholt und zum Anfeuern benutzt hatten, ehe er es merkte und Einsprache erhob.

Den Rest führte er im Frühjahr den Berg hinab. Da er aber noch Marktware für Hasle auf dem Wägelchen hatte und die Archivalien lose obendrauf lagen, fiel den steilen Berg hinunter ein Faszikel um das andere herab, ohne daß der Bürgermeister, hinter dessen Rücken es geschah, davon etwas inne ward.

Die Schulkinder, welche von den einzelnen Höfen dem Dorf zutrabten, fanden das Geschreibsel und brachten es dem Lehrer. Der war schnell besonnen und gab den Buben den Auftrag, das alte Zeug in den Schulofen zu werfen.

Auch dies geschah, und so kamen die Hofstetter durch den eigenen Bürgermeister um ihr Archiv; ein Verlust, den aber bloß der spätere, heute auch schon lange gestorbene Ratschreiber fühlte, der Kienast, welcher des Kreuzwirts Sepp von Vollenbach war zur Zeit, da ich als „Beckephilipple" seinem Vater Brot zu den Hochzeiten lieferte. —

2.

Mit des Vaters Tod war der Wendel unumschränkter Herr auf der Schanz geworden; denn bis dahin hatte jener noch ein „starkes Leibgeding" an Naturalien bezogen.

Doch sein Schicksal hatte trotzdem bereits begonnen. Er hatte den ersten Prozeß hinter sich und sein Wahlspruch: „Kein Unrecht leiden" war bereits Parole geworden beim Wendel und noch mehr bei der Vef, der Bäuerin.

Der erste Zwiespalt, in welchen der Wendel auf der Schanz mit der Obrigkeit kam, entstand wegen eines Hirtenbuben, den der Bauer nicht immer den weiten Weg hinab ins Tal machen ließ, um in der Dorfschule drunten Dinge zu lernen, die man „auf der Schanz und zum Viehhüten seiner Lebtag nicht braucht".

Eben war ein neues Schulgesetz gekommen, und über dieses ward landab und landauf im Volke räsoniert. Auch

der Bürgermeister von Hofstetten, Wendels nächster Vorgesetzter, hatte mit diesem im Wirtshaus über die neue Schule losgezogen. Als aber der Bauer im Altersbach bei seinem Hirtenbuben die praktische Anwendung machte und ihn selten in die Schule schickte, mußte der Bürgermeister gegen den Wendel einschreiten, und damals schon sprach die Bef ihre spätere Devise bei allen ähnlichen Anlässen: „Wendel lid's nit!"[1] Und der Wendel litt es nicht und appellierte an alle Verwaltungsinstanzen und verlor überall.

Jetzt begann beim Wendel die Erbitterung. Und ich selbst kann ihm nicht unrecht geben. Wenn ich Bauer auf einem Berge des Kinzigtals wäre und meine Kinder und Hirtenbuben hätten bis zu zwei Wegstunden ins Tal hinab in die Schule, käme ich auch in Konflikt mit der heutigen Kulturwut, die nicht mehr zufrieden ist, daß der Hirtenknabe lesen, schreiben und rechnen lernt, was er ins „Haus" braucht, und zu diesem Zweck während seiner Kinderjahre wöchentlich ein- oder zweimal am Nachmittag in die Schule wandert, sondern ihn „ausbildet" bis zum 16. Lebensjahr, wie einen zukünftigen Professor.

Ja, sagt man, wir haben die „Mitregierung des Volkes" in unsern liberalen Staaten, da kann ein Bauer Bezirksrat, Schöffe und Geschworner werden, und deshalb muß er „Bildung" haben.

Ich gebe auf die Einrichtung der Bezirksräte, Schöffen und Volksrichter keine „rote Bohne", wie man im Volk sagt. All diese Dinge taugen für den Bauer nichts und nützen zur „größeren Gerechtigkeit" keinen Deut. —

Wer nicht weiß, was der deutsche und namentlich der badische Bauer von dieser Volksbildungswut unserer Zeit sich alles gefallen läßt, der darf nur einmal zur strengen Winterszeit auf die Berge des Kinzigtals gehen, wenn der Schnee Wald und Feld deckt. Da stehen Bauern und Knechte

[1] Leide, dulde es nicht.

in aller Frühe auf und schleppen den Bahnschlitten bergab, durch Schluchten und Täler, und hintendrein „zotteln" mit einer Laterne einige kleine Mädle und Buben in ihrem blauen Zwilchhäs, frierend und zitternd.

Und wenn wir die Leute fragen: Wozu und wohin? so heißt's, die Kinder müssen in die Schule. Und am Nachmittag kommen dann die armen Tröpflein wieder aus dem Tal heraufgekeucht und halb erfroren auf die einsamen Berghöfe zurück.

Und das alles hat mit ihrem Singen die „Bildung" getan, die seit Wendels Zeit noch viel toller mit den Kindern des Landvolks umspringt zur großen Freude der Sozialdemokraten, welche die Früchte davon ernten werden. —

Man sagt und verordnet zwar, bei Unwetter und großer Kälte seien die Kinder entschuldigt, aber der Lehrer sieht es nicht gern, weil große Versäumnislisten den Kreisschulrat verstimmen, und das Landvolk fürchtet die Bureaukratie und schickt darum seine Kinder fast bei jedem Wetter, selbst wenn's 12 Grad Kälte hat und eisiger Ostwind heult über die Schneefelder.

Wenn dann so manches Schulkind den Winter über an Krupp und Lungenentzündung stirbt, da kräht kein Hahn darnach, und unsere guten Bauern führen nach wie vor den Bahnschlitten, und die noch lebenden Kleinen wandern hintendrein.

Und doch zeigt dieses Volk beim Begräbnis eines Kindes weit, weit mehr Poesie und Gemüt, als in unserer ganzen neumodischen Volksbildung zutage tritt.

Stirbt ein Kind bei den Bauern des Kinzigtales, so kommen die Nachbarn ins Leichenhaus, vorab aber der „Götte" (Pate) und die „Göttle" (Patin). Sind diese beiden da, so nimmt der „Götte" den Sarg, den der Schreiner eben vom Dorfe heraufgetragen und in den er das Kindlein gelegt hat, und „lupft" ihn der „Göttle" auf den Kopf. Diese stellt sich nun an die Spitze des kleinen Leichenzugs, und unter Gebet geht's bergab.

Drunten auf dem einsamen Dorfkirchhof angekommen, stellt die „Göttle" ihre Last am Eingang zum Gottesacker ins grüne, grüne Gras oder in den weißen, weißen Schnee. Der Priester segnet die Leiche ein, und jetzt nimmt der „Götte" das tote Kind, bringt's zum Grab und legt's hinein.

Das heiß' ich Poesie; die wird aber dem guten Volk täglich mehr ausgetrieben durch „die Kultur". Sind der „Götte" und die „Göttle" einmal modern gebildet, so werden sie es dumm finden, ein Kindlein so zu begraben, und der Dorfschreiner oder ein Knechtlein nimmt den Sarg unter den Arm und übergibt ihn drunten im Tal dem Totengräber, wie der Postbote ein Paket. —

Also den ersten Prozeß Wendels hätt' ich auch bekommen, so ich Bauer auf der Schanz gewesen anno dazumal.

Jetzt kam der zweite. Die Bauerngemeinden des Kinzigtales unterhalten die Wege in den einzelnen kleinen Tälern und zu den Höfen durch Fronden, d. i. die Gemeindebürger müssen abwechselnd und nach der Größe ihres Besitzes an der Herstellung der Wege arbeiten.

Unser Wendel, erbittert, weil er den ersten Prozeß verloren, verweigert fortan die Fronden. Der Bürgermeister straft ihn, und die Vef mahnt ihn: „Lid's nit". Der Wendel bezahlt keine Strafe, wird beim Bezirksamt verklagt und erscheint nicht. Nun hagelt's schwere Strafe, und der Gerichtsvollzieher erscheint mit der Pfändung. Jetzt zahlt der Wendel, wird aber noch erbitterter.

Er verlangt nun, daß die Gemeinde den Weg oberhalb seines Hofes, der über den Gebirgskamm ins Welschensteinacher Tal führt, auch durch Fronden machen lasse. Sie weigert sich, weil es noch nie geschehen, und es kommt zum dritten Prozeß. Der Wendel beruft sich auf zahlreiche Zeugen, die Gemeinde auch. Der Bauer auf der Schanz verlangt Augenschein von Beamten und Advokaten, da „diese Herren auch gelebt haben müßten". Ein ganzer Zug von Herren und Bauern bewegt sich vom Tal herauf der Schanz zu.

Unser Wendel begleitet „die Herren“ am Mittag wieder hinab in die „Schneeballen“, wo diese Braten und Forellen essen und er Backsteinkäs. Er verliert abermals, zahlt all den Herren die Zeche und noch Geld dazu.

Der Wendel wird immer bitterer, läßt den Weg selbst machen, aber bezirksamtlich verkünden, daß derselbe verboten sei. Keine Seele, die nicht in sein Haus gehört, darf darüber laufen. Drei „Stöcke“ mit Inschrift besagen, daß der Bauer auf der Schanz mit bezirksamtlicher Genehmigung bei Strafe niemand mehr durchlasse. Er stellt einen eigenen Wächter an und bringt jeden Übertreter des Verbots zur Anzeige — dem Bürgermeister zum Verdruß, der strafend einzuschreiten hat.

Ja selbst den Tierarzt des Dorfes, den alten Schuhmacher Schirrmaier, genannt Haldenfid, läßt er nicht passieren, wenn er auf einen andern Hof als den Wendels gerufen wird.

Und der Haldenfid, der an einer Halde über dem Dorfe sein Häuschen und daher seinen Namen hatte, war der stillste, brävste und gefälligste Mann weitum.

Sein Großvater war drüben in dem Bergdorfe Biederbach Lehrer und Tierarzt gewesen vor vielen, vielen Jahren. Dessen Veterinärkunst hatte sich in Tradition und Büchern vererbt auf den „Fidel“, der in diesem seinem Nebenberuf eine Gewissenhaftigkeit an den Tag legte, die vielen akademisch gebildeten Ärzten als Vorbild dienen könnte.

Wurde ein Tier krank und der Haldenfid gerufen, so blieb er bei gefährlichen Erscheinungen die ganze Nacht im Stall und beobachtete das kranke Geschöpf.

Fiel das Tier, so wurde es vom Fid gewissenhaft seziert. Er wollte sehen, wo es gefehlt habe, seine Diagnose durch die Sektion prüfen und rektifizieren und Studien machen für die Zukunft.

Dabei verschmähte er, ganz im Gegensatz zu andern Volksärzten, jede „Sympathie“ und holte all seine Heilmittel auf der Flur oder in der Apotheke.

Ein kleiner Mann mit großer Schildkappe, schaute der Haldenfid so klug, so nachdenkend und so gutmütig in die Welt, daß man ihn auf den ersten Blick gerne haben mußte.

Er war, was man sehr selten Doktoren nachsagen kann, ein tiefgläubiger, frommer und pietätsvoller Mann.

Täglich sah ich ihn der hl. Messe anwohnen, wenn ich in Hofstetten weilte, und wenn ich nach dem Gottesdienst aus der Kirche kam, stand der Alte am längst eingesunkenen Grab seiner Mutter und betete. Er ist jetzt auch längst schon bei der Mutter.

Daß der Wendel auf der Schanz sogar ihn, den Heilmann, strafte, brachte den Haldenfid auf einen Rachegedanken. Der grimmige Bauer war ihm noch Geld für ein Pflaster schuldig, das sonst 70 Pfennig kostete. Da der Fid aber um eine Mark gestraft worden wegen Passierens des verbotenen Weges, verlangte er für das Pflaster zwei Mark und meinte, er mache den Preis des Pflasters nach der Wunde, die der Wendel ihm geschlagen.

Dieser war aber bei seinen Strafen unparteiisch. Als sein eigener Schwager, der Dorfmüller, den Berg heraufkam mit Weib und Kind, um in Welschensteinach die Ostereier zu holen bei der „Göttle", mußte er Strafe zahlen für Hin- und Rückweg.

Der Wendel geht noch weiter. Auch den Gendarmen, die über die Berge zogen und jede Woche einmal beim Wendel unterschreiben ließen, daß sie oben gewesen, verbietet er den Weg zum Hof und selbst dem Ortsdiener, welcher ihm amtliche Mitteilung zu machen hat.

Jetzt entzieht der Amtmann ihm das Strafrecht und setzt den Wächter ab. Sein und der Vef Groll wachsen abermals. Überall in Berg und Tal spricht man vom Wendel und seinem verbotenen Weg.

Selbst bei Akten der Gerechtigkeit sieht er sich im Nachteil. Der Kreuzwirt von Hasle, ein gewalttätiger Holzhändler, hat oben im Berg Holz gekauft, aber keinen Weg,

es abzuführen, außer über Wendels Hof. Der aber, konsequent, versagt die Bahn. Der „Franz von Hasle" geht eines schönen Morgens mit Roß und Wagen doch über Wendels Weg und wird vom Bezirksamt zu 50 Mark Strafe verurteilt. Dieses Lumpengeld will aber der Wendel gar nicht, weil die Gewalttat zu gering taxiert wurde. —

Es wird immer schlimmer. Schleicht da eines Tages ein armes Weib daher vom Dorf herauf, eine Leichenbitterin. Sie will die Vef zur Leich' bitten. Aber der „Kohli", der Lieblingshund Wendels, ist bisweilen „lunisch" (launisch) und selten an der ortsüblichen Kette, und das arme Weib wohnt zudem noch im Dorf drunten beim „Hunds-Toni", einem Hundeschinder, der mit Hundsschmalz handelt für Schwindsüchtige. Das hat der „Kohli" an der Alten gerochen und ist doppelt wütend. Er zerreißt der armen Frau erbarmungslos die Kleider.

Weder der Wendel noch die Vef trösten sie. Sie konnte wissen, daß auf den Hof niemand kommen soll und daß die Bäuerin zu keiner Leich' geht ins Dorf hinab, von wo aller Hader auf die Schanz kommt und wohin der Wendel schon längst nicht mehr zur Kirche geht.

Das ungetröstete Weib zeigt's dem Gendarmen an, sobald er wieder an des „Hunds-Tonis" Wohnung vorbeikommt, und der macht Meldung beim Amt. Sofort beschließt der Amtmann, daß der „Kohli" auf der Schanz durch den Tod aus dem Leben zu schaffen sei.

Der Gendarm erscheint mit dem Mordbefehl beim Wendel, aber der wehrt sich für seinen braven „Kohli" mannhaft. Er nimmt das Tier zwischen seine Beine und erklärt dem Manne des Gesetzes, wenn er auf den Hund schieße, müsse er auch seinen Herrn treffen. So deckt der Wendel mit dem eigenen Leibe den „Kohli", und der Gendarm zieht unverrichteterdinge wieder bergab.

Der Bauer weiß aber aus Erfahrung, daß ein badischer Amtmann seiner nicht spotten läßt und dem Hunde das

Leben noch nicht geschenkt sei. Darum geht er mit ihm über den Berg hinab und ins Elztal, weit hinab bis nach dem Dorfe Bleibach am Fuße des Hörnle- und im Schatten des Kandelberges. Hier ist der Sonnenwirt Wendels Freund. Ihm übergibt er seinen „Kohli" zu guter Atzung an der Kette, bis der Sturm vorüber wäre.

Nach einigen Tagen kamen richtig gar zwei Gendarmen auf die Schanz und frugen nach dem „Kohli". Wendel meinte, er habe ihn nicht mehr da, er sei „im Studium", und müsse lateinisch und französisch lernen, um einmal „ein Herr" zu werden; denn Herren würden nicht erschossen, auch wenn sie die Leute bissen.

Die Männer der Gerechtigkeit ziehen abermals voll Ingrimm von dannen. Der Wendel erhält einen „Strafzettel" wegen groben Unfugs, widerspricht nicht, zahlt auch nicht und läßt's, wie fortan, zur Pfändung kommen.

Den „Kohli" aber sieht ein „meineidiger" Hofstetter im Vorbeigehen an der Kette beim Sonnenwirt in „Bliwich", verrät's, und den empörten Gendarmen sind die fünf Stunden nicht zu weit ins Elztal hinüber. Der Student „Kohli" wird an der Kette beim Sonnenwirt erschossen.

Der Wendel beginnt zwar einen Prozeß beim Gericht wegen des Mordes, und es wird konstatiert, daß der „Kohli" den Tod nicht verdient hätte, aber tot war tot. —

Der Wendel hatte zum Schaden den Spott, und nun wird er immer „wilder". Er bezahlt keine Gerichtssporteln und keine Umlagen mehr. Kommt einer mit solch einem Zettel oder einer Vorladung, der dem Wendel eigenhändig übergeben werden soll, und pflügt dieser vor dem Hofe im Felde, so nimmt er dem Gerichtsboten den Zettel nicht ab. Er sagt: „Legt ihn nur aufs Feld, ich werd' ihn dann schon finden. Hab' jetzt keine Zeit zum Abnehmen." Das wird dem Wendel als Verhöhnung der „Obrigkeit" ausgelegt, es regnet neue Strafzettel und selbst Arrest.

Kommt dann der Gerichtsvollzieher zum Pfänden, so

findet er alle Türen und Tore vernagelt. Man hat ihn längst den Berg heraufkeuchen sehen. Jetzt muß der Mann mit der Pfändung hinab ins Dorf und den Polizeidiener und einen „Rat" holen. Es wird aufgesprengt und gepfändet. An einem Tag einmal für 10 000 Mark. Wendel holt jetzt erst Geld bei Freunden und Verwandten, löst die Pfändung aus, oder läßt's zur Versteigerung kommen und durch einen Bekannten wieder steigern. Vorher aber setzt er Richter und Advokaten nach allen Richtungen und Instanzen in Bewegung, um die Pfändung zu bestreiten oder ihren Vollzug hinauszuschieben.

Und wie war dieser merkwürdige Mensch, der sich und andern „zu Leid" lebte und Schwierigkeiten machte, wo er konnte, als Hausvater und Bauer?

Der Wendel auf der Schanz war einer der fleißigsten Bauern im ganzen Tal. Von morgens früh bis abends spät — wenn Amtsgeschäfte ihn nicht abriefen — war er an der Arbeit, hatte das schönste Vieh im Stall und die Äcker und Wiesen musterhaft in Ordnung. Kurz, er war als Bauer ein solcher erster Güte. Dabei kein Trinker und kein Spieler, wenn er ins Städtle kam. Aber ohne Prozesse konnte er nicht leben, und die glaubte er führen zu müssen, weil ihm überall unrecht geschehe.

Und die Vef, sein Weib, war eine ebenso tüchtige Bäuerin, wie der Wendel ein Bauer. Alle Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau, wie Schiller sie besungen, konnten ihr gelten. Aber baumfest war sie überzeugt, daß ihr Wendel verfolgt werde, und darum mahnte sie ihn jeweils mit ihrem Wahlspruch: „Wendel lid's nit!"

In allen Stücken hielt sie zu ihrem Manne. Und sie legte davon Proben ab, die in hundert Fällen nicht eine Frau bestehen würde. Nur ein Beispiel. Nichts können die Damen und die Weiber weniger leiden, als wenn der Mann spät heimkommt und dann gar noch einen oder den andern Gast mitbringt. Die Vef zeigte das Gegenteil.

Wenn bisweilen der Wendel drunten im Haslacher Städtle war und sich verspätet hatte, konnte er zu den Haslachern im Wirtshaus sagen: „Ihr habt's gut, Ihr könnt trinken, so lang Ihr wollt, und habt dann nicht weit ins Bett. Aber ich muß noch einen weiten Weg machen über Berg und Wald, und keiner von Euch hat die Courage mitzugehen." Da boten sich wein- und bierselige Haslacher an, den Wendel zu begleiten trotz der finstern Nacht und des noch finsterern Waldes unter der Bedingung, daß der Wendel, droben angekommen, ordentlich auftische. „An dem soll's nit fehle," meinte der Wendel, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es wurde Mitternacht, bis der Hofhund anschlug und von weitem den Bauer und die Gäste der Vef anmeldete. Sie stand alsbald auf und grüßte „die Herren" freundlich, daß sie zum Besuch gekommen und ihren Mann den weiten Weg den Wald herauf begleitet hätten.

Aus dem Keller holte sie Wein, aus der Küche Bratwürste und aus dem „Glaskasten" die Kaffeetassen mit den goldenen Reiflein, die ihr die Mutter zur Hochzeit in der Porzellanfabrik zu Zell gekauft, — und die Haslacher hielten Kirchweih, und der Mesner zu Hasle läutete Betzeit übers Tal, bis sie heimkamen. —

Weniger gut stand der Wendel — und da steht er nicht allein in der Welt — mit der Schwiegermutter, die nach dem Tode des Gassenwirts in der Heimat der Vef regierte. Sie sollte ihm aus dem Erbteil des Schwiegervaters noch Geld bezahlen. Eines Tages kam nun der Postbote mit einigen tausend Mark auf die Schanz. Es war schon die Zeit, da Wendel das Geld brauchen konnte. Allein er nahm es nicht. Der Bote mußte es wieder mitnehmen. Es war zu wenig. Zwei Jahreszinsen fehlten. Es kommt zum Prozeß und Wendel verliert abermals. Das Erbteil aber war durch den Prozeß geschmolzen.

Den Kredit hatte der reiche Bauer auf der Schanz, der einst 100 Klafter Buchenholz aus seinem Walde hatte

verkaufen können, ohne daß man eine Lücke darin gemerkt hätte, nach und nach verloren. Nur sein Bruder, der Philipp, der durch Schicksals Fügung Wirt geworden war in der Blume zu Schnellingen, wo der Vater einst Stammgast gewesen, der bürgte für den Wendel, so lange er konnte.

„Mein Bruder, der Wendel," meinte er, „kann nie zugrunde gehen auf dem großen Hof." Er ging doch zugrund und mit ihm der Bruder-Bürge Philippus, der Blumenwirt.

Wenn Bauern keinen Kredit mehr haben unter sich, so kommt der Hebräer als letzte Hoffnung. Und so ging's auch dem Wendel. Die Hebräer hatten bereits einen Kollegen vom Bauer auf der Schanz, den Vollmerjörg im Entersbach, jenseits der Kinzig, „am Seil", und durch ihn kam der Wendel auch in ihre Hände.

Der Vollmerjörg hatte einen schönen, schuldenfreien Hof, aber er war ein billiger Denker. Er glaubte in seinen früheren Jahren an Hexen und Gespenster und in seinen spätern an die Juden.

Der „Schönwälderhans" und der „Halderhans", zwei Gauner im Bauernkittel, vertrieben dem Vollmerjörg die Hexen aus dem Stall und brachten ihn um manches Stück Rind, als Lohn für Geisterbann. Der „Halderhans" brüllte in der Nacht in der Nähe des Hofes, und der „Schönwälderhans" erklärte am Morgen dem Jörg das Gebrüll als das Wutgeschrei vertriebener Geister, die in Jörgs Kühe gefahren seien. Die verhexten Kühe, denen nach ihrem Urteil nicht mehr zu helfen war, nahmen die Gauner um einen Spottpreis selbst mit.

In seinen spätern Jahren geriet der Jörg unter die Juden, und die verhalfen ihm vollends vom Hof. Sie trieben auch den Wendel bei, daß er dem Jörg Wechsel unterschreibe — für Guthaben der Juden an diesen. Nach der Verfallzeit konnte der Wendel bezahlen. Bisweilen sollte auch ihm durch Wechsel geholfen werden; er bekam aber als Maximum 500 Mark, als Minimum 20 Mark und hatte

Tausende zu zahlen, wenn der Wechsel verfallen war. Der bekannte Offenburger Wucherprozeß hat später Licht gebracht in dieses Treiben, dem auch der Bauer auf der Schanz in den letzten Jahren zum Opfer gefallen war.

Vom Wechselrecht verstand der gute Wendel so viel als sein Schimmel; drum stürzte er mit Macht in dessen Folgen.

Man sucht die Menschen vor Kohlendämpfen zu bewahren durch das Verbot von Ofenklappen; in den Städten müssen auf den Dächern „Wehren" angelegt werden, damit kein Schnee auf die Leute fällt — aber daß man daran geht, die Bauern vor dem Untergang zu schützen durch das Verbot, Wechsel zu unterschreiben oder auszustellen, daran denkt man nicht. Es hat jeder die Freiheit, sich um Hab und Gut zu bringen.

Der Vollmerjörg starb im Spital zu Zell als Bettler, und seine Familie lebt im Elend, und mit dem Wendel ging's mit Riesenschritten bergab, als er in Wechseln machte.

Alles Streiten und Prozessieren, daß er vom Juden wenig oder gar kein Geld für die von ihm unterschriebenen Wechsel erhalten, nützte nichts. Es wurde eben gepfändet, so lange etwas da war. Nur der „Stier" stand eines Tages noch ungepfändet auf der Schanz. Und als der Gerichtsvollzieher dem Hof nahte, um auch ihn zu pfänden, da ergrimmte die Vef. Sie lief dem Stall zu und ließ den „Muni" von der Kette los und springen. Dazu schimpfte sie aus voller Kehle. Der Stier wurde eingefangen und hinabgeführt in die „Schneeballen", die Vef aber kam wegen Beamtenbeleidigung, die bei uns bekanntlich gleich nach der Majestätsbeleidigung kommt, vier Wochen ins Gefängnis nach Wolfach.

Der Wendel prozessierte wegen des Stieres, so lange es ging, um die Versteigerung zu hintertreiben. Mehr als ein halbes Jahr stand der Muni in Kost und Logis beim Schneeballenwirt. Der Wendel meinte, man solle ihm Kaffee

und Wein geben, wenn er es saufe, damit ja die Verpflegung das Tier auffresse und seine ungerechten Gläubiger nichts bekämen. —

Mehr denn ein Vierteljahrhundert hatte der Wendel es prästiert mit ewigem Prozessieren und ewigem Verlieren, bis die Katastrophe eintrat und dem Wendel Haus und Hof versteigert wurden, nachdem das Vieh längst fort war. Die Hauptgläubiger waren Juden und ein Advokat Bumiller in Offenburg, der außer seinen Diensten dem Bauer auf der Schanz in besseren Tagen noch Geld geliehen hatte.

Vergeblich suchte Wendel seinem jungen gleichnamigen Sohne den Hof zu erhalten. Die Schuldenlast war zu groß. Die erwachsenen Kinder, brav wie Gold, hielten enge zu Vater und Mutter, trotz des selbstverschuldeten Unglücks. Der Sohn wurde Knecht auf des Nachbars Hof, die Mädle Mägde bei den Bauern; Vater und Mutter aber zogen mit den noch nicht erwachsenen Kindern nach Hasle in ein armseliges, dunkles Stüblein in der „hintern Gasse". Der Wendel wurde ein Taglöhner und die Vef eine Taglöhnerin.

Aber eines hatte der Wendel doch noch gerettet vom Hof, und das war sein Hund, „der Tiger". Den nahm er mit in seine Armut, und das ehrt ihn. Die Menschen hatten den Wendel verspottet, geärgert, gequält, betrogen, seine Hunde aber allezeit treu zu ihm gehalten, drum sollte der Tiger auch sein hartes Brot mit ihm teilen.

Besitzer des Hofes auf der Schanz war der Advokat Bumiller in Offenburg geworden.

Da brennt an einem Sonntag gegen Abend der Hof auf der Schanz in hellen Flammen, und als die Leute aus dem Tal oben angekommen waren, lag das stolze Bauernhaus Wendels in Asche. Der Verdacht fiel sofort auf diesen. Noch in der gleichen Nacht kamen die Gendarmen vor die dunkle Wohnung Wendels in der „hinteren Gasse" zu Hasle. Der Tiger wütete in der armseligen Stube, wo der Bauer mit seiner Familie zu Bett lag. Erst mußte der Tiger fest-

gehalten werden, und dann wurde geöffnet, worauf die Männer des Gerichts den Wendel unter dem Wehklagen der Vef und der Kinder ins Gefängnis abführten.

Glänzend wies er aber am andern Morgen sein Alibi nach, und die ganze Nachbarschaft bezeugte ihm, daß er an jenem Tag keinen Fuß aus der „hintern Gasse" gesetzt habe. Er wurde frei.

Aus der Not aber machten seitdem der Wendel und die Vef eine Tugend. Sie fanden sich in ihr Geschick und arbeiteten, wo und was sie zu arbeiten bekamen. Und wie der Wendel, so taglöhnerte auch sein Bruder Philipp, der einstige Blumenwirt von Schnellingen, der gleichzeitig mit dem Wendel und durch ihn um seine Habe gekommen war. —

3.

Es war am Tag vor Allerheiligen, im Spätherbst 1890, da stand ich auf der Schanz und vor den Ruinen von Wendels Haus. Alles war still und friedlich über diesem Grabe, die Sonne schien so warm und mild über Berge und Täler, als wollte sie Abschied nehmen für die Winterszeit. Tief unten lagen Dorf und Kirche. Nur der Brunnen lebte noch auf Wendels Hof und gab sein Kristallwasser wie ehedem. Aber niemand trank davon. Es rieselte hinab dem großen Buchwald zu, der mit seinen gelben Blättern die Farben gab für die sonnige Landschaft.

Und das große, schöne, steinere Kreuz, das der Wendel und die Vef anno 1865 frommen Sinnes hier errichtet haben und das die Namen der Stifter trägt, stand noch oben an der Waldecke und wird ihre Namen noch verkünden, wenn einst auf diesen Höhen und drunten im Tal das Geschick der Stifter längst vergessen sein wird. —

Mir zogen Wendels Geschick, sein Eigensinn, seine Rechthaberei, seine Prozeßsucht einen Augenblick durch die Seele, und ich dachte an das Wort Shakespeares:

Was geschehen soll, geschieht,
Und keiner ist sein eigen —

— und ob der Wendel nicht das Prozessieren geerbt vom Vater, wie manch andrer das Trinken oder das Stehlen, und wie er dieser erblichen Anlage nicht widerstand und ihr erlag.

Das Volk drunten im Dorf hat einen ähnlichen Gedanken. Es sagt heute noch: „Der Wendel hat prozessiert wie sein Vater. Aber, weil dieser fast alle Prozesse gewonnen, mußte der Wendel alle verlieren." Wie tief liegt hier in diesem Ausspruch der Volksseele die Annahme eines ausgleichenden Geschicks.

Und dann dürfen wir nicht vergessen, daß, wer einmal als „Prozeßkrämer" verschrieen ist, von vornherein bei den Gerichten etwas gegen sich hat, auch wenn er bisweilen im Recht ist. Hat doch selbst ein Amtsrichter von Wolfach in den Schneeballen in Hofstetten dem Wendel erklärt: „So lange ich Amtsrichter bin, gewinnen Sie keinen Prozeß." Der Mann hat mit diesen Worten ein großes Unrecht gelassen ausgesprochen!

Nun blühen vielleicht dem Wendel und seinen braven Kindern noch bessere Tage. Die Schwiegermutter wird eines Tages noch Geld hinterlassen, und der Bruder der Vef ist Trappist und wird nicht miterben wollen. Vor einigen Jahren sah ich des Gassenwirts Sohn im Kloster Ölenberg im Elsaß, stumm und still in dunkler Klause Bücher bindend.

Der Anfang zum Bessern war 1894, da dies Buch zum drittenmal erschienen, bereits gemacht.

Über der Schanz drüben liegt der „Hessenberg" mit dem „Harmersbächle", und da besaß ein Verwandter des einstigen Londoner Millionen-Schneiders Stulz den großen Moghof, und auf diesem Hof wurde der Wendel Oberknecht und die Vef Obermagd, was so viel bedeutet, als an fürstlichen Höfen Oberhofmeister und Oberhofmeisterin.

Der Hof auf der Schanz ging nach dem Brand vom Advokaten an meinen Vetter Karl über, den Kreuzwirt von Hasle. Der sollte sich aber nicht lange dieses schönen Besitzes erfreuen, den er eines Tages freudig mir zeigte. Mitten aus seinem regen Erwerbsleben nahm 1892 der Tod ihn weg. —

Und die Mine — die schöne junge Müllerin von Schnellingen, Wendels Schwester? Es war ein Zufall, daß sie in meinem Gedächtnis auftauchte und ich von ihrem Geschicke erfuhr. In den Tagen, da ich im August 1890 in den „Schneeballen" wohnte und den Titel meines Buches entdeckte, ging ich wie öfters spazieren mit dem „Großvater", dem Onkel des Schneeballenwirts, früher langjähriger Bürgermeister, einem Achtziger. Wir gingen eines Tages bergauf, der Heidburg zu, und sprachen von alten Menschen und von alten Zeiten.

In der Mitte des Berges, rechts und links dichter Buchenwald, steht ein Bildstöckle, vor dem ich als Student schon gestanden. Es meldet, daß hier im Mai 1811 ein Fruchthändler von Hausach von unbekannter Hand ermordet wurde. Heute erfuhr ich mehr.

Der „Husachersepple", so hieß der Erschossene im Volke, war eines Morgens in aller Frühe mit seinem Fuhrwerk auf dem Weg nach Freiburg. Wo der Wald am dichtesten und der Weg am einsamsten war, erhielt er einen „Meisterschuß", der ihn sofort tötete, ehe er nur seine Lage verändern konnte. Die Pferde gingen weiter und der Sepple saß auf dem Wagen wie zuvor.

Da begegnen dem Gefährte zwei Hofstetter Bauern von Elzach her, der Obersteinhofer und der Heize-Bur von der Breitebene. Sie sehen erst in nächster Nähe, daß der Husacher-Sepple, der jede Woche hier durchfuhr und den beiden Bauern wohlbekannt war, tot sei.

Trotzdem der Ermordete völlig unberaubt ist, wird ein armer Teufel, der Schwende-Mathis aus dem nahegelegenen

Dorfe Biederbach, Jahr und Tag eingesperrt und in peinliche Untersuchung genommen. Er gestand nichts, weil er unschuldig war.

Der eigentliche Mörder hatte, wie die Volksstimme sagte, indes längst die Frau des Ermordeten geheiratet. Er war — ob im Einverständnis mit dieser, wer weiß es — an jenem Morgen dem Sepple vorangeeilt über Berg und Tal und hatte den Schuß getan. Die Kinder des Getöteten ahnten später, was geschehen, und der Mörder, steinalt geworden, saß verachtet und zur unheimlichen Last im Hause seines Opfers.

So erzählte mir heute der Großvater und erinnerte mich, daß ich den verbrecherischen Alten auch noch gekannt habe. Er lebte Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts noch in einem Wirtshaus im Obertal, in das ich als Student öfters kam auf den Doktorfahrten mit Freund Feederle, dem Arzt. Der Alte saß scheu auf der Ofenbank und mag, nachdem die Zeit die Leidenschaft gebrochen, manch herbe Stunde ob des ungesühnten Frevels durchlebt haben. —

Auf der Höhe angekommen, schritten wir der abseits gelegenen Höhe der Heidburg zu, einem auf dem Fundament eines römischen Wachtturms errichteten ehemaligen Rittersitze. Sie hat von einer Burg nur noch den Namen; kein Stein zeugt mehr von einer solchen. Mein Begleiter hat als Knabe die Ruine noch in stattlichem Stande gesehen. Aber die Bauern holten die Steine der Burg, bis keiner mehr da war und seit einem halben Jahrhundert brechen Steinhauer den roten Sandstein aus, auf dem sie stand, und von Jahr zu Jahr ist der Burghügel kleiner geworden. Er ist aber immer noch hoch genug, um zu zeigen, in welch herrlicher Lage die Burg einst gethront.

Die Schwarzwaldberge hinauf bis zum Belchen, der in die Schweiz hineinschaut, hinab bis zum Mummelsee und hinüber bis zum Kniebis liegen in entzückender Rundschau

vor uns. Die einstige Nachbarin Hohen-Geroldseck grüßt so nahe herüber, als könnte man sich zuwinken, falls beide Burgen noch ständen und bewohnt wären.

Mich interessierten heute vorzugsweise die kleinen Mulden und Gehöfte, die gen Süden unmittelbar zu unsern Füßen lagen und die ich in meiner Knabenzeit begangen und seitdem nimmermehr.

Da lag im Schutze der alten Burg, kaum sichtbar in tiefem Gesenke, der Schloßhof mit einer Menge von Erinnerungen. Ihn hatte ich gesehen, da ich als zehnjähriger Knabe meine erste größere Reise tat, auf die Heidburg; in ihm hatte ich zwei Jahre später mit meinem Vetter Karl einen jener greisen Geißböcke geholt, die in Haslach als Hammelfleisch verspeist wurden. Der „Schloßbur" hatte uns Pflaumen geschenkt, so viel wir essen und einstecken konnten, und damit ein Vergnügen gemacht, das heute nichts mehr in der Stärke bei mir hervorzurufen imstande wäre.

Sein Bruder war der „Schloßsepp" in Hasle, der von der Heimat seinen Namen trug und mit Frucht handelte. Er war ein kleiner Mann mit einer Zipfelkappe und hatte beständig eine Ulmerpfeife im Munde. Man erzählte oft, der Sepp sei in seiner Jugend ein großer Wilderer gewesen. Vom einsamen Schloßhof sei er bis hinüber zum Kandel und zum Hühnersedel gezogen und habe seine Hasen und Rehe geholt. Jahr und Tag saß er im Gefängnisse.

Mir, dem Knaben, galt der Mann, der nachts vom Schloßhof aufbrach und über den Prechter Hochwald, vom Volke heute noch keltisch der „Gschasi" genannt, hinüberzog zum gewaltigen Kandelberg und wilderte und dann einsam im Gefängnisse büßte, wie ein zauberhafter Held.

Die strenge Haft brach schließlich des Schloßseppen Jagdlust; er wurde friedlicher Hausknecht drunten in den „Schneeballen" und in der „Sonne" zu Hasle und dann Kleinhändler mit Frucht, der still mit seinem Rößlein und seiner Pfeife talauf und talab fuhr, bis der Tod ihn holte.

Sein Vater, der alte Schloßbur, war ein Sympathiedoktor gewesen, gesucht in den Bergen ringsum. In einer Nacht war er geholt worden auf den Flachenberg. Dort lag er am Morgen tot im Heidekraut. Das Volk meinte, die bösen Geister, denen er „gefähr" gewesen, hätten ihn erwürgt.

Der dritte Schloßbauer nach ihm endigte noch dunkler. Er war ein kreuzbraver Mann, hatte aber eine geisteskranke Frau, die er lange sorgsam hüten mußte vor Selbstmord. Sie genas, aber jetzt kam das Unglück über ihn.

Die Heidburg liegt genau auf der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz, und so auch die Felder des Schloßhofs. Eine Quelle auf dem Kamm des Berges floß der Kinzig zu und speiste des Schloßburen Matten. Da gräbt ein Nachbar auf der Elztäler Seite und gräbt ihm die Quelle ab, so daß sie der Elz zufließt.

Zu ändern war das nicht. Der Schloßbur aber kränkt sich und hintersinnt sich. An einem schönen Maientag der achtziger Jahre fährt er auf den Maienmarkt nach Hasle, trinkt im Rückweg noch still und friedlich einen Schoppen in den „Schneeballen" und fährt dann bergauf, dem Schloßhof zu. Er führt sein Rößlein in den Stall, versorgt's mit Futter, und dann geht er hinauf an die Stelle, wo die Quelle einst geflossen, und erhängt sich an einer Rottanne.

So berichtete mir der Großvater, während ich von der Burghöhe herabschaute auf den Schloßhof, und es kam mir der Gedanke: Der Hof liegt so einsam da drunten, so fern und verlassen von der Welt, daß man glauben sollte, hier müßten der Friede und das Glück daheim sein. Aber die Not des Lebens und der Dämon des Unheils finden und verfolgen die armen Menschen überall, wo immer sie wohnen mögen. Und wir Menschen selber haben oft keine Ruhe, bis wir unglücklich sind, wie das treffliche Sprichwort sagt, das auch am Wendel auf der Schanz in Erfüllung ging: „Sucht das Unglück nicht den Menschen auf, so sucht er selber es auf."

Und ich sollte gleich noch mehr dessen gewiß werden. Der Großvater zeigte mir zu unsern Füßen den Heidenacker, die Frischnau und die Bachere. Beim letzten Wort blitzte eine Erinnerung in mir auf, und ich fragte: „Hat nicht des alten Fehrenbachers Mine in die Bachere geheiratet?" „Ja," meinte der Großvater, „dort drunten liegt der Hof. Er heißt der Holzerhof."

In einer grünen Mulde, einsam und abgeschieden, lag das Haus, in welches vor mehr denn dreißig Jahren die schöne Mine von Schnellingen mit ihrem Augustin eingezogen war. „Der ist's schlecht gegangen," sprach der Alte, „die hat keine guten Tage gehabt da drunten. Der Augustin war viel fort auf dem ‚Sauhandel' und machte keine guten Geschäfte. Daheim blieb das Hofwesen liegen. Der Holzerbur kam in Schulden. Jahr um Jahr mußte ein Stück vom Hof verkauft werden, bis ihm nichts mehr übrig blieb, als die Wohnung und acht lebendige Kinder. In Kummer und Sorgen hat die Mine gelebt, und so ist sie gestorben. Im letzten Jahr hat man sie den Berg hinabgeführt nach Elzach auf den Kirchhof."

Wie war die Mine über Berg und Tal dem schönen Augustin nachgelaufen und hatte dem Vater zum „Trotz" keinen andern haben wollen als ihn, den Sohn des Heidechristle. Und kaum war der Wunsch erfüllt, so ging ein dreißigjähriges „Marterleben" an. Aber so geht's nicht bloß „in der Bachere", sondern tausendmal auch an andern Orten. In Palästen wie in Hütten erfüllt sich gar oft das alte spanische Sprichwort: „Wer aus Liebe heiratet, wird in Schmerzen leben."

Und doch ergriff mich eine stille Wehmut über das Geschick des heitern, schönen Mädchens, das die Liebe in diese Einsamkeit trieb und dem selbst da ein bescheidenes Glück versagt blieb. —

Wir stiegen von der Burghöhe herunter und auf einem andern Weg durch das enge Tälchen „Ullerst" dem Dorfe

zu. Da begegnete mir alsbald auch wieder ein heiteres Bild aus dem Menschenleben. Ganz oben in dem kleinen Bergwasser, welches dem Tälchen entlang fließt, unter großen Erlen, trafen wir den Schmied, den Müller und den Bäcker des Dorfes. Sie fingen am hellen Werktag Forellen für den Schneeballenwirt und damit auch für mich und taten dies, wie allezeit, ohne jeden Lohn und ohne je auch nur ein Stück von den Fischen zu genießen, lediglich aus — Pläsier.

Mir kamen diese drei älteren, wackeren Männer wie poetisch Verklärte vor. Sie verlassen, der eine seine dumpfe Backstube, der andere seine rußige Schmiede und der dritte die klappernde Mühle, um einmal in Gottes frischer Luft und frischem Wasser in der einsamsten Natur sich ein Vergnügen zu machen, das nichts kostet und nichts einbringt als gesunde Luft und Sonnenschein und die Freude „am Fangen".

Der Dorfmüller hat's wohl von seinem Vater geerbt. Dieser, den ich noch gar gut gekannt, verließ zu jeder Zeit seine alte Mühle, wenn in den vierziger Jahren der Oberamtmann Dilger von Hasle und später die Haslacher Jäger kamen, um in den Bergen zu jagen.

Der Amtmann und der Dorfmüller wurden „gut Freund", und der letztere, obwohl kein armer Mann, trug stets mit Stolz die alten Kleider des Amtmanns. Noch viele Jahre, nachdem dieser, durch die Revolution aus Haslach vertrieben, an andern Orten wirkte, schickte er seine Kleider dem Dorfmüller, den ich mir nicht anders vorstellen kann, als in den alten Amtmannskleidern und eine Flinte an der Seite.

Auch zu einem heute noch im Tale gehenden Sprichwort legte die Freundschaft beider den Grund. Der Müller stand einst auf dem Anstand oben auf dem Berge, während der Amtmann noch schweißtriefend an dem steilen Gehänge hinaufstieg. Als er endlich, oben angekommen, sich den

Schweiß abzutrocknen anfing, begrüßte ihn der Müller mit den Worten: „Herr Amtmann, Ihr schwitzt ja wie eine Sau." Seitdem sagt man in und um Hasle, wenn einer recht im Schweiße gebadet ist, „er schwitzt wie der Amtmann in Hofstetten."

Mehr denn vierzig Jahre später, der Müller war längst tot, kam der greise Amtmann Dilger noch einmal nach Hofstetten, fragte nach dem Grabe des alten Dorfmüllers und legte in wehmütigen Gedanken an längst vergangene Jagdtage einen Kranz auf das Grab des Bauersmanns, diesem und sich selber zur Ehre. Bald darauf legte auch er sich nieder zum Sterben.

Die Jagdlust aber ist in der alten Dorfmühle nicht ausgestorben, darum freute mich heute der fischende Dorfmüller[1] doppelt. —

Hatte die „Poesie" des Lebens in den drei Fischern mich einen Augenblick über die Wehmut hinausgehoben, so sollte sie doch einige Stunden später nochmals in mir aufleben. Am Nachmittag ging ich allein das Salmersbacher Tälchen hinauf. An einer Hügelwand, der Helgenwasen genannt, steht einsam ein Häuschen. Es dient seit alten Zeiten zwei Familien als Herberge, einem Weber und einem Schuhmacher, die in stillem Frieden, auch verbunden durch die Bande des Bluts, ihr Gewerbe betreiben an der weltfernen Bergwand.

Aus diesem Häuschen kam dieser Tage eine Weibsperson, der ich auf den ersten Blick die fromme Seele ansah, und bat mich, gelegentlich einmal zu ihrer kranken Schwester zu kommen. Heute bei dieser eingetreten, fand ich eine im Gemüt tief gestörte Frau, das Weib des Schuhmachers, und erfuhr das Folgende:

Der Schuhmacher hat drei Buben und alle drei schustern mit dem Vater bald zu Hause, bald auf den einzelnen Höfen

[1] Er hat jetzt auch seit Jahren seine Mühle verlassen und auf dem Friedhof Platz nehmen müssen.

des Tales. Sie sind, da ich komme, alle drei in der Stube, der Sepp, der Xaver und der Andres, und alle drei machen das Bild kreuzbraver Menschen.

So saßen die vier Schuster auch im Mai 1890 um den kleinen Schustertisch und arbeiteten. Ein Gewitter zieht vom Kandel her das Elztal herauf. Es donnert und blitzt näher und näher, die Leute nähen und klopfen ruhig weiter; denn so ein Gewitter ist schon oft über den Berg herübergekommen und das Tal hinabgezogen.

Plötzlich fährt ein Blitzstrahl durchs Fenster und auf den Tisch, an dem die Schuster sitzen. Die Fenstergläser folgen dem zuckenden Lichte klirrend nach. Der Vater ruft: „Hinaus, es brennt!" Alle springen zur Stube hinaus und die außen am Häuschen hingehende Stiege hinunter. Nur der Jüngste, der Andres, eilt zuerst noch in die Stubenkammer über den Kasten, um seinen Schatz, ein paar sauer ersparte Mark, samt dem Sonntagsrock zu holen. Dann folgt auch er, am meisten bestürzt, weil er dem Fenster gegenüber saß und der Blitz ihm am grellsten „gezunden" hatte.

Es brannte nicht, der Schlag war kalt gewesen; aber von Stund' an ist der Andres nicht mehr recht im Kopf. Er steht Stunden und halbe Tage lang vor dem Kasten in der Stubenkammer, und er kommt nicht davon weg, als wär' er gebannt.

Zieht man ihn weg und setzt ihn auf den Schusterstuhl zur Arbeit, so hämmert er entweder in einem fort aufs Leder oder er näht unaufhörlich. Was er einmal angefangen, will er nimmer aufgeben.

So geht's seit dem Mai, und da ich in der Stube stehe, ist's Ende August. Die Mutter greift das Elend des Andres endlich auch an, und sie wird schwer gemütskrank.

Die fromme „Sabine", der Mutter Schwester, erzählt mir das alles, und die braven Buben weinen und der arme Andres am meisten. Der alte Schuster und ich kämpfen

mit den Tränen, die kranke Frau stöhnt und jammert. Nur die Sabine steht da, gottergeben, wie eine Mater dolorosa.

Aber die ganze Familie bestand doch aus christlichen Heldenseelen. Da war kein Murren und kein lautes Klagen über die Heimsuchung, von der sie betroffen wurden. Die Tränen sagten nur, daß die Leiden wehe tun, aber still getragen werden.

Statt daß ich ihnen predigen mußte, haben sie mir gepredigt. Und ich suchte das friedliche Häuschen, das in seinem Innern so schweres Leid birgt und so viel christliches Dulden, einige Tage später nochmals auf zu meiner Erbauung[1]. —

Ich dachte am heutigen Abend, wo in kleinem Raum in der abgelegensten Gebirgswelt so viel Menschenleid an mir vorübergezogen war, an jene Zeit zurück, da ich mit Freund Franzsepp auf der Schnellinger Mühle des Müllers „Mine" ärgerte wegen ihres Augustin. In jenen Tagen wußte und ahnte ich gar nicht, daß so viel Elend und Wehe unter den Menschen umhergeht, und doch gab es sicher damals gerade so viele Unglückliche und Heimgesuchte als jetzt.

Aber das gehört ja vor allem zum Zauber der Jugendzeit, daß sie uns die ganze Welt in uns und um uns verklärt und den Himmel „voller Baßgeigen" hängt. Im spätern Leben, wenn der glänzende Vorhang, mit dem die Jugendzeit uns die wirkliche Gestalt der Welt verhüllt hat, weggezogen ist, da sehen wir die Dinge, wie sie sind, der Zauber schwindet, und wo einst lachender Frühling war, da schneit's und stürmt's und ist's kalt und frostig. Wir stehen auf dem Kirchhof des Lebens, und doch steht der an der gleichen Stelle und sieht äußerlich gerade so aus, wie das Jugendparadies. Die Veränderung ging in jenem geheimnisvollen

[1] Vater und Mutter des kranken Sohnes, der nach langer Zeit wieder genas, und die Sabine sind jetzt auch seit Jahren heimgegangen.

Abgrund vor, den wir das menschliche Herz nennen. Wir haben uns geändert und nicht die Welt außer uns.

Es gibt Menschenseelen, die davon nichts merken. Das sind — abgesehen von den Heiligen — entweder solche, die nichts angreift als Hunger und Durst, Zahnweh und Leibweh, Mangel an Geld und Vergnügen, oder jene wenigen, denen der gute Humor nicht ausgeht, auch wenn alle Sterne vom Himmel ihrer irdischen Hoffnungen gefallen sind. Und zu den letzteren gehörte Freund Franzsepp, der noch bis gegen die Jahrhundertwende über seinen Büchern in Schnellingen saß. Er blieb aber im Herzen jung bis in sein Greisenalter, trotzdem er die verschiedensten Schicksalsschläge erfahren. Und wenn er an Sonn- und Montagen ins Städtle kam, um seine Unterhaltung zu suchen, da lachte und trank und scherzte er, wie in jungen Jahren, und singend wanderte er in später Nachtstunde über die Kinzig seiner Mühle zu, bis Ende der neunziger Jahre sein Leben auslöschte. —

Und nun noch ein Wort über das endliche Schicksal Wendels und der Vef.

Was ich gehofft, als beide 1894 auf dem Moghof waren, eine Besserung der Verhältnisse, trat nicht ein.

Der Hof kam in fremde Hände und der Wendel und sein braves Weib mußten wieder von dannen. Sie wurde Magd und Köchin in verschiedenen Wirtschaften zu Hasle und zuletzt in Triberg und er taglöhnerte bald da und dort. Im Sommer ging er auf den oberen Schwarzwald und mähte. Auf der Wanderung dahin hat er mich noch zweimal in Freiburg besucht.

Nach Jahren blieb er ganz oben und war zuletzt Hausknecht im Engel zu Vöhrenbach. Das Alter trieb ihn 1904 wieder nach Hasle, wo er auf dem Stalle, der zum Hause des verstorbenen Arztes Heptig gehörte, eine Wohnung fand und so gut er konnte — er war jetzt 65 Jahre alt — wieder taglöhnerte.

Am 18. März 1905 machte er im nahen Fischerbachtale

dem Bergeckbauer Holz und verunglückte derart, daß er am gleichen Tage abends im Spital zu Hasle sein vielgeprüftes Leben aufgab.

Die gute Vef war schon ein Jahr zuvor bei ihren Verwandten in Welschensteinach gestorben, was er erst erfuhr, als er bald nach ihrem Tod vom oberen Schwarzwald ins Kinzigtal herabgekommen war.

Der Sohn Wendel, ein braver Mensch, dem der Vater den Hof hatte retten wollen, war Knecht in Gengenbach und stürzte 1894 von einem Nußbaum zu Tode.

Die übrigen Kinder sind teils tot, teils in der Welt draußen, wo sie ums tägliche Brot bemüht sein müssen. Das Hofgut ging vor wenig Jahren von den Erben meines Vetters Franz an eine Holzfirma in Kehl über.

Einsam rollt noch der Brunnen seine Wasser an der Stätte, auf der zwei brave Menschen ein hartes Geschick heraufbeschworen.





Der letzte Reichsvogt.

1.

Als der Frankenherzog Ruthard, Herr des alemannischen Burgunds, des Sundgaus und der Ortenau, anno 746 mit seiner Gemahlin Wisegardis zu Ehren der Jungfrau Maria im Kinzigtal das Kloster Gengenbach stiftete, stattete er dasselbe reich aus mit Gütern landab und landauf, in der Ortenau und im Kinzigtal.

Die Zähringer nahmen den Mönchen später manch schönes Stück oben und unten weg. Als diese Herzöge aber 1218 ausstarben, zog Kaiser Friedrich II. die Ortenau als heimgefallenes Reichslehen ein und machte die ehedem auch dem Kloster gehörige Stadt Offenburg reichsunmittelbar. Das mittlere Kinzigtal blieb — Haslach ausgenommen, das die Grafen von Urach, die Erben der Zähringer, bekamen — nach wie vor dem Kloster.

In dem großen Kampfe nun zwischen dem genannten Kaiser Friedrich und dem Papst stand das Kloster auf des letzteren Seite, wie es recht und billig war, die Offenburger aber bei des gebannten Kaisers Partei. Diesen Kulturkampf benutzten schlau auch die oberhalb Offenburg wohnenden Kinzigtäler klösterlicher Untertanenschaft und schlugen sich zum Kaiser, um vom Kloster loszukommen. So gewannen

in jenen Tagen die Städtchen Gengenbach und Zell, letzteres auch für die benachbarten und ihm unterstellten Bauerngemeinden Nordrach, Biberach, Entersbach, Unter- und Oberharmersbach, die Reichsfreiheit. Sie behaupteten dieselbe, anfänglich begünstigt durch die nach dem Untergang der Hohenstaufen hereinbrechende kaiserlose Zeit, bis zum Aufhören des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Die Bauern des großen, von herrlichen Waldbergen eingefaßten Harmersbacher Tales rissen sich aber bald auch von Zell los und machten sich, wahrscheinlich schon in der kaiserlosen Zeit, unmittelbar reichsfrei. Sie hatten ein Recht dazu, denn sie waren die ältesten Bewohner des Tales.

Schon zur Zeit Kaiser Hadrians waren, wie wir oben bereits erzählt, in diesem Tale römische Hammerwerke, Schmelzöfen und Pochhütten angelegt, und es zog die Heerstraße durch dasselbe.

Als die Alemannen die Römer verjagten, bekam das Tal ein alemannischer Dynast namens Hademar, und es erscheint als „vallis Hademari", „Tal des Hademar", und aus diesem wurde der Name „Harmersbacher Tal". Die Franken unterjochten und vertrieben die Alemannen aus dem Kinzigtal, und der Franke Ruthard vergab das Tal Hademars und die ganze Grafschaft Schwiggenstein an Gengenbach[1].

In späteren amtlichen Aufzeichnungen wiesen die Oberharmersbacher und die Zeller gerne darauf hin, daß ihre Ahnen reichsfrei geworden seien wegen ihrer in den Türkenkriegen bewiesenen Tapferkeit. Allein die Reichsfreiheit geht, wie wir eben gezeigt, viel weiter zurück als in die Zeit der Türkenkriege, und wir sehen aus dieser Annahme nur, wie schnell geschichtliche Tatsachen aus dem Gedächtnis der Nachwelt verschwinden.

---

[1] Noch vom 14.—16. Jahrhundert wohnten in den Städten Wolfach und Gengenbach Patrizier, die sich von Hademarspach nannten.

An das Privilegium der Harmersbacher Reichsfreiheit knüpfen sich Sagen. Eine erzählt, Kaiser Wenzel wäre, von seinen Feinden verfolgt, einem Oberharmersbacher Bauer in einen Stall seines Hauses zu drei Schweinen geflüchtet und gerettet worden. Das Haus sei die heute noch bestehende Wirtschaft „zu den drei Sauköpfen". Der Kaiser habe dem Bauer die Wirtschaftsgerechtigkeit, dem Tale aber die Reichsfreiheit geschenkt.

Geschichtlich sicher ist nur, daß Wenzel und sein Vater, Karl IV., die Reichsfreiheit und deren Privilegien, wie bei jeder Kaiser-Erneuerung üblich, bestätigten. Doch ist die Sage von der Entstehung der genannten Wirtschaft zweifellos weit poetischer als die geschichtlich sein wollende Angabe, es seien die Köpfe der im Tale erlegten Wildschweine jeweils ausgestopft und am Rathaus, in dem zugleich eine Wirtsstube war, angenagelt worden.

Eine andere Legende besagt, im „schmalkaldischen Kriege" sei des Kaiser Karl V. Bruder Ferdinand auf einer Brücke im Oberharmersbach von Feinden angegriffen und mit den Seinigen über die Brücke gesprengt worden. Der Vogt von Oberharmersbach habe an der Spitze der Bauern den Herzog, der einen Falben geritten, befreit. Für diese Tat sei das Tal reichsfrei und jederzeit in Wien an der Hoftafel rechts vom Kaiser ein Stuhl leer gelassen worden für den Reichsvogt von Harmersbach.

Eine Brücke heißt heut noch die Falcken- (Falben) Brücke. —

Der Hauptwert der Reichsfreiheit beruhte in der Ausübung der hohen und niederen Gerichtsbarkeit durch die Bauern selber. An ihrer Spitze stand der Reichsvogt und der alte Rat der Zwölfer, lauter Bauern, die aber zum Gerichtschreiber in der Regel einen Juristen wählten.

Den Vogt zu setzen aus der Bauern Mitte war eigentlich Recht des Kaisers. Aber die einstigen Herren, die Äbte von Gengenbach, hatten sich durch kaiserliches Privileg dieses

Recht zuschreiben lassen und übten es bis zum Ende der eigenen Klosterherrlichkeit, aber so, daß der Rat der Zwölfer einen Bauer aus der Gemeinde und die Gemeinde einen aus dem Rat präsentierte. Von diesen zweien hatte dann der Abt, der zu diesem Zwecke regelmäßig selbst ins Tal kam, die Wahl.

Der Reichsvogt amtierte lebenslänglich. War die Stelle vakant, so wurde sie sofort besetzt, „damit die heilsame Justiz niemand untersagt bleibe, sondern fürdersamst menniglichem nach erscheinender Notdurft administriert werde.“ Der Vogt mußte einen „körperlichen Eid“ leisten, nach Recht und Gerechtigkeit zu amten und vorab die Reichsprivilegien des Tales zu schützen.

Die Zwölfer waren ebenfalls für Lebenszeit von der Gemeinde gewählt, leisteten den Eid wie der Vogt und versprachen noch namentlich, verschwiegen zu sein und weder Weib noch Kind, noch sonst jemand Mitteilung zu machen über Ratsbeschlüsse.

Wer diesen Eid bricht, wird aus dem Rat gestoßen und hart bestraft.

„Will einer des Rates ledig sein (d. h. sein Amt aufgeben), so soll er und muß er von Stund' an zum Tal hinausgehen und ein Jahr und einen Tag lang nit im Tal mahlen oder backen, auch nit darin schlafen, es sei denn im Wirtshaus mit der Gnade (Erlaubnis) des Vogts.“

Dieser Satzung zu verfallen, besann sich jeder, ehe er sein Amt niederlegte.

Die alten, praktischen Kinzigtäler Reichsbauern wollten nicht oft wählen, darum banden sie die Gewählten fest.

Neben dem alten Rat war ein junger Rat von 24 Mitgliedern, die einen ähnlichen Eid ablegen und, falls sie in gesunden Tagen vom Amte scheiden wollten, ein halbes Jahr zum Tale hinaus mußten.

Von einem Rechtsspruch des Rates konnte ein Bürger direkt an das kaiserliche Hofgericht appellieren. Wollte er

dies, so „soll er drei Gulden auf den Ratstisch legen und sich dann noch vierzehn Tage besinnen. Hält er dann noch fest an seinem Vorhaben, so muß er unter freiem Himmel drei Finger aufheben und einen Eid schwören, daß er niemand zu Lieb und niemand zu Leid appelliere, sondern lediglich, weil er sich in seinem Rechte beschwert fühle".

War ein Kaiser tot, so kam der Reichskommissär, meist ein süddeutscher Graf, und nahm die Huldigung für den neuen Kaiser entgegen unter Zusicherung der alten Freiheiten.

Wie die Äbte von Gengenbach die Vogtsbesetzung sich aneigneten, so wußten die größeren, dem Tale benachbarten Herren, die Bischöfe von Straßburg, zu deren Sprengel das Tal zudem gehörte, die Reichsgefälle desselben durch Pfandschaft von den geldbedürftigen Kaisern an sich zu bringen. Die Bischöfe versuchten als Pfandherren bisweilen, an den alten Rechten der Reichsbauern zu rütteln[1]; aber diese wehrten sich jeweils mannhaft und ließen sich namentlich von den Reichsstädten des Kinzigtals und auch von den Äbten von Gengenbach bezeugen, daß die Harmersbacher gleich den andern im Tal seit „unfürdenklichen Zeiten" reichsfrei gewesen seien und Gericht geübt hätten über Gut und Blut.

Frühzeitig gaben auch geldarme Bischöfe die Pfandschaft an Adelige in Straßburg, so 1401 an die Junker Bock, von diesen an die von Hiffel. Diese kleinen Herren sprangen, wie alle kleinen Leute, über den Hag, wo er am niedrigsten ist, und plagten die Bauernrepublik nach Kräften. —

Die übliche Reichssteuer, die an den Pfandherrn bezahlt werden mußte, betrug vierzig Mark Silber, hundert Viertel Haber und von jedem Haus drei Hühner. Auch übte der Pfandherr an Stelle des Kaisers das Jagdrecht aus. Den Zins von Grund und Boden, d. i. den Zehnten, bezog das Kloster Gengenbach.

---

[1] Karl IV. drohte schon 1366 dem Bischof von Straßburg und befahl ihm, die Harmersbacher Reichsbauern in Ruhe zu lassen.

Zweimal im Jahr, am Gallustag und dem darauffolgenden und am Sonntag vor Mariä Geburt, ward im Reichstal ein „freier Jahrmarkt“ gehalten. Der Gerichtsbote der Zwölfer lief dann durch das Tal und rief:

„Meine Herren von Harmersbach verkünden einen freien, öffentlichen Jahrmarkt bis hinab zum Reiblis-Brunnen und bis hinauf an die Hornesgasse und hinein bis zur Spilbrücken. Hierzwischen soll jedermann frei sein, nur Schelm und Dieb nit. Welcher die Marktfreiheit übertritt, soll büßen eine Hand oder einen Fuß, und währt die Freiheit bis (Name des Wochentags), da man zu Mittag läutet.“

Die zwei Jahrmärkte existieren heute noch. —

Und nun nach dieser allgemeinen Einleitung zur Geschichte des letzten Reichsvogts und seiner Zeit.

2.

Im Zinken Riersbach im Reichstale lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein armer Zimmermann, Michael Bruder. Er trieb neben seinem Handwerk, das in unseren Schwarzwaldtälern seinen Mann nicht wohl ernährt, ein kleines Gut um, ein sogenanntes Taglöhnergut.

Diesem Zimmermann ward im Jahre 1736 der letzte Reichsvogt „des heiligen römischen Reichstales Harmersbach“ geboren und nach guter alter Bauernart mit dem Namen Hansjörg getauft.

Der Hansjörg wuchs, ward stark und wurde — ein Metzger, ein Handwerk, das sonst in den Dörfern des Schwarzwaldes noch brotloser ist als das des Zimmermanns; denn jeder Bauer ist in der Regel der Metzger und Wurster seines Schlachtviehs selber, und „grünes Fleisch“ beim Metzger kauft er jedes Jahr nur einmal, an der Kirchweihe.

Eine Ausnahme von den Landgemeinden des Kinzigtales machte dazumal das „Reichstal“, allwo eine ganze Metzgerzunft bestand, weil da viel Verkehr ging nach Straß-

burg mit Holz, Käs, Butter und Vieh und täglich fremde Leute ins Tal kamen.

Seine ersten Metzgerstudien machte der zukünftige oberste Gerichtsherr des Tales in der benachbarten Reichsstadt Zell, und dann ging er auf die Wanderschaft. Das Eldorado der deutschen Metzger war zu allen Zeiten Norddeutschland, denn je weiter südlich im deutschen Reich, um so schlechter die Wurst und um so größer der Durst, und je weiter nördlich, um so besser die Wurst und um so kleiner der Durst. Es scheinen das unvereinbare Gegensätze zu sein, aber es ist in der Tat so. Da die Metzger vom Schwarzwald gerne trinken, wenden sie sich des Durstes halber mit Vorliebe nach Bayern und der Würste wegen nach Preußen.

So machte es auch des „Zimmer-Michels Hansjörg" und arbeitete in Augsburg, Würzburg und Magdeburg. Er kam auf seiner Reise auch durch die Reichsstadt Wetzlar, nicht ahnend, daß er in nicht zu ferner Zeit dahin als Reichsvogt zum Reichskammergericht reiten würde, weither vom einsamen Reichstale des Schwarzwaldes.

Nach langer Wanderschaft kehrte er heim; aber hier blühten ihm als Metzger keine Rosen. Die „Zunft" nahm ihn nicht auf, und er konnte sich demgemäß nicht als Meister niederlassen. Er metzgete, bei seinem Vater im Riersbach wohnend, bald einem Wirt im Tal, bald einem Bauer, der dazu selbst keine Lust hatte, und wartete in Geduld auf die Gnade der „Zünftigen", die ihm erst als Reichsvogt wurde.

Mehr Glück als bei den Reichstal-Metzgern der Heimat hatte er bei der Reichstal-Damenwelt; denn des Zimmer-Michels Hansjörg war ein stattlicher, bildschöner Bursche. Des Sonnenwirts „Kätherle" wollte trotz der eigenen Jugend, sie war erst siebzehn Jahre alt, mit aller Gewalt des Zimmer-Michels Hansjörg zum Mann, und sie bekam ihn. Am 20. August 1764 führte er das Kätherle heim in das Häusle im Riersbach zu Vater und Mutter.

Die ersten sieben Jahre mochten die „magern" der jungen Eheleute gewesen sein. Und erst im achten leuchtete ihnen ein Stern und zwar „im Stern". Das oben schon erwähnte Gemeindewirtshaus mit seinem dreifachen Schild: zum Stern, zur Stube und zu den drei wilden Sauköpfen, wurde pachtfrei.

Die alten deutschen Städte und Städtchen hatten, eingedenk dessen, daß der Germane nicht bloß vom Rat, sondern auch von der Tat lebt, überall mit den Rathäusern auch eine Trinkstube verbunden. So auch die Reichsbauernschaft von Harmersbach.

Wenn die „Zwölfer" Rat hielten und zu diesem Zweck samt dem Vogt von ihren entfernten Berghöfen hinabgestiegen waren ins Tal, da gab es Hunger und Durst, und der mußte in nächster Nähe von der Ratsstube gestillt werden können. Auch die Recht suchenden Bauern waren in ähnlicher Lage. Drum bestand von alters her im Reichstal die Wirtschaft zur Ratsstube, kurz gesagt zur Stube, in der auch die „Zünfte" des Tales ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Die Stube wurde das „politische Zentrum" des Reichstales, das Kasino der Reichsbauern, und der Stubenwirt konnte ein politisch geschulter Mann werden, wenn er ein aufmerksames Ohr hatte für das, was in seiner Stube geredet wurde.

Unter den Liebhabern zur Stube befand sich im Jahre 1771 unser Hansjörg, und bei der Verpachtung im Weg der Versteigerung verblieb ihm der „Sternen" um den Preis von jährlichen 75 Gulden auf fünf Jahre. Ein Zufall hatte ihm die „Stube" verschafft. Bei der Versteigerung zündete der Gerichtschreiber jeweils ein kleines Kerzlein an, ehe er die Steigerung begann. Dann rief er aus und die Liebhaber boten. Bei dessen Gebot das Lichtlein löschte, der war Stubenwirt.

Anno 1771 löschte es beim Gebot des Hansjörg und er

war Wirt der Reichsgemeinde und das Kätherle wieder in seinem Element als Wirtstochter. Der Hansjörg machte als weitgereister Metzger dem alten und jungen Rat und den Reichsbürgern gute Würste und das Kätherle, eine gewandte, famose Köchin, kochte ihnen gut, und so waren beide bald beliebt bei der Reichsburenschaft.

Weil er immer noch nicht als zünftiger Metzger fungieren durfte, fing der Stubenwirt einen Holzhandel an und verdiente sich so noch Geld nebenher.

Es herrschte ein reges Leben in der „Stube zu den drei wilden Sauköpfen" unter dem neuen Wirt, der ein geweckter, beredter Mann war und seine Gäste unterhalten konnte. Da saßen denn nach gehaltenem Gericht der greise Reichsvogt und Hofbauer Franz Harter, die „Zwölfer" vom alten Rat und diejenigen Reichsbauern, welche der Gerichtstag oder sonst ein Geschäft zum Schmied oder Wagner ins Dorf geführt, ferner Händler und Fuhrleute, die von Straßburg kamen und Waren brachten oder kauften und holten, Boten aus den umliegenden Herrschaften mit Dienstschreiben an den Reichsvogt und nicht zuletzt die „trinkbaren" Adjutanten und Exekutoren des alten Rates.

Diese Adjutanten waren „die Kontingentssoldaten" des Tales, d. h. die Mannschaft, welche das Reichstal in Kriegszeiten dem Reiche zu stellen hatte und die in Friedenszeiten die Polizei übernahmen und als Ratsdiener fungierten. Sie bestanden aus fünf Infanteristen: drei Gemeine, ein Gefreiter und ein Korporal — und aus einem Reiter, der den Titel „Kontingentsritter" hatte.

Wir werden später von diesen Biedermännern hören.

Als die ersten fünf Jahre um waren, merkte der Hansjörg, daß die Stube ihren Mann ernähre; er steigerte deshalb bis das Lichtlein löschte und bekam die Stube abermals, aber um die doppelte Summe. Dies geschah am Ende des Jahres 1776. Aber um die gleiche Zeit geschah noch etwas. Der alte Reichsvogt Harter starb.

„Am 7. November 1776," so berichtet das Ratsprotokoll, „zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags, hat der Herr Reichsvogt Franz Harter im 76. Lebensjahr, im 47. der Reichsvogtei, diese Zeitlichkeit mit der ewigen Glückseligkeit verwechselt."

Alsbald gingen die Kontingentssoldaten als Extraboten nach Gengenbach, Zell und Offenburg, um dem Prälaten des Klosters und den Reichsstadtschultheißen der Nachbarstädte das Ableben des Reichsvogts zu vermelden.

Deputationen aller dieser Reichsstädte erschienen bei der Beerdigung, die in Zell stattfand, weil der Reichsvogt in Unterharmersbach gewohnt hatte, das nach Zell eingepfarrt ist.

Der Pater Großkellner des Klosters vertrat den Abt und ließ gleich nach dem Trauergottesdienst den Ratschreiber des Reichstales, Sevegnanj, ins Pfarrhaus kommen und erklärte ihm, der Prälat werde bis zur Präsentation des neuen Vogts einen Stabhalter ernennen.

Die Bauern trauten der direkten Einmischung des Klosters nicht und hatten während der langen Regierungszeit des verstorbenen Reichsvogts vergessen, was in diesem Falle Rechtens sei.

Zwei Zwölfer reiten deshalb nach Offenburg und befragen ihren ehemaligen, jetzigen Offenburger Ratschreiber Sichler, der ihnen erklärt, der Prälat habe kein Recht, einen Stabhalter zu setzen, er solle warten bis zur definitiven Wahl.

Indes hat der „Holzsepple" von Gengenbach ein Schreiben gebracht, wonach der Zwölfer Lehmann vom Abt als Stabhalter gesetzt sei.

Die Zwölfer, der junge Rat und der große Rat der Bauern, insgesamt 100 Reichsburen, versammeln sich darauf und lehnen einstimmig den Stabhalter ab.

Der Prälat macht gute Miene zum bösen Spiel und schreibt den Zwölfern, seinen „besonders geehrten und lieben

Herren und Nachbarn" — sie möchten an die definitive Wahl eines Reichsvogts denken.

Wer soll lebenslänglicher Reichsvogt, Herr über Leben und Tod, werden? — das war nun eine Frage, welche den Rat der Alten und die gesamte Bauernschaft talauf und talab in Atem hielt und dies um so mehr, als fast ein halbes Jahrhundert keine Wahl mehr stattgefunden hatte.

Wie oben bemerkt, hatten die Bauern einen Kandidaten aus dem Rat zu nominieren und der Rat einen aus der Gemeinde, der Abt von Gengenbach aber die Entscheidung.

Die Abstimmung der Zwölfer ist noch vorhanden und zeugt von der damaligen Naivität. Die meisten Ratsherren konnten nicht schreiben und diktierten dem Gerichtschreiber den Kandidaten mit dem Namen, den der Betreffende im Volke trug.

Stimmen bekamen: Der Serrer-Hans, der Grundjok und der Winkelbur, die meisten aber der Stubenwirt, jedoch mit dem Beifügen „aber ab der Stube", d. h. er sollte nicht mehr Stubenwirt sein.

Wie staunte das Tal, als es hieß, der Rat der Alten habe den Stubenwirt, seinen Herbergsvater, zum Oberhaupt der Reichsgemeinde vorgeschlagen!

Die Bauern hatten nun auch zu küren, und sie präsentierten den „Zwölfer" Gabriel Breig, Bauer im Mietenspach, genannt der Lunzenbur.

Wem wird der „gnädige Herr von Gengenbach", damals Abt Jakob Trautwein, den „Stab überreichen"? Kenner der Lage zweifelten nicht am Siege des Stubenwirts.

In der Stube kehrten die Klosterbeamten ein, wenn sie des Zehntens oder sonstiger Geschäfte wegen ins Reichstal mußten. Alljährlich einmal kam auch der Klosterschaffner (Rentamtmann) mit einigen Patres und hielt das „Freigericht" ab, und sie dinierten dann beim Hansjörg und beim Kätherle.

Ein kaiserliches Privileg hatte den Äbten den Schmerz,

nicht mehr Gerichtsherren im Harmersbacher Tal zu sein, durch das Recht versüßt, alljährlich drei Freigerichte, bei denen jedermann Recht holen konnte, in ihrem „Freihof" zu Harmersbach abhalten zu können. Der Vogt und die Zwölfer mußten in ihrer Amtstracht (schwarzen Mänteln mit Halskrause) dem Freigericht anwohnen — an einem von den Gengenbacher Richtern sie trennenden, besonderen Tische.

Die Äbte begnügten sich aber in den letzten Jahrzehnten mit e i n e m Freigericht, und auch das fand bloß noch statt, um den Schein zu wahren.

Der Klosterschaffner, zugleich Justitiar des Klosters, begrüßte dabei den alten Rat und erklärte, der gnädige Herr wolle nur e i n Gericht abhalten wegen der guten Nachbarschaft mit dem Reichstale. Der Gerichtschreiber — als der Sprecher des Rates — dankte für diese Gesinnung und erwiderte mit einigen Komplimenten. Hierauf wurde pro forma irgend ein Rechtsfall entschieden, und dann ging's zur „gemeinsamen Speisung" auf die Stube.

Hier hatte der Hansjörg zweifellos stets den charmanten Wirt gespielt und das Wohlgefallen der Patres sich errungen. Als er nun präsentiert wurde zum Reichsvogt, da war der „gnädige Herr" um so weniger im Zweifel, als der Bauer Breig ein Demagog war und das Vertrauen der Bauern nur deshalb besaß, weil er gerne über die Obrigkeiten räsonierte, eine Eigenschaft, welche die Untertanen zu allen Zeiten zu schätzen wußten. —

Im Kloster Gengenbach war man aber doch etwas verschnupft wegen der Ablehnung des Stabhalters und ließ darum die Bauern auf die definitive Entscheidung ziemlich lange warten.

Erst am 13. Jänner 1777 kam der Prälat mit dem Oberschaffner, dem Küchenmeister und zwei Sekretären, um dem von ihm erkürten Hans Georg Bruder „den Stab zu überreichen".

Mit Böllerschüssen und einem Spalier von 100 Mann Bürgerwehr wurden die Klosterherren vom alten und jungen Rat und der Bauernschaft empfangen. Auf der Stube ward dem neuen Reichsvogt der Stab gereicht, das Zeichen seiner Herrschergewalt. Sodann schwor er den üblichen Eid, ebenso die Zwölfer.

Die gesamten Reichsbauern aber huldigten hierauf dem Vogt und beschworen die „Schwörartikel", d. i. die Satzungen, nach denen Recht und Gerechtigkeit geübt und befolgt werden sollte.

Nur einer fehlte bei der Feierlichkeit — der Lunzenbur Gabriel Breig. —

Der alte Zimmermann im Riersbach und sein Weib erlebten noch die Erhöhung ihres Hansjörg.

Wer aber geglaubt hätte, dieser würde jetzt stolz, dem Wunsche seiner Wähler entsprechend, die Stubenwirtschaft aufgeben und es unter seiner Würde finden, seinen Untergebenen Würste zu machen und Schoppen zu kredenzen, hätte die Rechnung ohne den damaligen Stubenwirt gemacht.

Der neue Reichsvogt stellte alsbald an den alten Rat das Ersuchen, ihm die „Stube" zu lassen. Der junge und der große Rat wurden einberufen, und dieser „verstärkte Rat" beschloß, den „Reichsvogt als Stubenwirt zu belassen. Sollten aber Verdrießlichkeiten entstehen, so hat er alsbald abzuziehen".

Die erste Schlauheit hatte so der Hansjörg in seinem eigenen Interesse gezeigt. Und wir dürfen ihn darob nicht tadeln.

Die Ehre, Reichsvogt zu sein, trug kaum über 100 Gulden, und bezog der Mann bei einer Reise zum Reichskammergericht nach Wetzlar nur 2 Gulden Tagesgebühren. Die Stube ernährte ihren Wirt weit besser, und darum suchte der Hansjörg diese beizubehalten, und er hatte recht. Ohne Stube wäre er allerdings Reichsvogt gewesen, aber dabei nur Metzger, der sein Handwerk nicht treiben durfte.

Wem die Würde ihres Mannes in den Kopf stieg, das war das Kätherle, die Reichsvögtin. Noch nicht dreißig Jahre alt, da sie zu dieser Ehre gelangte, nachdem sie bisher nur in der Küche gestanden und für die Reichsbauern gesotten und gebraten hatte, ist es auch ihr als einem Wibervolk nicht zu verübeln, wenn sie etwas „hoffärtig" wurde und sich fühlte.

Es ist dies ja eine bekannte, weibliche Schwäche, daß die Frauen auf die Titel und Ämter ihrer Männer weit stolzer sind, als diese selbst.

Wir wissen ja, daß sogenannte Damen die Titel ihrer Männer mit Wollust auf ihre Visitenkarten drucken lassen. Wir können lesen Frau Oberamtmann X., Frau Amtsrichter Z., Frau Ministerialrat O. Und doch war ein lebenslänglicher Reichsvogt im Harmersbacher Tal ein weit mächtigerer Herr als die eben genannten, hatte Gewalt über Leben und Tod, das Begnadigungsrecht eines Fürsten und als nächsten Vorgesetzten nur den Kaiser, „an dessen Tafel zu Wien täglich ein Stuhl reserviert war für den Vogt von Harmersbach", während mancher Oberamtmann nur der Diener seines Herrn Ministers ist, der selbst von heut auf morgen ins Nichts zurückkehren kann.

Nicht bloß der Reichsvogt hatte in der kleinen, alten Kirche einen eigenen Stuhl, sondern auch die Vögtin, und diese Ehrenstühle waren breit genug für drei Personen. Drum erlaubte sich hie und da eine Reichsbäuerin, neben die neue Reichsvögtin zu knieen, aber da war Feuer im Dach. Die Vögtin wollte nicht, daß der „Plebs" neben ihr stehe, so wenig als die Baronesse oder die Gattin irgend eines höheren Staatsmandarinen eine Freude hätte, wenn eine gemeine Bürgersfrau zu ihr in die Theaterloge käme.

Doch die Reichsbäuerinnen von Oberharmersbach waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Eines Morgens fand die Reichsvögtin an ihrem Stuhl den folgenden Vers angeschrieben:

Vögte[1], Vögte, du hoffärtige Frau,
Wenn der Vogt stirbt,
Bisch a Frau wie an' andere au.

Das wirkte. Fortan sah das Kätherle nicht mehr scheel auf die Reichsbäuerinnen in der Kirche, und nach wie vor amtierte sie in der Küche für deren Männer. Wie wir sehen werden, hatte sie trotz ihrer Würde doch manches zu leiden, was sie fortan in der Demut erhielt.

Daß der „Hansjörg" gleich bei seinem Amtsantritt auch seinem Kollegen in der benachbarten Reichsstadt Zell die Aufwartung machte, verrät uns den „gebildeten" Mann im neuen Vogt, und daß er dazu auch „die Vögtin" mitnahm, macht uns den ehemaligen Bauer im Riersbach gar zum vollendeten „Kavalier", der wußte, was Brauch ist.

Reichsschultheiß in Zell war damals ein Herr Dyrr aus Gengenbach, welchen das dortige Kloster hatte studieren lassen, und den der Abt, dem die freie Wahl des Stadtschultheißen zustand, als einen Mann seines Herzens zum Oberhaupt von Zell ernannt hatte.

Es war eine mondhelle Nacht, da der Reichsvogt von Zell her ins Tal zurückfuhr. Als er am Morgen schon den „Galgen" passiert hatte, der gerade in der Mitte zwischen Unter- und Oberharmersbach stand, hing einer an demselben, den noch der alte Vogt justifiziert hatte, der aber nach guter alter Sitte als Galgenvogel hängen blieb, bis die Gebeine von selbst herabfielen.

Untertags hatte die Vögtin den Toten nicht gefürchtet; aber als sie spät am Abend vorüberfuhren und der Nachtwind die Gebeine des Gehängten klappern machte und vom Knie abwärts nach hinten bog, da erschauerte die Frau, so daß der Hansjörg noch seinen Mantel um sie schlagen und die Pferde in Galopp treiben mußte.

---

[1] Vögtin.

Im Herbst genas die Vögtin eines Knäbleins. Aber siehe da! Es trug den Schrecken jener Nacht an seinem Leibe. Seine Beine waren gekrümmt, wie der Wind die des „Galgenvogels“ gekrümmt hatte, und sie blieben dem Franz Borgias, so ward er getauft, zeitlebens.

Der arme Bube lernte nur auf „allen Vieren“ gehen, auf den Händen und auf den Knieen, die erstern auf zwei kleine Schemel gelegt, die letztern mit Leder oder Blech geschützt. Des „Vogts Krummer“, wie die Leute ihn nannten, wird uns später wieder beschäftigen. —

Am 16. Jänner 1777 präsidierte der „Hansjörg“ zum erstenmal dem „Reichsgericht“ im Rate der Alten. Der Zwölfer und Gegenkandidat Gabriel Breig fehlte abermals, was man ihm nicht verübeln kann, da derartige „Jalousie“ auch bei Gebildeten vorkommt und noch im 20. Jahrhundert.

Gleich die erste Sitzung trug das Gepräge aller folgenden, was das Material betrifft.

Es ist nämlich auffallend, was für „böse Zungen“ die Harmersbacher Reichsbauern hatten. Sie meinten, wie mir scheint, ihre Freiheit bestehe in schrankenlosem Schimpfen und Lästern, vorab gegen die weltliche Obrigkeit, und dann aber auch gegen ihre andern Mitmenschen.

Sechzig Prozent aller Gerichtsfälle unter dem letzten Reichsvogt bezogen sich auf derartige Ehrenkränkungen.

Es ist kulturhistorisch interessant, diesen Rechtsfällen etwas zu folgen. Ich führe deshalb einzelne derselben aus der Zeit des letzten Vogtes an, teilweise auch zu seiner Charakteristik.

So erscheint am genannten 16. Jänner vor Gericht Hans Breig, des „Poly-Josefles Sohn aus den Waldhäusern.“ Er hat sich mit der „Luitgard Jülgin“ vergangen und erhält samt dem Mädchen das nach den „Schwörartikeln“ übliche Urteil: 12 Gulden Strafgeld, viermal 24 Stunden Turm und Ausstellung am Sonntag vor der Kirche im spanischen

Mantel und Kragen[1]. Allein des „Poly-Josefles" Hans hatte auch den ganzen Rat beschimpft und besonders den „Zwölfer" Isemann und den alten Gerichtschreiber Sevegnanj aufs gröblichste insultiert und sollte nach „gemeinem Recht", weil schon vorbestraft, auf einige Zeit des „Landes", d. i. des „heiligen römischen Reichstales" verwiesen werden, „weilen aber der Herr Reichsvogt zum ersten Male dem Reichstale vorsitzt, so soll aus besonderer Gnad die Landesverweisung nachgesehen werden, dergestalten jedoch, daß er vordersamst einem ganzen löblichen Magistrat und insbesondere dem Herrn Isemann und dem Gerichtschreiber eine öffentliche Abbitte tue."

Wir sehen, der Hansjörg wußte auch, was Fürstenbrauch ist beim Regierungsantritt, und sprach eine Begnadigung aus.

Der zweite „Kalumniant" wurde nicht begnadigt, obwohl einiger „Humor" in seinem Schimpf lag. Es hatte in der „Stube", also in des Reichsvogts Wirtschaft, der Reichsbürger und Metzger Allgaier gesagt, „der verstorbene Vogt, Franz Harter, sei ein Kaib (schlauer, boshafter Mensch) gewesen und wenn ihn der Teufel noch nicht habe, solle er ihn annoch holen". Der Hansjörg wollte seine Unparteilichkeit seinen Gästen gegenüber zeigen, und der biedere Metzger wurde verurteilt, „einen Widerruf zu tun, drei Gulden in die Gemeindekasse, einen Gulden für Wachs in die Kirche zu bezahlen und 24 Stunden in den Turm zu schlupfen".

Gnädiger kam der schwerste Sünder beim ersten Gericht weg. Der verheiratete Bauer „Hans Georg Breig aus dem Villensperg" hatte seine Magd, „des Hannеßles-Joken Tochter" Anna aus dem hintern Hambach, entehrt, und waren

---

[1] Diese bestanden aus Holz, resp. Brettern, in welchen die Sünder und Sünderinnen vor allen Kirchgängern nach dem Gottesdienst ausgestellt wurden. Für die Mädchen auch aus Gesundheitsrücksichten eine zu harte Strafe!

beide geständig. Die Delinquenten, so lautet das Urteil, sollen „in Betracht der Kälte und mißgünstigen Witterung noch nicht eingesperrt und ausgestellt und die Bestrafung auf eine gelegenere Zeit verschoben bleiben. Sie sollen sich meiden und einstweilen umb Geld schauen, damit sie die Strafe[1] bezahlen können".

Mit diesen drei Urteilen, wovon zwei Ehrenkränkungen betrafen, schloß die erste Sitzung.

Im März des folgenden Jahres nennt der Freiknecht[2] Johann Schüle die Reichsvögtin „ein liederliches Weib". Jetzt zeigt sich der Hansjörg in seiner ganzen Größe. Der schwere Kalumniant kommt mit dem Urteil davon, „die Frau Vögtin unter Darreichung der Hand als ein ehrliches Weib zu deklarieren und hinfüro sein Maul besser in acht zu nehmen".

Wenn das heute einer Oberamtmännin passierte? Der Sünder bekäme mindestens ein halbes Jahr Arrest und, wenn's die Oberamtmännin machen könnte — ewiges Zuchthaus.

Im folgenden Juni wünscht ein Reichsbauer, Anton Graf, „das Donnerwetter solle die Herren (den alten Rat und Vogt) samt dem Bildstöckle in Erz-Grundsboden verschlagen". Buße: Muß zweimal vierundzwanzig Stunden in Turm schlupfen.

Als der Reichsvogt im Februar 1779 mit andern Bauern des Tales vom Haslacher Markt heimritt, begegnete ihnen

---

[1] Im kommenden Frühjahr wurden dann beide zu acht Tagen Eintürmung bei Wasser und Brot und der Bauer zu 75 Gulden, des „Hanneßles-Joken" Anna zu 25 Gulden verurteilt. Sie erhielt zu viel an Strafe, der Bauer zu wenig.

[2] Dieser war ein Klosterbeamter. Das Kloster Gengenbach hatte, wie oben erwähnt, einen Zehnt- und Gerichtshof im Reichstal; er hieß „Freihof" und dessen Hausmeister „Freiknecht". Die Klosterbeamten wohnten vorübergehend da, auch enthielt er „den Turm", das schwere Gefängnis, während das gelindere Arrestlokal, „Bürgerstüble" genannt, auf der „Stube" war.

in „Stöcken"[1] der Reichsbauer Anton Braun und schimpfte, trotz allen Abmahnens, auf dem ganzen Weg und besonders durchs „Vorstädtle von Zell" hindurch bis zum Adler in Oberharmersbach über „die Herren".

Braun erhielt drei Gulden Strafe und zwei Tage „Turm", gewiß ein mildes Urteil für ein „zweistündiges" Lästern der eigenen Richter und Herren.

Anno 1780 schimpft der Winkelbauer Lehmann, der vom Abt seinerzeit nominierte Stabhalter und Zwölfer, den Reichsvogt „liederlich". Der große Mann begnügt sich mit einer „Abbitte" und übertrifft hier selbst unsern Bismarck.

Als zwei Jahre später der Schreilesbur Josef Echle „im Rößle" erklärt, „der letzte Vogt sei liederlich gewesen, der jetzige aber noch liederlicher", und nur Weiber dies gehört haben wollen, weist das beleidigte Oberhaupt des Reichstales die Sache ab als „Weibergeschwätz". Bravissimo!

1784 „schändet" der Müller Michael Lang in Unterharmersbach den Vogt und die Zwölfer „Spitzbuben und Schelmen" und erhält wegen „mißliebigen Urteils" acht Tage „Turm".

Im November 1792 meint der Bürger Josef Schmieder, der zwei Gulden zu zahlen hat wegen Fluchens, man „solle den Herren, ehe man sie um Rat frage, ins Gesicht speien". Er bittet ab und erhält nur fünf Gulden Strafe.

1802 nennt Lorenz Nok den Gerichtszwölfer und Gemeindeförster Lehmann „eine Schmierlogel" und erhält, weil er nicht beweisen kann, daß der Förster sich „schmieren" läßt, einen Gulden Strafe.

Aber nicht bloß von den freien Bauern wurden die „Herren" gelästert und geschändet, sondern auch von ihren nächsten Unterbeamten, „den Kontingentssoldaten". So schimpft der „Kontingentsritter" Ulrich Jülg den Ratsherrn

[1] Zwei Stunden unter Harmersbach beim Ausgang ins Kinzigtal.

Andreas Winterhalter, er sei „ein Viehkerle wie der Schulz von Zell", und schlägt ihm die Hand ins Gesicht. Er bekommt als Urteil von einem Kontingentsinfanteristen 50 Stockprügel aufgemessen, „Hinterböller" genannt, und 2 Tage Arrest wegen — Insubordination, reitet aber ruhig weiter im Dienst.

1791 erhält der „Kontingentssoldat" Brucher wegen liederlichen Briefbestellens und Ungehorsams gegen die Obrigkeit 25 Hinterböller und 2 Tage Turm. Der gleiche Biedermann bekam schon drei Jahre zuvor wegen Schnapsstehlens im Wirtshaus 26 Stockstreiche.

Im Jänner 1793 werden den Kontingentssoldaten Lehmann, Brucher und Vorho wegen respektwidrigen Schimpfens auf den Magistrat und weil sie die Ordonnanzen mit Unwillen und schlecht besorgen, je 25 Stockprügel vom Korporal „aufgeladen".

Sie waren scheint's „unabsetzbar"; denn entlassen wurde nie einer, selbst nicht der vielbestrafte Brucher.

Höchst interessant sind die Urteile bisweilen auch, wenn ein Ratsmitglied gestraft werden sollte. So wird der Zwölfer und Kollege Josef Schüle, ein trinkbarer Mann, der schon einmal wegen „Saufens und Schimpfens" des Rates entsetzt war, 1788, weil er seinem eigenen Knecht Veranlassung gegeben, die Herren zu beschimpfen, verurteilt, „zur Warnung" jedem Ratsherrn einen Schoppen Wein zu bezahlen, der Knecht aber wird 24 Stunden „eingetürmt".

Dem gleichen Schüle sagte ein Jahr darauf der „Schwarzmichel" im Wirtshaus, „er sei, von seiner Zwölfer-Herrlichkeit abgesehen, ein voller ‚Sautrog'". Der Schwarzmichel muß 3 Gulden bezahlen und den Herrn Rat als „ehrlichen Mann" erklären. Als „nüchternen Mann", meint der Michel, könne er ihn nicht taxieren, aber die Ehrlichkeit wolle er ihm nicht absprechen.

Im Jahre 1795 schlug sich der Ratsherr Isemann mit dem Knecht Jakob Faißt in Raufhändeln. Der Knecht

zahlt 2 Gulden Strafe, der Herr Kollege aber soll seinen „Mitzwölfern" drei Maß Wein aufstellen.

Der Reichsbürger und Bauer Johann Isemann soll den Magistrat beschimpft und gesagt haben, „es sei keiner einen Batzen (12 Pfennig) wert". Er entschuldigt sich mit der Ausrede, nur gesagt zu haben, er würde keinen der Herren um einen Batzen kaufen, und wird freigesprochen.

So wenig scharf im allgemeinen der Reichsvogt und der alte Rat eigene Beleidigungen rächten, so peinlich wachten sie über die Ehre ihrer Untertanen.

Ein Bauer hatte einen andern „ohne dessen Verschulden" einen „Hoffartsnarren" gescholten und muß zwei Gulden Strafe bezahlen und unter Darreichung der Hand abbitten.

Eine Frau hat die nach einer Gerichtssitzung aus dem Rathaus tretenden Parteien „Kaiben" genannt und erhält 24 Stunden „Turm". —

Merkwürdig und für unsere Zeit lehrreich ist auch die Handhabung der Sitten- und Zuchtpolizei unter dem letzten Reichsvogt. Da wurde die löbliche Prügelstrafe nicht gespart, und schon im ersten Jahre seines Amtes stellt der Hansjörg einen neuen „Stockknecht" an in der Person des Josef Isemann, genannt „Buttersepp". Seines Dienstes soll es sein, die Gefangenen zu verwahren, die Gefängnisse rein zu halten und die „Hinterböller", so der Rat den Zivilpersonen „zumißt", auszuteilen. Des Stockknechts Gehalt ist Steuerfreiheit, 12 Gulden Wartgeld, falls es zu lange geht, bis er etwas durchs Prügeln verdient, und ein Gulden Haftgeld. Damit der „Buttersepp" bei der Exekution nicht zu schwach und zu weich wird, soll ihm jeweils vorher eine halbe Maß Wein und für zwei Kreuzer Brot verabfolgt werden.

Ferien hatte der Stockknecht nie zu lange. Der Reichsvogt sagte ihm wohl mit dem Wachtmeister in Wallensteins Lager:

Alles Weltregiment, muß er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen.

Die Strafe wegen einfachen Vergehens gegen die Sittlichkeit kennen wir bereits. Bei schweren Fällen ging es ganz scharf zu. So wird im März 1777 in Gegenwart des alten und jungen Rates und des Ausschusses gegen Joachim Hertig wegen wiederholter „Blutschande" mit der ihm im zweiten Grade verwandten Rosine Schüle folgendes Urteil gefällt:

Die beiden Delinquenten sollen drei Wochen bei Wasser und Brot eingetürmt und an drei Sonntagen ausgestellt werden mit einer Tafel am Halse, welche die Inschrift trägt: „Strafe wegen wiederholter Blutschande." Alsdann soll der Hertig auf zehn Jahre des Reichstals und der umliegenden Gegend auf zwanzig Stund verwiesen werden bei Galeerenstrafe, wenn er dies Verbot übertritt. Das Mädchen kommt „aus besonderer Gnad" auf seine Kosten ein Jahr ins Zuchthaus nach Straßburg und darf alsdann sechs Jahre lang nicht aus dem Reichstal, keinen Tanz und keine Hochzeit besuchen und muß alle zwei Monate der Obrigkeit ein Zeugnis bringen über „verrichtete Beicht".

Hertig muß „eine Urfehde" schwören, das, was ihm diktiert ist, zu halten und sich auf keinerlei Weise zu rächen.

Dieses Urteil hatte der eigentliche Rechtskonsulent des Tales formuliert. Obwohl der Gerichtschreiber juristische Kenntnisse besaß, so hielt sich die Reichsvogtei noch einen besonderen Konsulenten, und das war in der Regel der Stadtschreiber von Offenburg, der vielfach den Titel Hofrat führte. In ganz wichtigen Sitzungen präsidierte er auch dem Gericht in Harmersbach. —

Im April des gleichen Jahres haben die zwei Geschwister Johann und Magdalena Heizmann ihren Stiefvater Lorenz Armbruster, der ihnen gute Ermahnungen gab, angegriffen und geschlagen. Beide sollen, da sie die frühere Warnung, ihm zu gehorsamen, mißachtet, eine Woche eingetürmt werden. Am Sonntag nach dem Gottesdienst soll der Sohn „andern zum Exempel" mit 15 Hinterböllern versehen werden, und Mutter und Tochter müssen zuschauen.

Da die Mutter, welche mit im Spiel war, sich weigert, heimzukehren zu ihren andern Kindern und besser hauszuhalten, wird sie ebenfalls so lange eingetürmt, bis sie sich eines Bessern besonnen hat.

Der Zimmermann aus dem Schreilesgrund gibt einem jungen Buben wegen „entsetzlichen" Fluchens ein paar Ohrfeigen. Der Bub erhält vom Rat noch zwei Tage „Turm", 15 Hinterböller vor dem Rathause und bezahlt für 15 Batzen Öl in die Kirche. Die Eltern werden verwarnt, ihren Buben besser zu erziehen.

Heutzutage bekäme vor einem Schöffengericht der Zimmermann 10 Mark Strafe wegen der Ohrfeigen, der Bub aber ginge frei aus!

Der Riesper-Seppl hat in der Granatschleife dem „Luzele", einer Witwe, „Schandtaten zugemutet", wird deshalb eine Woche in den Turm gesetzt, erhält am Sonntag coram publico 25 Hinterböller und hat sich bei Verlust des „Bürgerrechts" einem Bauern zu verdingen, damit er vom Müßiggang wegkommt.

Sein Bruder Franz Hertig hat wider alles Verbot gemetzget und ist auf Vorladung nicht vor der Obrigkeit erschienen; er spaziert mit dem Seppl in Turm und wird am Sonntag ebenfalls mit 10 Hinterböllern „angesehen".

Diebstähle wurden streng geahndet. So stiehlt Johann Lang eine Schere und erhält 25 Hinterböller vor dem Rathaus, „andern zum Exempel, ihm aber zur Lebensbesserung", wie der Vogt in seiner fürtrefflichen Weisheit meint.

1793 stiehlt der Schneiderlehrling Jakob Harter dem Sebastian Breithaupt auf Rodt eine Geiß und verkauft sie in Diersburg. Urteil! Soll auf sechs Jahre dem königlich kaiserlichen Militär übergeben werden.

Köstlich ist es überhaupt, wie man als Strafe die Leute zum Militär sandte. So wird 1793 ein Bauernsohn, Xaver Schwarz, wegen Verschwendung und Urkundenfälschung auf 6 Jahre zu seiner Besserung dem Militär übergeben. Im

gleichen Jahre ein Christian Jülg wegen wiederholten Sittlichkeitsvergehens zum Militär geschickt und soll, wenn dort nicht angenommen, mit 25 Hinterböllern gestraft und auf ewig des Tales verwiesen werden.

Anno 1790 wurden bei einem Streifzug der Bauern auf Vagabunden zwei junge Burschen aufgegriffen, der eine, Georg Jülg von Hasle, 20 Jahre alt, der andere, ein Reichstäler, 18 Jahre alt. Sie werden beide wegen liederlichen Lebens dem Militär überliefert, der erstere, weil er das Maß hat, auf 6 Jahre, der andere, weil noch zu klein, auf 10 Jahre!

Lorenz Nok, lediger Bauernsohn, wird wegen fortgesetzter Verschwendung 8 Tage bei Wasser und Brot eingetürmt und soll, wenn keine Besserung erfolgt, dem Militär übergeben werden. Ebenso Johannes Duffner wegen seines ärgerlichen Lebenswandels.

Wilderer werden ebenfalls mit „Militär" bestraft, ebenso Trunkenbolde und Lumpen, die sich nicht bessern.

Als 1794 die Landmiliz gebildet werden sollte gegen die Franzosen, erließ der Rat die Ordre, von Verheirateten nur die Lumpen zu nehmen, dann die leichtsinnigen Ledigen und erst, wenn dies nicht hinreiche, die besseren Burschen durchs Los.

Man wird sich da nicht wundern, wenn die armseligen französischen Republikaner die kaiserliche Armee überall über den Haufen warfen. Die Franzosen waren damals Soldaten in Lumpen, doch mit Patriotismus im Herzen, bei den Kaiserlichen aber meist Lumpen als Soldaten.

Die französische Revolution hat übrigens mit dieser Willkür gegen das einzelne Individuum aufgeräumt. Denn einen Kerl wegen Vagabundierens und weil noch zu klein, gleich auf 10 Jahre zum Militär sprechen, ist doch zu hart.

In unsern Tagen ist das Individuum zu frei zum Schaden der Gesellschaft. —

Strenge verpönt war unter dem letzten Reichsvogt auch

hohes Spielen um Geld. Der Wirt, der mitspielte, wurde doppelt bestraft, denn er sollte „der Vater der Gäste" sein. Eine Hauptspielhöhle war das Wirtshaus zum „Rößle". Der „Rößlewirt" hatte einem Gast im Spiel sieben Louisdor abgenommen und wird deshalb verurteilt, das Geld herauszugeben und 20 Gulden Strafe zu zahlen. Im „Rößle" verspielte 1780 der Bauer Johannes Frech mit seinem Kollegen Konrad Breig 155 Gulden und vier Waldteile. Jeder wird drei Tage eingetürmt, das Verspielte als unverspielt angesehen, beide werden mit Geld bestraft und beiden das Spielen in Zukunft verboten.

1792 spielten der damalige Ratschreiber Bruder und der schon bekannte trinkbare Zwölfer Schüle miteinander. Der letztere drohte hiebei dem ersteren mit dem Messer und wird verurteilt, den Ratsherren je einen Schoppen zu zahlen und dem Schreiber Abbitte zu leisten mit der Androhung schwerer Strafe, wenn es wieder vorkäme. Dem Ratschreiber wird bei diesem Anlaß der Vorwurf gemacht, daß er mit „liederlichen Leuten" spiele. —

Nach „Betzeit" durfte in den Wirtshäusern nicht mehr getanzt und jungen Leuten, bei Verlust des Guthabens, vom Wirt zu keiner Zeit etwas geborgt werden. „Nachtschwärmerei" lediger Burschen wurde mit Turm bestraft. Ähnlich Fluchen und Schwören, Schwänzen der Christenlehre und Schwätzen in der Kirche.

1801 erhält z. B. das Eheweib des Josef Kaspar, weil es vor Gericht den Ausdruck gebraucht: „Wer unrecht hat von uns, den soll der Teufel holen", 24 Stunden Turm.

Weil bereits die Folgen der französischen Revolution in dem Frankreich so nahen Reichstale sich fühlbar machen, erläßt der Reichsvogt mit dem alten Rat folgende zeitgemäße Bekanntmachung, die der Pfarrer auch von der Kanzel verlesen soll:

„Da die Wichtigkeit des Christentums und dessen Einfluß auf die allgemeine Wohlfahrt des Staates eine wirk-

same Gesetzgebung notwendig macht und man hierorts findet, daß der Eifer zur Religion, wo nicht schon gänzlich erstickt, doch schon zu erkalten angefangen habe, indem die schuldbare Vernachlässigung der christlichen Lehre bei der Jugend, das Fluchen und Schwören bei jung und alt, die Verabsäumung des Gottesdienstes zugenommen und der Eifer der Eltern, die Kinder zur Erlernung der so nötigen allgemeinen Kenntnisse in die Schule zu schicken, nachgelassen hat, so wird verordnet, daß

1) die Eltern ihre Kinder bei Vermeidung willkürlicher Ratsstrafe zur Erlernung der Religion und des Lesens und Schreibens fleißig in die Schule schicken sollen,
2) das unentschuldigte Fernbleiben von der Christenlehre an Sonntagen mit Geld und im Fortsetzungsfalle mit Turm bestraft,
3) wer flucht oder schwört, mit aller Schärfe gestraft,
4) wer an Sonn- und Feiertagen nach dem Zusammenläuten im Wirtshaus oder auf der Gasse betreten wird, mit 5 Batzen Strafe belegt und
5) ebenso wer an solchen Tagen knechtliche Arbeiten verrichtet, zu willkürlicher Strafe gezogen werden soll."

Die heutige deutsche Reichsregierung könnte sich an dem Senat von Harmersbach, dessen Oberhaupt ein Metzger und dessen Mitglieder Bauern waren, ein Muster nehmen.

Aber auch sonst erleuchtete Urteile ergingen unter Hansjörg, dem letzten Reichsvogt. So hat die Hubbäuerin geäußert, des „Müllers Andres", mit dem sie vor ihrer Verheiratung gut bekannt war, habe ihren Mann „tot beten" lassen, weshalb dieser so bald nach der Hochzeit verschieden sei.

Durch die ganze Bauernschaft ging eine Aufregung über „diese Mordgeschichte", die vor den Rat kam und mit dem Zeugenverhör mehrere Sitzungen in Anspruch nahm. Das

Urteil lautet: „Weil die Magdalena Hugin, des früheren Hubbauern Weib, durch diese einfältige und nichtige Aussage, welche nach den unter dem Pöbel verbreiteten schlechten Grundsätzen Glauben gefunden, den Andreas Kranz in seiner Ehre geschädigt hat, soll sie ihm Abbitte leisten, 15 Gulden Strafe und 5 Gulden Ersatz für versäumte Zeit bezahlen." —

So wäre die Regierungszeit des Hansjörg ruhig, weise und gerecht abgelaufen — wenn nicht sein Gegenkandidat, der Lunzenbauer Gabriel Breig, viele Unruhe in die Tage des letzten Reichsvogts gebracht hätte. Breigs Geschick war ein tragisches. Verfolgen wir es.

3.

Wegen seines schneidigen Auftretens gegen die „Herren" gehoben von der Volksgunst, hatte der Lunzenbur es nie verschmerzt, daß der Hansjörg statt seiner Reichsvogt geworden. Ja, er hatte sich „freventlich" vernehmen lassen, er habe dem neuen Vogt noch nicht gehuldigt und werde ihm auch nicht huldigen. Und als der Vogt als Stubenwirt einem Gast, dem „Lanzeseppli", mit Einsperren drohte, hatte der anwesende Zwölfer Breig die Autorität des Reichsvogts lächerlich gemacht mit den Worten: „Da will ich auch dabei sein."

Wegen beider Vorfälle wurde Breig, obwohl der Vogt bei der Gerichtssitzung in nobler Art für ihn eintrat, von den Zwölfern, die dem redseligen Kollegen auch nicht wohl wollten und ihn früher schon einmal suspendiert hatten, zu vierundzwanzig Stunden Turm verurteilt und zur Abbitte an den Vogt.

Da dieser die Anzeige gemacht hatte und die Zwölfer, die sonst milde waren in diesen Dingen, vorab gegen einen Mitzwölfer, so scharf gegen ihn vorgingen, wurde der Breig hoch erbittert über Kläger und Richter. Aber er unterwarf sich.

Die Bauern hingen aber jetzt noch mehr an ihm. Der „Schreiles-Bur" Echle hatte im Wirtshaus zum Rößle laut gesagt, der „einzige rechte Herr auf der Ratsstube, das ist der Breig". Je mehr der aber von den Bauern gelobt wurde, um so mehr verlor er natürlicherweise bei seinen Amtsgenossen.

Da trat ein Ereignis ein, welches den Breig zum Bauernkönig machte.

Schon längst bestand Streit zwischen der Reichsstadt Zell und dem Reichstal wegen des gemeinsamen Niller Forstes. Dieser jetzt noch stattliche Tannenwald am Nill- und Brandkopf lag im Territorium des Reichstals. Oberlehensherr war von fränkischer Vergabung her der Abt von Gengenbach, und die Verwaltung hatten die Zeller, so daß die Reichsbauern nur mit Genehmigung der Reichsstädtler Holz in dem Forst fällen durften, während diese als Oberförster sich selbst den Bedarf zudiktierten.

Die Bauern kommen überall zu kurz in der Welt, und selbst den Reichsbauern ging es nicht besser. Die Harmersbacher protestierten und prozessierten oft dagegen, weil sie die Territorialherren und darum auch die Verwalter des Forsts wären, jedenfalls aber die Zeller nicht zu fragen hätten, wenn sie auf ihrem Gebiet Holz schlügen. Sie zogen aber bei Gericht stets den Kürzern.

Anfangs der achtziger Jahre hatten sie sich, namentlich auf des Zwölfers Breig Betreiben hin, wieder aufgelehnt gegen die Bevormundung und holten Holz im Niller Forst, ohne die Anweisung der Zeller abzuwarten. Ja, sie drohten, jeden Zeller Bürger zu arretieren, der in den Wald und damit auf ihr Territorium käme.

Jetzt gingen die Reichsstädtler mit Gewalt vor und verhafteten am Feste ihres Kirchenpatrons Symphorian, an welchem die Unterharmersbacher Bauern, die nach Zell eingepfarrt waren, zahlreich in die Stadt kamen, die zwei Gerichts-Zwölfer Gabriel Breig und Franz Borho. Dies war am 22. August 1782 geschehen.

Noch am gleichen Tage entstand deshalb im Reichstal ein allgemeiner Aufruhr. Die Bauern erhoben sich und verlangten von ihren „Rottmeistern" nach Zell geführt zu werden, um die „gefangenen Herren" herauszuholen. Der Reichsvogt verbot dies mit aller Energie und beschwichtigte die Bauern unter Hinweis auf den Rechtsweg. Ein Extrabote ward an das Kammergericht nach Wetzlar gesandt, von wo aber erst unterm 6. und 29. November Befehle an die Zeller ergingen, den Zwölfer Breig zu entlassen. Er allein saß noch in Gefangenschaft; den Borho hatte man schon am Tage nach der Verhaftung gegen Kaution freigegeben, Breig aber eine solche zu stellen sich geweigert.

Die Zeller erklärten in gut altdeutschem Respekt vor dem kaiserlichen Obergericht: „Wenn noch 50 Befehle von Wetzlar kommen, so geben wir den Breigen nicht frei."

Jetzt ward der Gabriel zum Märtyrer seines Volkes und zum Bauernkönig. Besuchen durften ihn — doch erst, nachdem er schon sieben Wochen gesessen war — sein Weib und seine Kinder, aber die Bauern konferierten furchtlos mit ihm an Sonntagen vor dem Rathause in Zell, wo er eingesperrt war und oben aus dem Gitterfenster zu ihnen herabsprach.

Als der Lunzenbur sah, daß der kaiserliche Kammerrichter in Wetzlar ihm nicht helfen könne, sann er mit Recht auf Selbsthilfe und gewaltsame Befreiung. Er brachte den Bauern nach und nach bei, ihn zu holen. „Er werde," so rief er von seiner Zelle herab den Bauern zu, „nachts von bösen Geistern geplagt, und die Zeller hätten gedroht, ihn eher auf dem Stroh verfaulen zu lassen, als frei zu geben."

So wurden die Bauern immer aufgeregter und drohender, die Zeller aber reizten, so gut es ging. Offiziell und im Wirtshaus sagten sie: „Die Harmersbacher Riesen sollten nur kommen und den Breigen holen." Es war, wie wir sehen werden, Plan in dieser und ähnlichen Redensarten der Reichsstädtler.

Der Bauer ist der beste Kerl von der Welt. Bis er Revolution macht, muß viel passiert sein, und das ist ein Trost für die großen und kleinen Herren zu allen Zeiten gewesen, daß das Landvolk sich namenlos viel gefallen läßt, bis es einmal genug geschunden ist und zum Dreschflegel und Schießprügel greift.

So ging es auch im Reichstal. Erst nachdem Breig 27 Wochen gesessen, wiederholt und vergeblich das Reichsgericht um Hilfe angerufen war, die Zeller lange genug gehöhnt und gespottet und die bösen Geister „den braven Herrn Breig" viele Nächte lang geplagt hatten, schritten die Bauern zur Tat. Weib und Kinder des Märtyrers waren zudem in den ersten Monaten des Jahres 1783 im Reichstal von Haus zu Haus gegangen und hatten gejammert, wie alles auf dem Hofe zugrunde ginge, und wie sie krank würden vor Heimweh nach dem Vater und vor Kummer um denselben.

Dieser hatte, standhaft wie ein Held den Zellern gegenüber, seinen Unmut „vertrunken". „Täglich habe er," so sagten die Zeller später, „wenigstens 6—8 Maß Wein und auch Kaffee und Schnaps verbraucht und so bei 420 Gulden beim Wirt versoffen". Die bösen Geister habe er nur „im Rausch" gesehen, und sie kämen nur von seinem „vielen Saufen" her.

Die guten Zeller vergaßen aber bei Angabe des Weinquantums, daß dem Breig ihre eigenen Kontingentssoldaten Gesellschaft leisteten. Von diesen waren beständig zwei Mann beim Lunzenbur in der Stube und einer vor der Türe zur Bewachung, weil man den Bauern nicht traute.

Diese Zeller Reichssoldaten haben zweifellos tapfer mitgetrunken mit dem wackern Gabriel, der kaum schreiben, noch weniger lesen konnte und deshalb in alter Ritterart zum Zeitvertreib den Humpen schwang. —

Item der Gabriel hatte nach 27 Wochen genug und die Bauern auch. Es kam die Fastnacht 1783. Noch vor

den stillen Tagen der Fastenzeit sollte Breig herausgeholt werden.

In der Nacht vom Fastnachtsonntag auf Montag, vom zweiten auf den dritten März, klopften Herolde in Berg und Tal an allen Bauernhöfen und an allen Taglöhnerhäusern der Reichsvogtei und riefen: „Aufgestanden! Wir wollen unsern Herrn in Zell holen. Zusammenkunft beim Adler." Und es blieben wenige liegen. Vom 20jährigen ledigen Burschen bis hinauf zum 70jährigen Greise erhoben sich die Reichsburen und liefen, mit Stecken, Krempen (Piken), Hämmern und Gewehren bewaffnet, dem Adler zu — an der Grenze zwischen Ober- und Untertal. Keiner hatte versäumt, einen tüchtigen Schluck Schnaps zu nehmen, und manche waren gar nicht im Bette gewesen, sondern hatten beim Fastnachtssonntag-Trunk den Montag abgewartet.

Den Vogt hatten schon am Sonntagnachmittag sechs Bürger von dem Vorhaben unterrichtet. Er verbot es, und kein Ratsmitglied beteiligte sich an der Sache, von der alle wußten und die zweifellos alle billigten, nicht des Breigen, wohl aber der Zeller wegen.

Gegen vier Uhr morgens setzte sich der Zug in Bewegung. Die Zahl der Mannen schwankt, die Bauern sagten aus, es seien nur 2—300 gewesen, die Zeller schätzten 5—700. An der Spitze marschierten die drei zur Rettung Breigs zunächst Berufenen: „Der schwarze Hans", des Schmieds Sohn; er ging in der Mitte mit einem schweren Hammer, rechts und links von ihm „der lange Franz" mit einem Krempen und „der Kaste-Toni" mit einem „Steinschlägel"[1].

Ihnen folgten die Leichtbewaffneten, die Träger von Stöcken, Prügeln und Hacken, und den Schluß bildete die Garde — bessere Bauern, mit Feuerwaffen versehen, unter ihnen auch die Kontingentssoldaten.

---

[1] Hammer zum Zerschlagen von Steinen.

Kurz vor fünf Uhr nahten sie bei der Wallfahrtskapelle dem Gebiete der Stadt. Der dritte Zug blieb auf Harmersbacher Boden bei der Kapelle stehen, die leichten Truppen avancierten vorwärts. Das obere Stadttor war geschlossen. Eine Sektion, darunter die drei Retter, ging um die Stadt herum und an das untere Tor. Als sie dasselbe ebenfalls geschlossen fanden, schlug es der „schwarze Hans" mit seinem Hammer ein, und der „lange Franz" half mit seinem „Krempen", es vollends aufzureißen.

Währenddessen hatte der Wächter am oberen Tor Alarm geblasen, und es erschien der in der Nähe wohnende Stadtkommandant, der Kontingentskorporal Franz Josef Kapferer. Er fragte die Bauern vom Turm aus, was sie wollten. „Unsern eingesperrten Herrn wollen wir holen," riefen diese, und hatten indes das obere Tor auch eingerissen. Der Stadtkommandant gab schleunigst Fersengeld.

Unter „Hurrah" ging's vom untern und obern Tor her in die dunkle Reichsstadt, wo alles noch friedlich im Bette lag. Eine Deputation der Bauern begab sich vor das Haus des Reichsstadtschultheißen Dyrr und wollte gutmütig, wie der Bauer immer ist den „Herren" gegenüber, denselben bitten, den Breig freiwillig herauszugeben. Der Schultheiß ließ die Bauern gar nicht vor. Gereizt zogen sie ab und dem Rathaus zu.

„Potz!" drohten sie, „wir wollen unsern Herrn, den Breigen haben, und wenn er am Himmel hängt. Finden wir ihn nicht, so wollen wir den Zellern ein Feuer machen, das die ganze Stadt spürt."

Doch der Breig war bald gefunden. Vor dem Rathaus angekommen, riefen sie zum Gitter hinauf: „Guten Morgen, Breig! Wollt Ihr mit nach Harmersbach?" Der Bauernkönig konnte nicht antworten, er war bereits innen zu sehr beschäftigt. Der schwarze Hans, der lange Franz und der Kaste-Toni hatten die Rathaustüre schon gesprengt und den Kontingentssoldaten Thomas Ott von Erlenheim, der

die Wache im Vorzimmer hatte, gefaßt, ehe er Sturm läuten konnte.

Hierauf schlug der Schmied mit seinem Hammer die Gefängnistüre ein, drohte, den andern zwei Soldaten[1], die den Breig innen bewachten, das „Hirn einzuschlagen", wenn sie sich rührten, und munterte den Gefangenen auf, sich fortzumachen.

Breig packte seine sieben Sachen zusammen und folgte. Ein allgemeines „Hurrah" begrüßte ihn unten, und im Triumph ward er zur Stadt hinausgeführt. Ehe der Sakristan an der Pfarrkirche Betzeit läutete, war alles vorbei. Die braven Bauern zogen davon, ohne jemand ein Haar gekrümmt zu haben. Die Zeller aber hielt „Furcht und Schrecken" in ihren Häusern; ihre militärische Macht indes: vier Soldaten und ein Korporal, die mit dem Breig manchen Schoppen getrunken, nahm den Vorgang am wenigsten tragisch und verhielt sich völlig tatenlos.

So geschehen am 3. März 1783.

Waren die Zeller auch nicht tapfer, so war ihre Obrigkeit um so klüger. Die benützte flugs die Sache. Sie berief einen kaiserlichen Notar, Johann Lamey, und zwei Bürger aus Lahr, Christian Dürr und Jakob Voidtländer, nahm schon am 5. März ein Protokoll auf, legte es dem Reichsgericht in Wetzlar vor und klagte wegen Landfriedensbruchs.

Schlau wurden in erster Linie die „Unparteiischen" vernommen, einige Leute, die zufällig in Zell zu Besuch waren, und fremde Handwerksgesellen, die in der Stadt in Arbeit standen. Diese Fremdlinge[2] bezeugten, daß die Bauern „brav Hurrah" gerufen hätten, „etwas betrunken"

---

[1] Hans Räpple und Jakob Fischer, beide von Zell.

[2] Unter ihnen ein Georg Welser aus Distelhausen (Baden), der beim Schneidermeister Joseph Buß arbeitete, den wir aus den „wilden Kirschen" kennen, ferner ein Schmiedgeselle Schaible aus Breschbach (Württemberg) und ein Schuhknecht Armbruster aus Alt-Wolfach.

und mit ihrer Sache fertig gewesen seien, ehe die Zeugen auf den Lärm recht aufgestanden wären.

Die „verhörten" Zeller Bürger, meist früh arbeitende Bäckermeister, behaupteten, die Bauern hätten „geschossen" und gedroht, und niemand hätte sich auf die Straße gewagt. Ein Naglermeister, Bischof, der schon an seinem Gewerbe war, als die Harmersbacher einrückten, gab ihnen allein ein gutes Zeugnis mit den Worten: „Die Bauern hätten sich wie die Löwen gestellt."

Mit diesem Protokoll und einer scharfen Klageschrift ihres Anwalts Dr. Hofmann gingen die Herren Zeller an das Reichsgericht und verlangten nichts mehr und nichts weniger, als daß den Bauern des Harmersbacher Tales die Reichsunmittelbarkeit genommen und sie wieder unter Zell gestellt würden, wie die andern Bauern der angrenzenden Täler auch.

„Ein Volk, das ‚so wallachisch' sich aufführe, könne man nicht reichsunmittelbar lassen. Die Obrigkeit im Tal habe bei diesem ‚wallachischen Spiel' mitgemacht, die eigenen Kontingentssoldaten seien dabei gewesen und der ‚schwarze Hans' sei der Sohn eines Gerichts-Zwölfers."

Jetzt kam der Zeller Fuchs aus dem Loch.

Es vergingen in guter alter Gerichtsart fast Jahr und Tag, bis die Reichsbauerngemeinde zur Verteidigung aufgefordert wurde. Der Vogt berief nun auch einen Notar, Marchand, und zwei Bürger von Offenburg, Michael Vogt und Mathias Gailer, und verhörte seine Untertanen, die an dem Zuge teilgenommen. Alle bezeugten, die Herren, Vogt und Zwölfer, seien unschuldig, sie, die Bauern, hätten so gehandelt und allein gehandelt, weil das Elend Breigs und die Bosheit der Zeller sie dazu gebracht hätten.

Der Reichsvogt und die Zwölfer reichten mit diesen Angaben der Untertanen eine Gegenschrift beim Reichsgericht ein, worin sie unter anderem meinten, die Zeller hätten „ihrem unbedachtsamen und unwissenden Bauern-

volk eine Falle gelegt, um das Reichstal zu ruinieren und es seiner Privilegien zu berauben".

Wenn auch der Hinweis auf das „unwissende Bauernvolk" von seiten der Harmersbacher Herren, die selber lauter unwissende Bauern waren, etwas kühn war, so hatten sie, was die Zeller betrifft, den Nagel auf den Kopf getroffen.

Schwer ertrugen es von jeher die Reichs-Kleinstädtler, daß die Harmersbacher Bauern reichsunmittelbar und nicht, wie die übrigen Bauern ringsum, unter der Zeller Firma reichsfrei waren. Noch erhoben die Zeller, eine Erinnerung an alte Vorrechte, am St. Galli-Markt den Pfundzoll im Reichstal, an den Kreisumlagen der Zeller und ihrer Bauern zahlten die Harmersbacher einen Dritteil, und auf Reichs- und Kreistagen führte Zell für sie die Stimme — lauter Zeichen, daß sie einst unter Zell gestanden.

Aber beweisen konnten's die Zeller nimmer, und die Bauern im Reichstal behaupteten, sie seien seit „unfürdenklichen" Zeiten reichsfrei gewesen, und wiesen ihre Briefe von den Kaisern auf, von Karl IV. an.

Die Nordracher hatten es 1662 auch probiert, sich von Zell loszusagen und rechtmäßig reichsunmittelbar zu werden, aber das Reichskammergericht hatte gegen sie entschieden.

Schon 1706 hatten die Zeller den Versuch gemacht, die Harmersbacher unterzukriegen.

Gleich oberhalb der Wallfahrtskapelle steht heute noch der einstige Grenzstein zwischen dem Reichstal und der Reichsstadt mit des ersteren Wappen, dem heiligen Gallus mit dem Bären, der ein Rutenbündel trägt. Ganz in der Nähe dieses Marksteins hatten die Reichsbauern 1706 eine Wirtschaft konzessioniert. Dagegen erhob sich der Brotneid der Zeller Wirte, und das ganze Reichsregiment in Zell stand auf, bestritt den Bauern das Recht, auf eigenem Boden ein Wirtshaus zu errichten — und begann den Streit wieder wegen der Reichsunmittelbarkeit.

Zwölf Jahre dauerte der Prozeß, und dann kam es zum Vergleich, der zugunsten der Bauern ausfiel, die damals einen schneidigen Reichsvogt hatten, den Bauer Michael Kranz[1]. Der war nahezu 27 Jahre Vogt und voll Energie und Feuer bis in seine letzten Tage.

Einst hatte er einem ungeratenen Sohn, der seinen Vater mißhandelte, die rechte Hand abhauen lassen. Und als während des genannten Prozesses ein kaiserlicher Reichskommissär ihn nach Zell zitierte, erschien er nicht. Wiederholt vorgeladen, sattelt er unmutig sein Pferd, umgürtet sein Schwert und reitet Zell zu. Beim Tor angekommen, zieht er blank, gibt seinem Rößlein die Sporen und sprengt in vollem Galopp vor das Rathaus. Hier läßt er, ohne abzusteigen, den kaiserlichen Gesandten ans Fenster rufen und erklärt ihm laut: „Hier bin ich, Michael Kranz, Reichsvogt von Harmersbach, Herr über Leben und Tod, und wenn Ihr was von uns wollt, so kommt hinauf ins Reichstal, sonst verklage ich Euch beim Kaiser, denn wir sind reichsfrei und so viel wert als die Zeller auch." Sprach's, schwang sein Schwert und ritt davon, wie er gekommen. Respekt davor!

Von diesem schneidigen Ritt des alten Vogts erzählen die alten Bauern heute noch.

Mehr wie einmal ritt dieser Vogt nach Heidelberg, um Gutachten von der Universität einzuholen, und nach Wetzlar, das 76 Stunden weit weg war, um für die „köstlichen Freiheiten" seines Tales tätig zu sein.

---

[1] Er war der Sohn des ebenfalls hochbedeutenden Reichsvogts Michael Kranz, der nach 26jähriger Herrschaft am 14. November 1673 starb. Geboren am 5. März 1656, wurde der Bauer Michael Kranz junior 1694 Reichsvogt und blieb es bis zu seinem am 26. September 1721 erfolgten Tod. Der damalige Pfarrer von Oberharmersbach, P. Ägidius Pistori, Konventual von Gengenbach, gibt ihm im Totenbuch das Zeugnis, daß er das Reichstal aufs lobwürdigste während vieler Kriegszeiten und Rechtskämpfe regiert und trotz furchtbarer Todesschmerzen wie ein christlicher Held gelitten habe und gestorben sei.

Im Jahre 1718 kam es zum Vergleich. Zell erkennt für ewige Zeiten das Tal als von sich unabhängig an mit dem Prädikat „Reichstal" und gesteht ein, daß beide, Tal und Stadt, sich der Reichsunmittelbarkeit „zu gaudieren" (erfreuen) hätten. Dagegen opfert Harmersbach die Wirtschaft ob der Kapelle und gibt zu, daß für ewige Zeiten zwischen dem Ochsen in Harmersbach und dem Hirschen in Zell keine Wirtschaft errichtet werden sollte.

Die Verwaltung der Wallfahrtskapelle solle Zell, die Gerichtsbarkeit über dieselbe dem Tale zustehen.

Die Zeller Wirte hatten jetzt gesiegt, und das war genug.

Der „ewige Friede" wurde von den Zellern so wenig gehalten als von sonstigen großen und kleinen Potentaten. Die Breigsche Affäre und der Niller Forst gaben ihnen, wie wir gesehen, abermals Anlaß, die Reichsunmittelbarkeit den Bauern zu bestreiten.

Dieser Streit dauerte, wie wir sehen werden, bis 1791. Der Vogt ritt auch nach Heidelberg, um ein Gutachten zu holen. Die juristische Fakultät meinte mit Recht: „Die gutherzigen und einfachen Harmersbacher seien durch die vielfältigen Zeller Anmaßungen gereizt worden" und zitierte des Staatsrechtslehrers Moser Traktat „über die Reichsstände", wonach das Harmersbacher Tal reichsfrei sei. Zell habe sich die Verwaltung über den Niller Forst angemaßt, sie gehöre zweifellos den Harmersbachern als den Territorialherren.

Die Zeller aber schüchterten die Bauern immer wieder ein wegen des Landfriedensbruchs durch die Breigsche Abholung, und der Zeller Advokat am Reichsgericht ist offenbar gewandter als der Harmersbacher, welcher stets zum Nachgeben rät.

Die guten Bauern, denen man mit dem Landfriedensbruch, der immer noch nicht richterlich entschieden ist, den schwärzesten Teufel an die Wand malt, geben schließlich

ganz nach und überliefern den Niller Forst wieder den Zellern zu beliebiger Brandschatzung. —

Wenn es zu lange geht, bis er Recht bekommt, so verzweifelt der gemeine Mann und gibt schließlich alles verloren.

Der damalige Reichsschultheiß von Zell, Spinner, ein echter, kleiner Bureaukrat, verlangt nun sogar noch eine Abbitte. Da tritt aber energisch der Abt von Gengenbach für das Reichstal ein und schreibt den Zellern, sie sollten die Bauern nicht zum Gespötte machen und abermals reizen.

Nachdem diese klein beigegeben, waren sie bei den Zellern wieder in allen Schreiben die „ehrenfesten, ehrsamen, weisen, besonders vielgeehrten und geliebten Herren Nachbarn".

Die heutigen Zeller, so klein das Städtchen ist, behaupten bis zur Stunde, das Tal sei nicht reichsunmittelbar gewesen, sondern unter Zell gestanden.

Es wäre aber gescheiter, die Zeller hätten ihre schönen, alten Reichsstadttürme nicht niedergerissen, als den Harmersbachern ihre Reichsfreiheit jetzt noch zu bestreiten, nachdem sie selbst jene stattlichen Erinnerungen an die alte Reichszeit vertilgt haben. —

Und nun zurück zum Bauernkönig Gabriel Breig.

4.

Es war ein lustiger Fastnachtmontag im Tal — als die Bauern vom Zeller Zug heimkehrten und ihren „Herrn" mitbrachten. Im Adler ward ein fröhlich Trinken abgehalten, und die Reichsmannen von Harmersbach freuten sich ihres leichten Sieges über die „großmäuligen Zeller".

Noch nie war eine Fastnacht im Reichstal so feuchtfröhlich verlaufen wie damals. Am Dienstag ging's von neuem los. Der Lunzenbur ward feierlich auf seinem Hof im Mietenspach von den Bauern abgeholt und samt Weib

und Kindern in den Adler geführt, und in wilder, bacchantischer Lust ging die Fastnacht 1783 zu Ende.

Am Aschermittwoch nach dem Gottesdienst versammelte sich aber der hohe Rat von Harmersbach, der dem Volksfeste ferngeblieben war und nun eine amtliche Miene aufsetzte, wohl auch aus Neid über die Volksgunst des Lunzenbauern.

Die Elfe und der Vogt beschlossen, den Breig von seinem Amt als Zwölfer und Gerichtsherr zu suspendieren, weil er durch seine gewaltsame Befreiung aus dem Gefängnisse das Tal in große Gefahr gebracht habe. Zugleich ward ihm, der über die zwei letztvergangenen Tage stolze Reden und darunter keine Lobreden auf seine Kollegen gehalten hatte, bedeutet, sich „vernünftig zu benehmen".

Gescheit wie er war, der Gabriel, wußte er, daß der einzige Bureaukrat und Jurist im Rat, der Ratschreiber Sevegnanj, ein alter Fuchs, diesen Beschluß den regierenden Bauern eingeimpft hatte. Gegen den Sevegnanj wandte nun der „Lunzenbur" seinen Speer.

Er reicht beim Rat eine Klagschrift ein, worin er zunächst Entschädigung für seine lange Haft verlangte, an welcher der Ratschreiber schuld sei. Der habe die Drohbriefe und Ladungsschreiben der Zeller unterschlagen, und drum sei er, Breig, ungewarnt in die Falle gegangen. Sevegnanj breche auch sonst amtliche Briefe auf und beantworte sie, ohne dem Vogt etwas zu sagen; sein Geschäft besorge er überhaupt schlecht und lasse Kauf-, Tausch- und Teilzettel unerledigt liegen.

Es wird Tagfahrt anberaumt und ein außerordentlicher Richter berufen.

Der Hofrat und Rechtskonsulent Laaba von Offenburg präsidiert der Verhandlung. Breig wird nach dem alten und ewig neuen Rezept, einem Beamten, wo immer möglich, zu helfen, mit seiner Klage abgewiesen. Seine Erbitterung wächst, und er schimpft, wie es recht und billig war.

Indes haut er eine Buche um, die als Markstein dient, und nun benutzt der Rat die Gelegenheit, das Umhauen der „Lochenbuche“ als ein unvernünftiges Benehmen zu erklären und den Breig endgiltig als Ratsherrn zu kassieren.

Er gibt sich selbstverständlich mit dem Spruch nicht zufrieden und appelliert nach Wetzlar. Fast zu gleicher Zeit wurden der Zwölfer Franz Schüle, der Trinkbare, wegen „verschiedener Exzesse“ und der Zwölfer Franz Borho wegen „ziemlichen Blödsinns“ durch Beschluß des alten und jungen Rats und des Ausschusses ihrer „Ratswürde“ entsetzt.

Wie naiv die alten Zeiten waren! Sie sagen unverblümt, daß einer wegen „Blödsinns“ entlassen wurde; heutzutage würde man sagen „aus Gesundheitsrücksichten“. Und dann, während Breig und Schüle appellierten, hat der billige Denker Borho sein Urteil gelassen hingenommen. Er ist somit auch eine ehrende Ausnahme gegenüber seinen nicht zu seltenen Geistesverwandten in verschiedenen heutigen Kollegien, die sich in der Regel für die Gescheitesten halten, das Maul am meisten aufreißen und der Welt alles Unheil verkünden, wenn sie nicht mehr mittun dürfen.

Der Rat traut dem Wetter und dem Schneid Breigs nicht recht und sendet im November 1784 den Reichsvogt und den Gerichtschreiber nach Heidelberg um ein Rechtsgutachten. Weil sie im Winter reisen müssen, erhält jeder zwei Gulden Diäten. Was für ein Gutachten sie gebracht, ist nicht ersichtlich aus den Protokollen, wahrscheinlich aber zu ihren Gunsten, denn solche Dinge kann man ja haben wie man sie braucht, wie in einer Apotheke.

Breig besteht fort und fort auf einer Entschädigung für seinen Zeller Arrest und auf Einsetzung in sein früheres Amt. Er verweigert bis zu seiner Satisfaktion Steuern und Abgaben.

Nach einem Urteil des Rats vom 15. Jänner 1786 wird er abgewiesen mit seinen Forderungen und gemahnt, seine Abgaben zu entrichten und nicht noch andere aufzustiften.

Er erklärt, seinen Schuldigkeiten nachzukommen, sobald ihm erst Recht geworden sei.

Die Bürgerschaft war auf seiner Seite, und das gab ihm den Mut, ruhig weiter zu schimpfen und die Bauern gegen Vogt und Rat aufzureizen. Diese sahen jeweils lange zu, bis sie sich wieder an den Löwen im Mietenspach wagten.

Am 11. Juli 1786 wird er endlich wegen „Rebellion" auf den andern Tag vorgeladen. Der große Rat sollte sich versammeln, weil die Bürgerschaft „gegen ihre Obrigkeit in Gärung gerate und ihr den schuldigen Respekt und Gehorsam so heimlich als öffentlich aufkünde, woran niemand schuld sei als der abgesetzte Zwölfer Breig, der Rache suche." So hatten der alte Rat und die Vierundzwanziger beschlossen, um das „Feuer, das des gänzlichen Tales Existenz bedrohe", zu ersticken.

Wir sehen daraus, wie mächtig der Bauer im Mietenspach geworden war.

Breig erscheint am folgenden Tag und beschwert sich über die ihm gewordene Behandlung, gesteht zu, die Taten einzelner Ratsglieder den Bürgern erzählt und gesagt zu haben, solche Leute seien nicht würdig, als Obrigkeit über ihn zu urteilen: So habe der Reichsvogt bei einem Hofkauf um 268 Gulden betrogen, der Zwölfer Lehmann besitze ein Stück Mattfeld ungerecht und der Zwölfer Winterhalter habe im fürstenbergischen Wald Holz gestohlen. Er verlange eine Untersuchung unter dem Vorsitz des Hofrats Laaba. So geschah es.

Am 17. Juli fand diese Sitzung statt. Breig bringt Zeugen und begründet seine Klagen. Die gegen den Vogt wird als unbegründet abgewiesen und erkannt, daß Breig dem Vogt eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung leiste. Dieser meint, es sei ihm das „eine unangenehme Genugtuung", er wolle sich aber doch damit begnügen.

Jetzt reicht der Bauernkönig dem Vogt die Hand und verspricht, ihn bei der ganzen Gemeinde als ehrlichen Mann

zu erklären. Kaum hat er aber die Gerichtsstube verlassen so reut es ihn. Sein alter Groll brach los, und er rief: „Potz tausend Sapperment! Des isch bi Gott g'sprochen (geurteilt). Ihr meint, weil Ihr mich allein habt, könnt Ihr mit mir machen, was Ihr wollt, aber wartet nur, es wird schon ander Wetter geben."

Es wurde ihm bedeutet, morgen wieder zu kommen und die Klagen gegen die zwei Zwölfer zu begründen. Der Volkstribun kam, aber mit ihm rückten 50 Bauern, einige Taglöhner und drei Schuster an. Als Breig nun in die Stube vorgefordert wurde, seine Behauptungen gegen die zwei Ratsherren zu beweisen, sprach er, „gebieterisch in Ton und Miene", er sei heute nicht gekommen, Rede und Antwort zu stehen, vielmehr habe er Bürger bei sich, die wissen wollten, warum er so behandelt und so oft vor die Obrigkeit zitiert worden sei.

Hierauf riß er die Türe auf und rief den Bauern zu, sie möchten hereinkommen und sich die drei Schreiben vorlesen lassen, die von Zell gekommen und unterschlagen wären. Infolge dieser Unterschlagung sei er eingesperrt und abgesetzt worden und habe seine Ehre verloren.

Die Bauern drängten sich jetzt ins Ratszimmer. Alles Mahnen, sich zu entfernen, war umsonst. Der „Erzfrevler" Breig fuhr fort, sich zu beschweren über die ihm gewordene Behandlung. Schließlich entfernte er sich „unter schändlichem Fluchen und Beschimpfungen gegen die Obrigkeit", seine Anhänger, welche laut und drohend Breigs Wiedereinsetzung verlangten, mit sich ziehend.

Um Tätlichkeiten zu verhüten und „das Feuer des Aufstandes" durch sofortige Maßregeln gegen Breig nicht noch mehr anzufachen, wurde beschlossen, auf den kommenden Tag ihn und seine Anhänger vorzuladen, dazu die ganze reichsfreie Bauernschaft durch die „Rottmeister" zu berufen und über die „in den Reichssatzungen höchst verpönte Meuterei" zu unterrichten.

Der Rat hatte sich schon um 7 Uhr des andern Morgens versammelt und Breig und die Bauern erwartet. Da der erstere nicht erschien, sandte man den Gerichtsdiener zu dem Tochtermann des Rebellenführers, dem Bäcker Feuerstein, der in der Nähe wohnte, und bei dem man den Lunzenbur vermutete.

Er war richtig da samt vielen Bürgern und ließ sagen: „Sie würden kommen, wenn es ihnen gefiele.“ Eine zweite Ladung unter Strafandrohung war ebenso fruchtlos.

Als die geladene Bauernschaft sich indes versammelt, zog das Gericht in die große Gemeindestube, und nun erschien auch der „höchst beschwerte Breig“ mit seinen „Spießgesellen“.

Zunächst erhob sich der Reichsvogt, „gebot den Frieden“ und untersagte unter strenger Ahndung jede Unterbrechung oder jeden Tumult während der Verhandlung. Alsdann eröffnete der Gerichtschreiber der Bauernschaft als den Grund der Versammlung: Die „Rottenmacherei“ und der „freventliche Ungehorsam“ sehr vieler Bürger, wodurch schließlich das ganze Reichstal dem Ruin entgegengeführt werde. Der Anführer in diesem schädlichen Unternehmen sei Gabriel Breig, der durch seine Ränke und Verleumdungen gegen „das obrigkeitliche Haupt“ und andere Gerichtspersonen seine Mitbürger zur „Abschüttelung des schuldigen Gehorsams verführt habe“.

Jetzt erhebt sich der Reichsvogt abermals und fragt „Mann für Mann“ unter Namensaufruf, ob sie die Partei des Breig ergreifen oder der Obrigkeit den schuldigen Gehorsam erweisen wollten. Der angedrohte Ruin des Reichstals hatte gewirkt auf die Bauernschaft. Sie gelobten fast ausnahmslos — Gehorsam.

Damit war das Los des armen Breig entschieden, und sofort ward ihm in geheimer Sitzung des alten Rats das Urteil gefällt, wegen Aufruhrs so lange bei Wasser und Brot eingetürmt zu werden, bis er um Verzeihung bitte und Gehorsam gelobe.

Dies Urteil ward der ganzen Bauernschaft alsbald mitgeteilt und zwei Kontingentssoldaten und zehn Bürger beauftragt, dasselbe zu vollziehen. Aber das war vielen Bauern doch zu stark. Sie revoltierten sofort wieder und stellten sich schützend um ihren Tribun, den die Kontingentssoldaten greifen wollten.

Breig erklärte „mit ernstlichem Rebellenmut", eher alles, Leib und Leben, zu wagen, als sich einsperren zu lassen.

Da „die Obrigkeit" immer wieder befahl, ihn abzuführen, kam Breig in solche „Raserei", daß er sich „in grimmiger Wut" mit einigen seiner „Gespanen" in die Ratsstube stürzte, wohin das Gericht sich zurückgezogen hatte, den nächsten besten „Zwölfer" an den Haaren packte und „unter gräßlichen Flüchen das ganze Ratspersonal bis hinauf zum Reichsvogt und Hofrat Laaba aufs verwegenste beschimpfte".

Jetzt sank dem „Reichsrat" der Mut. Um das „Leben der gesamten Obrigkeit", so berichtet der damalige Ratschreiber Bernhard Schmieder[1], nicht aufs Spiel zu setzen, befliß man sich dieser ausgelassenen Freveltat gegenüber der „größten Bescheidenheit".

Breig zog nun unter dem „Jauchzen seiner Gespanschaft" davon, und somit endigte „dieses ganze gräßliche Spiel" vom 19. Juli 1786. Es wurde beschlossen, morgen das Volk wieder zu versammeln, um zu beraten, was unter diesen „sehr bedenklichen Umständen" zu geschehen habe.

Am folgenden Tag wieder Versammlung, aber Breig erscheint nicht. Er schickt einen Parlamentär in Person des Bäckers Feuerstein, der um ein gnädiges Urteil bittet wegen der gestrigen Vorgänge und das Erscheinen seines Schwiegervaters auf morgen ankündigt. Der Rat verspricht Gnade und vertagt sich.

---

[1] Sevegnanj war indes pensioniert worden. Man hatte ihn „dem Breigen" geopfert.

Doch als Breig am folgenden Morgen kommt, fängt er mit seinen alten Beschwerden an, verlangt Genugtuung für seine lange Haft, und dann wolle er auch sein Unrecht einsehen. Es wird ihm „in Anbetracht seiner Frau und vielen Kinder" das folgende, gnädige Urteil gesprochen: „95 Gulden Reichswährung zu zahlen und Abbitte zu leisten".

Diese Milde dem ersten Urteil gegenüber mag daher kommen, daß jenes Urteil die Bauern erbittert hatte und diese nur in geringer Zahl erschienen waren bei der letzten Versammlung.

Der „Rebell" nahm das Urteil abermals nicht an, verlangte zuerst für sich Genugtuung und entfernte sich. Als der Gerichtsbote ihn zurückrufen wollte, erklärte der Demagoge schlau: „Die Bürgerschaft sei fortan seine Obrigkeit, und nach der andern frage er nichts."

Jetzt wird beschlossen, ein Rechtsgutachten einzuholen und dann weitere Vorkehrung zu treffen. Breig war Sieger und fuhr mit den alten Reden und Schmähungen fort. Der alte Rat sandte nun durch Beschluß vom 28. Juli den Gerichtschreiber Schmieder, einen geprüften Juristen, mit 2 Gulden Diäten, freier Kost und Fuhr, auch 2 Louisdor für Equipierung, und das Ausschußmitglied, Bäcker Anton Kempf, mit einem Gulden fünf Batzen Diäten nach Wetzlar, um ein Verhaftungsmandat und unterwegs in Heidelberg „noch ferneren rechtlichen Rat" zu holen.

Die Deputierten kamen am 28. August wieder zurück. Am 31. versammelten sich Vogt, Zwölfer und Vierundzwanziger. Die Abgesandten meldeten, sie hätten in Bruchsal bei Hofrat von Dahmen und in Heidelberg bei Professor Wedekind Rat gesucht, und von beiden Rechtsgelehrten sei der Beschluß des alten Rats, ein „Manutenenz-Mandat" in Wetzlar zu erwirken, als der einzige Ausweg gebilligt worden.

Sie seien hierauf schleunig nach Wetzlar gereist und hätten das Mandat nebst kaiserlichem offenen Brief an den

Rebellen Gabriel Breig und dessen Anhänger vom Reichskammerrichter zugesagt erhalten. Der kaiserliche Kammergerichtsbote werde nächster Tage mit den Papieren eintreffen.

Am 5. September 1786 traf dieser „kaiserliche und Reichs-hochpreißliche Kammergerichtsbote" Martin Paulini[1] ein. Den folgenden Tag versammelten sich Zwölfer und Vierundzwanziger. Der Rebell und seine Anhänger wurden vorgerufen, erschienen und hörten die „allerhöchsten Befehle", die der Kammergerichtsbote ihnen vorlas, „ordentlich an".

Sie datierten vom 25. August. Das eine kaiserliche Schreiben besagte, daß Josef II., von Gottes Gnaden römischer Kaiser usw., dem Herzog Karl von Württemberg befehle, dem Reichsvogt und dem alten Rat auf Anrufen mit militärischer Macht behilflich zu sein, den Gabriel Breig und Konsorten zu verhaften — unter einer Strafe von 10 Mark lötigen Silbers, falls der Herzog den Befehl nicht ausführe.

Dieser soll innerhalb 30 Tagen vor dem Kammergericht den Beweis führen, daß das Mandat vollzogen sei.

Das andere war an den Bauer Gabriel Breig, seine Konsorten und an alle Einwohner des heiligen römischen Reichstales Harmersbach gerichtet, teilt ihnen die obige Ordre mit und befiehlt unter schwerer Strafe und Androhung der kaiserlichen Ungnade, Empörung und Ungehorsam gegen Vogt und Gericht zu unterlassen und die Entscheidung des Kammergerichts abzuwarten.

Es wurde ihnen eine Woche Bedenkzeit gegeben, ob sie dem Inhalt der Schreiben nachkommen oder im Ungehorsam beharren wollten.

Unser Bauernkönig war acht Tage darauf nicht verlegen. Er übergibt — und das spricht sehr für ihn — ein Schreiben des Hofrats Laaba, worin dieser dem alten Rat empfiehlt,

---

[1] Er erhielt seine spezifizierte Reisegebühr bezahlt mit 42 Gulden und einen Gulden und vier Batzen „Diskretion" vulgo Trinkgeld.

Breigs Sache durch ihn und zwei weitere Rechtsgelehrte unparteiisch untersuchen zu lassen.

Diese Anschauung des früheren Vorsitzenden des Gerichts über Breig redet sehr zu dessen Gunsten. Man gab dem Lunzenbur den Bescheid, seine Sache würde laut den kaiserlichen Briefen in Wetzlar entschieden werden.

Am 21. September werden „die Rebellen" abermals vorgerufen, um sich zu entscheiden, ob sie sich unterwerfen wollten. Breig verlangt zuerst, wie immer, Genugtuung für die Zeller Haft. Seine Anhänger, bis auf zwei, namens Dreyer, unterwerfen sich. Der eine von ihnen, Lorenz, soll, weil besonders halsstarrig, eingetürmt werden. Er entflieht dem Reichsboten unter Schimpfen, indem er sagt: „Man solle zuerst die Herren eintürmen".

An Breig Hand anzulegen, wagen die Zwölfer samt dem Vogte nicht, und der Herzog von Württemberg kommt auch nicht, weil sie offenbar ihn zu rufen sich nicht getrauen. Der Lunzenbur erscheint acht Tage später und sagt, Hofrat Laaba selber wundere sich, daß seine Sache zu keinem Ende komme.

Im November schienen endlich die drei Juristen vom Bauernkönig gefunden zu sein: Hofrat Laaba, der resignierte fürstenbergische Obervogt Neuffer in Haslach und der Amtmann des Fürsten von der Leyen drüben in Seelbach. Doch die zwei ersten werden krank, und der letztere bekommt die Erlaubnis seines Fürsten nicht. So wird dem Bauer aus dem Mietenspach wieder kein Recht.

Auch in den kommenden Jahren nicht. Das Protokollbuch des Jahres 1787 fehlt. Ist es vielleicht absichtlich beiseite geschafft worden?

Der Volkstribun scheint immer weiter in seine Verbitterung hineingetrieben worden zu sein. Er verweigert immer noch alle Abgaben. Er sollte deshalb endlich gefaßt werden. In einer Nacht im Herbst 1787 kamen die Häscher auf seinen Hof, um ihn zu holen. Breig aber ging flüchtig

und zwar zunächst zu seinen alten Feinden, denen von Zell, und dann nach Offenburg.

Im Januar 1788 melden zwei Reichsbauern, Breig habe sie in den Bären nach Zell berufen, um gegen den alten Rat zu konspirieren. Dieser beschließt bald darauf zur Befriedigung der Gemeindeforderungen an den flüchtigen Lunzenbur, ihm das Vieh auf seinem Hof wegzunehmen und auf dem Haslacher Markt zu verkaufen.

Sein Schwiegersohn, der Bäcker Feuerstein, verspricht, die Forderungen abzutragen oder den Schwiegervater zurückzubringen. Dieser war aber im „Postwagen" gesehen worden, um nach Wetzlar zu fahren, seinen Prozeß dort flüssig zu machen und einen „Salvum conductum", einen Freibrief, zur Heimkehr zu erwirken.

Auf diese Nachricht hin wird dem Bäcker eröffnet, innerhalb 24 Stunden zu zahlen, sonst würde das Vieh gepfändet. Die Zwölfer hatten ein schlecht' Gewissen, und das hatte sich geregt, als sie hörten, der Volksmann sei nach Wetzlar. Sie wollten jetzt schnell noch ihre Gewalt zeigen.

Den Freibrief scheint Breig erwirkt zu haben, denn im Juli 1788 erscheint er vor dem Gericht in Harmersbach, vor Zwölfer, Vierundzwanziger und dem früheren Gerichtschreiber Schmieder, der indes Rechtskonsulent für das Reichstal und Syndikus in Offenburg geworden war. Der Lunzenbur bringt seine alten Beschwerden vor, während der Reichsvogt sich über ihn beklagt, daß er ihn immer noch Betrüger schimpfe.

Das Urteil erging dahin, Breig sei mit seiner alten Entschädigungsklage abzuweisen, wegen seiner über ein halbes Jahr dauernden Entfernung aus dem Reichstal zwei Tage in Turm zu sperren, habe bei Androhung von Zuchthausstrafe sich eines ruhigen und bescheidenen Betragens zu befleißigen und den Reichsvogt unter Darreichung der Hand als ehrlichen Mann zu erklären und nicht weiter über Betrug zu reden.

Der gebrochene Mann will alles annehmen, nur den letzten Punkt nicht; denn in Wetzlar sei er vom Vogt als „ein liederlicher Mann" hingestellt worden, und er sei seiner Ehre schuldig, ihm nicht nachzugeben.

Das Gericht beschließt, im Weigerungsfalle solle Breig eingetürmt werden, bis er „zum Verstand" komme.

Der Bauernkönig tritt einstweilen seinen zweitägigen Arrest an und schickt schon vor Ablauf desselben seine Frau mit der Erklärung, auch den letzten Punkt zu erfüllen. Sein Weib und seine acht Kinder hatten dem verfolgten Manne zugesetzt. Er war auch in seinem Hauswesen zurückgekommen, Gläubiger bedrängten ihn, und im Februar 1789 erscheint er „mit weinenden Augen" beim Vogt und bittet um Hintanhaltung der Pfändung, er wolle ein Stück Feld verkaufen und bezahlen.

Im Oktober ist er schon wieder angeklagt wegen eines heimzuzahlenden Kapitals. Er kommt vor Gericht und erklärt, kein Geld zu haben, man solle ihn für seinen Zeller Arrest entschädigen, dann könne er bezahlen. Breigs Lage wird nun immer schlimmer.

5.

Der durch seine gewaltsame Befreiung heraufbeschworene Prozeß wegen Landfriedensbruchs schwebte nun schon bald sieben Jahre beim Reichskammergericht. Im sechsten verlangte der Anwalt des Reichstals, von Fürstenau, ein Darlehen von 1500 Gulden. Man wies ihn zuerst ab, beschloß aber, da die Geldvorstreckung in den fortdauernden Prozeßsachen dienlich sein könnte, ihm 1000 Gulden vorzuschießen.

Im April 1790 berichtet nun Fürstenau, die Sache stehe mißlich, man dürfe es nicht auf einen richterlichen Spruch in Wetzlar ankommen lassen, ohne das Reichstal in die größte Gefahr zu bringen; das Abholen Breigs aus dem Arrest

werde als Landfriedensbruch angesehen, und man habe nach den Reichsgesetzen die gröbsten Strafen zu gewärtigen.

Auf dies hin wird der Rat eingeschüchtert, der Bauernkönig aber erhebt wieder sein Haupt, schimpft „im Adler" auf den alten und jungen Rat und nennt die Herren im Beisein von zwei Zwölfern „alle liederlich", weil sie ihn vergewaltigten.

Der Adlerwirt will den Breig hinausschaffen, aber die anwesenden Bauern dulden es nicht. Abermals Gerichtssitzung hierwegen. Die Bauern erhalten zwei Tage Turm, Breig aber erscheint in der ersten Sitzung nicht.

Auf eine zweite Vorladung kommt er. Es wird ihm vorgehalten, daß er im „Adler entsetzlich geschimpft und alle Herren liederlich gescholten habe". Als Mann steht der Bauer aus dem Mietenspach für seine Worte ein und entgegnet, „er habe noch nie geleugnet, was wahr sei. Die Herren seien liederlich, denn sie hätten versprochen, ihn für seinen Zeller Arrest zu entschädigen, und nicht Wort gehalten". Diese konnten und wollten ihn aber nicht entschädigen, um sich nicht des beim Herausholen des Bauernkönigs verübten Landfriedensbruchs mit teilhaftig zu machen.

Breig wird wegen seines „hohen Frevels" zu 20 Gulden und drei Tagen „Turm" verurteilt. Er sitzt die Strafe ab, verweist aber den „Stubenwirt" für Zehrung während der Haft an die Gemeinde, da alle seine Strafen auf den Zeller Fall zurückzuführen seien.

Die Schuldner des in seinen häuslichen Verhältnissen zurückgekommenen Mannes drängten immer stärker. Öfters muß er vor Gericht erscheinen, um zu hören, daß er bezahlen solle, während er immer vergeblich auf die Entschädigung hinweist, welche die Gemeinde, um derentwillen er ins Unglück geraten, ihm schuldig sei.

Unter den Gläubigern befindet sich auch der Sonnenwirt von Zell, der hatte noch zwölf Maß roten Wein zu gut vom Zeller Arrest her. Breig, vorgeladen, gesteht zu,

während seiner Haft einmal 12 Tage unwohl gewesen zu sein und jeden Tag eine Maß Rotwein vom Sonnenwirt Schreiber bezogen zu haben. Da aber die Gemeinde seine Zeche beim Adlerwirt in Zell bezahlt habe, so möge sie auch den Sonnenwirt befriedigen, weil er „für das gemeine Wesen" eingesperrt worden sei.

Der Rat übernimmt „zu Breigs Beruhigung" die zwölf Maß auf die Reichstalkasse.

Doch schon im folgenden Jahr drohten ihm die Zwölfer mit einer „Vermögensuntersuchung", wenn er seine Gläubiger nicht befriedige. Breig bittet im September 1793 um einen „eisernen Brief" gegen seine Gläubiger. Er nennt sich in diesem von ihm mit sehr mangelhaften Zügen unterschriebenen Gesuche Reichsbürger, den Rat aber bloß „Talrat". Er beschwert sich, daß dieser zum zweiten Male schon seit seiner unverschuldeten Arretierung in Zell seine Gläubiger aufrufe und ihn einer Gant bloßstelle. Die Zeller Haft und die verweigerte Entschädigung hätten ihn im Hausstande zurückgebracht und in die Empörung getrieben. Man habe ihn nie verhört wegen seiner „Abholung" in Zell, auch keine Zeugenaussagen ihm mitgeteilt und verweigere ihm die Entschädigung stets mit dem Hinweis auf den kostspieligen Prozeß, in welchen die Gemeinde durch seine „Befreiung" gekommen sei.

Seine Beschwerde wird verworfen und sein Vermögen untersucht, wobei es sich herausstellt, daß Breig 5350 Gulden Schulden hat. Aus Rücksicht auf Weib und Kinder soll die Versteigerung auf bessere Zeiten verschoben werden, wenn er einen Bürgen stelle. Er bringt einen und bekommt wieder einige Zeit Ruhe.

Doch bricht sein Groll gegen den Reichsvogt immer wieder aus. Der Lunzenbur schimpft und lästert diesen im Januar 1794 aufs neue, wird vor Gericht geladen, erscheint aber nicht. Die Kontingentssoldaten und der Gerichtsbote sollen ihn vorführen. Er kommt spät abends vors Rat-

haus mit seinen zwei Söhnen und seinen zwei Schwiegersöhnen und räsoniert samt diesen über die hohe Obrigkeit.

Es werden ihm acht Tage Gefängnis diktiert, und seine Begleiter erhalten einen Verweis. Da er die Abbüßung verweigert, bleibt's beim alten.

Doch rächt sich später der alte Rat, indem er den Gläubigern Breigs nachgibt und im Sommer 1794 beschließt, den Hof des Bauernkönigs unter den Hammer zu bringen. Haus und Hof sollen dreimal, von vierzehn zu vierzehn Tagen, durch den Ratsboten ausgerufen und erst, wenn kein Käufer aus der Gemeinde sich findet, fremde Steigerer zugelassen werden. Der Volkstribun tritt nun mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen wieder vor den hohen Rat und erklärt, aus dem Hofverkauf werde so lange nichts, bis die Entschädigung für den Zeller Arrest erfolgt sei.

Daß der einst Gefeierte in den letzten Jahren mit seinen Familiensippen allein erscheint, zeigt, daß die Reichsbauern, eingeschüchtert durch die kaiserlichen Mandate und den jahrelangen Mißerfolg, gleichgültig geworden waren und den Lunzenbur verließen.

Es ist zu allen Zeiten in der Welt so gewesen, nicht bloß im Reichstale am Harmersbach. Der Erfolg und die Stellung sind König. Sobald ein großer Mann nichts mehr gilt und nichts mehr erreicht, und die Gunst von oben ihm fehlt, fehlen ihm auch die Anhänger. Und sobald ein Dummkopf etwas wird und gilt, hat er Anhänger in Menge.

So ging's dem Reichsbauer Gabriel Breig im Mietenspach vor hundert Jahren, und so ging's in unserer Zeit dem Reichskanzler und Reichsbegründer Otto von Bismarck, an dem nach seiner Entlassung jedes Winkelblättchen sich rieb, während viele bessere Reichsbürger, die ehedem für ihn schwärmten, servil zu andern Füßen lagen und den großen Mann von ehedem verleugneten. —

Des Bauernkönigs erbarmte sich in diesen schweren Tagen der Apotheker von Gengenbach und lieh ihm auf

Haus und Hof fünftausend Gulden. Die Gläubiger wurden befriedigt und still.

Was für den eigensinnigen, verbitterten und verfolgten Mann sehr spricht, ist die Anhänglichkeit seiner erwachsenen Kinder an den Vater und namentlich seiner Schwiegersöhne. Diese sind sonst bekanntlich in der Regel die letzten, die für geldbedürftige Schwiegerväter einstehen. —

Es waren schwere Zeiten ohnedies im Lande. Die Österreicher kämpften gegen die französischen Revolutionssoldaten, und in den Tagen, da Breig so bedroht war, mußten die Reichsbauern dem kaiserlichen General Wurmser wöchentlich Rationen von Lebensmitteln und Fuhren an den Rhein stellen.

Manche Familien wanderten, der schlechten Zeitläufe wegen, nach Ungarn aus. In solchen Zeiten sollte man keinen Bürger ans Schuldenzahlen mahnen und die Gläubiger zur Ruhe verweisen. Die Kriegssteuern lagen schon schwer genug auf dem Tal, so daß nach Ratsbeschluß von 1796 selbst der Pfarrer von Oberharmersbach, Heitzmann, an die Zahlung rückständiger Kriegssteuern „in anständigen Ausdrücken" erinnert werden soll.

Blutsteuer hatte das Reichstal wenig zu entrichten. Es hatte bloß acht Mann im Felde. Von diesen kamen fünf im August 1796 heim, einer war während des Krieges desertiert und zwei in französische Gefangenschaft geraten. Diese kehrten bald zurück. Alle sieben Veteranen erhielten auf Reichstalskosten je eine Dotation von einem Paar Schuhe, zwei Strümpfen, einem Hemd und fünf Gulden Geld.

Doch schon im Februar 1797 stehen sie wieder im Felde und die Reichsbauern an den Schanzen bei Kehl. Fronweise mußten sie mit Picken und Schaufeln an den Rhein zum Schanzen. Wer nicht selbst gehen wollte, konnte seinen Knecht, ja selbst seine Magd oder Tochter schicken, obwohl der Rhein vom Reichstal mindestens sechs Stunden entfernt lag. So meldet der Obmann der Harmersbacher

„Schänzer“, daß die Tochter des Gallus Schnaitter zweimal auf der Schanz gefehlt und einmal davongelaufen sei, und wird der fronpflichtige Vater um acht Gulden vom hohen Rat gestraft.

Der gleiche Gallus Schnaitter und seine „schanzenflüchtige“ Tochter werden im Herbst 1797 die unschuldige Veranlassung, daß unser Breig mit Vogt und Gericht abermals in Konflikt gerät. Der „Herrebur“, auch Schmid-Hans genannt, will, weil kinderlos, seinen Hof verkaufen und in Pension, das heißt aufs „Leibgeding“, gehen. Der „Dame-Mathis“ aus dem Zeller Reichsgebiet will den Hof kaufen und die obige Deserteurin, des Schnaitter-Gallis Tochter, heiraten. Sie ist im dritten Grade mit dem „Herrebur“ blutsverwandt.

Die Agnaten des kinderlosen Schmid-Hans werden darüber vom Rate gefragt, in erster Linie sein Schwager Breig. Dieser erklärt, er habe nichts gegen den Verkauf an obigen Mathis, wenn dieser den Hof ordentlich bezahle und irgend eine Schwestertochter des Schmid-Hansen heirate; denn dieser habe namentlich seiner Schwester, Breigs Frau, dies ausdrücklich zugesagt. Der Bauernkönig mochte wohl an eine seiner eigenen Töchter denken.

Der alte Rat entscheidet dem Antrag Breigs gemäß, die Kaufgenehmigung erfolge nur, wenn der Mathis Dam eine „Schwestertochter des Herrebauern als Ehegattin präsentiere“.

So lautet das Urteil im Mai 1796.

Aber die Liebe ist erfinderisch, auch bei den Bauern.

Der Mathis Dam wollte eben keine von des Bauernkönigs Töchtern, noch eine andere Schwestertochter des „Herreburen“, sondern des „Schnaitter-Gallis Maidle“. Drum trat nach Jahr und Tag der Vater, der Galli, als Käufer auf, und im September 1797 verkaufte mit Genehmigung des Rats der „Schmid-Hans“ seinen Hof um 7000 Gulden und ein „starkes Leibgeding“ an den zukünftigen Schwieger-

vater des Mathis. Der „Herrebur" hatte somit sein Wort nicht gehalten, und der alte Rat war von seinem früheren Beschluß abgegangen. Jetzt war Feuer im Dach bei unserem Gabriel und zwar mit Recht. Der Rat beruft ihn und fragt, ob er mit dem Kauf einverstanden sei oder als Verwandter in denselben eintreten, d. i. den Hof selbst um den Preis übernehmen wolle. Breig gibt den Zwölfern und dem Reichsvogt sein Urteil kurz und kräftig dahin ab: „Der Rat sollte sich vor dem Teufel schämen, einen solchen Scheinkauf zuzulassen. Der ‚Herrebur' sei ein liederlicher Kerle und die ‚Herren' noch liederlicher."

Mit diesem Spruch entfernt er sich. Der alte Rat hält sofort Gericht über des Lunzenburs salomonischen Urteilsspruch und verurteilt den Gabriel zu acht Tagen Turm „mit warmer Atzung" und zwanzig Gulden Geldstrafe.

Am andern Morgen wird er gefänglich eingezogen. Die Kontingentssoldaten wären nicht Meister geworden, allein es lagen eben — es war am 19. September 1797 — die siegreichen Rothosen der französischen Revolution im Tale, und der Kommandant, ein Kapitän Monnier, stellte seine Soldaten zur Verfügung.

Gleich nach der Verhaftung erscheint der treue Schwiegersohn, der Bäcker Georg Feuerstein, und verlangt die Entlassung des Gefangenen vom Rate. Diese wird auf kommenden Samstag abend zugesagt, wenn bis da die 20 Gulden Strafe erlegt sind. Der Bäcker sorgt dafür.

Frei geworden, berät Breig mit den Seinen über den Kauf des Herrenhofs, und da der Bäcker-Jörg den Hof nicht will, tritt des Lunzenburs Sohn Toni in den Kauf ein. So fällt der Dame-Mathis mit seiner Braut einstweilen durch.

Allein der Toni hat Pech, wie sein Vater. Der Bauer Josef Heitzmann hat ihm seine Tochter Magdalena versprochen und tausend Gulden Heiratsgut dazu. Jetzt sagt ihm der Heitzmanns-Sepp ab, und der Toni, von seinem

Vater Gabriel belehrt, klagt auf Schadenersatz. Er habe bei seinen vielen Brautfahrten zur Magdalena viel Geld verzehrt, zwei Wagen Heu seien ihm zugrunde gegangen, und die Absage mache ihm Schwierigkeit bei andern Vätern und Töchtern.

Der alte Rat hat ein Einsehen und verurteilt richtig den Heitzmanns-Sepp zu einem Schadenersatz von 210 Gulden.

Das hilft dem Toni aber nicht. Er findet kein Weib, weil das „Leibgeding" zu stark auf dem Hofe lastet. Ohne Geld zu erheiraten, kann er nicht zahlen. Der „Herrebur" verklagt ihn, und der Rat gibt dem Toni nur eine Frist von acht Tagen.

Das Geld war überall sehr rar. Seit Frühjahr 1797 lagen die Franzosen im Tal, und die Reichsbauernschaft hatte vom 27. April bis 19. Oktober den Wirten allein für Verpflegung der Offiziere 6725 Gulden zu zahlen.

In den ersten Tagen des Jahres 1798 bittet selbst die Stadt Zell, die alte Feindin der Bauern, das Reichstal um 1000 Gulden zur Vermeidung französischer Exekution. Der alte Rat ist nobler gegen die Zeller als gerecht gegen seine Bauern; er beschließt, das Geld alsbald bei den Bauern lehensweise zu „erpressen".

Ein Reichsbauer, Jakob Lehmann, der über diese Gefügigkeit den Zellern gegenüber räsoniert, zahlt zehn Gulden Strafe.

Daß unter solchen Umständen der Toni kein Geld bekommt, ist klar, und im Frühjahr zieht der „Herrebur" den Hof wieder an sich nach einer stürmischen Ratssitzung, in welcher der alte Gabriel seinem Toni assistiert und der letztere dem Zwölfer Johann Isemann in Gegenwart der Obrigkeit eine „Maultasche" gibt und dafür alsbald zu 24 Stunden Turm verurteilt wird.

Auf den Herrenhof aber kommen jetzt der Dame-Mathis und des Schnaitter-Gallis Maidle. Ihre Generation starb erst vor 30 Jahren dort aus. —

Der Unstern ging über des Bauernkönigs Familie nicht unter. Ende 1798 starb der Apotheker Weber von Gengenbach, der dem Gabriel aus der Not geholfen, und seine Witwe hatte nichts Gescheiteres zu tun, als dem herabgekommenen Bauernkönig das Kapital zu kündigen. Am 11. Jänner 1799 mußte der Breig vor dem Rat erscheinen und die Kunde vernehmen, daß er innerhalb drei Monaten die Apothekerin zu zahlen habe. Auch wurde er wieder an die Zahlung der Umlage gemahnt.

„Nachdem dies eröffnet war," heißt es im Ratsprotokoll des genannten Tages, „brach Breig in ein entsetzliches Fluchen und Schelten aus, verließ die Ratsstube stürmisch, schlug die Türe zu und schalt in der Wirtsstube noch viel mehr, worauf resolvieret wurde, daß Breig in Turm abzuführen sei und so lange darin zu belassen, bis derselbe nüchtern und sich eines Bessern besonnen haben würde."

Da der alte Löwe sich weigerte, freiwillig ins Gefängnis zu gehen, so wurde er durch die zwei Ratsboten, den diensttuenden Kontingentssoldaten und andere Bürger dahin abgeführt.

Wie sehr die letzteren nach und nach von dem armen Gabriel abgefallen waren, zeigt ihre Mithilfe zur Einsperrung des Mannes, den sie einst befreit hatten.

Doch jetzt flammte glänzend die Liebe seiner Kinder und Schwiegersöhne auf. „Zwischen Tag und Licht", am gleichen 11. Jänner, kamen die Söhne des Breig und sein Tochtermann Josef Hug und befreiten ihn „unter entsetzlichem Fluchen und Schimpfung der Obrigkeit".

Jetzt halfen abermals die Franzosen. Sie nahmen den Breig gefangen und bei ihrem bald darauf erfolgten Abzug mit bis nach Kippenheim im Breisgau, wo der Regimentsstab lag.

Söhne und Schwiegersöhne folgten den Franzosen, erbaten den Gefangenen vom Obersten frei und brachten ihn wieder heim, womit der Rat die Sache bewenden ließ.

Doch Ruhe fand der Bauernkönig keine. Noch im Jahre 1801 stand der Sechsundsechzigjährige vor Gericht wegen Forstfrevels. Er hatte zwei Tannen gehauen und leugnet es nicht, da er ihrer „zu seinem Hauswesen höchst benötigt gewesen sei, mithin nicht frevelhaft gehandelt zu haben glaube". Er wird „um drei Gulden" gestraft und das Holz konfisziert.

Mit ihm steht vor den Schranken des alten Rates der sogenannte „Gaisehans", Johann Brucher, angeklagt wegen Jagens und „zur Nachtzeit liederlicherweise Herumziehens". Bei Wiederbetreten soll er sogleich arretiert und exemplarisch bestraft oder gar dem Militär übergeben werden.

So ging der „Gaisehans" straflos aus, der arme, verfolgte Gabriel aber wurde verurteilt und mit einem Kerl à la Gaisehans vor Gericht gestellt.

Und warum ging der Mann unter? Weil unser Bauer aus dem Mietenspach seine Zunge nicht bezähmen konnte und nicht Unrecht dulden wollte, ohne seinem Herzen Luft zu machen — ein Fehler, den viele Menschen zu allen Zeiten haben, Menschen, die weit größer waren und sind als der Lunzenbur im Harmersbacher Tale.

Von dem großen Papste Sixtus V. schreibt sein Biograph: „Nur seine Zunge konnte Sixtus nicht zügeln, ein unbegreiflicher Fehler, und geistreiche Menschen begehen deren häufig."

Und in unsern Tagen hütete selbst ein Reichskanzler Bismarck seine Zunge nicht, und ich bin der letzte, der ihm dies übelnahm, so wenig als dem Reichsbauern Breig, der nur etwas derber losfuhr, wie es seiner Zeit und seinem Bauernstande angemessen war.

Unser Breig war ein Mann von Charakter, er beugte sich nicht feig der Vergewaltigung in Zell und blieb eher ein halbes Jahr unschuldig gefangen, als den Zellern eine Kaution zu stellen, verlangte Recht und Gerechtigkeit, und da er die nicht fand, hielt er nicht hinter dem Busch mit seinem Unmut. Drum ward er verfolgt.

Breig gehört im Kleinen zu jenen Menschen, von denen Johannes Scherr im Großen schreibt: „Groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen, heißt unglücklich sein.“

Vom K. K. Oberamt der Landvogtei Ortenau wurde noch 1802 der Gemeinde auferlegt, dem Gabriel Breig statt der verlangten 7000 Gulden eine Entschädigung von 600 Gulden auszubezahlen.

Dagegen ergriff er den Rekurs an den neuen Landesherrn in Karlsruhe und bat diesen, wenigstens den Stadtapotheker Baumgärtner in Gengenbach, der offenbar das Guthaben seines Vorgängers übernommen hatte, zu veranlassen, noch einige Monate mit seiner Kapitalforderung Geduld zu haben.

Von Karlsruhe kam ihm aber der Bescheid, der Markgraf habe noch keinen Zivilbesitz ergriffen von den neuen Landesteilen und könne sich nicht in die Sache mischen.

Damit endigt in den Akten die Geschichte des Bauernkönigs.

Das Totenbuch in Zell meldet, daß Gabriel Breig am 11. März 1805, 70 Jahre alt, aus dem Leben schied. —

Das Schicksal des Bauernkönigs, so weit ich es hier aus den Akten erzählt, hatte mich interessiert, und ich wollte wissen, wo er gewohnt, und wie es der Familie des Bauernkönigs gegangen.

Ein schöner Frühlingstag des Jahres 1891 führte mich von den Wolfacher Bergen herab ins Reichstal und auch zum Hofe Breigs. Er liegt stattlich auf einem grünen, mit Obstbäumen umgebenen Hügel unfern der Landstraße, am Eingang in das Tälchen des Mietenspach.

Schon seine äußere Lage und Gestalt zeigt, daß er für Bauernkönige bestimmt ist, der „Lunzenhof“, wie er von alters her im Volksmunde heißt. Ringsum üppige Äcker und Wiesen und im Hintergrund stattlicher Hochwald.

Unweit vom Hof, unten an der Straße, zeigte mir der

geschichtskundige Pfarrherr des Tales, Albin Kern, die Stelle, wo der Reichsgalgen, das Hauptsymbol der Macht des Reichsvogtes, gestanden. Alte Leute erzählen, daß drüben auf dem Lunzenhof die Leitern aufbewahrt worden seien, an denen die Delinquenten mit dem Henker zum Galgen hinaufstiegen.

So war der arme Breig, das stete Opfer der Gerechtigkeit im Tal, trotzdem noch nebenbei der Siegelbewahrer dieser Justiz.

Herzlich freute es mich, daß der Hof „seinem Stamme“ verblieb, trotzdem der Bauernkönig als „Gantmann“ das Leben verließ. Aber im Mannsstamm ist auf der Burg das Geschlecht vor einigen Jahren ausgestorben, und Gabriels Urenkelin ist heute Bäuerin auf dem Lunzenhof.

Daß sie treu zum Vater standen, brachte den Kindern Segen. Denn der stattliche Hof nebenan gehört jetzt auch zur Familie. Auf ihm saß sein Sohn, der Toni, der um den Hof des Herrebure gekommen und deshalb einem Zwölfer eine „Maultasche“ gegeben, und ihm folgte sein Sprößling, Toni der Jüngere, in welchem der Großvater wiederkehrte, wie so oft im Familienleben.

Toni, der Enkel, war ein stolzer Bauer und hatte von Vater und Großvater die Gabe behender und scharfer Rede geerbt.

Mit Vorliebe ließ er sich „Herr Breig“ nennen, wohl in Erinnerung daran, daß sein Großvater zu den Herren im Reichstal einst gehört. Und bei den Wirten, vom Harmersbacher Tal bis hinab nach Offenburg, die ihn „Herr“ titulierten, trank der Toni einen Schoppen mehr und gab doppeltes Trinkgeld für seine Pferde jedem Wirtsknecht, der ihm diesen Titel verlieh bei der An- und Abfahrt.

Und stolze Fuchsen führte der Toni an Markttagen das Tal hinab nach Gengenbach oder Offenburg. Aber einer seiner schwersten Tage im Leben war jener, an dem ein Käsehändler aus dem schwäbischen Algäu bei einer Wettfahrt des Tonis Fuchsen besiegte.

Da saß der Toni einmal in den sechziger Jahren mit andern Bauern aus dem Obertal im Engel zu Gengenbach beim „Bermersbacher Roten“, als ein Männlein mit einem hinkenden Gäulchen von Offenburg her am Engel vorfuhr. Es war ein richtiger, echter Württemberger, der die „Algäuer Schweizerkäse“ den Wirten im Kinzigtal zuführte.

Als er in die Stube trat, meinte der Toni spöttisch: „Käsmann, mit Euerm Gaul könnte man leicht z'wettfahren, der ist kein Springer.“ Der wackere Schwabe forcht sich nit und erwiderte: „Es gilt, was Ihr wollt, ich fahre jedem von Euch Bauern z'wett.“ Hohnlachend rief der Toni: „Es gilt 25 Maß Roten und fünf Kronentaler, ich komme eine halbe Stunde vor Euch nach Biberach mit meinem Fuchsen als Ihr mit Eurem hinkigen Globen.“

Der Schwabe schmunzelte und schlug ein. Es wird sofort eingespannt, alle andern Bauern wollten mit hintendrein fahren.

Der Toni läßt den Schwaben einige Minuten vorausfahren, dann folgt er und ihm die übrigen Bauern. Das Rößlein des Käsmanns hinkt kaum über die Gengenbacher Brücke, so ist es schon überholt von des Breigen Fuchsen, der stolz vorübersaust.

Je länger aber das Pferdchen des Schwaben geht, um so weniger hinkt es. Immer schneller greift es aus und kurz vor Biberach, an der Brücke, wo die Geroldseck so malerisch in die Kinzig herabschaut, hat mein Schwabe den Bauer erreicht, fährt, den Hut schwenkend, vor dem Toni über den Fluß und hält vor ihm beim „Bären“ in Biberach.

Die Wette hatte der Schwabe glänzend gewonnen. Der Toni wirft die Kronentaler auf den Tisch, bestellt den Rotwein und trinkt mit der ganzen Gesellschaft, aber es schmeckt ihm nicht, er ist voll innern Grimms über seine Niederlage. Er ließ aber fortan den Käsmann aus Schwaben mit seinem Hinkigen in Ruh und hatte es nicht gerne, wenn ihm die Bauern von der Wettfahrt redeten.

Aber der Toni führte auch andere Fahrten aus, die ihn als Mann von Geist erkennen lassen. Drunten in Zell fabrizierte ein Kaufmann namens Burger in den vierziger Jahren und später noch Pottasche und verkaufte sie um gutes Geld nach auswärts. Der Toni kam an Sonn- und Wallfahrtstagen oft in das alte Städtchen am Harmersbach und hörte von den guten Geschäften des Fabrikanten.

Wer's ihm nachmachte, war der Breige-Toni von Mietenspach. Er baute eine Hütte neben seinen Hof, kaufte Asche im Tal und in den Bergen und machte Pottasche. Die führte der Toni — den Zwischenhandel verschmähend — selber mit seinen Fuchsen den weiten Weg nach Basel und kam jeweils mit einem schönen Stück Geld zurück.

Mit Stolz erzählte er aber auch, wie er als „Herr" gelte das ganze Oberland hinauf, wo er hinkomme, und wie er in Basel mit Millionären zu Mittag esse.

Als Enkel seines Großvaters, der einst das ganze Reichstal rebelliert hatte, war der Toni anno 49 scharfer Revolutionsmann. Mit Ausbruch derselben trug er fast beständig einen gewaltigen Schleppsäbel, mit dem er alle Feinde der Freiheit und besonders später die Preußen zu vertilgen versprach. Kaum drangen aber diese siegreich das Kinzigtal herauf, so verschwand der Toni mit seinem Säbel.

Hinter seinem Hof im Mietenspacher Tälchen besaß er einen dunklen, schönen Tannenwald, das Kolmenloch genannt. In seinen düstern Gründen ließ sich der rebellische Bauer häuslich nieder, bis die Preußen fort waren. Aber den Säbel führte er noch im Kolmenloch und focht mit den Bäumen, die er sich als Preußen vorstellte.

Sein einziger Sohn starb ihm beim Militär in den fünfziger Jahren, und als der Toni, alt geworden, 1884 von dieser Erde schied, blieb auf seinem Hofe ebenfalls nur ein weiblicher Erbe — seine Tochter. So steht des großen Gabriels Stamm auf dem Lunzenhof auf Weiberaugen.

Aber außerhalb des Reichstales ist sein Geschlecht noch

zahlreich. So steht heute 1910 noch am Fischbrunnen in Freiburg alltäglich ein Urenkel des Bauernkönigs als Dienstmann und Packträger. Er hatte in den neunziger Jahren noch seinen 89jährigen Vater bei sich, der auf dem Lunzenhof geboren ward als Sohn von Gabriels Jüngstem, dem Franz. Der Greis wußte aber nichts mehr von seinem Großvater zu erzählen, er hatte alles vergessen aus seiner Jugendzeit und erinnerte sich nur, daß auf seines Großvaters Hof die Leitern aufbewahrt wurden für den Reichsgalgen. —

Und nun kehren wir zum letzten Reichsvogt zurück.

6.

Der Hansjörg war schon Jahr und Tag nicht mehr Stubenwirt, als die Affäre Breig losbrach. Man hatte ihm zwar 1781 erlaubt, sich wieder unter die Bewerber zu stellen, vorbehaltlich jederzeitigen Widerrufs, wenn der Stubenwirt in Kollision komme mit dem Reichsvogt, allein das „Kerzlein" erlosch, während ein anderer das letzte Gebot hatte. Auch später beteiligte er sich wiederholt an den Steigerungen, um wieder Stubenwirt zu werden, aber das Lichtlein entschied stets gegen ihn.

Er hatte sich von der Stube weg hinaufgezogen in den Riersbach auf sein väterliches Heim, und was ihm an Einkommen als Wirt und Metzger entging, suchte er jetzt wieder mit um so schwunghafterem Holzhandel zu ersetzen.

Rings um das Reichstal liegt ein mächtiger Kranz herrlicher Tannenwaldungen, heute noch im Besitz der Gemeinde Oberharmersbach. Aus diesen Wäldern nahm der Hansjörg die Tannen, die er als Bauholz und Bretter, besonders nach Straßburg, verhandelte.

Und wenn in jenen Tagen fast jede Woche einmal ein schwer beladener Holzwagen das Metzgertor zu Straßburg passierte und hintendrein ein Bauersmann ritt in kurzen, schwarzledernen Stumphosen, langem Tuchrock und schwarzem,

grobem Filzhut, hätte niemand, der ihn nicht persönlich kannte, geahnt, daß das ein kaiserlich deutscher Reichsvogt, ein Herr über Leben und Tod, sei.

Ein oder der andere „Stroßburjer" Bürger, der ihn kannte, mag dem Reitersmann zugerufen haben: „Bonjour Monsieur Richsvogt!"

In einer „Ledergurt" trug der Hansjörg seine Fünf-Livre-Taler und Louisdor aus Straßburg ins Tal zurück und mehrte Hab und Gut. Das alte Häuschen des Vaters riß er nieder, baute den stattlichen, herrenmäßigen Hof in Riersbach, der heute noch steht; und aus dem kleinen Taglöhnergütchen wurde durch reichlichen Zukauf ein großes Bauerngut, ja mit der Zeit das größte im Reichstal.

Sein Amt als Reichsvogt trug nur 118 Gulden jährlich, half ihm also direkt wenig bei seiner Vermögensvermehrung, gab aber seinem Holzhandel einen starken Hintergrund, indem es seinen Kredit erhöhte.

Gar wohl gelitten war der Hansjörg bei den Äbten von Gengenbach, den reichsten Herren der Gegend, die im Nordracher Tal viele Waldungen besaßen und mit dem Reichsvogt gerne in Handelsverbindungen traten. Am Namenstag des Vogts ging's jeweils hoch her im Riersbach. Da kam stets eine Deputation von Klostergeistlichen und brachte zur Verehrung dem „lieben Herrn Nachbarn" vom Prälaten ein Fäßchen Bermersbacher mit.

Am 24. Oktober 1792 hielt der letzte Abt, Bernhard Maria Schwörer[1], des Adlerwirts Sohn von Gengenbach, selbst das „Freigericht" im Tale und stattete nachher dem Vogt im Riersbach einen Besuch ab. In dem Gefolge des

---

[1] Schwörer wurde durch seine Schwester der Onkel und Großonkel dreier berühmter Männer: des Geh. Hofrats und Professors der Chirurgie an der Universität Freiburg, Beck, und seiner Söhne Bernhard von Beck, General- und Korpsarzt, und Friedrich von Beck, österreichischer Feldzeugmeister und Generalstabschef der Armee.

Prälaten war der Kloster-Oberschaffner Scheffel, der Großvater des bekannten Dichters Viktor von Scheffel. —

Von Hansjörgs schwersten Taten, von seinen Todesurteilen, konnte ich nichts aktenmäßig feststellen. Ich weiß nicht, war es nicht Sitte, darüber lange zu protokollieren, oder hat er die betreffenden Schriftstücke später, als er ein zahmer, unblutiger, badischer Bürgermeister geworden war, vertilgt, um nicht an jene Tage erinnert zu werden und damit an seine eigene badische Unbedeutenheit.

Im Volke heißt es heute noch, der letzte Vogt habe fünf Menschen mit dem Tode bestraft. Der erste war ein Jugendfreund von ihm. Beide hatten als Buben oben auf den Höhen über dem Riersbach unter dem waldigen „Regelkopf" die Ziegen und die wenigen Kühe ihrer Eltern gehütet. Jahre kamen und Jahre gingen. Jene Hirtenbuben waren längst vom „Regelkopf" verschwunden, der eine war ein Strolch und der andere Reichsvogt geworden.

Die Bauern im Holdersbach brachten den erstern eines Tages gefesselt hinab vor den „Freihof". Er hatte einen Knecht erschlagen. Das „Halsgericht" der Zwölfer unter dem Vorsitz des Vogts sprach dem Mörder im Namen des Kaisers den Galgen zu.

Noch stand zwischen diesem und dem Verurteilten das Begnadigungsrecht des Vogts. Dieses rief der Isenmann, so hieß der Verbrecher, an, unter Hinweis auf die Jugendzeit, da sie „als zusammen hüteten in Berg und Tal". Des Vogts Herz ward weich, und er begnadigte seinen ehemaligen Wald- und Weidfreund zu fünfjähriger Galeerenstrafe.

Der Isenmann kommt nach deren Abbüßung zurück — und die Ratsprotokolle melden, daß 1781 ein Galeerensträfling dieses Namens bei der Heimkehr gewarnt wurde, sich gut aufzuführen, sonst „ginge es ihm an den Hals".

Die Warnung war umsonst. Nach Jahr und Tag stand der Kerl abermals vor den Zwölfern wegen eines Raubmords, und jetzt sprach der Hansjörg zu ihm: „Den ersten Mord hast

Du begangen, den zweiten ich, weil ich Dich nicht das erstemal hängen ließ." Sprach's, wie Salomo, und wenige Stunden später bestieg der einstige Mit-Hirtenknabe die Leiter beim Lunzenbur. —

Von der zweiten Hinrichtung erzählen die Leute noch viel Poetischeres. Sie traf den Anführer einer weitverzweigten Räuberbande, auf welchen schon längst gefahndet worden. Oft hatten die Zeller die Harmersbacher, und umgekehrt diese jene aufgeboten zu Streifzügen gegen das „Räuber- und Vagabundenwesen".

Endlich war der Hauptmann oben am tannengrünen „Rieschkopf" im Schlafe von Bauern überfallen und vom Halsgericht zum Tode verurteilt worden.

Von der Gerichtsstube und vom Freihof, wo das Gefängnis war, bis zum Galgen waren es gut zwanzig Minuten. Dem Delinquenten wurden, wie üblich, die Hände auf den Rücken gebunden, und er sollte so von den Gerichtsdienern und Kontingentssoldaten talab transportiert werden.

Der diesmalige Todeskandidat zerriß aber die Stricke wie Bindfäden, und alle Kraft der Gerichtsdiener und anderer Männer war nicht imstande, den Verbrecher vom Platze zu bringen. Ein unheimliches Gefühl überlief Schergen und Zuschauer.

Da rief ein alter Bauersmann aus der Menge: „So lange er den Erdboden berührt, werdet ihr nichts ausrichten. Schiebt ihm ein Brett unter die Füße, dann werdet ihr ihn bemeistern."

Man folgte dem Rat und der war gut. Jetzt konnten die Herkules von Harmersbach ihn binden und auf einem Wagen zum Galgen verbringen.

Oben angekommen, rief der Delinquent, ein Sympathiemann und Hexenmeister, der erstaunten Menge zu: „Gebt mir nur eine Handvoll Erde, und ich bin unbesiegbar."

Selbstverständlich ward diesem zweiten Riesen Antaeus seine letzte Bitte versagt, und der Räuber „baumelte" in kurzem zwischen Himmel und Erde.

Noch von einer dritten Hinrichtung weiß heute das Volk: Ein achtzehnjähriges Mädchen, bildschön, hatte seine Taufpatin, welche Mutterstelle an ihm vertreten, vergiftet. Ihre Jugend und Schönheit rührten das Herz der Blutrichter und des begnadigungsmächtigen Reichsvogts. Das Mädchen zeigte aber nicht die geringste Reue, und so führte man es dem Galgen zu. Es hatte sich zu diesem Gange „geputzt und gezöpft“, als ginge es zur Hochzeit.

Noch auf der Galgenleiter bot ihm der Hansjörg Leben und Gnade an, wenn es seine Tat bereue, allein auch hier sprach das Mädchen: „Wenn ich es nochmals zu tun hätte, würde ich sie wieder vergiften.“

Warum die Mörderin ebenso geheimnisvoll als reuelos war, hat das Gericht zu fragen oder die Sage zu behalten unterlassen.

Die zwei weitern Todesurteile von den fünfen, die man dem Hansjörg zuschreibt, weiß niemand mehr zu melden.

Den Henker aber unter dem letzten Reichsvogt hat man nicht vergessen. Er hieß Martin Ruf, wohnte in Gengenbach und bezog vom Reichstal ein jährliches Wartegeld von sechs Gulden. —

Nichts hat Bestand auf Erden, und so wie des alten römischen Reichs deutscher Nation Herrlichkeit zu Ende ging, so ging's auch mit des Reichsvogts Gewalt im Kinzigtal. Der letzte Reichsvogt ging noch vor dem letzten altdeutschen Kaiser unter.

Infolge des berüchtigten Reichsdeputationsraubbeschlusses, der auf Napoleons Betreiben in Regensburg tagte und Ländereien und Klöster verteilte wie Schwarzbrot, kamen mit vielem andern als reiche Entschädigung für im Elsaß und in der Pfalz verlorene Ländereien die Reichsstädte Gengenbach, Zell und das Reichstal Harmersbach an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden.

Die Zeller beeilten sich schon auf die erste Nachricht hin,

sich dem neuen Herrn zu Füßen zu legen. Schon am 1. September 1802 meldeten die Zeller dem Markgrafen, sie sähen es als einen Gewinn an, unter eine erleuchtete Regierung zu kommen und sehnten sich, einstweilen noch im Verband mit Kaiser und Reich, nach dem Zeitpunkt, wo sie dieser Pflicht entbunden, ihre biedere, reinste und ehrfurchtsvollste Gesinnung laut und ungeniert offenbaren könnten.

Erbärmliche Knechte!

Am 25. September kam dann der markgräflich badische Geheimrat und Landvogt von Roggenbach, um unter militärischer Begleitung das Patent der Regensburger Raubkommission anschlagen zu lassen.

Die Zeller empfingen ihn mit allen Ehren, die Reichsbürger bildeten bewaffnet Spalier und die Stadtkanonen feuerten.

Am gleichen Morgen fuhr der Kommissar nach dem Reichstal, vom Reichsvogt abgeholt, und ließ dort das Patent anschlagen.

Dann war Festessen in Zell, wo auf den neuen Herrn unter Kanonendonner toastiert wurde!

In Wahrheit, solch knechtselige Spieße verdienten die Reichsfreiheit keine Stunde mehr. —

Der Reichsvogt der Bauern und diese selbst führten keine solchen Erniedrigungen auf und der erstere entschuldigte sich mit Alter und Podagra, daß er dem Markgrafen nicht persönlich aufwarten könne.

Aber als der Markgraf Kurfürst geworden war, mußte der Hansjörg nach Lahr wandern und dem Kurfürsten huldigen. Das Reichstal wurde getrennt in Ober- und Unterharmersbach, und der Reichsvogt gnädigst zum Vogt vom Obertal ernannt.

Hier zeigte der Hansjörg eine Schwäche, die ich ihm nicht verzeihen kann, die nämlich, daß er sich zum badischen Kleinvogt degradieren ließ. Allen Respekt vor einem badischen Bürgermeister, und noch mehr vor einem badischen Oberamtmann, aber als Reichsvogt von Harmersbach, als

Herr über Leben und Tod, als ein Mann, der bisher nur das Reichsgericht und den Kaiser über sich hatte, wäre ich nie badischer Vogt geworden, Untertan eines badischen Obervogts (Amtmanns) in Klein-Gengenbach.

Doch die Schwäche unseres Hansjörg ist, wenn auch schwer verzeihlich, so doch erklärlich. Es litten und leiden noch größere Männer als er an dieser Schwäche. Drum wollte er lieber der erste badische Vogt im Dienst, als der letzte Reichsvogt außer Dienst sein.

Gefühlt aber hat er bald, was er und seine Bauern verloren. Die badischen Beamten, zu allen Zeiten vielfach Bureaukraten erster Güte, taxierten, da ein richtiger Bureaukrat stets über den Zaun setzt, wo er am niedrigsten ist, die reichsfreien „Bauern" weit geringer als die vom Kanonenkaiser ihnen zugesprochenen Reichs-Kleinbürger in Zell, Gengenbach und Offenburg. Sie ließen diesen letztern noch allerlei Privilegien, die Harmersbacher aber wurden sofort als pure Bauern behandelt.

Der Hansjörg machte 1804 eine Eingabe an den Kurfürsten, worin er sich mannhaft beschwert: „Die Beamten hätten dem Reichstal möglichste Belassung seiner Gerechtsame versprochen, aber nicht gehalten, und das alte herrliche Tal, das vier Stunden lang und zwei Stunden breit sei, auf die niedrigste Stufe der Untertanenschaft herabgedrückt". Gar rührend schließt er: „Wir bitten um Linderung unserer Traurigkeit und um gleiche Rechte, wie die drei ehemaligen Reichsstädte unserer Nachbarschaft, dann werden wir lebenslänglich anerkennen und mit Kind und Kindeskindern bewundern Ew. kurfürstlichen Durchlaucht Milde."

Der Kurfürst, Karl Friedrich, dessen Beamte, so weit sie aus dem Baden-Durlachischen Unterland stammten, es meisterhaft verstanden, sich mißliebig zu machen, legte die Eingabe des Vogts seinem „Staatsrat" vor; diese Baden-Durlachischen Oberbureaukraten und Zopf-Mandarinen aber wiesen den guten Hansjörg in allen Punkten ab.

Selbst seinen Gehalt als Reichsvogt schmälerte der Unter-Mandarine in Gengenbach von 118 auf 88 Gulden. Sapienti sat! —

Hansjörgs letzte Handlung als Reichsvogt war ein Akt galanter Gerechtigkeit gegen eine aus einem merkwürdigen Grunde verschmähte bäuerliche Braut des Tales.

Der Müllersepp, ein Bauer und Witwer, wollte die Hafer-Marie, eine ehrsame Jungfrau, heiraten. Da sie aber an einem Erbübel ihres Geschlechts, an billiger Denkungsart, mehr als üblich litt, hatte sie das Unglück, dem Pfarrer die beim Eheunterricht damals üblichen Fragen aus dem Katechismus nicht beantworten zu können.

Darüber schämte sich der Müllersepp so sehr, daß er ihr seine Liebe und sein Heiratsversprechen von Stund' an kündigte.

Die Hafer-Marie, deren religiöse Unwissenheit heutzutage für jede ehemalige höhere Töchterschülerin eine Empfehlung wäre beim gebildetsten Bräutigam, wandte sich vertrauensvoll an den Reichsvogt. Der nahm sich der Verschmähten rittermäßig an. Er lud den Müllersepp vor Gericht, wo dieser die Erklärung abgab, er wolle kein Weib, das die zehn Gebote Gottes nicht kenne, aber als Magd wolle er die Hafer-Marie einstellen und ihr einen rechten Lohn geben.

Der Reichsvogt war ein christlicher Mann, aber die zarte Gewissenhaftigkeit des Müllersepp teilte er nicht und verurteilte diesen zu einer Geldbuße von 22 Gulden, welche der Hafer-Marie als „Schmerzensgeld" zufallen sollten.

Hatte der Hansjörg sein Amt anno 1777 mit einem Gnadenakt angetreten, so endigte er es 1802 mit einem Akt der Gerechtigkeit gegen das schwache Geschlecht. Und da will man leugnen, daß unter den Bauern keine Kavaliere seien! —

Elf Jahre lang begnügte sich der letzte Reichsvogt mit dem kleinen Amte eines badischen Bauernvogts. Erst 1814

legte er diese Stelle nieder, nachdem er 37 Jahre lang im Tal gevogtet hatte, im Großen und im Kleinen. Die ehemaligen Reichsbauern, in den wenigen Jahren badischer Kleinstaaterei auch klein geworden, verliehen dem Scheidenden auf lebenslänglich eine Pension von „Fünf Gulden und 27 Kreuzer", und der brave Mann war damit zufrieden und nahm sie an.

Sein Nachfolger als badischer Vogt war vom Stamme „Breig", und der alte Gabriel gab so seinen Namen doch noch der Vogtei, wenn auch in kleinerem Format.

Im Jahre 1816 teilten die beiden Gemeinden Unter- und Oberharmersbach, nachdem sie jahrhundertelang ein freies Reichstal gebildet, auch ihr bisher noch gemeinsam verwaltetes Vermögen in Feld, Geld und Wald.

Gemeinsam blieb nur noch der Galgen, dem die badische Humanität nach wenigen Jahren auch ein Ende machte.

Noch anno 1824 wurde einem Strolch, „der Weißkopf" genannt, unter dem Galgen das Diebsmal mit feurigem Eisen auf den Rücken gebrannt. Er soll geschrieen haben, daß man es weithin im Tal gehört hat. Er war der letzte Delinquent der peinlichen Harmersbacher Justiz. Im folgenden Jahre wurden — am 11. November 1825 — der Galgen und das Galgenfeld versteigert. Der „Löffelschmied" im Untertal, Josef Schüle, kaufte beides um 75 Gulden.

Das Eisen des Galgens verschmiedete der Löffelschmied in seiner Schmiede, und viele Bauern aßen mit Löffeln vom Galgeneisen. Die drei großen steinernen Pfosten aber verkaufte er nach Zell. Und die Reichsstädtler, die so oft den Reichsbauern ihre Justiz absprechen wollten, haben heute noch die besten Wahrzeichen der bäuerlichen Reichsunmittelbarkeit, „die Harmersbacher Galgenpfosten", in ihrer eigenen Stadt.

Der Brunnenstock vor dem Hause des Kaufmanns Burger, aus dem lebendiges Wasser quillt und den Zellern den Durst stillt, und die Eingangssäulen zur Porzellanfabrik,

in welcher das industrielle Leben des Städtchens zirkuliert, sind die ehemaligen Galgenpfosten von Oberharmersbach, an denen die Toten der Reichsbauernjustiz hingen.

Ist es nicht, als ob der Genius der von den Zellern so verfolgten Harmersbachischen Reichsunmittelbarkeit sich gerächt hätte, indem er die Galgenpfosten in die Reichsstadt schmuggelte und sie dort als Monumente der eigenen einstigen Gewalt über Leben und Tod aufstellte? —

Der letzte Reichsvogt ging am 4. November 1817 aus dem Leben, 81 Jahre alt, und die Reichsvögtin, das „Kätherle", folgte ihm am 25. April 1820, 73 Jahre alt, in die Ewigkeit nach. —

Sie hinterließen sechs Söhne. Der älteste, Franz Xaver, erhielt den Hof und damit den Namen „Vogts-Xaveris-Bur". Einer studierte, brachte es aber nicht zum Staatsexamen und wurde später Amtsrevisor. Einer, Fidel, ein leichtes Blut, den der eigene Vater wiederholt zum Ausstellen im spanischen Mantel verurteilen mußte, verscholl im Elsaß während der großen Revolution. Von den übrigen zwei konnt' ich nichts erfahren, um so mehr aber vom sechsten — dem Franz Borgias, genannt „'s Vogts Krummer", den wir oben schon erwähnt haben.

Ein bekanntes Volkssprichwort sagt: „Je krümmer, um so schlimmer", und das ging auch an Franz Borgias in Erfüllung. Obwohl auf allen vieren gehend, wuchs er und ward stark, aber auch stark in allen Schelmenstreichen.

Er trug mit größtem Humor sein elendes Dasein. Und wenn er hinterm Wirtstisch saß, hätte ein Fremder dem großen, kräftigen Manne den Krüppel nicht angesehen.

So saß er einst im „Bierhäusle" unweit seiner väterlichen Burg am Talweg, als preußische Werber eintraten. Der Schelm Borgias bot sich ihnen an. Sie gaben dem starken Burschen alsbald Handgeld und zahlten, wie üblich, Essen und Trinken. Nachdem der „Krumme" sich gehörig gutgetan, wollte er sich auch den Werbern präsentieren.

Als er sich aber hinter dem Tische hervor auf alle viere niederließ und zu den Werbern hinrutschte, rettete nur des Reichsvogts Sohn den Krummen vor den Ausbrüchen ihrer Enttäuschung.

Merkwürdigerweise kamen die Werber, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts im Reichstal die Werbetrommel rührten, vielfach aus Preußen. Ich habe einen kulturhistorisch interessanten Beleg dafür in den Akten von Oberharmersbach gefunden. Es ist dies eine Rechnung, welche der Rabenwirt Lechleydner in Zell beim Rat in Harmersbach einreichte, und die also lautet:

Conto. Was durch die drei Rekruten, so den 7. Januar 1778 in des Ochsenwirts Haus im Hambach (Harmersbach) durch den preußischen Werber Mettler angeworben und in selbiger Nacht bei mir in Zell verzöhrt worden:

Erstlich für 10 Maaß Wein à 16 Kreuzer thut	2 Guld.	6 Batzen		8 Pfg.	
Für Essen	2	„ 2	„	—	„
Für Brandewein in der Nacht und in der Früh	—	„ 5	„	8	„
Item für Lichter die ganze Nacht dieselbe zu verwachen	—	„ 2	„	—	„
Item für die verworfenen (zerschlagenen) Botellen (Flaschen) und Trinkgläser	—	„ 6	„	8	„
Item als der Knopf-Jock mit dem Werber geraufet, seynd zwei zinnerne Salzbüchsle und ein zinnener Lichtstock verbrochen und ruiniert worden nebst einem Lehnstuhl	1	„ 6	„	8	„
Item auf ihr Befehl die Spielleut (Musikanten) holen lassen und den Spiellohn nebst Botenlohn bezahlt für sie	—	„ 6	„	—	„

Item Schlafgeld von den Rekruten	— Guld. 1 Batzen — Pfg.
Ferners ist durch den Knopfbauren und dessen Bruders Pfleger in selbiger Nacht verzöhrt worden 3 Halbe Wein tut	— „ 3 „ — „
	Summa 7 Guld. 9 Batzen 8 Pfg.

Der Borgias war trotz seiner Mißgestalt äußerst beliebt in der Bauerngesellschaft. Er hatte eine prächtige Stimme und konnte alle „Lumpen- und Schelmenlieder" singen. Bei keiner Hochzeit fehlte deshalb des Vogts Krummer. Selbst auf dem Tanzboden erschien er dann, kroch behend auf Knieen und Händen unter den Tanzenden umher und brachte boshafterweise manches Paar zu Fall zur Belustigung der andern.

Hatte er auch keine Tänzerin, so hatte der Borgias doch einen „Schatz". Und das war „die brû (braune) Monika". Das Häuschen ihres Taglöhner-Vaters, heute noch eine reizende, alte Strohhütte, stand über einem schluchtigen Tälchen am Hermersberg unweit vom Hof des Reichsvogts.

Die braune Monika gehörte zu den vielen ihres Geschlechts, welche ihr Herz vergeben ohne Rücksicht auf krumm oder grad, schön oder häßlich, wenn nur Versorgung oder Stellung im Leben winkt. Der krumme Borgias war eben doch des Reichsvogts Sohn, durfte als solcher Hoffnung auf einiges Geld haben und war ein „beliebter Mann".

Der Vogt wollte allerdings nichts von dem „Verhältnis" wissen und untersagte seinem Krummen die „Bekanntschaft", aber verbotene Liebe geht gerne auf krummen Wegen, und so fand der Borgias doch immer wieder, wenn auch auf allen vieren, seinen Pfad in die Strohhütte am Hermersberg. Schwieriger wurde es zur Winterszeit, wenn der Schnee auf Berg und Tal lag; da konnte man jeweils an den eigentümlichen Spuren, die er, weil auf Händen und Knieen

gehend, hinter sich ließ, den Wandel des Borgias verfolgen. Doch auch diese Schwierigkeiten der Wintersaison wußte der schlaue Vogtssohn zu besiegen. Ehe er vom Vaterhaus wegrutschte, band er sich einen breiten Besen um die Hüften und ließ ihn über seine Füße hinuntergehen, so daß der Besen jeweils die Spuren der Kniee und Hände hinter dem Krummen verwischte. —

An Wintertagen half der Borgias, auf den Knieen sich fortbewegend, rüstig und lustig seinen Brüdern des Vaters Garben dreschen und soll trotz einem Geraden draufgeschlagen haben.

Öfters räsonierte er über seinen Vater, daß er nicht ihn, sondern den Bruder Hansjörg habe studieren lassen, weil er es am besten „im Sitzen" aushalte und ein tüchtiger Student viel sitzen müsse.

In den Napoleonischen Kriegen und schon vorher, in den Kriegen der neunziger Jahre, kam der Borgias auch in die weite Welt. Er erbat sich's von seinem Vater, als Knecht mit den Kriegsfuhren, die das Tal zu leisten hatte, den Heereszügen folgen zu dürfen, und manchmal war er monatelang auf diesen Fahrten weg.

Seine Pferde besorgte er stets allein. Nachts nahm er die Laterne im Stall zwischen die Zähne und kroch so von Pferd zu Pferd und von Krippe zu Krippe.

Das Geld, so er verdiente, trug er redlich in die Hütte am Hermersberg und brachte es der brunen Monika. Gerne hätten sich die zwei geheiratet, aber der alte Vogt war partout dagegen, und sein Protest war ihm in jener Zeit noch leicht durchführbar.

Selbst als der Alte starb, wurde es dem Borgias unmöglich, die brune Monika in die Kirche zu begleiten, weil der Vater ihn beim Bruder „Xaveri" auf den Hof verpfründet und diesen zu des Borgias „Vogt" gemacht hatte.

Mit diesem, seinem „Bruder Vogt", stand der Krumme schlecht. Er verließ ihn deshalb öfters und diente bei andern

Bauern als Drescher oder Futterknecht. Auch amtierte er gerne als nächtlicher Wächter bei den Leichen. Es geschah dieses weniger aus christlicher Barmherzigkeit, als um des Kirschenwassers willen, das dem Nachtwächter geboten ward.

Standhaft saß dann unser Borgias auf der Ofenbank bei trübem „Spänenlicht", vor sich die Schnapsflasche und in der Hand den Rosenkranz. Jede Stunde rührte er sich und rutschte in die Kammer, wo bei matter Öllampe „das Tote" lag, und überzeugte sich von seinem Todesschlafe.

Er war ein ebenso pünktlicher Wächter als guter Trinker. Und der Reichsvogt selber muß ein wackerer Zecher gewesen sein, denn seine Söhne, vorab der Student und der Borgias, waren scharfe Trinker, und seine Enkel schütteten es, wie die Kinzigtäler sagen, auch nicht in die Schuhe. Solche Eigenschaften vererben sich eben gar gerne vom Vater auf Söhne und Enkel.

Einst waren dem Borgias in seinen älteren Tagen alle Mittel zum „ehrbaren Trinken" ausgegangen. Da kam er auf folgenden Einfall: Er rutschte von Hof zu Hof, über Berg und Tal und bat um eine Beisteuer zum Kauf eines Esels. „Er werde anfangs alt und drum bei seinem Rutschen in die Kirche und namentlich in die Wallfahrt nach Zell todmüde. Wenn ihn dazu noch ein Bauer in den ‚Waldhäusern' oder im ‚Holdersbach' und ‚Billersberg' zum Leichenwächter bestelle, komme er kaum mehr fort. Da würde ihm drum ein Esel gute Dienste leisten."

Jeder Bauer gab gerne sein Scherflein, um dem Krummen auf einen Esel zu verhelfen. Er bekam Geld zu „drei Eseln" und, wie er nachher sagte, „von vielen Eseln". Einen wirklichen Esel zu kaufen, daran hatte er nie gedacht. Er vertrank das „Eselsgeld" in langsamen Zügen, und weil der Krumme der beliebte Hochzeitsänger und der gesuchte Leichenwächter der Bauern war, lachten sie selber über den schlauen Borgias. —

Noch zu Anfang der fünfziger Jahre konnte man an Samstagen in Zell einen greisen Mann auf allen vieren von der Wallfahrtskirche her zum obern Tore von Zell hereinrutschen sehen. Er kam aus der Wallfahrtskapelle und zog dem Rathaus des Städtchens zu. Es war der Borgias, der nach des Lebens Bosheiten und Schelmereien am Spätabend ein frommer Mann geworden war und, wenn immer tunlich, am Samstag den fast zweistündigen Weg das Tal herabrutschte in die Muttergottes-Kapelle und am Nachmittag ebenso zurück, wenn er nicht unterwegs ein Fuhrwerk traf, das ihn um Gottes willen mitnahm. Der Ratschreiber von Zell war seines Bruders, des Amtsrevisors Sohn, und bei dem bekam er jeweils nach seiner Pilgerfahrt das Mittagessen.

In seinen jüngern Jahren hatten die ledigen Bursche den Borgias an Aschermittwochen jeweils als Fastnachtspuppe ausstaffiert und in ihm die „Fastnacht" begraben. Stets gab er sich gerne dazu her, zum Spaß der ganzen damaligen Reichsbauernschaft. Der Zufall wollte es, daß ein Aschermittwoch sein wirklicher Begräbnistag wurde. Am Aschermittwoch des Jahres 1853 haben die Oberharmersbacher des „Vogts Krummen" begraben in einem Alter von 75 Jahren. Seinem Sarge folgte unter den Letzten die „brun Monika", ein altes Mütterchen, mit ihren erwachsenen Kindern, den Söhnen des Borgias.

In der „Stube" besprachen nach dem Gottesdienst ältere Bauern des Borgias Lebensgang von der kalten Winternacht an, da der Reichsvogt mit seiner Frau am Galgen vorüberfuhr, bis zum Aschermittwoch der Beerdigung. Und heute noch erzählen die alten Leute dem jungen Geschlecht zur Winterszeit in den Stuben der einsamen Berg- und Talgehöfte von des Vogts „Krummem" und von der „brunen Monika". —

Es war, wie oben schon erwähnt, an einem der letzten Apriltage des Jahres 1891, da ich vom Wolftale herauf

durch den Gelbach auf die Höhe gestiegen kam, die das Gebiet des Harmersbach von dem der Wolf trennt.

Oben am Regelkopf lag noch Schnee, während von den Talgehängen die blühenden Kirschbäume weiß heraufgrüßten. Ich saß lange auf dem großen Grenzstein, der die Wappen des Hauses Fürstenberg, des Klosters Gengenbach und des Reichstales trägt und die Jahrzahlen vergangener Jahrhunderte, und schaute hinab ins einstige Reichsgebiet von Zell und Harmersbach und weiter hinunter bis gen Straßburg und hinauf gegen Freiburg.

Einsam steht dieser Grenzstein auf waldiger Höhe, noch die Zeichen alter Herrschaften tragend, während rechts und links drunten in den Tälern diese Herrschaften längst verschwunden sind. Dem Abt von Gengenbach, dem Reichsvogt von Harmersbach und dem Fürsten von Fürstenberg ist das Zepter längst genommen. Und nur der alte Stein auf verlassener Bergeshöhe kündet noch ihre einstige Souveränität.

Es ist ein ziemlich weiter Weg mit herrlichem Blick in Berge und Täler bis hinab in den Riersbach und zum einstigen Sitz des letzten Reichsvogts. In tiefer Stille, vom Sonnenlicht beglänzt, liegt das Haus in dem Talwinkel, den das Riersbächle bei seiner Mündung in den Harmersbach bildet, auf mäßiger Anhöhe.

Der gepflasterte Hof, die Altane, das elegante Nebenhaus verraten den Reichsvogt, das Strohdach und der Brunnen vor dem Hause den Bauer. Die Türen sind alle geschlossen. Ein blödes, altes Weib oberhalb der Burg sagt mir auf mein Befragen: „'s isch nieme daheim. Der Alt' ist krank, der Junge tot und die andern auf dem Feld.“ So war es. Der Alte, der Enkel des Vogts, der als Leibgedinger im Nebenhaus wohnt, ist ein siecher Mann, und der junge Bauer, des Vogts Urenkel, vor kurzem begraben worden — ohne männliche Nachkommen.

So ist auch des letzten Reichsvogts Dynastie im legitimen Mannsstamme im Tal am Auslöschen.

Der jüngst verstorbene, letzte Bur auf dem „Vogtshof", wie die Residenz des Hansjörg heute noch heißt, soll, wohl in Erinnerung an den Urgroßvater, ein stolzer, redegewandter Mann gewesen sein, der gerne mit eleganten Pferden in silberplattiertem Geschirr durchs Tal fuhr.

Und als die Oberharmersbacher eine freiwillige Feuerwehr errichteten, wie sonst nur Städter es tun, ward der Vogtsbur zum Hauptmann erwählt.

Wie es oft geht bei großen und kleinen Dynastien, daß sie in ihren Bastarden weiter blühen, im legitimen Stamme aber verdorren, so auch beim letzten Reichsvogt. Die Enkel des Borgias und der brunen Monika sind noch die einzigen Nachkommen Hansjörgs im Tale, die männliche Zukunft haben.

Unfern der Hütte der armen Monika treibt am Bächlein eine Mühle, und der Müller ist ihr und des Borgias Enkel. Und des Vogts Krummer wär' nicht wenig stolz, wenn er wüßte, daß er in seinen Sprößlingen im Flor sei, während die andern verblüht haben, verblüht haben auch in Hab und Gut. —

Als einzige Reliquien vom alten Reichsvogt werden noch gezeigt: einige eiserne Ketten, ein großer Tisch und ein „Sperrhund"[1], die seine Initialen tragen, J. G. B. — alle drei würdige Denkmäler an einen Bauernvogt aus alter Zeit. —

Wenige Schritte vom Hof abwärts, und wir stehen auf der Landstraße, die durch das Harmersbacher Tal ins Renchtal führt. Gleich rechts liegt in reizender kleiner Talschlucht die Hütte der brunen Monika.

Außer mir und der lieben Sonne schaute kein Mensch in den stillen Talwinkel. Die Bienlein summten um die blühenden Bäume, und die Finken schlugen den Takt dazu, nur die Menschen schienen alle auf den Bergen. In den

[1] Ein Stück Holz zum Sperren des Rades.

Hütten an der Straße gegen das Dorf war niemand sichtbar. Aber auch im Dorfe, in das wir bald einrücken, war's wie ausgestorben. Nur der Wirt in der „Stube" hielt Wacht. Ich hatte ihm sagen lassen, es würde am Spätnachmittag noch ein hungriger Wanderer von den Bergen herabkommen und etwas zu Mittag essen wollen.

Die Äbte und der Oberschaffner von Gengenbach, wenn sie ehedem ins alte Reichstal kamen und in der „Stube", die, wie wir wissen, zugleich Sitz der Reichsbehörden war, abstiegen, konnten nicht besser gespeist werden, als ich heute vom „Stubenwirt", was ihm um so mehr Ehre macht, als wir beide uns unbekannt waren und blieben. —

Milde und freundlich ergoß die Sonne ihr Licht in das kleine Nebenzimmer, in welchem ich gespeist hatte. Ich war müde von der langen Wanderung und erklärte daher dem Stubenwirt, in der Ecke, in der ich saß, mein Mittagsschläfchen machen zu wollen, und bat ihn, mich allein zu lassen.

Ich schlief und träumte. Ich sah den Hof vor der „Stube" voll von alten Reichsbauern in ihren ledernen Kniehosen, Wadenstrümpfen, Pechschuhen, den roten Brusttüchern und den langen, schwarzen Zwilchröcken. Sie lärmten und gestikulierten, als wäre eine große Staatsaktion im Anzug.

Plötzlich ward's stille, die Stiege herab wandelten in ihren schwarzen Mänteln die zwölf Gerichtsherren, ihnen voran der Reichsvogt.

Da trat ein großer Bauersmann hervor — der Gabriel — und fing an zu schimpfen gegen Zwölfer und Vogt. Die Bauern tobten hintendrein, Kontingentssoldaten erschienen und griffen nach dem Gabriel — und ich erwachte.

Friedlich rollte der Harmersbach am Fenster vorüber, leise nickten blühende Bäume und Sträucher an seinen Ufern, die Sonne und ich allein waren in der kleinen Stube. Ich hatte — geträumt aus der alten Reichszeit, die mich so oft schon und heute wieder beschäftigte.

Der Stubenwirt, ein Bild friedsamsten, wirtlichen Stillebens, hatte durch die Glastüre mein Erwachen bemerkt und kam, nach ferneren Wünschen zu fragen.

Ich erhob mich und wandelte mit ihm in den Hof, wo die offene Halle, in der einst die Reichsbauern unterstanden bei Volksversammlungen, verbaut ist durch Küche und Stallungen. Im zweiten Stocke, wo ehedem Reichsvogt und Zwölfer ihre Sitzungen hielten, sind jetzt Gast- und Fremdenzimmer und alle Spuren einstiger Reichsherrlichkeit verschwunden. Sic transit gloria mundi! So vergeht alles auf dieser Welt — Bauern- und Herrenherrlichkeit. Alles ist Schnee, und wir alle sind Schneeballen.

Der Stubenwirt, der wohlgemut mich führte an jenem schönen Frühlingstag, ist heute auch schon tot. —

Unweit der „Stube", ihr fast gegenüber, auf der andern Seite der Straße, liegt der „Freihof", zu Zeiten der Reichsfreiheit, wie oben schon erwähnt, Gengenbachscher Klosterhof und Staatsgefängnis des Reichstals. Jetzt ist er in eine friedliche Bierbrauerei „zum Freihof" umgestaltet, und wo der Bauernkönig Gabriel ingrimmig als Gefangener saß, sitzen jetzt gemütlich an Sonntagen die Oberharmersbacher bei unschuldigem Bier.

Ehe ich das sonnige, stille Dorf verließ, besuchte ich noch den freundlichen, jetzt auch schon toten Pfarrherrn, der mir bereitwilligst seit langer Zeit brieflich Auskunft gegeben über manches im heiligen römischen Reichstal. Unter seiner Führung sah ich auch die gewaltige Kirche, welche die Oberharmersbacher anfangs der vierziger Jahre erbauten aus den Erträgnissen ihrer großen Waldungen. Schade um das viele Geld, das die Gemeinde ausgab für einen Steinkoloß, dem innen und außen jede Kunst abgeht.

Mein Kollege geleitete mich dann noch talabwärts bis zur Stelle, wo der Reichsgalgen gestanden, und zeigte mir darüber hin den Stammsitz des Gabriel Breig.

Den Galgenplatz weist heute noch mancher alte Bauer

dem jungen; aber daß dort oben einst ein Bauernkönig gewohnt, wissen sie nimmer, und der Volksmann Gabriel ist längst vergessen, wie manch anderer Volksmann auch. Nur von den „alten Vögten" reden die Bauern noch und „von deren und des heiligen römischen Reichstals Gerechtsamen".

In den Oberharmersbachern regt sich heute aber auch noch die Erinnerung an die Reichsfreiheit ihrer Vorfahren in anderer Art. Sie spielen „die Herrenbauern" im Tale, haben leider die alte Bauerntracht ziemlich abgelegt, fahren mit eleganten Pferdegeschirren zu Markt und zeigen sich gerne als etwas „Besonderes".

Erklärlich und deshalb entschuldbar wird man diesen Zug finden. Bei den Oberharmersbachern war ja der Sitz der Reichstalbehörden, und wohl die meisten Reichsvögte stammten aus dem Obertal. Wenn sie also „ein kleines Stölzle" haben, die Nachkommen der alten Reichstalburen, so wollen wir ihnen das zugute halten. Denn viele Menschen bilden sich ja auf Dinge etwas ein, an denen sie so unschuldig sind, als die heutigen Oberharmersbacher an der einstigen Reichsfreiheit, auf Dinge, die weit weniger Bedeutung haben, als alte Bauernherrlichkeit im Kinzigtal.





Der Gotthard auf dem Bühl.

1.

So oft ich in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur Sommers- oder Herbstzeit von meinem Altersparadies Hofstetten durch das reizende Waldtälchen, dem Eden meiner Jugendzeit, Hasle, zuwanderte oder von da zurückkehrte, saß bald unten, bald oben an der Straße ein alter Mann und klopfte Steine.

Unter seinem großen Filzhut quoll langes, graues Haar hervor, und ein glattes Gesicht mit blauen Augen und dünnen Lippen schaute nachdenklich auf die harten Geisberger Steine und satyrisch auf den Vorübergehenden.

Es schien als wollte er den ersteren, den weißen Kalksteinen, sagen: „Wenn ich nur ein Mittel fände, euch harte Kaiben weicher zu machen" — und mir, dem täglich Passierenden, rief seine Miene zu: „Du hast gut spazierengehen, du bist ein wohllebiger Pfarrer und ich ein geplagter Steinklopfer."

Seine Mienensprache gefiel mir. „Den Mann mußt du dir kaufen," sagte ich im stillen. Unsere Bekanntschaft war bald eingeleitet. Eines Tages war er eben im Begriffe, Feierabend zu machen, als ich an ihm vorbeikam, meinem

Dörfchen zu. Seine Schaufel und die größeren Steinhämmer versteckte er in seinem Graben und nahm einen leichteren Steinhammer, an dem der leere Mostkrug hing, über die Schulter.

Ich schloß mich ihm an mit den Worten: „Jetzt gehen wir zusammen dem Dorfe zu." „Jo," erwiderte er, „ich gang (gehe) mit. Ich fecht (fürchte) Euch nit. Die andern Hofstetter fechten den Hansjakob und getrauen sich nit mit ihm zu reden. Aber ich, der Gotthard auf dem Bühl, Weber, Sänger, Giger und Steinklopfer, ich hätt' schon lang gern einmal mit Euch diskurriert."

Hatte ich den Mann an der Landstraße schon seiner Miene nach für ein Original gehalten, so machte mir seine erste Rede dies zur vollen Gewißheit. Ich war um so erfreuter, als das stille Dörfchen sonst arm ist an derlei Leuten.

Originale sind ja meist Menschen, die aus der Art schlagen, wie die Genies. Aber das macht ja beide Sorten von Menschen zu dem, was sie sind und gelten.

Die Hofstetter aber sind meist *einer* Art: stille, friedliche, arbeitsame Leute, wie das Menschengeschlecht sie überall hervorbringt, wo die Kultur die Natur noch nicht verdorben hat.

Nur *ein* Original hatte ich bis zu jenem Abend, da ich mit dem Gotthard zu reden kam, in der weit zerstreuten Gemeinde kennen gelernt, und das war der Dufner-Jörg von der Breitebene.

Einst Bauer, hat er, weil kinder- und weiblos — das Weib ist ihm davongelaufen — zeitig sich aufs „Leibgeding" begeben und lebt als Pensionär in einer alten Strohhütte auf der genannten Hochebene, einsam, verlassen und fern von Dorf und Kirche. Er lebt karge Tage, denn seine Pension ist schmal, weil das Gut klein. Aber so oft sein Nachfolger auf dem Höfchen ihm seine Rate bezahlt in Korn, Hafer und Kartoffeln, leidet's den Alten nimmer auf den Bergen. Er bittet den eigenen oder den nächsten besten Bauer, der

nach Hasle zu Markt fährt, ihm seine Leibgedingsrate mitzunehmen. Er selbst wandert schwerfällig und wackeligen Ganges hinter dem Wagen drein im langen schwarzen Samtrock, in den blauen Zwilchhosen, mit dem schweren Filzhut und dem großen Naturstock.

In Hasle verkauft er seine Ware möglichst schnell, kehrt dem Städtchen den Rücken und wackelt Hofstetten, seiner lieben Dorfgemeinde, zu.

Im ersten Haus des Dorfes wohnt der Lindenwirt. Da tritt der Jörg ein und trinkt ein „Viertele" Wein. Vom Fenster aus sieht er aber bei der Kirche drüben das zweite Wirtshaus zu den drei Schneeballen. Nach jedem Schluck schaut er sehnsüchtig hinüber zur „Schneeballe", und kaum hat er ausgetrunken, so geht der Jörg ohne zu zahlen und ohne „behüet Euch Gott" zu sagen, von dannen und dem andern Wirtshaus zu.

Der Lindenwirt beschreit den alten Bauersmann nicht. Er weiß, daß er bald wiederkommt und am Schlusse seiner Wanderung bis zum letzten Pfennig bezahlt.

In der „Schneeballe" angekommen, bestellt er ebenfalls ein Viertele, setzt sich ans Fenster und schaut hinüber zum Lindenwirt. Ebenso rasch wie das erste, wird das zweite Glas getrunken, und dann verläßt er die Schneeballe, wie vorhin die Linde, und wandert wieder dieser zu. Unterwegs murmelt er etwas in sein bartloses Gesicht hinein vom Frieden, den er halten wolle mit den zwei Dorfwirten, drum geht er von einem zum andern.

So marschiert der Dufner-Jörg vom Lindenwirt zum Schneeballenwirt und umgekehrt den ganzen lieben Tag lang. In welchem Wirtshaus ihn das Dunkel des Abends und des Geistes erreicht, da bleibt er über Nacht.

Ist sein Geld am Morgen noch nicht alle, so nimmt er mit Tagesanbruch die Arbeit des gestrigen Abends wieder auf, bis sein Silber und seine Nickel fort sind. Jetzt geht der Alte in die Dorfkirche, bittet Gott um Verzeihung seiner

Sünden und wandert dann hinauf in die Berge und verschwindet von der Bildfläche des Dorfes, bis ihm sein Bauer die nächste Lieferung macht.

Um in der Zwischenzeit aber zu essen zu haben, arbeitet der Dufner-Jörg beim Bauer um karge Atzung, mit Entsagung der Tage hoffend, die ihn wieder hinabführen ins trauliche Dorf.

Schon mehr denn ein- und zweimal habe ich ihn von meiner Stube in den Schneeballen aus beobachtet auf seinem feuchtfröhlichen Wechselgang zwischen den zwei Wirtshäusern und mir immer gesagt: „Der Alte ist ein Original, wenn auch kein nachahmungswertes[1]." —

An jenem Abend, da ich zum erstenmal mit dem Gotthard zusammentraf, bekam der Dufner-Jörg, der bisher der einzige seiner Art war, bei mir einen gewaltigen Konkurrenten, denn der Gotthard übertrifft ihn um die ganze Länge seines „Weberbaumes". Drum schloß ich mich auch fortan enge an den singenden und webenden Steinklopfer an.

So oft ich gen Abend von Hasle oder vom Bächlewald heraufschritt, nahm ich den Gotthard mit, und zusammen sind wir in den Abend hineingewandelt dem Dorfe zu. Oft saß er auch bei mir in meiner Ferien-Studierstube, einigemal war ich bei ihm in seiner Hütte „auf dem Bühl", und so kannte ich bald seinen Lebenslauf so gut wie den meinigen.

Gotthard, der Sänger, Giger, Weber und Steinklopfer auf dem Bühl, entstammt einer Familie, in der, so weit des Hauses Überlieferungen reichen, Weber und Musikanten florierten. Großvater, Vater und Sohn trieben diese doppelte Kunst seit Jahrhunderten. Ja, das Gäßlein hinter der „Lindensteig", in welchem der Stamm „Kornmaier" — das ist Gotthards Geschlechtsname — von jeher saß, trägt von den musizierenden Webern den Namen das „Gigergäßle".

---

[1] Der Tod hat den wackern Jörg jetzt auch schon lange geholt.

In den Dörfern des Schwarzwalds sind die Musikanten allzeit und bis heute nie Bauern, sondern stets Dorfhandwerker gewesen, wie Schneider, Schuhmacher, Schreiner und Weber. Der Bauer hat weder Anlage noch Zeit zum Geigen und zum Blasen. Sein mühsames Tagewerk, im Sommer auf dem Feld und im Winter in der Dreschtenne, läßt derartige Muse nicht aufkommen.

Der ärmste unter den Dorfmeistern ist in der Regel der Weber. Sein Beruf bannt ihn da, wo noch in alter Art gesponnen und gewoben wird, das ganze Jahr in seinen „Keller", wie er seine Werkstätte nennt. Wenig Licht und kaum ein Sonnenstrahl dringt in dieses tief gelegene Gemach, in welchem der Dorfweber einsam und monoton seinen Weberbaum schlägt, während die Bauern auf dem Felde hantieren und die Dorfschuster und Dorfschneider lustig mit ihren Lehrbuben auf den einzelnen Höfen draußen im „Kundenhaus" sitzen und gute Atzung haben.

Drum macht der Weber gerne mit, wenn es gilt, Dorfmusikant zu werden. Das Musikmachen gibt ihm Gelegenheit, sich bisweilen einen guten Tag zu verschaffen und aus seinem Keller herauszukommen, indem er seinen Mitmenschen bei Hochzeiten und Tänzen „aufspielt" und dabei doch mehr verdient als am Weberbaum.

So wurden die männlichen Mitglieder der Weberfamilie Kornmaier seit alter Zeit Musikanten, und so hat der Kornmaier-Andres, den ich noch wohl kannte in meinen Knabenjahren, seine Söhne Felix und Gotthard nicht bloß zu Webern, sondern auch zu Musikanten gemacht.

So oft sie aus der Dorfschule kamen, mußten sie, so lange es Tag war und der Alte im Keller webte, ihm das Garn spulen, d. h. zurecht richten für den Webstuhl. Hatte der Vater aber Feierabend gemacht und zu Nacht gegessen, so gab er seinen Buben Unterricht in der Musik, und zwar dem Gotthard in Violin und Baßgeige und dem Felix in Klarinette.

Und vor fünfzig Jahren ertönte allabendlich Musik aus der Weberhütte auf die Lindensteige und ins stille Dorf hinab. Und als der Felix und der Gotthard aus der Volksschule entlassen wurden, konnten sie zwar weder perfekt lesen noch schreiben, aber um so perfekter musizieren.

Des Vaters Bruder, der Dorfschreiner, den sie vor kurzem erst begraben, war natürlich auch Musikant, als Sohn der Geiger- und Weberfamilie an der Lindensteig. Und nun ereignete sich die seltene Tatsache, daß das kleine Dörfchen aus einer Familie eine komplette „Bande von Spielleuten" besaß, was bisher nicht vorgekommen.

Die Hofstetter Musikanten mußten bis dahin sich meist einer auswärtigen Gesellschaft anschließen oder auswärtige Spielleute kommen lassen, wenn sie alle Instrumente, die zu einer ordentlichen Musik gehören, besetzen wollten. Jetzt aber waren die Kornmaier oben. Der alte Weber spielte Violin, der Schreiner Flöte, der Felix Klarinette und der Gotthard die Baßgeige. Der „Scherenschleifer von Hasle", der in jenen Tagen Kapellmeister der berühmtesten Bande für Dorfmusik war, und mit dem alle Dorfwirte und alle Bauern-Hochzeitsleute ringsum und weithin akkordierten, wurde eifersüchtig. —

Einsam sitzt auf trister Heide die Goldammer, jener stille, melancholische Vogel des Finkengeschlechts. Dieser Vogel, der unter dem Volke alle möglichen Namen hat, heißt in und um Hasle „Hirschebüttel", wohl von seiner Vorliebe für das Hirsekorn.

Einsam und genügsam standen noch in meiner Knabenzeit an Markt- und Kirchtagen die meisten Hofstetter an den Straßenecken von Hasle. Sie gingen in kein Wirtshaus, stumm und still verzehrten sie ein Stück „Bäckenbrot" vor der Heimkehr. Drum gaben ihnen die boshaften Haslacher den Spottnamen „Hirschebüttel", den die heutigen Hofstetter nicht mehr verdienen, denn sie gehen ins Wirtshaus, so oft sie ins Städtle kommen.

Als aber in der Jugendzeit unsers Gotthard Alt-Hofstetten mit einer eigenen Kapelle debutierte, da schimpfte und höhnte der Scherenschleifer von Hasle: „Jetz, bigott, goht d' Wält unter, d' Hirschebüttel mache Musik."

Er sollte aber noch Schmerzlicheres erfahren, der alte Barde von Hasle. Von einem guten Bauern-Hochzeitsmusikanten wird nicht bloß verlangt, daß er geigen kann, er muß auch ein Sänger sein und seine Melodien mit lustigen Liedern begleiten. Im Singen war gerade der Scherenschleifer aber obenan. Er konnte die besten „Ruppenlieder"[1] vortragen und war deshalb ein gesuchter Hochzeitsmusikant, weil er nicht nur den jungen „Völkern" auf dem Tanzboden aufspielen, sondern auch den alten Bauern und Bäuerinnen in der Wirtsstube etwas Lustiges vorsingen konnte.

Da hieß es auf einmal in und um Hasle, „'s Weber Kornmaiers Gotthard in Hofstette" könne so schön singen zur Geige, daß der Scherenschleifer von Hasle gar nichts mehr dagegen sei.

Und in der Tat zeigte der Gotthard ein so ungemeines Talent zum Singen, daß der Schulmeister sich beeilte, ihn für seinen Kirchengesang zu gewinnen, und der junge Weber sich erbot, jede Stimme zu singen, die dem Lehrer beliebe, vom Baß-Buffo bis zum Heldentenor.

So wurde der Gotthard nicht bloß die Seele des Hofstetter Kirchenchors, sondern auch der gesuchte Maestro unter den Hochzeitsgeigern des Tales. —

Ich habe den Gotthard und den Kirchenchor des kleinen Dörfchens schon oft singen hören und war jedesmal gerührt über den naiven, kindlichen Gesang. Wenn an Sonntagen die Morgensonne in das Kirchlein am Berge scheint, die gläubige Gemeinde dasselbe füllt in stiller Andacht und dazu der Kirchenchor seine einfachen Lieder erschallen läßt,

---

[1] Ruppen = Raupenlieder werden im Kinzigtal schelmische, zweideutige Lieder genannt.

stimmt mich das weit erhebender als der gleiche Gottesdienst in der berühmtesten Kathedrale.

So naiv müssen die Engel im Himmel singen wie die Hofstetter Natursänger und -Sängerinnen! Sie singen wie die Vögel, die auf den Zweigen wohnen. —

Der Scherenschleifer von Hasle war ein kluger Mann. Nachdem er sich ausgeschimpft und seinen ersten Schmerz verbissen hatte, überlegte er, wie die Konkurrenz der Weberkapelle an der Lindensteig zu überwinden und Gotthards Sang für die durstige Schleiferseele unschädlich gemacht werden könnte.

Er beschloß, den Gotthard für seine Kapelle zu gewinnen. Und da Musikanten bekanntlich zu jenen Leuten gehören, die sich schlagen und vertragen, so gelang es ihm. Die Hofstetter Musikanten hatten ohnedies nicht oft Gelegenheit, Geld zu verdienen, während der Scherenschleifer Kundschaft und Renommee in allen Dörfern talauf und talab hatte.

Jahrelang spielte und sang so der Gotthard in der Kompanie Scherenschleifer, aber er sang stets allein und nie ein Duett mit dem Alten. Das hatte er sich ausbedungen. Sein Ruhm wuchs, weil er nicht allein Sänger, sondern auch Dichter war und gewandter Improvisator.

Und oft, wenn ein Dorfwirt oder Hochzeitsleute zum Scherenschleifer kamen, bedingten sie aus, daß er den Gotthard mitbringe, weil er „im Singen und Dichten" so viel leistete.

Das bekannte Volkslied „O, du lieber Augustin" variierte der Gotthard in unzähligen Texten und Melodien eigener Erfindung.

Aber er war mit der Zeit nicht nur ein berühmter Spielmann geworden, sondern auch ein tüchtiger Weber. Er hatte bei den Zunftmeistern in Hasle sein Gesellen- und sein Meisterstück gemacht, jeweils ein Tischtuch mit „Gebilg"[1],

---

[1] Mit Bildwerk.

und der „Fuchsweber", ein Vetter von mir, ihm den Ritterschlag erteilt.

Wie viele glückliche Stunden habe ich in der Werkstätte von Gotthards Prüfungskommissär, beim Fuchsweber draußen in der „Vorstadt", verlebt. Sein Sohn, der „Xaveri", war der gewandteste Vogelnestfinder unter uns Buben und hatte stets Amseln und Drosseln neben den Webstühlen des Vaters, dem er, älter als ich, half bei seiner einsamen Arbeit.

Meiner Mutter webte der Vetter Fuchsweber jedes Frühjahr das im Winter von ihr gesponnene Garn zu Tuch, und die Spinnerin brauchte mich nie zweimal zu heißen, nachzusehen, ob das Gewebe bald fertig sei, denn der Xaveri hatte stets ein Nest voll junger Amseln oder Drosseln in der Werkstatt, und der alte Weber mit seinem adeligen Rassekopf und der Pfeife im Mund imponierte mir längst.

Er war aber auch von erlauchtem Stamme, der Fuchsweber. Sein Großvater hatte mehr denn fünfzig Jahre lang die Kühe von Hasle gehütet. Und ein Kuhhirte, der treu und redlich so lange einer ganzen Gemeinde gedient, ist in meinen Augen ein um seine Mitmenschen weit verdienterer Mann, als ein General, der zu irgend welch' dynastischen Zwecken Schlachten gewonnen und die Erde mit Menschenblut getränkt hat. —

Der Fuchsweber nahm also jeweils dem Gotthard das Staatsexamen ab. Und einmal Geselle, hatte dieser auch bisweilen schon einen guten Webertag. Jeder Webergeselle im Schwarzwald darf, wie der Meister, das von ihm gewobene Tuch der betreffenden Bäuerin an einem Sonntag selbst bringen und bekommt, wie ein Meister, einen Laib Brot und zwanzig Pfennig Trinkgeld und wird zum Mittagessen auf dem Hof eingeladen und kann bis in den Abend hinein rohen Speck essen und Kirschenwasser trinken.

Das sind Freudentage für arme Weber, welche die Woche über, nur von Erdäpfeln und Milch genährt, in ihrem Keller gearbeitet haben.

In seinen Gesellentagen avancierte Gotthard aber auch zum Kassier der Hofstetter und der Scherenschleiferschen Spielleute, und das war ein Vertrauensamt allerersten Ranges. Beim Tanz geht der Kassier von Zeit zu Zeit mit einem Teller durch die Reihen der tanzenden Jugend und läßt sich von den Burschen den Spiellohn bezahlen. Wird bei Hochzeiten den älteren Leuten in der Wirtsstube von Tisch zu Tisch gesungen und gespielt, so nimmt der Säckelmeister den Sold ebenfalls in Empfang.

Ist der Mann unehrlich, so kann er, der von Mittag bis zum späten Abend, ja oft bis in den Morgen hinein, Geld in seine Taschen steckt, manch Stück wegtun.

Am Morgen, wenn alles gewichen ist aus dem Hause des Tanzens und Trinkens, wenn die Wirtsleute schlaftrunken sich anschicken, noch einige Stunden Ruhe zu suchen, sitzen in der Wirtsstube noch die Spielleute und teilen, ehe auch sie von dannen ziehen. Oft gibt's Streit, wenn einen oder den andern Mißtrauen gegen den Kassier erfüllt, und in blutigem Hader trennt sich manchmal die Bande.

Der Gotthard teilte, trotzdem sein Minnesang am meisten verdient, stets ehrlich, redlich und gleichmäßig mit seinen Kollegen. Und friedlich gingen sie jeweils heim, die „Pläsiermeister" des Volks. Und wenn die Hofstetter allein gespielt hatten, so teilten sie brüderlich wie Verwandte, und der alte Weber und sein Bruder Schreiner ließen dem Felix und dem Gotthard die gleiche Summe zukommen, wie die Altmeister sie erhielten. —

Auf jedem Tanzboden findet sich ein Podium für die Musikanten. Von diesem hohen Olymp herab musterte der blauäugige Gotthard während des Spielens die Töchter des Landes, d. i. seiner Gemeinde Hofstetten, wie sie an ihm vorüberwalzten. Und sein Blick fiel samt seinem Herzen aufs „Grundhüsli-Xaveris Theres".

Eine halbe Stunde von der Gigergasse, in tiefem Grunde, am Fuße eines Buchwaldes, liegt einsam das „Grundhüsli",

ein kleines Taglöhnerhaus. Hier wohnte die Theres, welche der Gotthard auf dem Tanzboden kennen gelernt und mit der er drei Jahre Bekanntschaft hatte, ehe er ein eigenes Heim gründete und Hausbesitzer und Webermeister wurde.

In die Zeit seiner Verlobung fielen die Volksmissionen, welche zu Anfang der fünfziger Jahre Jesuiten und Redemptoristen in Baden abhielten, um die Schäden der Revolution von 1848 und 1849 auszumerzen und dem badischen Staat wieder das richtige Fundament zu geben.

In Gengenbach missionierten die Redemptoristen, in Hasle die Jesuiten. Vom ganzen Tale strömten „die Völker" und „die Buren" den Missionspredigten zu.

Ich war in jenen Tagen noch ein Knabe und wanderte mit der Großmutter und vielem Landvolk auch eines Tages von Hasle nach Gengenbach, um die dortige Mission mitzumachen. Der Pater Zobel, ein feuriger Redner, machte ungemeinen Eindruck auf das Volk. Er predigte scharf und kraftvoll, wie die Posaunen am jüngsten Tag.

Ich saß auf der Orgel und war einer der wenigen Zuhörer, die nicht gerührt wurden. Weil unbewußt einer schweren Sünde, meinte ich, die ganze Sache gehe mich nichts an, und ich schaute voll staunender Neugier in die Gesichter der alten Menschen, die dastanden mit den Mienen der Todesangst, als ob das Gericht Gottes über sie erginge.

Nach den zwei Morgenpredigten waren die Leute beim Mittagessen im Engel noch so traurig und ergriffen, daß es herging, wie bei einem Totenmahl, und ich den P. Zobel im stillen meines lebensfrohen Knabenherzens verwünschte. Und merkwürdig, ich bin allzeit meines späteren Lebens ein großer Freund der Jesuiten gewesen, für die Redemptoristen aber konnte ich mich nie begeistern. Sie hatten es mir in Gengenbach angetan.

Sie predigten namentlich auch gegen das Tanzen, und es war in jenen Tagen, wie der Gotthard sagt, eine „trurige

Zit" im Tale. Die Spielleute verdienten nichts. Außerdem lagen Hunger und politische Reaktion im Lande.

Einige Zeit nach den Redemptoristen kamen die Jesuiten. Sie machten es, wie der Gotthard erzählt, gnädiger und gingen dem Tanzen und den Spielleuten nicht so „aufs Leben". Und als die Missionsväter 1853 von Hasle auch nach Hofstetten kamen, um vor der Kirche das heute noch stehende Missionskreuz aufzustellen, da wurde der Gotthard zum Komponisten.

Der Lehrer und Organist des Dorfes war nämlich nicht wenig in Verlegenheit, wie er die verehrten Jesuitenpriester mit seinem Sängerchor am Portal der Kirche empfangen sollte. Er rief seine Sänger und Sängerinnen zusammen und teilte ihnen seine Verlegenheit mit. Ein „Begrüßungslied" fand sich nicht im musikalischen Archiv der Dorfsänger, und doch sollte ein solches gesungen werden. Man riet hin und her, niemand fand eine Lösung, bis der Gotthard rief: „Ich hab's, wir singen bigott ‚Gelobt sei Jesus Christus', das ist der schönste katholische Gruß." Und alsbald setzte er diesen Text aus dem Stegreif in Noten, und als die Jesuiten eintrafen, wurden sie aufs passendste angesungen.

Heute noch erzählen die alten Hofstetter von jener Komposition Gotthards und von seiner Geistesgegenwart in der schwersten Stunde des bäuerlichen Kirchenchors. —

2.

Die fünfziger Jahre gestalteten sich in ihrer zweiten Hälfte besser, und der Gotthard beschloß, des Grundhüsli-Xaveris Theres in sein eigenes Heim zu führen. An der Gigergasse, gegenüber der Stammhütte der musizierenden Weber, steht einsam auf einem Bühl (Hügel) ein malerisch altes Haus mit einem großen, schönen Baumgarten. In dem Hause wohnte damals eine Hexe, die bereits einen Zimmermann, der das Haus gekauft, vertrieben hatte. Es war dies die Witwe des Taglöhners Breithaupt, der Hab

und Gut verloren hatte. Seinem Weib war nur lebenslänglich eine Stube in der alten Hütte und der sechste Teil des Obstertrāgnisses im Baumgarten geblieben.

Ich hab' sie nimmer gekannt, wohl aber ihren halb blödsinnigen Sohn, den Erhard. Der war in meiner Knabenzeit in Hasle allgemein bekannt unter dem Namen „Weckefresser".

In festlichen Bäckerzeiten, wie an Weihnachten und an allen Jahrmärkten, machen die Haslacher Zunftgenossen meines Vaters ein Gebäck aus Mehl, Milch und Butter, von ihnen und vom Volke „Wecken" genannt. Dieser Wecken verzehrte der Erhard eines Tages ein volles Dutzend, und von Stund' an hieß er in Hasle „der Weckefresser von Hofstette".

So oft der lange Mensch mit seinen schielen Augen zu meiner Knabenzeit im Städtle sich zeigte, riefen wir Buben ihm zu: „Weckefresser, Weckefresser!" Und der gute Erhard lachte freundlich über diese Bosheit.

Noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sah ich ihn als greisen Mann mit den Dienstboten „in der Schneeballe" essen; denn die Wirtin gab dem Armen bis zu seinem Tode das tägliche Brot.

Der Weckenfresser hat nie ein Kind beleidigt, war Sohn einer „Hexe", der Spott böser Buben und bis an sein Lebensende ein armer, verachteter Mann und dabei glücklicher und zufriedener als Tausende vom Schicksal weit begünstigtere Menschenkinder. Sagt der Heiland nicht so schön: „Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" — das Reich des Friedens hüben und drüben! —

Von dem Zimmermann, den die Hexe vertrieben, kaufte der Gotthard Haus und Baumgarten samt der alten Breithauptin um 1200 Gulden. Hundert Gulden hatte er als Musikant verdient, und des Grundhüsli-Xaveris Theres brachte ihm 600 Gulden in die Ehe, so daß seine Schulden nicht groß waren. Er hoffte mit seiner Geige die Hexe zu besänftigen und so besser mit ihr auszukommen als sein Vorgänger.

Ich habe stets gefunden, daß große Musikanten friedliche, gutmütige Leute sind. Und der Gotthard war ein großer Volksmusikant. Er spielte Violine, Baßgeige, Klarinette, dichtete und komponierte. Drum glaubte er, wie einst Orpheus den Höllenhund gezähmt, so dies keifende Weib zur Ruhe zu bringen durch sein Saitenspiel.

Drum zog er im Sommer 1857 wohlgemut als Webermeister in das neue Heim und taufte sein Haus: „Paragraph 1 in der Gigergasse". Er selbst aber ward von Stund' an im Dorf genannt „der Gotthard auf dem Bühl".

Er errichtete seinen „Keller" und fing an, emsig zu weben, und es war Frieden im Hause, bis der Herbst kam und im Baumgarten die Äpfel und Birnen reif aus dem Laube schauten. Jetzt sollte geteilt werden mit der Breithauptin, und bei dieser Teilung gab's die ersten Händel. Die Alte wollte die schönsten Äpfel und Birnen und der Gotthard ihr nur ihren Anteil „durcheinander, wie die Bäume sie gaben", überlassen.

So ward's mit dem Frieden aus; denn Weiber sind unversöhnlich, wenn sie hassen, auch wenn es sich nur um Äpfel und Birnen handelt.

Der Gotthard versuchte drum vergeblich, mit seinem Saitenspiel die Alte zu besänftigen. Wenn er nach einem Hochzeits- oder Tanztag nach Mitternacht oder am frühen Morgen, noch ehe der Hahn krähte, heimkam, so pflegte er regelmäßig noch einige Zeit für sich zu musizieren. In sinniger Weise wollte der Dorfmusikant, nachdem er den ganzen Tag und die halbe Nacht hindurch andern Menschenkindern aufgespielt, sich selber noch eins aufspielen, um in stiller Ruhe seines Saitenspieles sich zu erfreuen, dem Medusenhaupt der alten Breithauptin ein Wiegenlied zu singen und sie so zum Frieden zu stimmen.

Aber kaum hatte er das erstemal nach der verfehlten Teilung in seiner Stube begonnen, seiner Geige die ersten Töne zu entlocken, als draußen im Hausgang die Kammer-

türe der Dame aufging und eine Stimme rief: „Leg Dich ins Bett, Du versoffener Musikant, und loß andre Lüt in Ruah. Hesch[1] de Tag über und in d' Nacht ni[2] nit gnueg giget, daß Du jetz noch im Hus Spektakel machst?"

Sprach's und schloß die Türe. Den Geiger aber ergriff's mit wildem Weh, daß sein Liebeswerben so fehlgeschlagen. Und dem wilden Weh folgte drum ein noch wilderer Zorn. Und in diesem Zorn ergriff er, was am nächsten bei der Hand war, öffnete seine Stubentür und bombardierte die Kammertüre der Alten mit dem Wasserkrug, den Milchhäfen und dem Spinnrad seines eigenen Weibes.

Die Breithauptin aber ließ mäuschenstill das Bombardement über sich ergehen und freute sich im stillen über den törichten Mann, der seine eigenen Sachen zerbrach an dem starken Holz ihrer Kammertüre.

Des rasenden Spielmanns Weib, des Grundhüsli-Xaveris Theres, schwieg ebenso — aus Furcht vor ihrem wild gewordenen Gotthard, aber es schmerzte sie das Geräusch ihrer zerbrechenden Habe.

Hatte er das erstemal der Alten zulieb musiziert, der Gotthard, so spielte er in Zukunft beim Nachhausekommen, wo er regelmäßig, wie es Spielmanns Art ist, etwas hoch hatte — der Dame zuleid. Aber den Schaden hatte doch immer er selber, denn sie kreischte immer wieder das Lied vom versoffenen Spielmann, und er bombardierte mit seinem neuen Wasserkrug, mit neuen Häfen und mit dem wiedergeflickten Spinnrad.

Ging ihm sein Wurfmaterial aus, so spielte er auf seiner Geige weiter und sang dazu rezitando der Hexe die schönsten Schimpfereien aus dem Stegreif seines übernächtlichen Spielmannsherzens.

Denn eine Hexe war sie, die alte Breithauptin, das behauptete der Gotthard, so lange er lebte; denn sie hat ihm

[1] Hast du. [2] hinein.

auch die eigenen Kinder verhext. Alle bis auf eines, das einhüftig wurde, starben an den Gichtern, welche der böse Blick der Hexe bewirkt hatte. Daß an diesen tödlichen Gichtern des Spielmanns Trinken schuld sein könnte, daran dachte er nicht.

Sein Grimm wuchs mit jedem toten Kinde, um so mehr, als die Alte auch sonst seiner nicht schonte, wohin immer ihre Stimme drang. Und diese drang weit, weil ihre Besitzerin überall hinkam in Berg und Tal.

Die alte Breithauptin gehörte zu jener Sorte alter Hausierer und Hausiererinnen, denen auch mein Großvater angehörte, die dem Landvolk auf seine einsamen Gehöfte nicht neumodisches Lumpenzeug unter allerlei nichtsnutzigen Komplimenten offerierten, sondern Dinge, die das Volk brauchte und die es erfreuten.

Sie handelte mit Bändeln, Faden, Haften, Messern, Rosenkränzen und mit Kalendern. Sie gab ihre Ware billig, weil sie mit den Bauersleuten aß und trank und schlief, so oft und so lange sie auf dem Handel war.

Nebenbei erzählte sie, was das Volk und die Kinder zu allen Zeiten gerne gehört, von Hexen, Geistern und Gespenstern. Drum war sie, wie alle Hausierer der vergangenen Zeiten, ein willkommener Gast, wo immer sie hinkam, während der heutige Hausierer eine Last ist.

Kam sie in und um Hofstetten auf ihren Hausherrn zu sprechen, so regnete es schlechtes Zeugnis auf den Spielmann, Sänger und Weber Gotthard, und manche Bäuerin trug ihr Gespinst fortan nicht mehr „in die Gigergasse § 1", sondern zu einem andern Dorfweber.

Doch der Gotthard auf dem Bühl war nicht in alleweg auf die Bäuerinnen angewiesen. Er hatte sich Kundschaft auswärts gesucht und webte lange Zeit für Fabrikanten in Lahr drüben „bunte Zeugle" aus Baumwolle. Emsig saß er in seinem Keller und webte, so oft kein „Tanz" und kein „Hosig" im Tal war. Er webte und — rauchte. Und er

rauchte so stark in seinem Keller, daß sein Gewebe mit Rauch über und über gesättigt wurde. Und wenn er nach Lahr kam mit seinen Zeugleballen auf dem Rücken, hatte die fünfstündige Reise über Berge und Täler den Rauch nicht herausgelüftet. Die Zeuglein rochen nach des Gotthards Knaster noch so kräftig, daß die Lahrer Fabrikanten dem Dorfweber das Rauchen verbieten mußten beim Weben. Aber der Gotthard hielt das nicht aus, er rauchte weiter und brachte seine Zeugle rauchduftend so lange nach „Lohr", bis ihm die Arbeit gekündigt wurde.

Der Gotthard opferte, wie sehr viele Menschen in ähnlicher Lage, seine Zeuglefabrikation seiner Leidenschaft zur Pfeife und gründete neben seiner Dorfweberei und der Hofstetter Musikbande eine neue Kompanie von Spielleuten.

Drüben über der Heidburg auf luftiger Bergeshöhe liegt das Dorf Prechtal mit einem derb lustigen Bauernvolk. Starke Männer mit dem alten Schweizerbarte ihrer Ahnen, die nach dem Dreißigjährigen Kriege in die ausgestorbenen Gehöfte des Prechtals gezogen waren, und schlanke, stattliche „Wibervölker" wohnen im „Prächt".

Hier wird mehr getanzt und geheiratet als im kleinen, stillen, frommen Hofstetten, und drum verband sich der Gotthard mit drei Prechtäler Spielleuten, die eines Geigers und Sängers bedurften und beides in Gotthard in Folio fanden.

Der Schnider-Sigmund blies das Horn, der Schriner-Cölestin den Bombardon, der Weber-Xaveri die Klarinette und unser Gotthard spielte die Geige.

Die Zusammensetzung der Instrumente war neu und eigentümlich und machte deshalb doppelt Furore. Bald war der Bühl-Gotthard auch im Elztal, auf dessen letztem Ausläufer Prechtal liegt, berühmt als Geiger und Sänger. Stolz kehrte er jeweils von seinen Kunstreisen jenseits der heimischen Berge zurück.

Aber sein Ruhm vermehrte nicht den Frieden seines

Hauses. Die alte Breithauptin tobte, so oft er heimkam und für sich konzertierte, und fast regelmäßig bombardierte der Spielmann Türen und Fenster.

Eines Tages wird er krank. Die „Durschlechten"[1] gehen im Dorfe um und befallen auch den Weber in der Gigergasse. In schwerem Fieber liegt er in seinem Bette. Da öffnet sich unverhofft die Kammertüre und herein schaut die Hexe. Höhnisch grinsend ruft sie dem kranken Spielmann zu: „Holt Dich jetzt der Teufel bald, Du versoffener Musikant?" — schlägt die Türe zu und geht von dannen und in ihre Stube.

Das war denn doch dem Gotthard der „leze" Krankenbesuch und der Bosheit zu viel. Aus seiner Fieberglut erhob er sich wie ein Gesunder, stürmte dem bösen Weibe nach, schlug in der Macht seiner Fieberhitze die Türe ein, prügelte die Alte und zertrümmerte, was ihm unter die Fäuste kam. Dann legte er sich wieder zu Bett, wo alsbald ein Rückfall eintrat, der ihn dem Tode nahe brachte.

Eilig rannte sein braves Weib Hasle zu, um den Doktor und den Kaplan zu holen, den ersten fürs Leben, den andern für den Tod. Der Hüsli-Xaveris Theres aber voraus raste die geprügelte Breithauptin nach dem Städtle, um den Gendarmen zu holen wegen Mißhandlung und Sachbeschädigung.

Eine Stunde später hielten drei Männer von Hasle her ihren Einzug in der Gigergasse und traten in das Haus § 1. Es waren der Doktor, der Kaplan und der Gendarm.

Hatte der kranke Spielmann schon einen eigenartigen Besuch gehabt beim Erscheinen der alten Hausiererin, so war das Eintreten von Arzt und Priester mit einem Gendarmen auch etwas Rares. Ein Kranker, der inmitten der Krankheit solche Taten vollbringt wie der Gotthard, gehört aber auch zu den Seltenheiten.

Der Arzt sendet zuerst den Mann der Gerechtigkeit aus der Kammer des Kranken unter Hinweis auf dessen

[1] So nennt das Volk im Kinzigtal die Blattern, weil sie die Gesichtshaut durchschlagen.

Zustand, der keine Inquisition vertrage. Der Kaplan bereitet ihn auf die Ewigkeit vor. Doch der Gotthard kommt nach langen Wochen davon, und außer der Breithauptin denkt niemand, auch kein Gendarm mehr an das, was der Weber im Fieberzorn verübt.

Bald spielt der Bühl-Gotthard wieder bei Tänzen und Hochzeiten und dann spät abends oder in der Frühe in seinem Hause, sich „zur Freud und der Hexe zu Leid".

Diese wurde steinalt und wollte, so gerne der Weber ihr zum Ärger musizierte, nicht sterben. Mit Schmerzen warteten der Gotthard und sein Weib auf den Tod dieses Hauskreuzes; mehr als ein Vaterunser haben beide gebetet an Sonntagen in der kleinen Dorfkirche um Erlösung von der Breithauptin, die schon so manches Spinnrad, manchen Wasserkrug und zahlreiche Milchhäfen gekostet, weil sie den Spielmann nicht unbeschrieen spielen ließ.

Doch die Hausiererin hatte ein zähes Leben und tat weder dem Gotthard noch seinem Weib den Gefallen, nach ihrem Wunsch das Zeitliche zu segnen. Ja, die Weberin starb vor ihr nach langem Siechtum.

Mit ihr schied der gute Geist aus § 1 der Gigergasse. Der Gotthard heiratete zwar, um nicht mit dem bösen Geist allzulange allein im Hause sein zu müssen, bald wieder, aber die zweite Frau, Walburg, eine Mühlenbacherin, ersetzte ihm des Grundhüsli-Xaveris Theres nicht. Diese konnte schweigen, wenn er musizierte und bombardierte, besorgte emsig das Kühlein im Stall und wartete des Kraut- und Baumgartens um das Haus.

Bald nach der Theres starb noch die Hofstetter Spielmannszunft. Der alte Weber-Vater ging den Weg alles Fleisches, sein Schreiner-Bruder wurde älter und mochte nicht mehr blasen, und des Gotthards Bruder, der Felix, gründete ein eigenes Geschäft als Weber und wurde zugleich Sakristan an der Dorfkirche. Ein Sakristan darf aber nicht mehr aufspielen bei Hochzeiten und Tänzen; das paßt

nicht für einen Kirchendiener, und der Pfarrer von Hasle leidet's nicht.

Schon vor dem Gotthard lernte ich den Felix kennen, weil er mir seine Sakristansdienste weihte vom ersten Tage an, da ich in Hofstetten meine Ferien zubrachte.

Er hatte sein Häuschen an der Dorfstraße und saß den ganzen Tag über unermüdlich in seinem Keller und webte; denn er hatte weit mehr das Vertrauen der Bürinnen und deshalb auch entsprechend mehr Arbeit als der lustige Musikant Gotthard.

Dreimal des Tages verließ er seinen Keller, um die Betglocke zu läuten. Und wenn er morgens in aller Frühe über die Brücke schritt am Dorfbach, dröhnte sein Schuhwerk so mächtig in mein Schlafzimmer, daß er mich regelmäßig weckte.

Hatte er aber einmal die Glocke angezogen, so wurde es lebhaft ringsum im Dörfchen. Wendel, der Dorfschmied, fing an zu hämmern, die Knechte trieben unter Peitschenknallen das Vieh an die Brunnen, die Bauern „dengelten" (schärften) ihre Sensen — und mit meinem Morgenschlaf war's aus.

Wenn ich dann bisweilen dem Felix am Morgen in der Sakristei sagte, er gäbe jeweils durch sein Kommen und sein Läuten das Zeichen zur Störung meines besten Schlafes, da lächelte er aus seinem gutmütigen, mit einem Schnurrbart verzierten Gesicht heraus und meinte: „Wenn der Mesner läutet, darf der Pfarrer nimmer lang im Bett liegen, so ist's überall in der Welt."

Nie hätte ich, nachdem ich den Gotthard kennen gelernt, geahnt, daß beide Brüder wären. Der Unterschied war zu groß. Der eine, der Felix, still, steif, langweilig und von billigster Denkungsart, der Gotthard lebhaft, beweglich, unterhaltend und ein Schlaumeier erster Güte.

Ich konnte nie begreifen, daß der Felix einmal das Zeug zu einem Dorfmusikanten gehabt haben sollte, und der Gotthard bestätigte meinen Zweifel, indem er von ihm

behauptete: „Er isch nie kein rechter Musikant gsi (gewesen); er het si Sach herblose ohne Genie!"

Der Felix aber kritisierte den Bruder Gotthard in volkstümlicher Weise ganz echt, wenn er ihn „für einen närrischen Kerle hielt, der einen Sparren zu viel habe".

Echte Musikanten, Dichter und Sänger gelten im Volke als Abarten und „närrische Kerle". Und es liegt tiefe Wahrheit in dieser Anschauung. —

Es war für den Gotthard ein schwerer Verlust, daß die Dorfkapelle, deren Seele er gewesen, einging. Dazu schied der gewiegteste Bandenführer im Kinzigtal, der Scherenschleifer von Hasle, auch aus dieser Zeitlichkeit. Es bildeten sich neue Banden unter neuen Führern im Tale, und der Stern Gotthards kam ins Sinken.

Zwar verband er sich anfangs der siebenziger Jahre noch mit dem berühmten Trompeter „Christian", den wir aus den „wilden Kirschen" kennen. Er begleitete mit diesem die Haslacher auf Ausflügen, wobei die beiden den musikalischen und gesanglichen Teil besorgten. Der alte Christian blies Trompete, der Gotthard geigte, jener sang Baß, dieser Tenor. Und es war keine kleine Ehre für den Dorfweber, mit dem berühmtesten Haslacher Pläsiermeister auf al pari zu stehen, mit ihm Gastspiele geben und die Städtle-Bürger unterhalten zu können.

Noch erzählte der Gotthard mir mit Entzücken, wie er 1874 einmal bei einem Ausflug des katholischen Kasinos von Hasle mit dem Christian Furore gemacht habe in Ettenheim.

Aber die Haslacher haben zu keiner Zeit ihre Pläsiermeister bezahlt, und so verdiente der Dorfweber nicht nur nichts mit seinen Gastrollen, sondern die Ehre kostete ihn noch sein sauer verdientes Webergeld.

Geld mit Musizieren verdiente er nur noch mit seinen Prechtäler Kompagnons, die ihn hinüberriefen, wenn drüben was los war, und die er, nachdem die eigene Kapelle eingegangen, herüberholte, wenn im Dorf gespielt werden sollte.

Aber ein armer Mann blieb der Gotthard allzeit, während der Felix mit Hilfe seines energischen Weibes ein Kapitalist wurde, was einem Dorfweber und Dorfsakristan höchst selten passiert.

Eines Tages stand ich in den neunziger Jahren mit dem Schneeballenwirt auf einem seiner Äcker, auf dem die „Mesmerin" taglöhnerte. Couragiert, wie sie ist, mischte sie sich in unser Gespräch und sprach im Verlauf desselben von Staatspapieren und besonders von den Portugiesen.

Mich erfaßte ein wahrer Schrecken ob ihrer Worte; denn ich hätte eine Minute zuvor noch meinen Kopf gewettet, daß in allen Bergen und Tälern ringsum keine bäuerliche Seele sich kümmere um Staatspapiere, Kurs und Börse.

Noch Tags zuvor hatte ich das Weib am Dorfbach gesehen bei einer urechten Volkswascherei. Sie wusch frisch geschorene Schafwolle, um ihrem Felix und den Kindern Strümpfe daraus zu stricken, und heute sprach sie von Portugiesen und vom Fallen der Kurse. Ich aber sagte mir, was soll aus der Welt noch werden, wenn unsere Bauernfrauen und „die Wibervölker" im Schwarzwald von solchen Dingen reden. Wie lange werden sie da noch Wolle waschen und Strümpfe stricken wollen! —

3.

Ein guter Tag ging dem Gotthard auf, als die alte Breithauptin das Zeitliche segnete. Sie hatte ihm aber die Zeit lang gemacht und war fast neunzig Jahre alt geworden, ehe sie ihre Herberge in der Gigergasse für immer verließ. Freudig folgte der Hausherr dem Leichenzug, denn jetzt konnte er unbeschrieen geigen, ohne mit seiner eigenen Habe das Spielgeld bezahlen zu müssen.

Die Hausiererin war so alt geworden, daß das „urkräftige" Kind des Webers, das einzige, welches die Hexe durch ihren giftigen Blick nur „gestreift" und nicht getötet

hatte, zur Jungfrau herangewachsen war. Der Gotthard kann sie aber neben der zweiten Frau im Hause nicht haben, da Stiefmütter und Stieftöchter in der Regel zueinander stehen wie Hund und Katze. Die Tochter will deshalb „dienen".

Eine Weberstochter auf dem Land geht viel lieber ins Städtle zum Dienen als zu den Bauern. Sie kennt die harte Feldarbeit nicht so wie die Töchter des Bauers und Taglöhners.

Im „Städtle" wohnte aber damals noch die Schlosser-Müllerin, eine Dame für alle Nöten. Sie war Magdverdingerin, Pfandleiherin, Beraterin und Kommissionärin in allen weiblichen Angelegenheiten.

Schon in meiner Knabenzeit war sie geachtet und gefürchtet. Sie verstand keine Hexenkünste und keine Sympathie, aber schlau war sie und nie verlegen in Auffindung von Hilfsmitteln.

Ihr Mann, einst Schlosser, in meinen Bubenjahren aber schon Taglöhner, war ein biederer Schwyzer, der, auf der Wanderschaft in Hasle „hängen geblieben", durch seinen vielen Durst sich rasch an die Haslacher Sitte und Luft angewöhnt, bald aber Hab und Gut verloren hatte.

In meinen Knabenjahren machte er jeweilig meiner Großmutter das Holz, das ich so ungern, wenn's gespalten, auf die Bühne trug. Der Schlosser-Müller schnupfte ebenso gern, als er trank, und so oft er Holz bei der Großmutter machte, mußte ich ihm aus deren Kramladen gratis seine Dose füllen.

In steinernen Häfen hatte meine Ahne den Schnupftabak, und mit einem hölzernen Löffel ward er herausgeholt. Und es machte mir viel mehr Vergnügen, dem Schwyzer seine Dose zu füllen und möglichst voll zu pressen, als Holz zu tragen.

Seine erste Frau war noch mit meiner Großmutter verwandt gewesen, und er titulierte deshalb diese stets mit „Frau Bas". Die Frau Bas war aber auf den Vetter Schlosser

nicht gut zu sprechen, und so oft ich kam und bat, seine Dose füllen zu dürfen, sprach meine Muhme: „Der Lump kann nicht einmal mehr seinen Schnupftabak bezahlen, er könnt's gut haben, hat aber alles vertan."

Hatte er seinen Tabak, so beorderte er mich nach einiger Zeit, ihm bei meiner Mutter ein Viertele Schnaps zu holen. Da hieß es dann wieder: „Der Lump hat das letzte Viertele noch nicht bezahlt."

In teils kindlicher, teils boshafter Art sagte ich ihm einmal: „Schlosser-Müller, die Mutter und die Großmutter schelten immer, wenn ich für Euch etwas holen soll, und heißen Euch Lump."

„Büble," meinte er ruhig und sägte sein Holz weiter, „loß d'Wiber schwätze."

Daß er den Schimpf so ruhig hinnahm, setzte mich in Staunen, weil ich damals noch keine Ahnung von der Existenz solcher Philosophen des Gleichmuts hatte.

Ich hatte den Schlosser-Müller, den sie schon vor Jahrzehnten begraben, längst vergessen, als der Gotthard mir ihn wieder wachrief, indem er seine Frau nannte.

Die Schlosser-Müllerin hatte aber keinen „Platz" im Städtle für des Spielmanns Tochter und placierte sie deshalb in Bibere (Biberach) beim „Rebbur", zwei Stunden talabwärts von Hasle, wo die Bauern keine so beschwerlichen Höfe haben wie im Obertal und vielfach noch Weinbau treiben.

Trotz ihrer Einhüftigkeit findet des Gotthards Maidle nach Jahr und Tag einen Hochzeiter in Gestalt eines vermöglichen Bauernsohns. Der Gotthard will nun seiner Tochter „§ 1 in der Gigergasse" samt Baumgarten und Schulden übergeben und nur seinem Weberkeller und seiner Geige leben, aber die Tochter will nicht. Drunten im Tal ist es schöner, die Leute sind lustiger, weil guter Wein gedeiht an den sonnigen Halden. Sie sitzt mit ihrem jungen Mann „z'Herbet"[1] in Fußbach und lebt von seinem Geld und seinem Taglohn.

[1] Zur Herberg, d. i. in einer gemieteten Wohnung.

Doch der alternde Spielmann läßt sich nicht lumpen; er gibt seiner Tochter, was er kann, einige hundert Mark, die seine Schulden vermehren helfen, aber zeigen sollen, daß der Gotthard kein Bettelmann sein will.

In Fußbach, oder wie die Kinzigtäler sagen, „im Fuoschbe", sind nicht lauter glückliche Sterbliche. Es ist dort die große Pflegeanstalt für die Armen des Kinzigtales. Manch „wilde Kirsche" verlebt dort ihre letzten Lebensjahre, nachdem Mißgeschick oder eigene Schuld sie unter die Armen gestoßen.

Ja, viele Originalmenschen leben in solchen Anstalten, denn der Originalmensch hat weit eher das Zeug zum „Verkommen", als der billige Denker und die Durchschnittsware unter der Menschheit.

Was die armen Kinzigtäler „im Fuoschbe" am meisten plagt, ist das Heimweh. Ehedem besaßen die armen, alten Leute wenigstens eines noch, das Recht auf ein Stüblein in der Hütte, in der sie geboren. Verarmten sie auch ganz, so blieb ihnen doch dieses Stüblein im Vaterhaus mit all ihren Erinnerungen an die selige Jugendzeit. Gute Menschen in und außerhalb der Hütte speisten sie — um Gotteslohn, und Berge, Täler, Wälder und Matten der Heimat erfreuten ihren Blick und ihr Herz.

Jetzt nimmt die gemütlose Humanität unserer Zeit sie fort aus der dunkeln Stube, aus der elenden Strohhütte und bringt sie in große, helle Räume, speist und tränkt sie besser, als sie es daheim an Sonntagen hatten, und doch sind die meisten dieser Armen sterbensunglücklich aus Heimweh.

Es ist so kalt ringsum in der Anstalt und so warm in der heimischen Hütte und so sonnig auf den einsamen Bergen der Heimat.

Schon mehr denn einen solcher Armen habe ich diese rührende Klage aussprechen hören und die Tränen gesehen, die sie weinten aus ungestillter Sehnsucht nach der Hütte, in der sie geboren, und nach den Bergen, auf denen sie gelebt.

Es ist unserer Zeit ganz eigen, in den Armenanstalten für den Magen und in den Schulhäusern für den Kopf zu sorgen, aber überall bei unseren modernen Humanitäts- und Bildungsanstalten geht das Herz leer aus. —

Bald sollte des Gotthards Tochter die Armut „im Fuoschbe" kennen lernen: Ihr Mann starb, und um seines hinterlassenen Geldes willen fand sie leicht einen zweiten, der einen schwunghaften Handel anfing mit Hühnern und Hähnen nach Straßburg. Weil er selbst dabei federleicht war, hatte er bald ausgehandelt, worauf er sich gleichfalls zum Sterben niederlegte.

Des Spielmanns Tochter aber wurde mit ihren Kindern „ortsarm" und holt ihr täglich Brot in der Anstalt.

Der Alte in der Gigergasse kann ihr nicht helfen. Er kämpft selbst mehr und mehr mit des Lebens Not, aber er trägt sie, wie große Menschen sie tragen, und — geigt dazu.

Längst ist sein Ruf als Sänger dahin. Er thront nicht mehr auf der Empore der Kirche, sondern muß unten ins Schiff, wo die Nicht-Choristen und Bauern stehen.

Seine Hofstetter Kapelle ist tot. Er allein spielt noch fort mit den Musikanten im „Prächt". Aber auch diese sind nicht unsterblich, und andere treten an ihre Stelle, die von dem Spielmann jenseits der Berge nichts wissen wollen. Und im eigenen Dorfe entsteht mit der Zeit eine neue Spielmannskompanie. Des Schreiners Buben und ihre Kameraden gehen nach Hasle, wo der Sohn Lamberts, des Schmieds, des großen Kapellmeisters meiner Knabenzeit, den Amboß des Vaters behämmert und ebenfalls Maestro ist. Bei ihm studieren die Hofstetter und errichten nach vollendeter Lehrzeit eine Dorf-Blechmusik, spielen bei den Hochzeiten und Tänzen und legen den Gotthard zu den toten Spielleuten.

Das stimmt ihn bisweilen melancholisch, und mit Recht beklagt er sich über die neumodische Musik auch vom Standpunkt der Volkspoesie aus. Zu einer echten, rechten Volksmusik gehören die Geige und die Klarinette. Je mehr diese schwinden, schwindet auch der Spielmann, wie er auf dem Dorfe sein soll.

Aber wenn er melancholisch wird am Grabe seines Musikantentums, der alte Spielmann, dann nimmt er seine Geige, geht in der Stube oder in seinem Grasgarten auf und ab und trägt das ganze Weh seiner Seele in die Saiten seiner alten Volksgeige. Und das ist ein großer Zug des armen Webers in § 1 der Gigergasse.

Aber nicht bloß die Geige trägt nichts mehr ein, als den Trost in der Schwermut, auch zum Weben gibt's jedes Jahr weniger. Auf die höchsten Berge und in die einsamsten Täler kommt der moderne Hausierer, meist ein Sohn Israels, bringt allerlei Lumpenzeug und verdrängt die Kleider aus selbstgesponnener Leinwand. Viele Dorfweber haben nicht mehr jahraus, jahrein Arbeit, und zu denen gehört vorab der Gotthard, dem die andern Meister im Dorfe, sein Bruder Felix, sein Vetter Gordian und der Leopold Schätzle im Oberdorf, Konkurrenz machen, weil sie weder Spielleute noch „närrische Kerle" sind.

Aber auch in dieser Not zeigt der Mann in der Gigergasse schon seit Jahren sich groß. Er webt, so lange eine Bäuerin ihm ihr Garn anvertraut, und ist diese Zeit vorüber, so sucht er Arbeit, wo er sie findet.

Bei den Bauern ist ein Musikant und Geigenstreicher kein gesuchter Arbeiter. Bei denen kann der Gotthard also nicht wohl unterkommen, wenn sein Weberschifflein stille steht. Das weiß der Gotthard nur zu gut, und er sucht nach anderer Arbeit, um die wenig Menschen sich bewerben. Er entschließt sich, Steinklopfer zu werden. Aber die Steinklopfer in Hofstetten, welche die Steine zerschlagen für die Straße von Hasle bis auf die Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz, bilden eine Zunft, in die nicht leicht einer aufgenommen wird. Es sind zwar nur ihrer zwei, der „Rain-Philipp" und der „Bühl-Felix", aber sie halten ihren Steinklopfer-Ring hoch.

Beide brave, fleißige, sparsame Menschen, lassen den armen Weber und Spielmann eintreten, aber nicht al pari, sondern nur als Untersteinklopfer, der von jedem Meter

Steine, das er geklopft hat, den zwei Gründern am Rain und auf dem Bühl einige Pfennig Gewinn abtreten muß.

Auch das läßt sich Gotthards großer Geist gefallen, und seitdem sitzt er zur Sommers- und Herbstzeit auf der Straße, klopft Steine und philosophiert. Er verdient zwar selten viel über eine Mark, oft nur neunzig Pfennig pro Tag, aber es ist doch etwas, und große Menschen schaffen ja meist um kleinen Lohn.

Kommt dem geistreichen Steinklopfer am Abend bisweilen der Gedanke, daß er eigentlich pro nihilo, für nichts, auf der Landstraße gesessen, und will des Lebens Mut darob ihm sinken, so greift er noch zur Geige, spielt und singt eins, und „alles ist wieder gut".

Selten trifft's ihm an Sonntagen einen Schoppen im Wirtshaus. Kommt er aber einmal dazu, so setzt er sich kühn unter alle Gäste und spielt nicht den armen Weber, sondern den kühnen Sprecher. Er wird dann böse, wenn er spricht und man ihm nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit zuhört.

Was seine Beredsamkeit stört, sind zwei Redensarten, die immer wiederkehren und die heißen: „Wia gsait"[1] und „dä Weg und jä Weg"[2].

Als er eines Tages im Wirtshaus zum Schulmeister sich setzte und begann: „Wia gsait, Herr Lehrer, dä Weg und jä Weg" — und der Angeredete sich alsbald entfernte, rief der Gotthard: „Der Malefiz-Schulmeister het kei Bildung, bim beste G'spräch stoht er uf und goht. Wia gsait, dä Weg und jä Weg!"

Bisweilen singt er auch beim Schoppen und erfreut die Gäste sowohl durch seine Stimme als durch den Text seiner eigenen Liederdichtungen. —

Die Sonntage aber, an denen es zu einigen Gläsern Wein langt, sind selten; drum macht der alte Spielmann an diesen Tagen öfters eine Fahrt auf die Berge, wo Bauern wohnen, die mit Kirschen- und Pflaumenwasser nicht geizen.

[1] Wie gesagt. [2] Den Weg und jenen Weg.

Ein Sonntag in Hofstetten ist ein stiller Gottestag, wie er sein soll. Schildern wir einmal kurz einen solchen aus dem Ende der achtziger Jahre, wo ich noch oft im Dörflein weilte.

Wenn der Felix das erste Zeichen zum Gottesdienst gibt, regt sich's im Dorf. Wendel, der Schmied, mein nächster Nachbar, kommt, frisch rasiert, in strahlend weißen Hemdärmeln unter die niedere Haustüre. Während die alte, fromme Dorfnäherin, die das Häuschen neben der Schmiede bewohnt, sich schon anschickt, zur Kirche hinaufzueilen, sonnt sich der Wendel noch in der lieben Sonntagssonne. Jörg, der Schneeballenwirt, erscheint ebenfalls hemdärmelig auf der steinernen Vortreppe seines Hauses und schaut mit verschränkten Armen das enge Tälchen des Ullerst hinauf. Dann ruft er seinem Nachbar zu: „Wendel, hüt komme fufzehn Lohrer und welle Forelle. Kannst mit Dim Vater noch a paar fange no der Kirch!"

Felix, der Mesner, gibt das zweite Zeichen, und allmählich kommt das Volk von den Bergen herab und aus den Tälern hervor, der Bühl-Felix, der Obersteinklopfer, unter den ersten; denn er versieht das prosaische Amt des Balgtreters.

Unter den Frauen mit den goldbordierten Spitzenkappen und neben den Mädchen mit den roten Röcken und blauen Miedern nimmt sich der Bühl-Felix aus wie eine entlaubte Trauerweide in einem Blumengarten.

Über die Dorfbrücke schreitet energischen Schrittes der Bürgermeister Maier, ein stattlicher Mann, der schönste Bauernkopf im ganzen Tal, wenn er nur die alte Tracht tragen wollte. Bald hinter ihm kommt der Ratschreiber, ein kleines, kluges Männlein. Der Lehrer überholt sie beide, mit seiner neuesten Messe der Kirche zueilend.

Dort unten wandelt eben der Kaplan von Hasle dem Dörfchen zu, Angst in der Seele, bis die Predigt vorüber ist.

Auf dem Platze vor der Kirche ist jetzt ein ziemliches

„Lütspiel"[1]. In Gruppen stehen die „Mannsvölker" beieinander und „halten Rat", bis der Kaplan in der Sakristei ist. Jetzt läutet der Felix zusammen, und alles strömt dem Gotteshause zu.

Wendel, der Schmied, zieht nun auch seinen Sonntagsschoben an und geht langsam den gleichen Weg. Ihm nach, eiligen Schritts, Jörg, der Wirt.

Der letzte Ton ist verklungen. Stille und immer stiller wird's auf der Straße. Da wandern noch zwei Gestalten von der Lindensteig her über die Brücke dem Kirchlein zu. Sie kommen näher, und ich erkenne den Gotthard auf dem Bühl, im langen, blauen Sonntagsrock, und neben ihm seinen Freund, den „Sau-Alise", im alten, trachtenechten schwarzen Samtrock.

Der Alise, einst Besitzer eines schönen Gütchens und Sauhändler, hat längst ausgehaust und ist Straßenwart und so Freund des Steinklopfers Gotthard geworden. Auf der Straße verkehren sie täglich mit einander, besprechen den Wechsel der Zeiten und reden vom Durst.

Der Sau-Alise ist Realist in der verwegensten Bedeutung des Wortes und von Melancholie so weit entfernt, als sein Reichtum von dem Rotschilds.

Sie diskurrieren heute leise miteinander auf dem Kirchgang. Es ist Sonntag, keiner von beiden hat Geld, drum wird besprochen, welche Bauern sie am Nachmittag besuchen wollen. Hinter der Kirche verschwinden sie meinen Blicken.

Eine Stunde später, und das „Lütspiel" bewegt sich aus der Kirche dem Dorfe, den Tälern und den Bergen zu. Einzelne wenige ziehen gen Hasle, um zu „kromen", noch weniger kommen ins Wirtshaus, der eine hat eine „Leidschenke"[2] zu zahlen, der andere bestellt ein Taufessen für die kommende Woche.

---

[1] Eine Menge Leute heißt im Kinzigtal ein „Lütspiel" oder ein „Lütleben".

[2] Essen und Trinken nach einem Begräbnis.

In hellen Scharen zieht das Volk, Frauen und Mädchen malerisch gekleidet, „heime zua"; Berge und Wälder ringsum glänzen in der Mittagssonne. Alles erinnert uns an die Worte des Dichters[1]:

O grüne Täler, o dunkle Höh'n,
O Schwarzwald, wie bist du so schön, so schön!
Von deinen Bergen, o lieblich Bild,
Wie lächelt der Himmel auf dein Gefild!

Der Himmel, auf den dein Volk vertraut,
Fromm glaubend und betend aufwärts schaut.
Aus treuem Herzen ruf ich dir zu:
O Schwarzwald, o Heimat, wie schön bist du!

Bald nach Mittag schreitet der Felix wieder über die stille Dorfstraße der Kirche zu; wieder steht Wendel, der Schmied, hemdärmelig unter seiner Haustüre. Der Felix läutet zum Rosenkranz. Aber nur wenige Frauen und Mädchen aus dem Dorf folgen dem Glockenruf.

Hinter ihnen erscheinen abermals der Gotthard und der Sau-Alise. Der erstere hat sein Kölnerpfifle im Mund und schmunzelt vergnügt vor sich hin, den Worten seines Freundes lauschend.

Langsam gehen sie bergan. Ihr Ziel ist der „Tochtermannsberg", wo der „Brosamer" und der „Mittler-Berger-Bur" viel „Pflummenschnaps" haben. Dort angekommen, gibt der Sau-Alise dem Bur und der Bürin Bericht, was „der Jud" die letzte Woche in „der Schneeballe" vom Viehhandel erzählt; der Gotthard singt zwischenhinein lustige Lieder, und beide trinken Schnaps dazu.

Spät am Abend wanken sie unter der Heidburg durch den Ullerst heraus dem Dorf zu. Beim Wirtshaus will der Gotthard „dem Hansjakob" noch eins singen, aber der Jörg verbietet's ihm, weil der Anzusingende schon zur Ruhe gegangen.

[1] Hans Grüninger in seinen Gedichten vom „Wegrain".

Droben hinter der Lindensteig, in der Gigergasse und hinauf bis zum „Rotbur“ hört man noch lange nach Mitternacht einsames Saitenspiel. Es ist der Gotthard, der seinen Gedanken noch poetischen Ausdruck gibt.

Am andern Morgen ist er aber in der Regel „tiefsinnig“. Gegen diesen Tiefsinn, den er neben erblicher Belastung gestern auf dem Tochtermannsberg geholt, hilft die Geige nicht. Der Gotthard hat dafür ein ander Mittel. Die ganze Woche fastet er bei Wasser und Brot und klopft Steine dazu, und am Sonntag ist der „Tiefsinn“ wieder geschwunden.

Schon mehr denn fünfzig Jahre ist der Mann in der Gigergasse Sänger, Geigenspieler und Weber und schon mehr denn zehn Jahre Steinklopfer. Im Dorf und auf den Bergen gilt er als ein „närrischer Kerl“, in meinen Augen ist der Gotthard ein geniales Stück Volksseele, das selbst die Melancholie großer Menschen besitzt.

Ein Zeichen seiner Genialität aber ist's, daß er den Hansjakob richtig durchschaut und beurteilt hat. Öfters, wenn wir miteinander heimgingen oder er bei mir auf meiner Dorfstube saß, sprach er warnend: „Aber, daß Ihr mich nicht in so ein G'schmier ni (hinein) bringe!“ —

Was wird er sagen jetzt, wenn er liest oder hört, daß er in meinem Geschmier steht. Er wird sagen: „Jetz het er mi bigott do ni brocht — wia gsait, dä Weg und jä Weg!“

Seinen Bruder, den Kapitalisten Felix, haben sie am 9. Jänner 1894 begraben, der arme Gotthard aber saß im neuen Jahrhundert noch unter dem blauen Himmel neben grünen Tannenwäldern auf der Landstraße, klopfte Steine und geigte am Abend seine Melancholie fort.

Wer war der Glücklichere von beiden? — Ich würde es mit dem Felix halten.

Und wie steht's heute, 1910, da dies Buch neu erscheint?

Noch neun Jahre lebte der Gotthard länger als sein Bruder Felix, und er endigte traurig.

Im Jänner 1903 war sein Weib gestorben, die Walburg; das brachte ihn geistig aus Rand und Band, weil er niemand mehr um sich hatte und niemand ihm auch nur eine Suppe kochte.

Vier Wochen ging's mit ihm um und in der fünften schrieb er auf einen Zettel: „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Ich m u ß aus dem Leben scheiden und bitte um ein ehrliches Begräbnis."

Schrieb's und dann ging er hin und erhängte sich.

Weil er allzeit als „närrischer Kerl" gegolten, wurde er am 19. Februar 1903 in Ehren beerdigt, 75 Jahre alt.

Sein Freund Alise war ihm einige Jahre im Tode vorhergegangen. Aber seine Mit-Steinklopfer, der Rain-Philipp und der Bühl-Felix leben heute, 1910, noch, und der letztere klopft bei gutem Wetter immer noch Steine.

Die Blechmusik aber ist auch schlafen gegangen und seitdem der Gotthard aus dem Leben ging, der größte Musikant aller Hofstetter Zeiten, schweigen alle — Geigen und alle Flöten. Die Frau Musika hat mit ihm das stille Dorf verlassen. —

